Michael de Ruiter.

Bilder aus Holland's Marine.

Von

Heinrich Smidt.

In vier Bänden.

Erster Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

RBR
Jantz
#235
bd. 1,2

Seiner Königlichen Majestät

Wilhelm II.

König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg,
Herzog von Limburg,
2c. 2c.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

I.

Der Seiler-Junge.

(März 1617.)

Es war um das Jahr 1617 im März. Auf den Werften von Vlissingen gestaltete sich ein reges Leben. Die hohen Fluitschiffe erhielten einen neuen Farbenschmuck, ihre Takelage wuchs zusehends in die blaue Luft hinein und von der Gaffel wehte die stolze Flagge der sieben vereinigten Provinzen. In den großen Magazinen scharwerkten die Matrosen unter der Aufsicht ihrer Offiziere und rollten die Proviantfässer nach den Böten, während an der andern Seite, die nach der Stadt zuführte, tausend Hände beschäftigt waren, die nöthigen Wasservorräthe herbeizuschaffen. Auf den großen Reepschlägerbahnen der Gebrüder Lampsin lagen Taue aufgeringelt, vom schwersten Ankertau bis zum leichtesten Kabel in solcher Menge, daß eine Flotte zehn Jahre daran genug hatte,

und doch wurde überall so fleißig gesponnen, als könne keine Heringsbuise auslaufen, bevor sie nicht hier neue Fangleinen und Angelschnüre gemacht hatten.

Der Werkmeister, ein stämmiger, vierschrötiger Kerl, hatte seine Augen überall; er stieß die Seilerknechte in die Rippen, wenn sie den Faden nach seiner Meinung nicht glatt und fein genug spannen, und ließ ein kurzes Tauende unsanft auf den Rücken der kleinen Seilerjungen niederfallen, wenn sie das Rad nicht stets im vollen Schwunge drehten.

Da kam ein kleines, zusammengedrücktes Männchen mit breitkrämpigem Hute und weiten Schifferhosen daher. Sein Oberkörper war in eine abgetragene Friesjacke geknöpft und in jeder Hand trug er einen Korb mit wohlgepropften Bierkrügen. Er nahte schüchtern dem polternden Werkmeister, und fragte leise, ob vielleicht neuer Vorrath nöthig sei?

„Was da? Was giebt's?" rief dieser und rannte in seinem Eifer den kleinen Bierzapfer beinahe über den Haufen. „Alha! Seid Ihr's, Adrian de Ruiter? Euer Bier wird alle Tage schlechter und die Stüber immer rarer. Wenn Ihr Euch nicht bessert, und der Verdienst bedeutender wird, habt Ihr meine Kundschaft am längsten gehabt."

„Ach, lieber Herr!" entgegnete Adrian de Ruiter

und setzte die schweren Körbe auf die Erde, „das solltet Ihr nicht sagen. Euer Verdienst mag nicht so groß sein, wie Ihr ihn wünscht und verdient, aber mein Bier ist gut und es ist nicht wohlgethan, so verächtlich davon zu reden, weil ich dadurch meine Kundschaft verliere, denn was Ihr thut, machen die Andern nach. Ist ein saures Brod, das Brod eines Bierzapfers, der sich viel muß herumstoßen lassen und oft das Seinige verliert durch die Bierprobe und schlechte Zahler."

„Nun, flennt nur nicht wie ein altes Weib!" brummte der Werkmeister, „und setzt mir ein Dutzend von den Krügen in mein Schauer; meine Griethe wird Euch das Geld geben, und Euch nicht durch Borgen ruiniren! — Frisch, fort an die Arbeit!"

Er trieb damit einige Seilerknechte vor sich her, die ebenfalls herbeigekommen waren, um einen Krug Bier zur Erquickung zu erhaschen. Der Bierzapfer bediente seine Kunden mit möglichster Schnelle, und gut gelaunt über die vielfachen unerwarteten Baarzahlungen, griff er nach einem größern Kruge, reichte ihn dem Werkmeister und sagte flüsternd: „Das ist ein absonderlicher Tropfen für Euch; habt die Güte, und sagt mir, was macht mein Sohn? Führt er sich gut auf und profitirt er im Gewerke?"

„Hört, Adrian!“ sagte der Werkmeister rasch. „Behaltet Euer Bier, ich kann Euch nichts dafür zur Liebe sagen. Euer Michael ist dumm und bleibt dumm und wird bald aus der Bahn gejagt werden. Was Ihr ihm heute sagt, hat er Morgen vergessen; sobald er zur Arbeit geht, ist er schläfrig und träge, gilt es aber, einen dummen Streich zu machen, ist er allemal der Anführer, er und der verdammte Negerjunge Jan Compannei. Dieses schwarze Ungethüm hat Euern Jungen vollends verdorben. Wenn der Michael nächsten Sonnabend fortgejagt wird, könnt Ihr einen Bierzapfer aus ihm machen; das ist Alles, wozu der niederträchtige Junge taugt.“

„Herr Werkmeister!“ sagte Adrian de Ruiter tief gekränkt, „dergleichen Worte müßt Ihr nicht sagen. Wir sind arme Leute, wir de Ruiters, vom Großvater her, aber wir sind ehrlich und brav und es ist nichts Niederträchtiges in uns. Mein Michael ist auch gut und brav und niemals hat er etwas Unrechtes gethan.“

„Zum Teufel mit Eurem Michael!“ schrie der Werkmeister. „Ich dulde ihn nicht länger auf der Bahn! Er oder ich!“

Der Werkmeister hatte sich in Zorn gesprochen und stieß noch heftigere Drohworte aus, als von der äußer-

sten Rhede her ein Schuß fiel, und ein großer Dreimaster mit breitem Bord unter vollen Marssegeln langsam heransteuerte. Die Seilerknechte steckten die Köpfe zusammen, den neuen Ankömmling beschauend und sich ihre Bemerkungen zuflüsternd. Der Werkmeister aber hatte bei diesem Ereigniß all seine Heftigkeit vergessen und rief: „Hurrah! Das ist Admiral Jacob Heemskerk! Nun giebt's Bestellungen und Arbeit vollauf! Nicht zu gedenken der lustigen Geschichten von gesunkenen und geenterten Schiffen, von abgeschossenen Beinen und gespaltenen Köpfen, denn wo der Jacob Heemskerk kommandirt, daß sie hinschlagen sollen, da wächst fürder kein Gras. Er ist der beste Offizier in der Flotte und fürchtet selbst den Teufel nicht, das habt Ihr Anno 1607 vor Gibraltar gesehen, oder hättet es doch sehen können, wenn Ihr Courage genug gehabt hättet, dabei zu sein. Frisch, Jungens! Dem müssen wir bei seiner Heimkehr ein lautes Hurrah bringen!"

Die Seilerknechte folgten seiner Anweisung und voll Begeisterung für seinen Seehelden, unter dessen Befehlen er einst stand, bemerkte er es nicht, daß alle Räder aufhörten sich zu drehen, sondern plauderte ruhig weiter von türkischen Schebecken, spanischen Galionen und dem Ruhm der niederländischen Flagge.

Unterdessen hatte der Bierzapfer seine Körbe aufgenommen und war unter ein Schauer getreten, wo einer der Radjungen, ein leichtes, behendes Bürschchen von kaum zehn Jahren, mit einem Negerknaben in Streit gerieth. Obgleich dieser Letztere von starkem Wuchse war und ein Paar kräftige Fäuste emporstreckte, während seine Augen wie ein Paar Kohlen glühten, zeigte der Junge doch nicht die geringste Furcht, sondern dem Gegner keck entgegentretend, sprach er laut: „Sage es noch einmal, verdammter Schwarzer! Sage es nur noch einmal! Was weißt Du davon, und was hast Du mit den Spaniern und Franzosen zu schaffen, da Du doch hier bist und niederländisch Brod frißt! Was! Uns sollen die Spanier unterkriegen? Ich will es nicht! Ich leide es nicht! Sieh die großen Fluiten, die draußen liegen und den Dreimaster, der dort einsetzt! Sieht mir recht darnach aus, als ob er einen Spanier an Bord kommen ließe!"

Der Neger grinste: „Hollandaise nicks! Spaniol groß! Portugaise groß! Franzuß groß und stark! Hollandaise viel Prügel!"

„Da, Du Hund von einem Neger!" schrie der Radjunge. „Noch einmal! So! Und noch einmal! Frisch, Du schwarzer Satan! Ich schlage Dir Deine weißen

Zähne ein, wenn Du noch einmal Dein verdammtes Portugaise sagst!"

Leicht und gewandt hatte er den Neger umfaßt. Dieser, der sich eines so raschen Angriffs nicht versah, fiel zu Boden und schlug um sich, umsonst den Kleinen von sich abwehrend, der ihn wie eine Katze umkrallte. In diesem Augenblicke kam der Bierzapfer herbei und riß die Jungen auseinander: „Wollt Ihr Frieden halten, Ihr unnützen Buben?" rief Adrian erbost. „Ist's nicht genug, daß Ihr von Euren Vorgesetzten braun und blau geschlagen werdet, müßt Ihr Euch auch selbst noch das Fell gerben? Schäme dich, Michael, daß Du mir solche Schande machst."

„Vater!" antwortete Michael, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Vater! der verdammte Schwarze hat schon wieder auf unsere Flagge geschimpft und seine Spanier und Portugiesen in den Himmel erhoben...."

„Bleib mir mit Deinem Gewäsch vom Leibe!" entgegnete der Vater ärgerlich. „Was gehen Dich die Spanier und unsere Flagge an? Drehe Du Dein Rad, wie ich mein Bier verkaufe, und damit hollah!"

„Oho, noch lange nicht!" rief der kleine Uebermuth und nahm eine Stellung an, als sei er jetzt schon Herzog und erster Admiral der General-Staaten.

„Ich habe es ihm gegeben, und will es ihm noch besser geben, wenn er wieder auf uns schimpft! Wir sind Niederländer, Vater! Du und ich!"

Jan Companei hatte sich aufgerafft, schlich sich heran und sagte: „Hollandaise viel bange! Hollandaise viel laufen!"

„Da fängt er schon wieder an, Vater!" rief Michael und wollte sich auf seinen Gegner stürzen, aber der Vater hielt ihn zurück und sagte: „Junge! Bringe mich nicht auf! Ich habe vorhin mit dem Werkmeister gesprochen, er ist sehr unzufrieden mit Dir."

„Das ist er immer!" sagte Michael leichthin.

„Er hat's aber ernsthaft gesagt! Hat meinen Krug Bier nicht angenommen und versichert, er werde Dich ehestens wegjagen."

„Meinetwegen!"

„Was? Deinetwegen? Ja, nun sehe ich es ein, daß Du wirklich ein Taugenichts bist. Junge! Junge! Ich bin ein reputirlicher Mann, der keinen Burschen in seiner Familie haben will, der von seinem Brodherrn weggejagt wird. Alle Deine eilf Brüder und Schwestern sind wohlgerathen, sie arbeiten tüchtig und führen sich gut auf, so daß ich und Deine Mutter unsere Freude daran haben, aber Du bist ein un-

nützer Bube, der nicht einmal dazu taugt, ein Rad zu drehen."

„Nein, Vater! Ich kann's auch nicht!" rief Michael. „Wenn ich erst von dieser Bahn weg bin, will ich Gott danken und sie sollen lange warten, ehe sie mich wieder hier zu sehen kriegen. Vater! Weißt Du was? Heute Nacht hat mir geträumt, ich wäre groß, hätte einen Degen an der Seite, einen Federhut auf dem Kopfe und stände auf dem Hinterdeck eines Dreimasters! Vater! Wenn das wahr würde!"

„Ach, daß Gott erbarm!" sprach der Alte betrübt vor sich hin. „Warum muß denn gerade ich mit einem solchen Jungen gestraft werden? Sein Geschäft läßt er liegen, und träumt ungewaschenes Zeug von großen Dingen, die uns noch in Ungelegenheiten bringen könnten, wenn die vornehmen Herrn darum wüßten; denn was man träumt, daran hat man wachend gedacht! Was würde wohl der Admiral denken...."

„Ich will's ihm selbst sagen, Vater!"

„Ach, Du ungerathner Junge! Wolltest Dich unterstehen, einen so vornehmen Herrn anzureden? Wolltest nicht Dich tief bücken und ihm hundert Schritte aus dem Wege gehen? Gut! Mit uns ist es aus! Ich ziehe meine Hand von Dir ab, und wenn Du

hier weggejagt bist, brauchst Du auch nicht mehr zu mir in's Haus zu kommen."

„Vater" rief Michael. „Vater! Das mußt Du nicht sagen! Ich bin Dir gut; Dir und der Mutter und den Brüdern und Schwestern. Aber ich kann nicht ausdauern bei'm Raddrehen und will ein Seemann werden, muß ich auch mein Lebstage ein kleiner Tjalkmann bleiben. Laß mich hinaus, Vater, hörst Du? Am Lande thue ich Dir nicht gut, aber am Bord will ich geduldig sein, wie ein Lamm!"

„Wenn's Gottes Wille ist, kann ich nichts dazu oder davon thun!" antwortete der Vater: „Sieh Du selbst zu wie Du's treibst. Ich habe außer Dir noch eilf Kinder zu versorgen! Kannst Du da nicht aushalten, wohin ich Dich gestellt, so siehe zu, daß Du Dich anderswo unterbringst; ich habe keine Bekanntschaft mit Leuten, die für solche Bursche, wie Du bist, einen Degen und einen Federhut in Bereitschaft halten. Geh mit Gott!"

Der Bierzapfer Adrian de Ruiter entfernte sich und Michael lehnte sich gegen das Rad, mechanisch nach dem Handgriff desselben fassend. Da schlich sich unbemerkt Jan Compannei heran, umfaßte ihn unversehends und warf ihn zu Boden, indem er höhnend

rief: „Todt Hollandaise! Hurrah vor Spaniol und Portugaise!“

Wie ein junger Tiger sprang Michael de Ruiter vom Boden auf und warf sich auf seinen Gegner. Ein erbitterter Kampf begann, der einen unglücklichen Ausgang genommen hätte, wenn nicht einige Seilerknechte herbeigekommen wären und sie auseinander gerissen hätten. Der Werkmeister aber schwang sein flinkes Tauende, und rief: „Nun seid Ihr reif! Du und der Schwarze! Ich will ein Exempel statuiren, daß Euch für alle Zeit und Ewigkeit die Lust vergehen soll, einen solchen Aufruhr auf der Bahn zu veranlassen. Erst halb todt geschlagen und dann mit Euch hinaus in's Elend, wie es sich für solche Taugenichtse gehört.“ Auf seinen Wink hatten sich ein Paar der Knechte des Negers bemächtigt, und er selbst streckte seine gewichtige Hand aus, um Michael zu fassen. Dieser aber entsprang ihm und lief einige Schritte weiter: „Ihr dürft mich nicht schlagen! Ich habe mich blos gewehrt, als der Schwarze mich hinterrücks angriff! Ihr dürft mich nicht schlagen! Dafür nicht.“

„Willst Du mir vorschreiben, was ich thun darf und was nicht?“ schrie der Werkmeister. „Den Augenblick kommst Du hierher und empfängst geduldig Deine

Hiebe, oder es setzt das Dreifache. Willst Du nicht? Warte Bursche! Wenn ich Deiner habhaft werde!"

„Versucht's, ob Ihr es könnt!" lachte Michael und lief dem Ausgange der Bahn zu. Der zornige Werkmeister flog mit lauten Schimpfworten und geschwungenem Tau hinter ihm her. Aber lange hielt er die Jagd nicht aus, der Schweiß perlte von seiner Stirn; sich verschnaufend blieb er stehen und sagte zu den umstehenden Burschen und Handpflegern: „Wer mir den Jungen bringt, so daß ich ihn tüchtig abstrafen kann, soll Morgen einen freien Tag haben."

Ein lautes Hurrah ertönte und die wilde Meute stob auseinander. Eine grausame Verfolgung begann, und weil sie den raschen Knaben nicht erreichen konnten, suchten sie ihn durch Geschrei und Steinwürfe einzuschüchtern. Aber unermüdet stürmte er fort von der Bahn herab, in die engen Straßen der Stadt, sprang über Gassen und Beischläge und stand endlich athemlos still am Eingange des Kirchhofes zu St. Marien.

Die Kirche zu St. Marien war ein altehrwürdiges Gebäude und eine Zierde der Stadt Vlissingen. Ihr schlanker Thurm ragte hoch empor und wies sich schon in weiter Ferne den ansegelnden Schiffen als ein freundliches Wahrzeichen. Jetzt war der Thurm bis

fast zur Spitze mit einem Gerüste umgeben, und viele Maurer und Zimmerer waren beschäftigt, die schadhaften Stellen auszubessern. Die Mittagsglocke läutete; die Gesellen und Handlanger kletterten die Leiter herab, um sich mit Speise und Trank zur zweiten Hälfte des Tagewerkes zu stärken. Sie drängten dem Ausgange zu, wo Michael an einem Pfeiler lehnte und hießen ihn mit barschen Worten aus dem Wege gehn. Verwirrt vom wilden Laufe trat er schweigend bei Seite und drängte sich an den Mauervorsprung, um ihren forschenden Blicken zu entgehen; da tobten seine Verfolger heran, lärmend und schreiend: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!"

„Oho!" sprach der Vorderste der Gesellen. „Habt Ihr's gehört? Ein Dieb wird verfolgt! Frisch! Nehmt Euch zusammen! Wohin ist der Kerl gelaufen, den Ihr sucht?"

„Zu Euch! Zu Euch!" rief der Erste der Verfolgenden, ein schäbiger Bursche, der etwas von der Physiognomie eines entsprungenen Sträflings hatte. „Es ist einer von unserm Werft! Ich bitte Euch, haltet ihn für mich! Es setzt einen freien Tag für mich, wenn ich ihn bringe."

„Dann ist's dieser Junge da!" sprach der Geselle sich umwendend, und wies auf Michael de Ruiter.

„Frisch, Pieter! Pack' ihn an die Gurgel und wirf ihn den Leuten über die Mauer zu. So jung und schon ein Dieb! Warte, Dein Galgen ist auch bald gezimmert."

„Ich bin kein Dieb und lasse mich nicht greifen!" sagte Michael, noch athemlos der Kirche zueilend, während seine Verfolger sich über die niedrige Kirchhofsmauer schwangen, und die Gesellen, beide Arme in die Seite gestemmt, der Verfolgung wie einem Schauspiele zusahen.

„Seht nur, wie er sich um die Gerüste schlängelt!" sagte einer der Gesellen. „Gebt Acht! Er wird sich gleich die Nase an der Mauer zerquetschen!"

„Scheint mir nicht!" antwortete ein Anderer. „Er hat die Leiter erreicht und steigt schnell empor. Donnerwetter, der Junge mag ein Dieb sein, oder nicht, aber das Klettern versteht er!"

„Oho!" rief ein Dritter. „Da sind sie schon am Fuße der Leiter, und er ist noch nicht zur Hälfte hinauf. Seht, wie sie hinter ihm herfliegen! Der ist geliefert! Viele Hunde sind des Hasen Tod."

„Nein, nein! Er ist doch oben! Er hat's gewonnen! Hurrah! Warum bückt er sich denn nun wieder und macht nicht, daß er weiter kommt? Junge! Sieh Dich vor!"

„Was macht er denn da? Wahrhaftig, er hat das Tau gelöst, womit wir das Ende der Leiter befestigt haben! Kopf weg! Es giebt ein Unglück!"

In der That hatte Michael die Leiter losgemacht, die unterwärts mit Menschen bedeckt hin und her schwankte; er lief mit dem daran geknüpften Tau nach einer Seite und riß es so heftig an sich, daß die Leiter sich neigte und mit sämmtlichen darauf stehenden Leuten auf das Steinpflaster niederstürzte.

Ein Schrei des Staunens und Schreckens ward rings umher gehört. Die Gefallenen richteten sich von ihrem Sturze auf und klagten über schwere Beulen, die sie davon getragen, während Michael von seiner sichern Höhe auf die Verwundeten herabschaute und in ein lautes Gelächter ausbrach. Die Gesellen vergaßen ganz das Mittagessen, welches ihrer harrte, und alle Vorübergehenden hemmten ihre Schritte, um den Vorgang mitanzusehen.

Aber völlig sicher war die Stellung des jungen Michael nicht. Er stand auf dem Gerüste, welches die ersten Thurmlöcher umschloß. Einige seiner Verfolger waren in die offene Kirche gedrungen und eilten die Thurmtreppen hinan, um sich so ihres Gegners zu bemächtigen. Michael vernahm sie früh genug, und begann dann höher zu steigen. Schon war

er über die Gerüste hinaus und seine Verfolger hatten längst ihre Jagd eingestellt, als Michael an der glatten Thurmwand auf einem schmalen Vorsprung erschien, und, eine eiserne Klammer ergreifend, sich schwebend in der Luft hielt.

Mit sträubendem Haar schauten die Untenstehenden zu dem Thurme hinauf. Die Volksmassen hatten sich verdichtet, und in dem wogenden Gedränge bildeten sich Parteien. Die Einen jubelten laut, daß der Junge sich selbst gefangen und nun seinen Verfolgern in die Hände fallen, oder auf die Straße hinabstürzen und das Genick brechen müsse. Andere hatten Mitleid mit dem Verfolgten und bezeigten nicht übel Lust, seine Gegner anzugreifen und aufzuhalten, um ihm Zeit zu fliehen zu geben. Noch Andere, ehrsame Bürger der Nachbarschaft, gingen begütigend von Einem zum Andern, und suchten Frieden zu stiften. Stampfen, Schreien, Toben, Singen erhob sich an allen Ecken des sonst so stillen Kirchhofes und hier und da wurden schon Rippenstöße und Faustschläge ausgetheilt.

Da erschien ein stattlicher Mann auf dem Schauplatze, Mynheer Cornelius Lampsin, am Arm eines Offiziers im Dienste der Marine der General-Staaten. Er sah die tobende Menge, sah den Kna-

ben auf dem Vorsprunge des Thurmes stehen, und fuhr barsch auf einen der Seilerknechte los:

„Was hast Du hier zu gaffen, statt bei Deiner Arbeit zu sein, und was ist's mit dem Jungen da auf dem Thurm?"

Der Knecht, der so unerwartet seinen strengen Gebieter vor sich sah, wagte nicht zu lügen, sondern bekannte, weshalb sie auf Geheiß des Werkmeisters den Knaben bis hierher verfolgt hätten.

Diese Erklärung ward von den Umstehenden vernommen, und die Waage schwankte. „Was? So ist der Junge kein Dieb? Er flüchtet nur, um sich Eurer grausamen Behandlung zu entziehen? Die Pest an Euren Hals! Wir wollen Euch lehren, wie man Kinder quält."

Ein Paar Vlissinger Matrosen packten den Seilerknecht von hinten, hoben ihn hoch empor und warfen ihn, unter rohem Beifallsruf, über die Kirchhofsmauer; die übrigen Knechte schlichen sich heimlich fort, während eine Abtheilung der Schaarwache erschien und den gaffenden, schreienden Pöbel nach allen Seiten trieb.

„Ach, daß Gott erbarm!" sprach ein Mann, die Hände zusammenschlagend, in der Nähe des stolzen

Mynheer. „Muß ich so etwas von meinem Jungen sehen?“

„Ist das Euer Junge?“ fragte Mynheer rasch.

„Ach Gott ja!“ entgegnete Jener. „Ich bin ein armer Bierzapfer, Adrian de Ruiter genannt, und mein Michael da oben verdient wöchentlich sechs Stüber mit Raddrehen auf Eurem Werft. Aber der Junge thut es mit Unlust; er hat keine Gaben dazu, und will mit Gewalt Seefahrer werden.“

Der Offizier hatte mit Theilnahme den Jungen betrachtet, der so keck und sorglos auf der gefährlichen Stelle stand, als stehe er auf festem Boden. „Eine verdammte Bravour steckt in dem Burschen!“ sagte der Offizier zu Mynheer Lampsin. „Ich möchte wissen, was man, richtig geleitet, aus ihr ziehen könnte. So leicht, so schwindelfrei, so gelenkig! Ihr seht wenig Matrosen auf den Raaen unserer Staatenschiffe, die das können.“

„Wenn Ihr das meint, so trifft sich's gut, daß der Junge Lust zum Seemann hat. Ihr könnt's ja mit ihm versuchen.“

„Das werde ich. Aber erst gilt es, ihn von der Höhe herab auf die ebene Erde zu bringen.“

Einer der Gewerksmeister, der sich eingefunden hatte, erbot sich, mit einigen Gesellen hinaufzusteigen und

für das Herabkommen des Knaben zu sorgen. Nach einer Viertelstunde erschienen sie auf der Höhe des Gerüstes und der Meister rief: „Hollah, mein Junge!"

„Zurück!" rief Michael. „Ich habe Euch schon von weitem gesehen. Wenn Ihr hier heraufkommt, lasse ich mich fallen."

„Bist Du des Teufels?"

„Bin des Teufels! Will mich nicht unschuldig schlagen lassen. Habe nichts Böses gethan."

„Sei vernünftig, Kind! Deine Verfolger sind schon weg. Wir meinen's gut mit Dir und wollen Dich in Sicherheit bringen! Du sollst nicht wieder auf das Werft zurück; ich sage es Dir, der Zimmermeister Kilian Wesselt."

„Ist das wahrhaftig wahr?"

„Gewiß und wahrhaftig!"

„So will ich kommen!"

„Halt, Junge, halt! Laß uns erst für eine Vorkehrung sorgen, und halte Dich so lange fest! Frisch, Leute, richtet diese Rüststangen.... Junge! Willst Du oben bleiben!.... Da glitscht er schon an der Mauer herab!.... Um Gotteswillen!.... Er bricht den Hals! Still, Leute, still!.... Sprecht nicht! Winkt ihm nicht! Er könnte sich erschrecken."

Still und athemlos sahen die Männer zu dem Mi-

chael auf, wie er seine Finger an dem Gesimse festkrallte, den Fuß an die Mauer stemmte und langsam, aber sicher den senkrechten Pfad herabklomm, indem er sich an die Löcher klammerte, die das Unwetter seit Jahren in die Mauer gerissen hatte. Als er so weit gekommen war, daß die Gesellen ihn fassen konnten, sank er erschöpft in ihre Arme.

„Mit Dem ist Gott der Herr sichtbarlich!" sprach der Meister vor sich hin, und gab Acht, daß der Knabe sorgsam in den Thurm und die Treppe hinabgetragen wurde.

Mynheer Lampsin und der Offizier hatten ein ernstes Gespräch geführt, das kaum zu Ende war, als der Meister ihnen den Knaben vorstellte. Der Vater stand dabei, hatte aber in Gegenwart so vornehmer Herren nicht den Muth, über die Rettung des Sohnes seine Freude laut an den Tag zu legen. Michael sah keck zu dem Offizier auf, der ihn scharf fixirte und mit freundlichem Tone sagte: „Hast Du Lust zur See, und willst Du auf einem Schiffe der General-Staaten Dienste nehmen?"

„Ach gar zu gern, lieber Herr!" rief Michael de Ruiter mit leuchtenden Augen. „Wenn Ihr mich wollt, gar zu gern Aber ich bin jetzt noch auf den Werften von Mynheer Lampsin."

„Ich entlasse Dich," erwiederte Dieser.

„Das ist schön! Das ist schön!" rief Michael in die Hände klatschend. „Vater, nun geht's an Bord, und Ihr braucht dem Werkmeister nicht mehr Euren Krug Bier zuzustecken, damit er mich nicht so unbarmherzig schlagen soll. Hurrah! Wann geht es denn los, Herr Capitain, und wann darf ich an Bord kommen?"

„Heute noch!" entgegnete der Offizier, „wenn Dein bisheriger Herr es erlaubt."

„Ach ja, erlaubt es! Nicht wahr, Mynheer, Ihr habt nichts dagegen, daß ich heute Abend noch an Bord gehen kann?"

„Ich erlaube es Dir! Und damit Du stattlich erscheinen kannst, will ich Dir zu Deiner Ausrüstung zehn Gulden schenken! Komm nach einer Stunde in mein Haus, um sie Dir zu holen."

Mynheer Lampsin entfernte sich mit dem Orlogs-Offizier, Michael aber sprang seinem Vater um den Hals: „Habt Ihr's gehört? Zehn Gulden! Pah! Aus dem Gelde mache ich mir nichts! Ihr sollt mit mir theilen, Vater, und die Geschwister sollen fünf Stüber Jeder haben. Nun geht's an Bord, an Bord!"

„Wie es Gottes Wille ist, Kind! Wer hätte das heute Morgen noch gedacht? Aber wenn Du oben auf dem Verdecke stehst, denke nur um's Himmels

willen nicht an Federhüte und goldene Degen. Sei demüthig und bescheiden, Kind, sonst holt Dich der Böse in Deinem Hochmuth."

Der Knabe hatte unterdessen den Vater rasch mit sich fortgezogen und sie erreichten den Eingang des Werfts, wo die Böte der Orlogsschiffe anlegten, und dem gegenüber sich das stattliche Wohnhaus des Mynheer Lampsin befand. Hier kauerte der Neger Jan Compannei am Boden und rief zu Michael herüber: „Tod Hollandaise! Hurrah vor Spaniol und Portugaise!"

Eine helle Gluth überflog das Antlitz Michael de Ruiters; seine Hände ballten sich, aber eben so schnell verflog die Aufwallung und er sagte lachend: „Schimpfe Du nur! Hättest Du es vorhin nicht gethan, säße ich noch an meinem Rade und könnte nicht an Bord gehen. Aergert's Dich, daß Du mir hast zu meinem Glücke behülflich sein müssen? Vater, gieb ihm ein Fünfstüberstück und einen Krug Bier; aber erst wenn ich an Bord bin, ich will nichts weiter mit ihm zu thun haben."

Damit ging er in das Haus des Mynheer Lampsin und zwei Stunden später fuhr er mit hochklopfendem Herzen in einer Staatsschaluppe auf die Rhede von Vlissingen hinaus.

II.

Der Seemann.

(Juni 1640.)

Vor den Reepschlägereien der Gebrüder Lampsin zu Vlissingen lag ein Gasthaus, zum goldenen Anker genannt, wo die Matrosen der Flotte, die Arbeiter der Bahnen und der Arsenale verkehrten, und woselbst zu jeder Zeit eine bunte, lustige Gesellschaft anzutreffen war.

An einem Nachmittage, als eben die Vesperzeit eingeläutet war, stand ein Haufen Seevolk vor der Thür der Schenke und schaute nach einem Staatenschiffe, das auf die hohe See hinauskreuzte. Am Bord desselben befand sich ein Halbmatrose, der vordem auf den Bahnen gearbeitet und zum Seemann übergetreten war. Die Seilerknechte hielten sich über ihn auf und verspotteten den ungetreuen Kameraden, da sie sich nicht mehr in dem Bereiche seiner starken Fäuste wußten.

„Nur gemach! Nur gemach!“ rief eine muntere Theerjacke. „Es ist schon früher Einer vom Spinnrade weggelaufen, und hats zu großen Dingen gebracht; heißt, wie ich sage, zum Steuermann und Führer eines Kapers gegen die Parlez vous!“

„Pah!“ brummte ein Bahnmeister. „Ihr meint den Bierzapfers-Jungen, den Michael! Ist auch nichts rechtes. Bald zu Orlog, bald zur Kauffahrtei, dann als Grönlandsfahrer und als Kaper. Alles bunt durcheinander, wie die Hanswurstjacke auf der Kirchmeß. Wenn's was Rechtes mit ihm wäre, hätte er wohl bei einem Dinge ausgehalten. Zur Kauffahrtei mag es noch sein, aber nach Grönland, wo sie Wallfischthran trinken und Robbenspeck fressen. Pfui Teufel!“

„Meinst Du, Bursche!“ sagte eine tiefe Baßstimme und eine gewichtige Faust fiel auf die Schulter des Bahnmeisters. Dieser fuhr in die Höhe und erblickte einen Kerl von sechs Fuß vor sich, der mehrere Jahre Harpunirer am Bord eines Grönlandsfahrers gewesen war. „Ich schneide Dir die Ohren ab, wenn Du despectirlich von Grönland sprichst. Ich war in jenem gesegneten Jahre Speckkönig und Flenser am Bord des „Ormus“, da der Michael als Schaluppenmeister mitfuhr. Es war ein guter Kamerad, und

was die Bravour anlangt, so muß ich sagen, daß er es mit Jedem aufnahm, der nur irgend an Bord war; und wenn er nicht gewesen wäre, stände ich jetzt nicht hier und rauchte meine Pfeife."

„Wie das? Wie das?" fragten mehrere Neugierige, und Jener sagte: „Ich will's Euch erzählen!"

Der Seemann hört gern einen lustigen Schwank, noch lieber aber ein Heldenstückchen zur See, darum drängten sich jetzt Alle um den Harpunirer.

„Seht, Jungens!" sagte dieser, „die Sache ist die: Wir lagen in der Straat-David mehr als zwanzig Tage lang von Eisblöcken umgeben. Das Schiff konnte keinen Schuh breit von der Stelle und den ganzen Tag mußten wir mit Aexten und Kuhfüßen zur Hand sein, daß die Schollen uns nicht den Bug durchsägten. Wollten wir nicht zu Tode frieren, durften wir nicht einen Augenblick still sitzen, und wenn wir durstig wurden, bekamen wir ein Stück Süßwassereis in den Mund. Es hat's Mancher hineingesteckt, der es nicht wieder herausbekommen konnte und ist zur Eispuppe gefroren. Nun, da war der Michael immer oben auf, und es war doch keine Zeit zum Lustigsein, denn es ging mit allem Vorrath auf die Neige. So weit man sehen konnte, war eine dicke Eisdecke, und nur von der Bramsahling aus konnte

man in weiter Ferne einen Streifen freies Wasser erblicken. Da kam eines Tages — ach was, Tag! Es wird in dem Grönland niemals Tag, und ich möchte wissen, warum sie es grünes Land nennen, da es nur Eis und Schnee und weiße Bären hat. Genug, der Commandeur kommt um die erste Nachmittagswache auf's Deck und kollert mit den Füßen einen rothen Stein vor sich her. Wir sind neugierig und recken die Hälse aus. Der Commandeur aber ruft lachend: „Das ist unser Rest Rothwein, und die sollen ihn haben, die freiwillig auf Kundschaft ausgehen."

Da rief Michael, der Schaluppenmeister: „Auf Kundschaft geh ich aus, und den rothen Eisklumpen da mögt Ihr meinen Kameraden geben. Ich komme nicht eher wieder, bis ich etwas Rechtes erfahren habe." Dies gesagt, sprang er in das Want des großen Mastes und erreichte den Mastkorb; von diesem aus enterte er den höchsten Eisberg, der uns eng einklammerte, und ließ sich daran hinabgleiten. Donner, Ihr Leute! Es blieb Keiner gleichgültig dabei, und ob uns gleich die Kälte baß zusetzte, überlief uns doch eine fliegende Hitze. Längere Zeit hörten wir nichts, als das Zerbröckeln der Eiszacken, worauf er bei'm Herabsteigen trat, aber endlich erscholl von unten her-

auf ein lautes „Halloi!“ und gleich darauf sahen wir ihn in höchster Eile nach der Gegend hinlaufen, wo der blaue Wasserstreifen belegen war. Er hatte nichts bei sich, als eine Flinte und ein langes Messer, wie es der Grönlandsfahrer immer führt, und viele Faden leichtes Leinenwerk, wie es der Schaluppenmeister für den Nothfall um den Leib zu tragen pflegt. Der Michael war weg, und der rothe Eisklumpen, der den Wein vorstellte, war unser; aber es hatte Keiner die Courage, sich ein Stück davon abzuschlagen, denn daß ich es nur sage, wir schämten uns, daß wir den Michael hatten allein gehen lassen. Nun, die Jungens steckten hier und da die Köpfe zusammen, und das Ende vom Liede war, daß sich noch ihrer Zehn oder Zwölf aufmachten, wobei ich auch war. Als wir das Schiff im Rücken hatten, liefen wir Alle eine Strecke geradeaus und wollten dann, wie der Commandeur es uns geheißen hatte, je Drei und Drei nach verschiedenen Compasstrichen auseinander kreuzen. Von dem Michael sahen wir nichts; der war entweder weit voraus, oder in eine Waake gefallen, oder sonst verunglückt. Da begiebt sich's, als wir über den Weg berathen, den Jeder von uns einschlagen soll, daß plötzlich der Wind sich erhebt; der Himmel verfinstert sich; es entsteht ein Schnee-

treiben, so dicht, daß wir nicht drei Schritte vor uns hinsehen können, und zu gleicher Zeit vernehmen wir das Brüllen eines weißen Bären. In demselben Augenblicke hielten wir Alle unsere Messer parat, denn Ihr müßt wissen, ein solcher Bär ist ein rasendes Ungethüm, und würgt mit jeder Tatze zwei Christenmenschen in derselben Minute. Während wir nun dastanden, und durch lautes Schreien den Bären zurückzuschrecken suchten, vernahmen wir vom Bord her einen Kanonenschuß, welches ein Signal war, daß wir zurückkommen sollten. Weil nun in dem Schneetreiben doch nichts zu untersuchen war, traten wir, um des Bären willen, auf's Gerathewohl den Rückzug an. Wir gingen Mann vor Mann vorwärts; aber wir hätten das Schiff doch nicht wiedergefunden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit am Bord einen Schuß abgefeuert hätten, worauf wir dem Schalle nachgingen. Als wir endlich mit genauer Noth am Vordersteven anlangten, hörte der Schneefall auf und der Mond schien klar und hell, so daß man weit und breit umhersehen konnte. Aber von dem Michael war nicht die geringste Spur zu entdecken, worauf der Steuermann mit einem Fluche betheuerte, daß ihn der Teufel geholt haben müsse.

Wir gingen allmählig unter Deck, und während

wir uns in unsere Pelze und Decken hüllten, dachten wir immer an den armen Burschen, der auf dem Eise zurückgeblieben war und konnten nicht einschlafen. Da vernahmen wir nach Mitternacht vom Verdeck her ein lautes Angstgeschrei; die Klappe, welche in das Zwischendeck führt, ward plötzlich aufgerissen und die beiden Wachtmänner sprangen mit einem Satz zu uns herunter. „Was giebt's, Leute?" schrieen wir, zu gleicher Zeit uns Alle aufrichtend.

Die beiden Männer standen im Schein der Laterne, bleich wie der Tod und klapperten mit den Zähnen. Endlich faßte sich Einer von ihnen ein Herz und sagte: „Erbarmt Euch! Es ist ein Bär auf dem Verdeck!"

„Ihr seid nicht klug!" sagten wir Andern.

„Es ist ein Bär da!" schrie die Wache gottesjämmerlich.

„Das ist nicht wahr!" sagten wir.

„Es ist aber doch wahr!" sagten die Andern. Da war nun nichts weiter zu thun als nachzusehn, ob die beiden Kerls geträumt hatten oder nicht, und als wir uns anschickten, hinaufzusteigen, fiel es uns schwer auf's Herz, daß wir einen Bären in unserer Nähe hatten brüllen hören, und daß dieser unserer Spur gefolgt sein könne. Das war ein zweiter Schreck,

denn Keiner hatte nun den Muth, zuerst hinaufzusteigen und sich von dem Bären bei dem Kopfe nehmen zu lassen. Die Wachtleute sagten aus, sie seien, nach Ordre, Einer am Backbord, der Andere am Steuerbord, auf und ab gegangen; da sei plötzlich etwas Weißes am Bugspriet erschienen und habe über den Reiling weggekuckt, worauf sie deutlich erkannt, daß es ein Bär sei. Nun looften wir unten, wer der Erste sein sollte, der Zweite, der Dritte und so ferner. Da traf sich's, daß ich der Erste sein mußte, und setzte den Fuß mit schwerem Herzen auf die Leiter, denn es konnte ja sein, daß ich nun auch der Erste wäre, der die Tatze des Bären an seiner Kehle fühlte. Das blanke Messer in der Hand kroch ich durch die Luke mit zitternden Knieen, aber ich kam unverletzt nach oben und die andern Alle. Der Bär saß aufrecht auf der Ankerspille und rührte kein Glied. Wir steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, ob es nicht gerathen sei, dem Ungethüm gleich einige Kugeln auf den Pelz zu brennen; da hob der Bär die Tatzen in die Höhe und schlug ein lautes Gelächter auf. Wir wußten nicht, was wir dazu sagen sollten; der Bär aber sprang von der Ankerspille, kam auf uns zu und schlug das Fell auseinander. Da sahen wir wohl, daß es unser Schaluppenmeister war.

Unterdessen war auch der Commandeur auf das Verdeck gekommen und mit ihm die Steuerleute. Michael ging zu dem Commandeur und sagte: „Hier bin ich!" — Der Commandeur fragte: „Was für einen Pelz hast Du da?" — Und Michael antwortete: „Meinen, Herr! War nach dem Schneegestöber und der Mond schien klar und hell gegen die Eisberge, daß ich weit umherschauen konnte. Da kam ein stattlicher Bär mit rothglühenden Augen auf mich los; er ging aufrecht und breitete die Tatzen aus, als wollte er mich erdrücken. Oho, heute noch nicht! Wer soll denn die Nachricht an Bord bringen, daß der Wind sich hier umgesetzt hat, und daß, wenn er durchsteht, binnen vier und zwanzig Stunden das Eis seitwärts treiben und uns freie Bahn machen muß? Also legte ich meine Flinte an, und zielte so gut, daß die Kugel seinen Kopf traf und er augenblicklich purzelte. Aber er raffte sich wieder auf und kam mit einem Wuthgeheul auf mich los. Mein Messer war indessen zur Hand und flugs saß es ihm zwischen den Rippen. Wir katzbalgten uns noch ein wenig auf dem Eise, denn er riß mich im Fallen mit sich, aber bald hatte er's überstanden und ließ es geduldig geschehen, daß ich ihm das Fell über die Ohren zog und mir umhing. Darauf schlang ich meine Schalup-

penleine um das Thier und zog es hinter mir her. Wenn Ihr über den Bug klettern wollt, könnt Ihr einen stattlichen Braten sehen." — Das erzählte der Schaluppenmeister Michael, der Commandeur schüttelte ihm herzlich die Hand, und wir gingen, um den Braten in Sicherheit zu bringen. — Was nun aber die eingezogene Kundschaft betrifft, so ward sie genau wahr, denn der Wind stand durch, binnen zwei Tagen hatten wir freies Wasser und steuerten frisch und wohlgemuth durch Straat-David. Als wir zu Hause kamen, war's mit dem Frieden aus, die Franzosen regten sich und die edelmögenden Herren theilten Kaperbriefe aus. Unser Schaluppenmeister aber, der auch bereits ein Paar Jahre zu Orlog gefahren hatte, kriegte den „Zobel" und zog damit auf gut Glück hinaus.

Die Erzählung des Grönlandsfahrers ward mit großem Beifall aufgenommen und mehrere andere Schwänke erzählt, die der Michael bald in Brasilien und in der Ostsee, bald in Ostindien und in Holland selbst verübt haben sollte. Da trat ein alter Orlogsmann herzu, der seinen Gnadengulden am Strande zu Vlissingen verzehrte; er hatte einen Stelzfuß, einen Lederarm und eine tüchtige Schmarre im Gesicht; seine Pfeife hatte er durch die Hutschnur gesteckt und

den Bierkrug in der Hand: „Sage Euch, es ist eine Sünde und Schande, daß der Kerl bei all seinen Tollheiten mit gesunden Gliedmaßen davon gekommen ist, denn wer ihn so ansieht, glaubt's ihm gar nicht, daß er Dies oder Jenes gethan. Wär's nicht besser, man könnte es gleich mit den Augen sehen und sagen: „Da schaut her! Den Arm verlor er bei Ostende, das Bein da auf Godwin's-Banks, das Auge da vor Cadix und das Ohr im Gefecht bei Malta? Und zuletzt, als ihm die Brust gespalten wurde...."

„Kerl! Halt ein!" rief komisch zürnend ein lustiger Londonfahrer. „Du machst dem Michael den Garaus, ehe wir es uns versehen, und daran ist uns gar nichts gelegen. Da bittet lieber den Ankerwirth, daß er Euch noch ein Mal den Spaß von den Lorrendrayern erzählt, den er gestern Abend zum Besten gab."

„Ja, Ankerwirth, erzähle, erzähle!" riefen die Andern.

„Gut, Jungens, ich will's!" sagte der Ankerwirth, „und ich geb's Euch in zwei Worten. Liefen einige wohl ausgerüstete Kaper aus, die sollten auf die Dünkerkner Kauffschiffe kreuzen. Zwei dieser Kaper segelten mitsammen; das waren Michael de Ruiter und Joost van Sluys. Kamen aber nicht aus ihren Löchern heraus, als sie unsere Schiffe mit der Flagge

der Vereinigten Provinzen sahen, und die Kreuzer hatten gute Tage. Daran war ihnen aber nichts gelegen, und Michael rief zu dem Jooſt van Sluys hinüber: „Es ſind ihrer genug da, um aufzupaſſen, daß die Mäuſe in ihrem Loche bleiben; wie wäre es denn, wenn wir auf einen Kreuzzug gingen, und einige Lorrendrayer wegzufangen ſuchten?“ „Das wollen wir!“ antwortete Jooſt und Beide ſegelten ſtraff neben einander hin, um die Lorrendrayer zu ſuchen. Ein ſolcher Kerl, wißt Ihr, hat ſeinen Namen daher, weil er dem Feinde verbotene Waaren, Waffen und Munition zuführt, und unſere edelmögenden Herren zahlen fortwährend ein gutes Priſengeld, wenn unſere Kaper ſolche Jungens aufbringen. Dauerte auch nicht lange, da zeigte ſich ihnen ein Schiff, das hielt ruhig nach Dünkirchen ſeinen Cours und Jooſt van Sluys, der vorauf ſegelte, ſtieg bei ihm an Bord. Zeigte ſich's, daß es ein Hamburger Schiff war, das mit einer Ladung Salzfiſche nach Liſſabon ging. Mit den Fiſchen war es richtig und mit den Papieren auch; der Jooſt hatte Alles mit angeſehen. Darum ließ er den Hamburger ungehudelt ſeinen Cours ſteuern, und kam zu uns zurück, um es anzuſagen. Aber dem Michael wollte es nicht in den Kopf, der Hamburger hielt viel zu ſehr nord-

wärts, um nicht auf die flandrische Küste Absicht zu haben, das sagte er seinem Maat geradezu. Der wollte das aber nicht Wort haben und nahm es gewaltig übel, daß der Michael es ihm nicht zutraue, er könne einen ordentlichen Kauffahrer von einem Lorrendrayer unterscheiden. Darüber geriethen sie in Streit und es endigte damit, daß der Joost Segel machte und sich um den Michael nicht weiter kümmerte. Gut, dachte der, bist Du nicht mit mir, bin ich's allein, und gedachte den Hamburger einzuholen, weshalb er seine Befehle ertheilte. Aber die Leute, die unter ihm dienten, waren von der Behauptung des Joost van Sluys so fest überzeugt, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, unnütze Anstrengungen zu machen, und weigerten den Dienst. Erst brausete Michael auf, als er aber sah, daß es zu nichts fruchtete, ließ er von ihnen ab, und ging in seine Kajüte. Die Kühlte war aber so flau, daß der Hamburger nicht weit kommen konnte. Nun waren alle Leute auf dem Mitteldeck und der Back versammelt, und beriethen miteinander, was sie ferner thun wollten, wenn der Capitain etwas beföhle, was ihnen nicht genehm sei. Da rief Michael seinen Steuermann, auf den er sich wohl verlassen konnte, und sagte ihm, daß er den Mann am Steuer ablösen möchte. So kam der letzte Ver-

dächtige vom Hinterdeck. Nun trat Michael bis an den großen Mast und fragte die Leute, ob sie sich noch nicht eines Besseren besonnen hätten? Sie schwiegen still, aber der Segelmacher trat vor und sagte: „Sie wollten nicht, und er weigere sich für Alle!" — „Thust Du's für Alle, mein Junge!" antwortete Michael, „so mußt Du auch für Alle daran glauben!" Damit zog er unter seiner Jacke ein Pistol hervor und schoß dem Rebellen durch's Herz. Dann ging er ruhig nach der Kajütstreppe und sagte: „Hört, Ihr da! Wollt Ihr Alles thun, was ich Euch befehle, oder sollen wir mitsammen in die Luft fliegen? Die Pulverkammer ist nicht weit." — Da krochen sie Alle zu Kreuz, und es währte nicht lange, so waren sie dem Hamburger zur Seite. Michael ging in die Kajüte, und wie schon Joost van Sluys es gesagt hatte, die Papiere waren in bester Ordnung. Der Capitain war über diesen neuen Aufenthalt sehr verdrießlich, und sagte, er werde gehörigen Ortes Beschwerde führen. „Das mögt Ihr thun," sprach Michael. „Aber, sagt mir doch, was Ihr so dicht unter der flandrischen Küste zu suchen habt, wenn Ihr nach Lissabon wollt? Ich bin gewiß, daß Ihr eine falsche Karte habt, die Euch in's Unglück führt." Damit ging er an den Tisch, suchte emsig auf der

Karte, und fand bald ein geheimes Fach, von welchem der Schieber sprang. Als der hamburger Capitain das sah, fiel er in die Kniee und schrie um Erbarmen. Michael aber ging auf das Verdeck und befahl seinen Leuten, einige Fische bei sich an Bord zu nehmen. Als darauf ein Paar Lagen weggeräumt waren, kamen Kisten mit Pulver und sonstiger Kriegsbedarf an das Tageslicht. „Nun Jungens!" sagte Michael, „wie schmeckt der Fang? Sollte es den Segelmacher nicht verdrießen, daß er sich vorher todtschießen ließ und den Antheil am Prisengeld verlustig geht? Kommt wir wollen suchen den Jooft van Sluys einzuholen, und ihn auf ein Gericht von den Fischen einladen, die er sich hat aus dem Netze gehen lassen."

Die Leute lachten über die Erzählung des Ankerwirthes, der sie mit den Worten unterbrach: „Ich bin noch nicht zu Ende!" Aber in dem Augenblicke läuteten die Glocken auf den Werften, zum Zeichen, daß die Vesperzeit abgelaufen war, und die versammelte Menge stob nach allen Seiten auseinander.

Während dies am Eingange des Werftes der Gebrüder Lampsin sich ereignete, fanden in dem Wohnhause derselben Scenen anderer Art Statt. Cornelius Lampsin saß in einem hohen Armstuhl, das Auge

ernst auf einen Haufen Papiere gerichtet, der vor ihm lag. Er war noch im kräftigen Mannesalter, aber die Sorge um Stadt und Land, so wie für das eigene Haus, hatte sein Haar bereits gebleicht. Er war Bürgermeister seiner Vaterstadt Vlissingen geworden, und seit einem Jahre zum Mitgliede der General-Staaten gewählt. Die wenige Zeit, welche ihm die Führung dieser beiden Aemter überließ, war seinen eigenen Geschäften gewidmet, und er saß mit seinem Bruder Adrian oft bis tief in die Nacht hinein, denn ihre Handelsgeschäfte waren weit verzweigt und reichten bis Brasilien und Batavia. Eben war eine schwere Crisis eingetreten. Einige Verluste, die das Haus erlitten, hatten Operationen nöthig gemacht, welche große Summen kosteten und die Kassen waren fast erschöpft. Freilich hatten sie viel bedeutendere Summen auswärts, als der augenblickliche Bedarf betrug, aber sie waren nicht zur Hand und konnte es noch einige Zeit dauern, bevor neuer Vorrath einlief. Auch der Credit des Hauses war nicht erschöpft, doch wollten die Brüder ihn nicht zu sehr anstrengen, denn ein Mal versagt ist er für immer verloren. Noch hatte, nach Cornelius Meinung, Niemand eine Ahnung von der mißlichen Lage, worin sich ihr Haus

befand, und sein einziges Dichten und Trachten ging dahin, diese Täuschung zu erhalten.

Da trat sein Bruder Adrian herein, eine Wolke des Unmuths auf der Stirn. „Cornelius! Es ist, wie ich fürchtete. Der Schreiber hat nicht reinen Mund gehalten. Es ist unter die Leute gekommen, wie es mit uns steht. Wir müssen jetzt vor allen Dingen darnach trachten, nicht irgendwo Credit zu fordern; er würde uns vielleicht verweigert werden."

„Also doch!" antwortete Cornelius und sein weißes Haupt senkte sich auf die Brust. „So sind wir hin!"

„Verzweifle noch nicht, mein Bruder!" fiel der entschlossenere Adrian rasch ein. „In Brüssel und Antwerpen, in Amsterdam und an andern Orten haben wir Hülfsquellen, und ich habe Sorge getragen, daß sie ehestens flüssig werden. Aber der morgende Tag ängstigt mich; es sind zwanzig Tausend Gulden zu bezahlen, und soviel ich, ohne das Aufsehen der Schreiber zu erregen, habe erforschen können, sind kaum zwölf Tausend Gulden in den Kassen. Zahlen wir aber nicht, so wird der Verdacht zur Gewißheit, und wir sind der Spott der Börse. Um eines augenblicklichen Manquo's von acht Tausend Gulden soll ein Haus wie das unsrige wanken!"

Beide Brüder hatten nicht bemerkt, daß eine hübsche Niederländerin in wollener Schaube und blendend weißem Kopftuch auf der Schwelle des Kabinettes erschienen war, und durch Räuspern und Husten das Gespräch der Männer zu unterbrechen suchte. Endlich sah Cornelius zufällig auf und sagte zu seinem Bruder: „Wir sind nicht allein!"

Die Frau trat näher und bat um Verzeihung, daß sie ein ernstes Gespräch störe, aber sie habe ein dringendes Anliegen, das sie keinen Augenblick verschieben könne.

Beide Männer fühlten sich nicht behaglich, denn sie wußten nicht, wieviel die Frau von ihrem Gespräche gehört hatte. Adrian deutete auf einen Stuhl und Cornelius sagte mit ziemlicher Hast: „Frau Cornelia de Ruiter, was wünscht Ihr? Faßt Euch gefälligst kurz, unsere Zeit ist sehr gemessen."

„Habt Geduld, werthe Herren, „sprach die Gattin des Seemannes, „habt Geduld mit einer Hausfrau, die ihren Eheherrn schon seit Jahren und Tagen in bösen Climaten und auf stürmischer See weiß. Nun habe ich stündlich Sorge, wie es ihm gehe und wie ich unterdessen Alles redlich zusammenhalte, was er sauer erworben und gespart hat. Es ist schon ein feines Sümmchen, werthe Herren, nahe an zehn Tau-

send Gulden, und ich war bis heute guter Dinge. Aber nun denkt, in welche Angst ich versetzt worden bin. Ihr wißt's, wie man kürzlich viele ausländische Gefangene entlassen hat, und sie in ihre Heimath zu schicken gedenkt. Diese Kerle stehlen, wo sie etwas finden, und machen die Straßen, wie die Häuser unsicher, so daß die Schaarwache immer auf den Beinen sein muß. Gestern haben sie bei meinem Nachbar gestohlen und gesagt, jetzt käme die Reihe an mich. Da bin ich in Angst um das Vermögen meines Michael, und komme daher, Euch um Gottes willen zu bitten, Ihr möchtet's in Euern Gewölben aufbewahren, wo es sorglich bewacht wird, damit ich die Diebe nicht zu fürchten brauche, und sie auslachen kann, wenn sie unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Bitte Euch, liebe Herren, erfüllt meine Bitte um meines Mannes willen, der Euch stets redlich gedient hat. Ich habe auch das Geld gleich mitgebracht."

Sie holte mit diesen Worten einen mit Gold gefüllten Beutel unter ihrer wollenen Schaube hervor und setzte ihn auf den Tisch. Bei dem Anblick des Goldes flog ein Strahl der Freude über Adrian's Gesicht. Cornelius, der die Frau während ihrer Erzählung fest angesehen hatte, stand auf, faßte ihre Hand und sagte: „Cornelia de Ruiter! Ihr lügt!"

„Was sagt Ihr, lieber Herr?"

„Ihr lügt! Bei Euerm Nachbar ist nicht eingebrochen, die Diebe haben Euch auch nicht bedroht und nicht die Angst treibt Euch mit Euerm Gelde aus dem Hause."

„Aber was denn, meint Ihr? Ich verstehe Euch nicht, bester Herr!"

„Ihr erbleicht und werdet roth," fuhr der Kaufmann fort. „Das Lügen ist Euch nicht geläufig. Ich will nicht fragen, wie ein böses Gerücht zu Euern Ohren gekommen ist, als stehe es schlecht mit unserm Hause, und wir könnten unsere Zahlungen nicht leisten. Ich will nicht wissen, wer es Euch sagte, aber gesteht es nur, Ihr habt es gehört, und kommt nun daher..."

Cornelius hielt inne, Frau de Ruiter aber sagte: „Ihr sprecht die Wahrheit, Mynherr!" und schlug die Augen nieder.

„Und weil Ihr das gehört habt, kommt Ihr zu uns und bringt Eures Mannes Gold, woran sein saurer Schweiß klebt. Sagt mir nun, wie Ihr das vertreten wollt vor ihm?"

Da erhob Cornelia Engels ihr sprechendes blaues Auge zu dem Kaufherrn und sagte mit tönender Stimme: „Seit drei Jahren bin ich meines Michael

Weib; ich habe ihm zwei Söhne geboren und trage ihn im Herzen, wie meinen Herrn und Gebieter. Aus seinen Stübern wollte ich Gulden machen, und sollte ich schaffen Tag und Nacht. Hier aber opfere ich Alles, und ich müßte ihn schlecht kennen, wenn ich nicht ganz so handelte, als er handeln würde, wäre er hier. Denkt daran, Herr, als er oben an dem Rande des Thurmes hing und er herunter kam auf die Straße. Damals reichtet Ihr ihm zehn Gulden, und legtet den Grund zu seinem Glücke. Die Saat, die Ihr ausstreutet, ist aufgegangen und bringt eine gesegnete Aerndte. Ihr werdet mein dankbares Herz nicht zurückstoßen. Habt Mitleid, lieber Herr, und bringt meines Michael Hab und Gut in sichern Gewahrsam. Ihr seid ein gütiger, treuer Herr Eurer Diener im Großen und Ganzen, so erlaubt denn, daß sich die Treue der Diener Euch im Geringen offenbaren mag."

Alle Drei waren tief bewegt und standen stumm einander gegenüber. Sie hatten, ganz mit sich selbst beschäftigt, nicht den schallenden Männertritt auf der Treppe vernommen, und erschraken fast, als die Thür aufgerissen ward und der Schiffer Michael de Ruiter eintrat. Cornelia warf sich laut aufschreiend in seine Arme und Michael rief wohlgelaunt aus: „Ei, wer-

the Herren! Wie ist man doch gewohnt, bei Euch stets tausend Mal mehr zu finden, als man gehofft." Er herzte sein Weib und sagte dann, sie sanft von sich drängend: „Geh, Cornelia! Geh in Dein Haus! Hier haben wir von Geschäften zu reden; bald folge ich Dir nach. — Vergebt, werthe Herren! daß ich erst mit meinem Weibe redete, statt mich zum Rapport bei Euch zu stellen. Ich bin da, wie Ihr seht, gesund und frisch mit allen meinen Leuten. Die Ladung ist wohl geborgen und fällt so reich aus, daß Euer Wohlstand dadurch um ein Ansehnliches wachsen wird. Mag es der Herr Euch gesegnen."

Die Brüder reichten sich stumm die Hand, und Michael fuhr fröhlich fort: „Aber, werthe Herren! Ihr müßt es mir nicht verübeln, daß ich auch einmal auf meine eigene Weise mich wieder erlustigt habe. Wie ich so den englischen Kanal einsegle und an der Insel Wight vorübersteuere, des Segens gedenkend, den ich Euch zuführe, erblicke ich ein Paar Segel, die gerade auf mich abhalten, und als ich sie genau betrachte, entdecke ich, daß es ein Paar Dünkirchner Eulen sind. Nun, denke ich, die fette Ladung käme ihnen gerade gelegen, und da ich weiß, daß die Kerle im Kanale viele gute und treue Freunde, offene und geheime, haben, so dachte ich, es sei besser, sie erst in

der Nordsee an mich kommen zu lassen, und wich ihnen daher aus. Die Kerle nahmen das auch für baare Münze, sie glaubten, der Michael fürchte sich wirklich vor ihnen, und setzten alle Leinwand auf, um mich nicht aus den Augen zu verlieren. So kamen wir über die englische Küste hinaus, da wandte sich das Blatt, und aus dem Verfolgten ward ein Verfolger; in drei Stunden habe ich sie genommen und sie liegen nun bei Euerm Schiffe in aller Ruhe vor Anker, wie Ihr deutlich sehen könnt, wenn Ihr einen Blick aus dem Fenster werft. Außer dem Spaß, den ich dabei hatte, wurde die Mühe auch gut bezahlt, denn es fanden sich am Bord dieser Eulen nicht weniger als 150,000 Livres in gutem Golde vor, die ich sogleich zu Eurer Verfügung stelle."

Adrian rief laut: „Gerettet!" Cornelius aber faßte die Hand des Seemannes und sagte mit Rührung: „Wohl habe ich einst meine Saat in einen guten Boden gesäet, die nun tausendfältige Früchte trägt. Michael, Ihr macht mich heute reich, nicht durch Euer Gold, sondern durch Eure Gesinnung. Wo sich solche Treue offenbart, wäre Schweigen ein engherziges Thun. Wißt denn, das Haus der Gebrüder Lampsin wäre morgen gefallen, hätte es nicht den Michael und sein Weib gehabt." Und darauf

erzählte der Kaufmann, was sich kurz vor dem Eintreten des Seemannes begeben.

„Hat sie das gethan?“ rief Michael in freudiger Aufwallung. „Nun, dafür segne sie Gott! Weiß der Himmel, ich liebe mein Weib und habe sie in meinem Herzen getragen allezeit. Aber nun habe ich Respekt vor ihr und will's ihr zu erkennen geben, wie ich immer kann. Mit Gott, liebe Herren! Morgen zur guten Stunde spreche ich wieder vor; dann bringe ich Alles in Ordnung, und kein Mensch soll es ahnen, was hier hätte vorgehen können. Jetzt aber drängt es mich zu meinem Weibe.“

„Geht mit Gott, Michael!“ sagte der Aeltere der Brüder. „Aber von dieser Stunde an hört das Verhältniß von Herr und Diener unter uns auf, und treue Freundschaft tritt an dessen Stelle.“

„In Noth und Tod!“ rief Michael und die Freunde trennten sich nach inniger Umarmung.

III.

Das Patent.

(Juni, 1641.)

Die Zelte im Lager von Offeln erglänzten im hellen Sonnenschein. Auf und vor denselben wehten bunte Fähnlein, und weithin strahlten die Banner der Führer. Die Soldaten prangten im Festschmuck und fast ununterbrochen ertönte lustige Feldmusik oder es schmetterten rauschende Fanfaren; unter großen Kesseln loderte das Feuer und der Wein- und Bierschank in den Marketenderbuden wollte kein Ende nehmen. Neue Gäste strömten jeden Augenblick herbei, bald auf stattlichen Rossen, bald auf buntverzierten Wagen, und Alle eilten dem Mittelpunkte des Lagers zu, wo das Zelt des Feldherrn, des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau und Oranien stand. Der ritterliche, mannhafte Prinz hatte die General-Staaten zu sich entbieten lassen, um mit ihnen gemeinsam die portugisischen Angelegenheiten zu Ende zu

bringen und den Botschafter Seiner Apostolischen Majestät, wo möglich, mit einem günstigen Bescheide zu entlassen.

Cornelius Lampsin, Abgeordneter für Vlissingen, schritt zwischen den Zeltreihen auf und ab; an seiner Seite ging der Admiral Arnold Gysels, der vom Prinzen Statthalter bereits unter der Hand zum Admiral der vereinigten portugisisch-holländischen Flotte bestimmt war.

„Dank Euch, mein werther Herr," sagte der Kaufmann, „daß Ihr mein Gesuch stattfinden ließet."

„Mir gebührt Euer Dank um so weniger," entgegnete der Admiral, „als ich im Begriff war, dasselbe Gesuch an Euch zu stellen. Ihr habt Recht, Cornelius, daß Ihr den Michael von Euern Kauffahrern entfernt; der ist zu etwas Besserem bestimmt. Und wenn es Seiner Hoheit gefällt, meine Dienste anzunehmen, so seid versichert, daß ich mir Euern Schiffer von Euch zum Staatsdienst ausbitten werde. Was ich dann mit ihm anfange, ist meine Sorge, seid aber gewiß, dies wird nicht geringer sein, als die Verbindlichkeiten, die Ihr mir schon seit so langer Zeit auferlegt habt."

Mit diesen Worten waren sie vor dem Zelte des

Prinzen von Oranien angekommen, und verloren sich in dem Gewühl, das vor demselben stattfand.

Hier und in dem Zelte selbst bildeten sich die merkwürdigsten Gruppen, bestehend aus den Edelsten des Landes, die hier zusammengeströmt waren, um für das Wohl der Republik einen entscheidenden Schritt zu thun, der von den glorreichsten Folgen sein, der aber auch endlose Verwicklungen und einen langen, blutigen Krieg für die Provinzen hervorrufen konnte. Die gewiegtesten Redner und parlamentarischen Notabilitäten ihrer Zeit sammelten ihre Anhänger um sich und suchten in den letzten Augenblicken noch die Gemüther für ihre Ideen empfänglich zu machen. Da erschien zuletzt der ehrwürdige Mindert de Vrjis, der vertraute Rathgeber des Statthalters, mit dem jungen, ritterlichen Egmont van dem Bosche; sie betrachteten einen Augenblick lang die verschiedenen Gruppen, und Mindert de Vrjis sagte zu seinem jungen Gefährten: „Wir haben das Uebergewicht; Ihr werdet es sehen! Euer Schwert braucht nicht in der Scheide zu rosten."

Eine Stunde später war die Berathung im vollen Gange. Es war ein glänzender Kampf der Meinungen und der verschiedensten Interessen. Die Schaale schwankte bald nach der einen, bald nach der

andern Seite; der Redner, der seine Ansicht mit Kraft und Energie zu vertheidigen wußte, gewann die allgemeine Stimme für sich, bis sein Gegner ihm dieselbe wieder entriß. Da erhob sich zuletzt der ehrwürdige Mindert de Vrjis, und setzte die Vortheile eines Bündnisses mit Portugal auseinander. Er pries den Ruhm, der bei einem solchen Bündnisse zu erlangen sei, und als er die jüngeren seiner Hörer in Begeisterung versetzt hatte, schilderte er die Handelsvortheile, welche nothwendig aus diesem Bündnisse mit jenem Lande für Holland entspringen müßten, um so auch die Besonnenen für sich zu gewinnen.

Der Würfel war gefallen, der Bund geschlossen und unter dem Schmettern der Trompeten trat der Prinz von Nassau und Oranien in die Versammlung. Er nahm seinen Sitz und sagte mit lauter Stimme: „Wir haben den Beschluß der hohen General-Staaten vernommen und ertheilen demselben Unsere fürstliche Sanction. Der Vertrag soll entworfen und besiegelt werden. Doch geziemt es sich, daß der Botschafter der Krone Portugal vor Euer Edelmögenden selbst erscheine und Euch den Auftrag seines Herrn verkündige. Man führe ihn ein."

Die Kämmerlinge des Prinzen entfernten sich und meldeten gleich darauf Dom Tristan de Mendoza-

Furtado, Botschafter Seiner portugisischen Majestät. Der Eingetretene wurde feierlich begrüßt und nahm dann den für ihn bereit gestellten Staatssessel ein.

„Dom Tristan de Mendoza!" sagte der Prinz. „Gefalle es Euch, dieser erlauchten Versammlung den Zweck Eurer Sendung mitzutheilen."

Der Botschafter erhob sich: „Mich sendet der hochherzige König einer edlen Nation zu den Repräsentanten eines ruhmwürdigen, unerschrockenen Volks, damit sie mit ihm wider Uebermuth und Ungerechtigkeit ein Bündniß schließen, und so vereinigt stark und unüberwindlich werden. Portugal ist dem glänzenden Beispiel, das ihm die Niederlande gaben, gefolgt. Es hat das unwürdige Joch, das Spanien ihm aufgezwungen hatte, von sich geworfen, und sich die Freiheit mit seinem Blute erkämpft. Der Feind ist über die Gränzen des Landes geflüchtet, der tapfere und heldenmüthige Herzog von Braganza hat den Thron Portugals bestiegen und nennt sich fortan König Johann IV. Ein Volk, das aus langer Knechtschaft zur Freiheit ersteht, sucht nach würdigen Bundesgenossen. Ein solcher sind die freien niederländischen Provinzen, und ich erscheine hier, ausgerüstet mit hinlänglicher Vollmacht, jeden Vertrag abzuschlie-

ßen, der mit der Würde meines Königs und meines Landes im Einklange steht."

„Die General-Staaten treten diesen Gesinnungen bei," entgegnete der Prinz. „Frei und offen bieten sie ihre Hand. Die Bedingungen, welche Ihr stellt, sind Uns genehm, und Unsere Forderungen werden der Billigkeit gemäß sein. Wo es sich um große und erhabene Zwecke handelt, tritt der kleinliche Eigennutz in den Hintergrund. Eure Schiffe sind zum Auslaufen fertig, meldet Ihr Uns?"

„Sie sind es, Hoheit! Fünf Fregatten und fünfzehn kleinere Schiffe, theils Briggs, theils Logger, sind vollkommen ausgerüstet; eine gleiche Anzahl von Fahrzeugen stellt Ihr. Da es Portugal zur Zeit an zuverlässigen, kenntnißreichen Seeleuten fehlt, so werdet Ihr für die Offiziere sorgen, welche das Kommando auf unsern bedeutenderen Schiffen übernehmen; schließlich aber bietet Portugal den Niederlanden den ausschließlichen Ober-Befehl über die vereinigte Flotte an."

„Wir nehmen dies Erbieten an," sagte der Prinz, und haben zu diesem wichtigen Posten einen Unserer würdigsten Seeoffiziere erlesen. Arnold Gysels! Wir ernennen Euch zum Ober-Befehlshaber der vereinigten portugisisch-niederländischen Flotte, Wir ertheilen Euch

jede Vollmacht, und belasten Euch mit jeder Verantwortlichkeit, die dieses hohe Amt mit sich bringt. Ihr werdet Eure Führer selbst wählen, und in deren, so wie in Eure Hand legen die niederländischen Provinzen getrost den Ruhm und die Ehre ihrer Flagge. Laßt dies Vertrauen nicht zu Schanden werden."

Arnold Gysels streckte die Hand empor und sagte: „Ich gelobe und schwöre! Mit der Flagge oder unter ihr."

Der Prinz fuhr fort: „Herr Gesandter! Edelmögende Herrn! Der Bund ist geschlossen! Die Saat ist gesäet und wird tausendfältige Früchte tragen, wenn wir sie sorgsam pflegen. Vertrauen, unbedingtes, festes Vertrauen macht stark und unüberwindlich, so laßt uns denn ein solches Vertrauen zu einander fassen. Denkt allein daran, wie wir erstarken wollen; verbannt den Neid und die Mißgunst, zertretet den Verläumder und achtet das freie Wort! Mit Gott, Ihr Herren!"

In großer Aufregung trennte sich die Versammlung.

Acht Tage später war in dem Hause der Gebrüder Lampsin zu Vlissingen eine große Gasterei. Es galt dem ehemaligen Seilerjungen, Michael de Ruiter, der aus den Händen des Herrn Cornelius Lampsin,

Namens der hohen General-Staaten, das Patent empfing, welches ihn zum Flotten-Capitain und Befehlshaber des Dreimasters „Der Hase" ernannte, eines von den Schiffen, welche nächstens nach Lissabon abzusegeln bestimmt waren.

Mit freudiger Aufwallung hatte der Seemann das Document empfangen. Die Versammlung hatte ihm den Glückwunsch zugetrunken und setzte jetzt in erhöhter Stimmung die Gasterei fort. Aber Michael konnte nicht ausdauern unter den Fröhlichen; er entfernte sich still und stieg hinab zum Strande, wo ein lebendiges Seemannsleben herrschte. Schon war die Erhebung des Kauffahrers Michael de Ruiter zum Flotten-Capitain bekannt geworden; als ihn die Matrosen erblickten, riefen sie ein lautes Hurrah und umringten ihn mit dem Gesuche, er möge sie an Bord nehmen und unter seiner gesegneten Flagge fahren lassen.

„Mit Gunst, Herr!" rief Einer aus der Menge. „Es ist ein gut Ding um eine handliche Eisscholle in Grönland, absonderlich wenn Ihr dem Bären sein Fell nehmt und es als Pelz gebraucht; aber mich soll der Teufel holen, ob ich je den Fuß wieder auf einen Grönlandsfahrer setze, wenn Ihr mich zum Toppgasten machen wollt."

„Gut, Meister Harpunirer!“ sagte Michael,“ kommt nur an Bord.“

„Behaltene Reise, Capitain!“ sprach ein Anderer, sich eifrig vordrängend. „Diese Schramme erhielt ich im Gesicht, als ich den Dünkirchner Logger entern wollte, und der Erste im feindlichen Want war. Damals fingt Ihr mich auf, sonst wäre ich in die See gestürzt. Herr, laßt mich bei Euch sein, damit ich Euch stets sehen und danken kann; ich verspreche Euch auch, be'im nächsten Entern gescheidter zu sein.“

„Gut, Geert Borchers, Du kannst kommen.“

„Er weiß meinen Namen noch!“ rief der Matrose. „Laßt mir nun die Donnerwetters Portugisen anlaufen.“ —

„Capitain de Ruiter! rief ein kleiner Bursche, mit lichten Augen, aber in dürftiger Tracht, ähnlich den kleinen Seilerjungen, die auf den Werften haufenweise zu finden sind. „Capitain de Ruiter, nehmt mich mit!“

„Wer bist Du, Junge?“

„Valentin Heintz heiße ich, und bin ein armer Waisenjunge, der hier das Rad dreht. Ich möchte aber lieber ein Seefahrer sein, und den Dienst bei

Euch lernen. Die Leute sagen, Ihr seid gewesen, wie Unsereins, und da wißt Ihr am besten, wie es uns geringen Leuten geht, die so gerne wollen und nicht können."

Die umstehenden Matrosen staunten über die Keckheit, womit der Junge einen Flotten-Offizier anzureden wagte, und wollten ihn wegdrängen, de Ruiter aber winkte ihnen, zurückzubleiben, und sah dem Knaben fest in's Auge. Eine leise Ahnung durchzuckte ihn, seine eigene Vergangenheit stieg leuchtend vor ihm auf und mit fester Stimme sprach er: „Ist's gewiß und wahrhaftig, daß Du so große Lust hast, Matrose zu werden?"

„Ja, gewiß und wahrhaftig! betheuerte der Knabe.

„Gut denn, Valentin Heintz, so gehst du morgen früh mit jenen beiden Männern an Bord!" sagte de Ruiter, und warb mit diesen Worten einen Knaben zum Dienst der Flagge, der ihr dreißig Jahre später einen glänzenden Sieg erkämpfen helfen, und den Heldentod für's Vaterland sterben sollte.

Freundlich grüßend schritt der Capitain durch die Menge, die sich allmählig zerstreute und schaute mit über einander geschlagenen Armen auf die Rhede hinaus, wo ein reges Leben am Bord der Schiffe herrschte. Seine ganze Vergangenheit zog in diesen Minuten

an ihm vorüber, und beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht merkte, wie der Admiral Arnold Gysels, gefolgt von mehreren Offizieren, den Werft betrat, und von den Gebrüdern Lampsin geführt, der Stelle zuschritt, wo Michael de Ruiter stand.

„Ergebt Euch, Capitain!" rief der Admiral, indem er seine Hand auf Michaels Schultern legte und dann lachend fortfuhr: „Das ist das erste Mal, de Ruiter, daß Ihr Euch überrumpeln laßt. Ich schätze mich glücklich, daß gerade ich es gewesen bin, der sich dieses Sieges erfreuen mag."

„Verzeiht, Herr Admiral, daß ich Euer so schlecht gewärtig gewesen bin. Ich hatte mich vom Mahle entfernt, um einsam meinen Gedanken nachzuhängen und diese haben mich entführt, weit von hier über See und Land! Gott zum Gruß, wackre Herren und Schiffsgenossen! Ich bin der Jüngste in Eurer Reihe und bedarf vielfach der Nachsicht; wollt mir diese gewähren und meiner dankbaren Ergebenheit gewiß sein."

Die Offiziere, welche dazu bestimmt waren, den neuen Seezug mit einander zu beginnen, schüttelten sich die Hände und gelobten sich gegenseitig treue Kameradschaft.

„So sei es!" sagte Arnold Gysels. „Wo die Offiziere gegenseitig herzeinig sind, ist auf ein festes,

gleichmäßiges Zusammenwirken zu zählen. Möge dies bei unserer Flotte vorherrschen jetzt und immerdar. Der Dienst erfordert indessen die Ernennung eines Schout bei Nacht, und ich hoffe, meine braven Capitaine werden eine Ehre, deren sie Alle würdig sind, Dem nicht beneiden, dem sie gerade zugedacht ist." —

Die Offiziere verneinten und versicherten einstimmig, sie würden freudig Demjenigen gehorchen, den man aus ihrer Mitte zum Nächstkommandirenden wählen möchte.

„Das freut mich ausnehmend, werthe Herren, und seid versichert, die Wahl fiel auf keinen Unwürdigen. Herr Cornelius Lampsin, gefalle es Euer Edelmögenden, die von Sr. Hoheit desfalls ausgestellte Urkunde zur allgemeinen Kenntniß zu bringen."

Cornelius Lampsin tratt einen Schritt vor, entfaltete das Pergament, und las:

„Wir Friedrich Heinrich, von Gottes Gna-
„den, Prinz von Oranien und Nassau, u. s. w.
„u. s. w. Als die Hochmögenden General-Staa-
„ten der vereinigten Niederlande für gut befunden
„haben, eine Flotte zu stellen von zwanzig Schif-
„fen zum Secours des Königs von Portugal, un-
„ter dem Kommando Arnold Gysels, als Admi-

„ral über diese Flotte, und derohalben nöthig ist,
„daß eine qualificirte Person darüber als Schout
„bei Nacht gestellt werde, so ist, als Se. Hoheit
„wohl informiret seien, wegen der Bequemheit und
„Erfahrenheit des Michael de Ruiter in Ansehung
„und Ordre der Kriege zu Wasser, ihn hat gestel-
„let und committiret, wie Sie ihn denn hiermit
„stellen und committiren zum Schout bei Nacht über
„die gemeldete Flotte, Ihn autorisirend, selbiges Amt
„nach Gebühr zu bedienen, den vorgemeldeten Ad-
„miral in allen Sachen geziemend zu respectiren
„und alle gute Correspondenz mit Ihme zu hal-
„ten; weiter Alles zu thun, was ein getreuer Schout
„bei Nacht schuldig ist zu thun. Ordinirend allen
„Capitainen, Offizieren und Bootsleuten, und al-
„len Andern, die es angehen möge, den vorbe-
„meldeten Michael de Ruiter als ihren Schout bei
„Nacht zu erkennen und Ihme zu gehorsamen und
„zu folgen.

Actum im Lager zum Offeln den 20. Juni 1641.

F. H. de Nassau.

(L. S).

Auf Ordre Seiner Hoheit
J. Junius.

„O mein Gott!“ rief de Ruiter, „ich verdiene das nicht!“ Und die Rührung übermannte ihn so sehr, daß ihm die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen. „Herr, schickt mich, wohin Ihr wollt, zu Ehre Gottes und unserer Flagge, und ich will gehen, wäre es auch zum neunten Ring der Hölle. Ich stehe tief beschämt vor Euch Allen!“

„Frisch, Ihr Herren!“ rief einer der Offiziere seinen Kameraden zu, „ein lautes Hurrah unserem würdigen Admiral und seinem tapfern Schout bei Nacht! Hurrah!“

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ riefen Alle und ihr Ruf hallte an den beiden äußersten Enden des Werftes wieder.

Da trat de Ruiter an eines der großen Schwungräder, woran so manche jugendliche Hand erlahmte, und rief: „Von diesem Platze ging ich vor drei und zwanzig Jahren in die Welt hinaus und glaubte mich am Ziel aller meiner Wünsche, als ich Hochbootsmannsjunge am Mittelmast wurde. Jetzt kehre ich hierher zurück, kaum aus dem Jünglingsalter geschieden, mit Ehren und Würden überhäuft, umgeben von edlen Männern, die mich hochachten und wohlgesinnt mir ihre Freundschaft schenken. Wir gehen in den Krieg! In allen Gestalten werden uns die Ge-

fahren entgegen treten! Kameraden! Eurer würdig will ich sein, oder schimpflich fallen, von keiner Flagge verhüllt! So wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!"

Mit stummem Händedruck gingen die Männer auseinander, im tiefsten Herzen bewahrend das Wort, das Michael de Ruiter zu ihnen gesprochen hatte.

IV.

Michael überall!

(1643 bis 1650.)

Mit wehenden Flaggen und klingendem Spiele waren die holländischen Schiffe vom Terel abgesegelt, und mit wehenden Flaggen und klingendem Spiele kehrten sie dahin zurück. Als sie unter Segel gingen, feuerten sie die glatte Lage ab, um über künftige Siege zu jubiliren, und als sie heimkehrten, thaten sie's, um den Staub aus der Mündung der Kanonen zu blasen. Die Spanier und Portugisen sind Gevatter und Gevatters Kind, wenn sie sich einmal erzürnen, ist's ihnen doch nie rechter Ernst, und mengt sich gar ein Dritter hinein, so muß er für Beide die Kastanien aus dem Feuer holen. Die Portugisen bewirtheten die holländischen Matrosen mit einigen Pipen Wein, und hingen ihren Offizieren güldene Ehrenketten um; aber ihre Schiffe hatten sie nie beisammen.

Da gab's keinen Kampf, sondern nur armselige Plänkeleien. Die Aussicht auf Ruhm und Beute ging verloren und die Unzufriedenheit nahm zu, bis zuletzt alle Schiffe nach Holland zurücksegelten, ohne daß mehrere derselben zum Schuß gekommen wären. Am meisten ärgerte sich Michael de Ruiter, der sich auf eine tüchtige Seeschlacht gefreut hatte, und nun unverrichteter Sache wieder nach Hause fahren mußte. Traf sich's, daß er auf dem Heimwege eine spanische Fregatte auflief, drei Mal größer als sein „Hase" und schickte ihm sogleich einen Schuß; als der Spanier den Holländer brummen hörte, holte er sogleich den Steuerbaum auf und flog mit vollen Segeln davon. Aber Michael zeigte, daß ein „Hase" gut laufen kann, und war bald dem Vierzigkanonenschiff, das den stolzen Namen „Siegesheld" an seinem Spiegel wies, zur Seite.

„Oho!" rief Michael mit dem Sprachrohr hinüber, „wollt Ihr mir nicht die Ehre erzeigen, ein Paar Schüsse mit mir zu wechseln? Möchte wohl wissen, ob Euer spanisches Kernholz so fest ist, als unser niederländisches." Und damit feuerte er ihm mit seinen Backbords-Kanonen auf den Pelz. Aber der Spanier hielt nicht Stand, sondern suchte das Weite. Da ward es endlich Abend, und zugleich erschien ein gro-

ßes spanisches Geschwader, das von dem Kanoniren herbeigelockt, unter Land sichtbar wurde. Als der „Siegesheld" die zahlreiche Kameradschaft gewahrte, bekam er mit einem Male gewaltige Courage und braßte gegen den Holländer auf, aber Michael rief lachend, „Daß ich ein Narr wäre! Ihr Spanier seid wie das Ungeziefer, hat man erst Einen auf dem Leibe, folgen ihrer gleich tausend! Ein anderes Mal, mein tapferer Ritter, treffen wir uns wieder, dann wollen wir es miteinander wett machen. Damit lufte der „Hase" scharf an den Wind, und bei einbrechender Nacht war er den Spaniern aus den Augen.

Als nun die Schiffe wieder wohlbehalten im Hafen lagen, wurden die Offiziere entlassen und die meisten legten sich auf die Bärenhaut, um von ihren Strapazen auszuruhen. Michael aber hatte keine Freude am Faullenzen, darum ging er zu seinen Freunden Lampsin und sagte: „Gebt mir wieder eines von Euren Schiffen und schickt mich, wohin Ihr wollt!" Das geschah mit großem Jubel, und in vier Wochen war Michael schon wieder auf hoher See. Dazumal aber war es nicht so leicht Kauffahrer sein, als jetzt. Die Seekarten und übrigen Hülfsmittel waren unvollkommen und führten oft irre, statt den rechten Weg; es gehörte ein tüchtiger Seemann dazu, die Fehler

und Irrthümer zu berichtigen, und trotz falscher Anweisung den wahren Cours zu finden. Dann mußte der Kauffahrer auch Handelsmann sein, denn er fand keine vorher bestimmten Abnehmer, sondern mußte mit dem größten Theil seiner Ladung hausiren. Und endlich mußte er zu jeder Stunde wohl gerüstet zum Kampfe sein, denn die See wimmelte von Kapern und anderm Raubgesindel, die stets ein offenes Auge verlangten, und ein guter Schiffsführer mußte nicht nur den Compas und die Elle, sondern auch den Degen gebrauchen können. Da war Michael an seinem Platze; er steuerte und handelte und schlug, daß es eine Art hatte, und war bald in der Ostsee, bald in Westindien und im mittelländischen Meer. Und überall hinterließ er ein Andenken seines Namens, im Guten oder im Bösen, wie es sich eben fügen wollte, aber immer in Ehren!

Einstmals lag er mit seinem Schiffe in Tunis und machte absonderlich gute Geschäfte mit seinem niederländischen Tuche. Da ließ ihn der Bey rufen, um selbst mit ihm zu handeln, und Michael brachte ihm das Beste, was in seinem Schiffsraum zu finden war. Der Bey hatte große Lust zu einem Stücke Tuch von brauner Farbe, und wünschte es zu kaufen. Michael sagte den Preis, der war aber dem Bey zu hoch und

er begehrte es für die Hälfte. „Dafür ist's nicht feil!" sagte Michael. „Es muß dafür feil sein!" sagte der Bey. Und die Rede flog hin und her, aber es kam zu keinem Ziele, denn der Bey sagte nur Ja! und Michael nur Nein! Da wurde der Bey zuletzt zornig und sagte: „Ich will aber das Tuch, und zwar um den Preis, den ich gesagt habe, und wenn ich es nicht bekomme, wird es Dir schlimm gehen."

„Dein Drohen schreckt mich nicht sonderlich," sagte Michael. „Und das Tuch kann ich Dir nicht anders verkaufen, als mein Herr den Preis gesetzt hat. Aber, um allem Lärmen und Streiten zu entgehen, will ich es Dir schenken."

„Ich will nichts geschenkt! Ich will's für den gebotenen Preis. Und wie magst Du etwas ganz und gar verschenken, was Du nicht für eine geringere Summe verkaufen willst?"

„Wenn ich's verschenke, geht's aus meiner eigenen Tasche, wenn ich aber den Preis heruntersetze, schade ich dem Markt und verderbe mir und Andern die Kundschaft! Und nun, Lied am Ende! Ihr zahlt den vollen Preis, oder nehmt es geschenkt; sonst packe ich ein und gehe meiner Wege."

Da wurde der Bey zornig und schwur, er werde den unverschämten Holländer züchtigen. Ein dicker

Türke aber, der in dem Gefolge des Bey war, neigte sich vor diesem und sagte: „Allah ist groß! Ereifre Dich nicht, süße Hoheit, sondern lasse den Kerl hinausführen, und mit den Ohren an das Thor des Palastes nageln.“

Der Bey lachte, trotz seines Zornes, denn der Einfall gefiel ihm, und der dicke Türke suchte in Gedanken schon nach Hammer und Nägel. Michael aber rief: „Ihr habt wohl übersehen, daß Einer da steht, der jedes Haar auf meinem Haupte bewacht?“

Da stutzte der Bey und fragte: „Wer wäre denn das?“

„Das ist das Völkerrecht! Versuch's! Nimm mir meine Waare! Mißhandle mich! Tödte mich, und siehe dann zu, was folgt. Deine Märkte werden veröden, Dein Hafen wird versanden. Bisher warst Du ein Mann von Treu und Glauben, das wirst Du dann nicht mehr sein. Sie werden kommen, Dich mit Krieg zu überziehen, und Dich behandeln, wie Du einen Mann behandeltest, der unschuldig war und für sein gutes Recht stritt.“

Der Bey stand unbeweglich, wie eine Marmorsäule, der dicke Türke aber rief einmal über das andere: „Seine Ohren, Herr! Gedenke seiner Ohren!“

Plötzlich verließ der Bey das Gemach und Michael blieb über eine Stunde allein mit den Türken, die

ihn höhnten und neckten, absonderlich der Dicke, der einen Hammer und Nägel hervorgesucht hatte, womit er dem Michael drohte. Der aber kehrte sich an nichts und ließ sie reden, bis der Bey zurückkam. Dieser hatte sich Pistolen in den Gürtel gesteckt und einen Dolch daneben, auch trug er einen großen Säbel und sah furchtbar aus. „Höre, Holländer!" rief er mit lauter Stimme, zum letzten Male frage ich Dich, ob Du mir meinen Willen thun willst, sonst...." Er machte einen Griff nach dem Dolche, der dicke Türke aber rief: „Die Ohren, Herr! Die Ohren!"

„Nein!" antwortete Michael fest. „Meinst Du, mich durch Drohen von meiner Pflicht abwendig zu machen? Ich habe meinem Herrn Treue gelobt und die will ich ihm halten, im Kleinen wie im Großen. Und daß ich sie ihm halte, daran soll mich Niemand hindern, weder Du, noch ein Anderer."

Da ward der Bey auf einmal ganz freundlich und sagte zu Michael: „Du thust ganz recht!" Und dann zu seinem Gefolge: „Da seht einen Mann, der viele Hundert Meilen von seinem Herrn entfernt ist und ihm Treu und Glauben hält, wie er es ihm angelobt. Ihr aber, die Ihr hundert Eide geschworen, und stets um mich seid, betrügt mich ohne Maaß, und welchem von Euch ich auch den Kopf herunter-

schlagen ließe, er wäre immer der Aergste." Dann wandte er sich wieder an Michael, ließ ihm die geforderte Summe auszahlen, sicherte ihm seine fortdauernde Gnade zu, und fragte, ob er ihm sonst noch etwas Liebes erweisen könne?

Da lachte Michael in sich hinein und sagte, indem er auf den dicken Türken zeigte: „Der Bursche wollte meine Ohren an Deine Hausthür nageln, was ihm aber nicht gelungen ist. Damit nun der Hammer nicht umsonst geholt ward, so gieb mir den Kerl mit an Bord; ich möchte gerne sehen, wie es sich macht, wenn seine Ohren an meinem Fockmast kleben."

Der dicke Türke fiel vor Angst in die Kniee und winselte: „Allah ist groß! Gieb einen treuen Diener nicht in die Hand des Ungläubigen!" Der Bey aber sagte lachend: „Nimm ihn mit Dir, und wenn Du nach Hause kommst, grüße Deinen Herrn von mir."

Nun mußte der Türke mit an Bord und Michael sagte zu seinen Leuten: „Da habt Ihr einen Türken, der soll mit seinen Ohren an unsern Fockmast genagelt werden. Bindet ihn einstweilen fest." Dies geschah unter lautem Lachen, während Michael angelegentlich mit dem Segelmacher sprach. Als nun der Türke eine Stunde lang in der Todesangst ausgeharrt hatte, trat Michael zu ihm und sagte: „Nun,

Meister Ibrahim, oder Ali, oder, wie Du sonst heißt, jetzt ist der Augenblick gekommen."

Der Türke winselte, die Matrosen reckten sich die Hälse aus, um genau zu sehen. Der Segelmacher aber stülpte dem Türken eine Kappe von Segeltuch auf, daran hingen ein Paar lange Eselsohren und Michael sagte: „Ich habe mit Deinen Türkenohren nichts zu schaffen; Du bist ein Narr und hast wie ein Esel gehandelt, darum setze ich Dir eine Narrenkappe auf den Kopf und Du wirst an den Eselsohren festgenagelt." Dies geschäh, und als der Türke in dieser Stellung ein Paar Stunden lang in der Sonne gebraten hatte, ließ er ihn los und schickte ihn mit einem Gruße für den Bey an's Land zurück.

Ein anderes Mal kreuzte er in den levantischen Gewässern. Er kam von Smyrna und wollte sich der Wind nicht fügen. Da lief ein französisches Kriegsschiff an ihn heran und forderte, der Kauffahrer solle zu ihm an Bord kommen. Michael that es, und als er bei dem Franzosen in der Kajüte war, sagte dieser: „Ihr seid mein Gefangener und Euer Schiff ist gute Prise."

„Mit nichten, Herr!" entgegnete Michael ernst. „So viel mir bekannt, ist zwischen den General-Staaten und Eurem Lande tiefer Frieden, und Ihr

habt keinerlei Recht, meine Fahrt aufzuhalten, oder mich gar aufzubringen. Hier sind meine Papiere, und alle in der besten Ordnung."

Der Franzose hörte kaum darauf und behauptete fortwährend, Michael und sein Schiff wären seine Beute.

„Wenn das ist," sagte Michael zornig, „so ist's keine ehrliche Prise, sondern verwegener Seeraub, den Ihr begeht, und von dem Ihr gebührende Rechenschaft ablegen müßt. Bedenkt, was Ihr thut, guter Herr, und laßt Euch nicht durch die Uebermacht zur Gewalt verführen. Wenn Ihr nur ein Haar auf dem Haupte eines meiner Leute krümmt, so schwöre ich, daß dies zehnfach geahnet werden soll."

Michael war sehr aufgeregt; das levantische Fieber hatte ihn leicht gestreift und er mußte sich an den Tisch setzen. Der Franzose, der bereits nachdenklich geworden war, sah den Zustand seines Gefangenen, und fragte, ob er etwas trinken wolle, Wasser oder Wein?

„Das hängt ganz von dem ab," sagte Michael, „was Ihr mich gelten lasset. Bin ich Euer Gefangener, so gebt mir Wasser, denn das ist der Trunk, der Gefangenen ziemt. Bin ich aber ein freier Mann, so trinken wir den Wein zusammen. Entscheidet!"

„Es ist entschieden!“ rief der Franzose. „Wir trinken Wein! Ihr seid ein ganzer Kerl. Wie heißt Ihr?“

„Michael Adrianson de Ruiter! Und Ihr?“

„François d'Argenson, Herr de Ruiter. Ich zolle Euch meine Achtung und trinke dies Glas in der Hoffnung, daß wir uns einmal wieder begegnen!“

„Das thue ich auch! Und sei es hinter der Flasche, oder hinter der Kanone, ich werde einen braven Kerl sehen! Gott befohlen und glückliche Reise.“

Damit kehrte Michael auf sein Schiff zurück, die Franzosen gingen ihres Weges, und als die Holländer genau nachforschten, hatte man ihnen nicht eines Stübers Werth abgenommen.

Und abermals eines gesegneten Tages befand sich Michael mit seinem Schiffe in Archangel. Da war es grimmig kalt und das grönländische Bärenfell wohl zu gebrauchen. Auf dem Verdeck lag der Schnee einen Fuß hoch, und wollte man ein laufendes Tau durch einen Block ziehen, mußte erst das Eis abgeklopft werden. Die meisten Schiffe, die hier überwinterten, hatten ihre Equipagen an's Land geschickt, um in den Baracken am Strande zu wohnen, denn am Bord war es nicht auszuhalten. Das machten sich nun die Russen zu nutze, und kaum hatten die Ma-

trosen bei'm Dunkelwerden ihre Schiffe verlassen, als die Russen von allen Seiten herbeikamen, an die Schiffe hinaufkletterten und mit sich fortnahmen, was sie nur irgend erfassen konnten. Da gab's alle Tage ein Lamentiren, denn bald fehlte Dies, bald Jenes, und es wurde Seitens der Schiffer scharf ausgelugt, um die Diebe zu greifen. Aber das war nicht so leicht, denn die Russen waren das Laufen auf dem Eise gewohnt und ließen sich nicht fangen. Da sagte Michael, dem sie ebenfalls einen Besuch gemacht hatten: „Gebt Acht, ich fange sie doch! Mir gebricht's blos an Speck, den ich den listigen Mäusen in die Falle hänge, und den gehe ich jetzt zu kaufen." Nun war eine Zeitlang Alles thätig bei ihm an Bord, obgleich Niemand so recht wußte, was vorging. Als aber der Abend zu dämmern begann, gingen die holländischen Matrosen an's Land, die Taschen voll Kopeken; sie begannen in den Wirthshäusern ein lustiges Leben und erzählten Jedem, der es nur hören wollte, welche Schätze an Lebensmitteln, Branntwein und Schiffsgeräth sie den Tag über empfangen, so daß nicht Alles hätte weggestauet werden können, sondern auf dem Verdecke umherläge. Das hörten die Russen, indem sie die Ohren spitzten und mit den Augen zwickerten, die Holländer aber dachten: „Geht

Ihr nur!" Darauf machten sie ein großes Geschrei, daß sie jetzt in ihre Baracke müßten, in Wahrheit aber gingen sie, um sich in der Nähe ihres Schiffes zu verstecken. Als es so spät war, daß alle Seeleute schliefen, kam ein Schwarm russischer Pelze und lief nach dem Schiffe des Michael, weil hier ein guter Fang zu machen sein sollte. Die Holländer hatten im Laufe des Tages ihr Schiff ein Paar Fuß weit ausgeeiset, also, daß es im freien Wasser schwamm, und die Russen sich etwas vornüber neigen mußten, um an Bord zu gelangen. Hastig griffen sie zu, aber ihre Hände glitten ab; sie konnten nicht ein Rüsteisen oder ein Fallreepstau anfassen, ohne daß es ihnen wegglitschte. Je mehr Hindernisse sie fanden, je ärger wurde ihre Gier, denn sie sahen im hellen Mondlicht die Fässer und Kisten deutlich auf dem Verdecke liegen. Die Wahrheit zu sagen, hatte Michael nicht nur das Eis aufhauen, sondern auch die Seitenborde, die Rüsteisen, sammt allem über Bord hinausragenden Tauwerk mit alter Butter, ranzigem Oel und Seife beschmieren lassen, so daß sie sich an nichts halten konnten, und entweder auf das Eis, oder gar in's Wasser plumpten. Darüber vergaßen sie das Fortlaufen, die Holländer konnten sich ihrer bemäch-

tigen, und schickten sie ohne Branntwein, aber mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim.

Nach manchen andern Kreuz- und Querzügen lag Michael eines Tages im spanischen Westindien — ich glaube zu Cuba — und war im Begriff, in See zu stechen, als eine stattliche Fregatte an ihm vorüberlief. „Wie ist mir denn?" sagte Michael zu seinem Steuermann. „Ist das nicht die Fregatte „Siegesheld", die mir Anno 42 nicht Rede stehen wollte, und mit vollen Segeln davon lief? Mit der möchte ich ein vertrauliches Wörtchen reden, wenn wir erst draußen sind."

Schien sich Alles nach Michaels Wünschen zu fügen, denn als sein Schiff in offener See war, erblickte er sogleich die Fregatte, die auf ihn abhielt. Michael lugte scharf durch sein Glas und rief: „Meiner höchsten Seele, Steuermann! Das ist nicht nur das Schiff von damals, es ist auch noch derselbe Capitain! Ich habe mir deutlich sein olivengrünes Gesicht gemerkt und bin neugierig, was er uns zu sagen hat. Seht aber auf alle Fälle nach den Kanonen und macht Alles klar."

Da schüttelte der Steuermann mit dem Kopfe und sagte: „Herr, Ihr bedenkt Eines nicht; wir sind ein

schlecht armirter Kauffahrer und das da ist ein Vierzigkanonenschiff."

„Weiß wohl, mein guter Maat. Bedenke aber, hinter den vierzig Kanonen stehen dreihundert spanische Lumpen, und wir sind vierzig brave Holländer. Sei aber so höflich, und zeige ihm unsere Flagge."

Dauerte nicht lange, da lagen sich beide Schiffe so nahe, daß ihre Führer mit einander sprechen konnten. Der Spanier nahm einen hochfahrenden Ton an und erklärte, daß das holländische Schiff eine gute Prise sei.

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde," sprach Michael, „da doch Frieden ist zwischen Holland und Spanien und ich eben erst aus einem spanischen Hafen komme."

„Schiert mich nicht," antwortete der Spanier. „Ich habe mein eigenes Recht, und wenn Du Dich nicht im Guten giebst, so schieße ich Dich in den Grund."

„Davon nachher!" rief Michael. „Sagt mir doch erst, ob Ihr mich nicht wiederkennt von der Cadirer Bucht? Damals hatte ich ein Zwölfkanonenschiff und Ihr hattet nicht sonderlich Lust, mir Rede zu stehen! — Ja blinzt mich nur durch Euer Glas an! Ich bin noch derselbe, und meine Courage ist's auch noch. Geht jetzt von meiner Seite, oder, so wahr Gott lebt! ich thue heute, was ich damals thun wollte."

Da lachte der Spanier laut auf und ließ seine Kanonen abfeuern, die waren aber Alle so hoch gestellt, daß die Kugeln wirkungslos über das niedrige Deck des Kauffahrers hinflogen.

„Frisch, Jungens!“ rief Michael. „Feuer! Und laßt es ihn spüren in der Wasserlinie.“ Die Holländer schossen und ihre Kugeln bohrten sich fest in das spanische Plankenwerk. Da lachte Michael: „Noch ein Mal! Wenn er die Dosis sechs Mal nach einander empfangen hat, reicht es gerade aus.“

Die Holländer schossen und trafen, die spanischen Kugeln flogen abermals durch die Luft. Nun begann eine kurzweilige Jagd. Ehe der schwerfällige Spanier sich einmal durch den Wind legte, gehorchte der leichte Niederländer seinem Steuer drei Mal; er wich dadurch stets den glatten Lagen des Spaniers aus, und hatte kaum einige leichte Streifschüsse davon getragen, als der Spanier schon schwer leck wurde, und seine halbe Mannschaft an die Pumpen kommandiren mußte.

Nun aber wurde das Volk am Bord der Fregatte rebellisch. Es war ein wahrhaftes Lumpenpack, von allen Inseln und Küsten zusammengelaufen, Neger, Rothhäute, Franzosen, Portugisen und Spanier durcheinander, die sich den Teufel um den Ruhm der Flagge

scheerten, und eben so feige als schlecht waren. Als das Wasser im Schiffsraum wuchs, und die Geschütze der Holländer immer mehr klar Deck machten, liefen sie von den Geschützen und Pumpen, und schrieen ihren Offizieren zu, daß sie sich ergeben möchten, da sie mit dem leibhaftigen Teufel zu thun hätten, gegen den man sich doch nicht wehren könne. Der Capitain jauchzte innerlich, denn er war hasenherzig, und die Courage saß ihm in den Beinen; aber er glaubte sich zu guter Letzt doch ein Ansehen geben zu müssen, darum sagte er zu seinen Lieutenants: „Ihr seht, wir sind gezwungen worden von unsern eigenen Leuten; wider die Gewalt vermag kein Mensch etwas!" Und damit vierte er selbst Hals über Kopf die Flagge auf das Verdeck nieder. Michael ging an Bord und holte die spanischen Herren, sammt was sich Gutes in ihren Kajüten und Zwischendecken vorfand, zu sich herüber. Und das war die höchste Zeit, denn als das letzte Stückgut übergenommen war, sank die Fregatte in den Grund. Fast wäre Michael mit all seinen spanischen Gästen in Verlegenheit gerathen, aber sein gutes Glück führte ihm am zweiten Morgen ein Staatenschiff entgegen; dem lieferte er alle gemachte Beute ab, und steuerte wohlgemuth seinen Cours weiter.

Die Zeit war indessen hingegangen mit dem öfteren Hin- und Herfahren von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Schiff und Mannschaft hatten viele Strapatzen ausgestanden und Beide sehnten sich nach einiger Ruhe.

„Nun, Jungens," sagte Michael, als sie von einer Reise nach Brasilien heimkehrten und in der Bai von Biscaja segelnd, dem St. Georgs-Kanal zustrebten, „jetzt ist Feierabend für längere Zeit, und wenn wir erst wieder im Vlissinger Hafen liegen, wird's eine Weile anstehen, bevor wir einen neuen Kreuzzug unternehmen." Darüber waren Alle sehr froh und thaten genau ihre Schuldigkeit, so daß die Reise dadurch über die Maaßen gefördert wurde.

Am dritten Tage darauf trat, um das erste Glas der Morgenwache, also vier ein halb Uhr nach Gissung, der Steuermann in die Kammer des Capitains und sagte: „Mit Verlaub, Herr, ich störe Euch! Da segelt ein verwunderliches Fahrzeug auf uns zu; es hat ein böses Ansehen, und ich möchte meinen, das sei eine von den Dünkirchner Eulen. Wo aber eine derselben ist, da befinden sich auch mehrere, denn das Gesindel hält immer dicht beisammen. Da wäre es wohl gut, auf der Hut zu sein, denn mit unserer Munition ist es schlecht bestellt, und wir haben eine

gesegnete Aerndte am Bord, die doch nicht in ihre Krallen kommen darf."

Michael war mit einem Sprunge aus der Kammer und eilte auf das Verdeck. „Hast wohlgethan, mein Junge, mich zu wecken. Das ist Einer von der Eulenflucht. Wir können uns auf unser Schiff verlassen, denn es ist stark und läuft wie ein fliegender Fisch, hinter dem der Delphin her ist. Wollen uns nicht um ihn kümmern, und ihn sachte an uns kommen lassen. Die Andern werden sich auch wohl einfinden."

Michael hatte sich nicht geirrt. Sein Schiff segelte vor straffer Brise den gewöhnlichen Cours und der Kaper hinter ihm her, ohne ihn zu erreichen; gegen Abend hatten sie ihn fast aus den Augen verloren. Dafür aber hatten sie, als die Sonne auf den Wasserspiegel sank, zwölf solche Kaper vor sich, die sich so legten, daß sich der Holländer in diesem Netze fangen mußte, er mochte es anstellen, wie er wollte. Nun machte Michael kleine Segel, so daß er weiter zurücksank, und als die Sonne vollends herunter war, befand er sich eine Meile von den Kapern entfernt. Sie hatten sich unterdessen nach allen Richtungen hin so ausgebreitet, daß er nicht unbemerkt zwischen ihnen durchschlüpfen konnte. Da faßte er einen kühnen Ent-

schluß und rief: „Jungens! Pflanzt mir auf der Gallerie die große Laterne auf, aber genau so, wie sie es auf unsern Staatsschiffen thun; ladet die Geschütze und haltet die Lunten bereit. Die Nacht wird sehr finster werden und ich hoffe, wir können sie täuschen."

Zu gleicher Zeit frischte die Brise auf, und der Kauffahrer schoß durch das Wasser. Aber anstatt auszuweichen, hielt er nach der Richtung hin, wo vier der Kaper nahe beisammen lagen, und seine Laterne leuchtete weit in die Finsterniß hinaus. Als er den ersten derselben erreichte, rief er durch sein langes Sprachrohr: „Was habt Ihr hier mitten im Fahrwasser zu liegen? Scheert Euch aus dem Wege, wenn ein Orlogsmann daher gesteuert kommt!" Und mit den Worten schickte er ihm eine Kugel über das Verdeck hin. Als der Kaper diese pfeifen hörte, zog er still seine Stagfock auf und holte das Steuer über, denn er glaubte nicht anders, als daß ihm ein Kriegsschiff in die Quere komme. Mit diesen hatten aber die Kaper nie gerne etwas zu thun, denn im glücklichsten Falle wurden sie tüchtig gebrandschatzt und mußten es sich noch für eine Ehre rechnen, die Herren Flotten-Offiziere bei solchen Gelegenheiten tüchtig zu bewirthen Der zweite Kaper bekam einen gleichen Gruß, ebenso der dritte und der vierte, die sich

Alle einschüchtern ließen, und damit war der Michael über die gefährlichere Hälfte des Netzes hinaus. Nun aber kam ein fünftes Fahrzeug, ein schwerer, ungeschlachter Bursche. Als der den Schuß von dem vermeinten Orlogsmann empfing, braßte er scharf gegen ihn auf und wollte Revanche nehmen, denn am Bord dieses Burschen kommandirte ein teufelmäßig wilder Bursche, „Seewolf" genannt. Er schnitt hart vor dem Bug des Kauffahrers über, und schickte ihm ein Paar wohlgezielte Schüsse, die tief in das Plankenwerk eindrangen. Aber unglücklicherweise hatte er alle seine Linnen auf und schoß, da er tüchtig in der Fahrt war, ein großes Stück leewärts. Dadurch bekam Michael einen freien Luf und benutzte geschickt den Fehler des Feindes, um auf die offene See hinauszusteuern. Die Kaper, die nun wohl einsahen, daß sie gefoppt worden waren, sandten Schuß auf Schuß und machten Segel auf Segel, um die Beute, die ihnen zu entschlüpfen drohte, wieder einzuholen. Am tollsten trieb es der Seewolf, und Michael hatte große Noth mit ihm, ehe er ihn aus seinem Kielwasser los wurde. Als aber um Mitternacht der Wind stark auffrischte und sein Schiff bei solcher Kühlte neun Knoten Fahrt und mehr lief, kam er dem See-

wolf weit voraus, und als die Sonne aufging, waren die Kaper nur noch in weiter Ferne zu sehen.

Zwei Tage später war die Freude groß, als das Schiff die Rhede von Vlissingen andiente, aber dem Michael fiel es schwer auf's Herz, als er den Kirchthurm seiner Vaterstadt von weitem erblickte, und es ahnte ihm, daß ein großes Leid seiner harre.

Und als wollte sich die Stimmung des Seemanns nach Außen hin offenbaren, zogen trübe Herbstwolken herauf und hüllten Land und See in ein düsteres Grau. Michael brachte sein Schiff zu Anker und rief ein Boot an, das ihn unverzüglich zu Lande bringen sollte.

Die Fenster in dem Wohnhause Michael de Ruiter's waren dicht verhangen. Seine Ehefrau, Cornelia Engels, lag auf dem Siechbette und sah ihrer nahen Auflösung entgegen. Ein schleichendes Fieber hatte sie bald nach der letzten Abreise ihres Mannes befallen und allmählig alle ihre Kräfte aufgezehrt. Der Doktor hatte sich bereits entfernt und der Geistliche seine Stelle eingenommen. Er war mit der Kranken allein, die still und gottergeben vor ihm lag. Sie blieben länger als eine Stunde zusammen. Was sie gesprochen, hatte nur Gott zum Zeugen, aber als

der Geistliche die Stube verließ, um die Hausgenossen herbeizurufen, leuchtete eine himmlische Verklärung von ihrer Stirn. Als der Doktor eintrat, sagte er vor sich hin: „Das ist der Tod!"

Cornelia Engels hörte es und sprach: „Herr! In Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Lasset die Kinder zu mir kommen! — Nahe, ganz nahe!" — Sie legte ihre Hände auf das Haupt der Weinenden und sagte: „Bleibt fromm und tugendhaft! Wandelt vor Gott und haltet seine Gebote! Gedenkt der Mutter, die mit Segen auf den Lippen von Euch scheidet! — Ehret und liebet Euren Vater und bleibt seiner gewärtig immerdar! — Werdet gut und brav! — Der Herr segne Euch!"

Sie hielt erschöpft inne. Man hörte nur das leise Weinen der Kinder. Da gewahrte Frau Cornelia ihre alte treue Dienerin am Fuße des Bettes: „Trientje Dronk, ich danke Dir! Du warst rechtschaffen und treu, mein Mann wird Dich nicht verlassen um meinetwillen. — Kommt noch einmal, Kinder! — Dieser Kuß ist für den Vater! — Grüßt ihn!" — Sie schloß das Auge.

Der Doktor entfernte die Kinder sammt der Magd. Der Geistliche, der kurz zuvor wieder eingetreten war, legte die Hand auf ihr Haupt.

„Ich danke Euch, ehrwürdiger Herr!“ sagte sie schwach. „Ihr habt mich getröstet. Wie gern schiede ich, wenn ich nur meinen Mann.... es soll nicht sein.“

„Frau Cornelia!“ sagte der Geistliche sanft. „Vielleicht könnte es doch geschehen! Auf der Rhede sind viele Schiffe im Anfegeln begriffen, die von unsern Lootsen hereingeholt werden. Könnte nicht das Eures Mannes darunter sein?“

Cornelia richtete sich fragend auf.

„Ihr müßt ruhig sein, ganz ruhig! Ich sagte nur, es könnte! Ich habe einen Boten abgesendet, der uns Nachricht geben wird.“

„Ach mein Gott! Noch diese Gnade!“

Der Geistliche ging; er öffnete die Thür, that, als ob er mit Jemandem draußen spreche und kehrte dann zurück zum Krankenbett.

„Der Bote ist wieder gekommen, Frau Cornelia. Es ist, wie ich vermuthete. Das Schiff ist da; Michael de Ruiter wird unverzüglich hierher kommen. Seid Ihr, mit Gott, bereit, ihn zu empfangen?“

„Ich bin bereit!“

„So blickt auf! Er ist da!“

Michael trat ein, bleich, zitternd; Thränen auf den Wangen. Die Gatten blieben allein. Nach einer Stunde verließ Michael die Stube.

„Sie ist todt!" sagte er zu dem Prediger, der ihm entgegentrat, er ging mechanisch weiter, und sah die Kinder nicht, die ihn umdrängten.

Vierzehn Tage nach diesem harten Schlage schwamm Michael wieder auf hoher See. Mit seinem Weibe hatte er seine Jugend, seinen sprudelnden Frohsinn begraben; die überwallende Lustigkeit wich dem durch Thränen lächelnden Humor. Michael war fortan ein ernster, bedächtiger Mann, aber mit einem Herzen voll unendlicher Liebe. Mit Umsicht und Verstand leitete er die Fahrt und die Geschäfte; aber seine Seele war bei der Todten.

V.

Krieg!

(1652).

In dem großen Saale des Schlosses zum Gravenhaage waren die General-Staaten in einer stürmischen Debatte versammelt. Die talentvollsten Redner hatten nach einander das Wort ergriffen und die Gemüther auf das Aeußerste erregt. Bald konnte der Einzelne sich nicht mehr vernehmbar machen, der Nachbar stritt mit dem Nachbar, es bildeten sich Parteien; einzelne Gruppen nahmen drohende Stellungen an; die Erbitterung stieg.

„Hier wird nichts Unrechtes verlangt!“ rief Johannes van Geldern. „General Cromwell bietet uns freundlich die Hand; er will eine Erneuerung des Traktates von 1495, und die vereinigten Provinzen können nichts Unklugeres thun, als wenn sie diesem Erbieten nicht Gehör schenken!“

„Wir wollen nichts mit diesen Engländern zu schaf-

sen haben!" schrie Abraham Werkenthin von Dortrecht. „Weg mit diesen hündischen Puritanern! diesen Rundköpfen mit dem Worte Gottes auf den Lippen und dem Teufel im Herzen! In die Hölle mit ihrem Lord Protektor! diesem Königsmörder! diesem Dieb!"

„Hört ihn, Brabanter!" rief Lorenz Berghem. „Hört ihn genau. Ihr merkt's wohl, daß dieser offene Haß gegen England nichts ist, als eine versteckte Aufforderung zum neuen Anschluß an Frankreich, der jetzt eben so verderblich sein würde, als früher."

„Wer wagt's, mir das zu sagen!" entgegnete der Deputirte von Dortrecht. „Wer sagt's, daß wir ein Bündniß mit Frankreich wollen? Sind unsere Provinzen nicht stark genug, um auf eigenen Füßen zu stehen? Ich schleudere die Beleidigung auf Euer Haupt zurück, und bin bereit, meine Ehre mit meinem Degen zu vertheidigen!"

„Wir Alle!" schrieen die Anhänger des kühnen Werkenthin und schaarten sich um den Freund, während die Genossen des Lorenz Berghem sich um diesen drängten und ihn aufforderten, die empfangene Beleidigung zu rächen.

Mitten unter diesen streitenden Parteien stand kalt und unerschüttert der greise Mindert de Vrijs. Er

wehrte die zahlreich ihn umdrängenden Freunde von sich ab und sagte mit großer Ruhe: „Ihr seid auf dem Punkte, Euch selbst zu Grunde zu richten. Ich will keine Parteien, ich will einen gemeinsamen Willen, und dessen Ziel muß das Wohl unseres Landes sein. Wie soll Frieden bestehen im Lande, wenn seine Abgeordneten, die Träger seines Willens, uneins sind in Worten und Werken? Geht und sucht diese erhitzten Gemüther zu beruhigen. Schon ist die Botschaft abgegangen, welche die englischen Gesandten noch einmal hier einführen soll, um unseren endlichen Beschluß zu vernehmen! Geht, meine Freunde, und versucht, was Euer Ansehen, Euer Eifer vermag."

Die Freunde des Mindert de Vrijs zerstreuten sich nach allen Seiten, und es gelang ihren redlichen Bemühungen, die Ruhe nothdürftig herzustellen und einem Redner Gehör zu verschaffen, der mit glänzender Beredtsamkeit darthat, wie das Heil der vereinigten Provinzen nur in einem Bündnisse mit England zu suchen sei. Er fürchtete nicht, wie Manche thaten, daß dieser Traktat zum Nachtheil des jungen, noch minderjährigen Prinzen von Oranien gereichen könne, und bot alle Mittel auf, die Hörer für sich zu gewinnen. Aber die Furcht vor Englands Anmaßung war zu groß, der im Stillen genährte Haß gegen

diese Republik loderte in hellen Flammen auf, und lautes Geschrei übertäubte die Worte des Redners.

„Wir wollen kein Bündniß mit den Puritanern! Wir verachten sie und ihre Kopfhängerei!"

„Führt ihre Gesandten ein und werft ihnen ihren Vertrag vor die Füße!"

„Weg mit diesen Mantelträgern! In den Abgrund des Meeres mit dem britischen Königsmörder und seinem Anhange!"

Diese Stimmung der Volks-Deputirten hatte sich den Bürgern und dem Landvolke, welches schaarenweise in die Stadt gekommen war und den Palast der Deputirten umlagert hielt, mitgetheilt. Als der englische Gesandte seine Wohnung verließ, ward er mit Zischen und Hohngelächter empfangen. Ein Haufe berittener Büchsenspänner geleitete ihn, und ihr Führer sagte zu dem Gesandten: „Eure Herrlichkeit fürchte sich nicht; wir sind zu Eurem Schutze da!"

Oberst Howe sah ihn stolz an und entgegnete kalt: „England ist ein Fels im Meere! Wie auch die Wellen toben, sie netzen doch kaum seinen Fuß."

Als der Gesandte durch das Portal des Schlosses geschritten war, wuchs die Erregung der Menge.

„Habt Ihr's gesehen?" rief ein vierschrötiger Schmie-

beknecht. „Excellenz, Mylord Pudding ist hinein. Nun werden sie das Eisen schmieden, weil es warm ist."

„Der Kerl weiß nichts, als von seinem Hammer und seinem Glüheisen zu sprechen", sagte sein Nachbar. „Diese Herren schlagen nicht so massiv darauf los! Die sind gewohnt, ihre Angelegenheiten feiner einzufädeln!"

„Still, Schneiderseele!" unterbrach ihn ein Dritter. „Wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Hört! Unsere Edelmögenden Herren haben vor, uns an England zu verkaufen; das dulden wir nicht!"

„Wir dulden es nicht!" rief die Menge.

„So recht! Hört Ihr die Glocke? Jetzt beginnt der hohe Rath drinnen. Frisch, Ihr Männer, gebt ihnen einmal deutlich zu verstehen, was unsere Meinung ist."

Die rohen Haufen erhoben ein lautes Gebrüll: „Nieder mit den Engländern! An den Galgen mit den Rundköpfen!"

„So ist's recht!" entgegnete der Aufwiegler und neigte sein Ohr zu einem kleinen verschmitzten Kerl in der Tracht eines Advokaten-Schreibers: „Wie steht's?"

„Alles gut!" flüsterte Jener. „Marquis Chateauneuf hat neuerdings hundert Louis gegeben. Die

Kerle sind wie toll. Wenn die Gesandten herauskommen, fliegt ihnen ein Steinhagel entgegen; von ihrer Wohnung bleibt kein Stein auf einander. Gott befohlen!"

Der Schreiber verschwand, und der Aufwiegler schrie: „Nieder mit England! Es lebe Oranien!"

„Warum laßt Ihr nun Oranien leben?" fragte der Anführer eines Haufens verwundert.

„Was geht's Dich an? Du wirst bezahlt, also thue Deine Schuldigkeit! Schreie: Vivat Oranien!"

„Vivat Oranien!" brüllte der Haufe und zog vorüber.

Die Gesandten erschienen auf der Schwelle des Palastes, geleitet von einer Deputation der General-Staaten und empfangen von den Bewaffneten. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten langsam durch die drohende Volksmenge. Anfangs vernahm man nur dumpfes Gemurmel, wie das Meer bei dem Nahen des Sturmes aufzurauschen pflegt, aber die Wetterwolke war bereit, sich zu entladen

Ein Diener des Palastes flog die Freitreppe hinab und mischte sich unter das Volk, bevor die Gesandten sich in Bewegung setzten: „Sie sind abgewiesen!" rief er; „völlig abgewiesen! Der englische Vertrag ist zerrissen! Es giebt Krieg!"

Wie ein Blitz flog diese Nachricht durch die Menge; sie ward mit einem maaßlosen Jubel begrüßt. Schreien, Zischen, Pfeifen ward vernommen, die Volkswuth kannte keine Gränzen; Knittel und Aexte wurden geschwungen, Steine flogen durch die Luft; die Bewaffneten vermochten kaum, die Gesandten vor thätlicher Mißhandlung zu schützen. Als sich der Zug der Wohnung derselben nähert, ist die Zerstörung im vollen Gange. Die Thüren sind erbrochen, die Fenster zerschlagen, das Dach wird abgedeckt; Hausgeräth, Papiere, Kleider fliegen auf die Straße, und ein treuer Diener seines Herrn, der sich voll blinden Eifers dem Vandalismus widersetzen will, wird von dem Pöbel zerrissen. Da wandte sich Oberst Howe zu dem ihn begleitenden Hauptmann und sagte: „Führt mich sogleich zum Strande, wo die Schiffe unsrer harren; nicht länger weile ich in einem Lande, wo das Völkerrecht in solcher Weise mit Füßen getreten wird. Euren Deputirten aber sagt als letztes Wort von meinetwegen: „Es wird ein Tag kommen, wo sie uns um das bitten werden, was sie heute verworfen haben."

Allmählig verstummen die Leidenschaften, die besonnene Vernunft gewinnt die Oberhand. Man fühlt, daß durch den Bruch mit England Vortheile geopfert

sind, die andererseits nicht wieder geboten werden. Vorwürfe und Reibungen entstehen, bis endlich der gemeinsame, von der Nothwendigkeit bedingte Beschluß gefaßt wird, unter der Hand die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu vermitteln. Die General-Staaten, diesmal vollkommen einig, wählen einige gewandte Unterhändler und entsenden sie nach London. Im Palast zu Whitehall werden sie empfangen. Man hört sie ruhig an, verspricht, ihre Vorschläge in Erwägung zu ziehen, und legt ihnen nach einiger Zeit die Bedingungen vor, unter welchen man geneigt ist, einen neuen Handels-Vertrag abzuschließen. Kaum haben die Gesandten diese Bedingungen vernommen, als sie sich an Bord ihrer Schiffe begeben und der englischen Küste den Rücken kehren.

Die Gesandten sind mit Ungeduld zurück erwartet worden; als sie endlich landen, empfängt man sie in geheimer Sitzung.

„Nun, edle Herren!" sprach hastig der ehrwürdige Mindert de Vrjis, „wie lautet die Botschaft, die Ihr uns von dem Mylord Protektor und seinem Parlamente bringt? Euren Mienen nach zu urtheilen, habt Ihr uns nichts besonders Günstiges zu verkünden."

„Und warum nicht? lachte höhnisch Alerts Dolk, welcher der niederländischen Gesandtschaft zugetheilt

gewesen war. „England ist gar nicht so abgeneigt, als Ihr denkt, die abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Ein Wort von Euch, und der Friedens- und Freundschafts-Traktat wird errichtet. Der großmüthige Brite verlangt zu den früheren Zugeständnissen nur noch dreierlei; bewilligt das, und Alles ist in Ordnung."

Und wie lauten diese neuen Bedingungen?" fragte Mindert de Vrijs.

Alerts Dolk entfaltete ein Pergament und sagte: „Gebt Acht, Edelmögende Herren. Der fromme Lord Protektor diktirte diese Bedingungen zwischen Fasten und Beten; Ihr müßt sie darum mit wahrhafter Andacht empfangen."

„Zusatz-Artikel 1. Als bedingt sich England „in der Nordsee, sowohl an seines eigenen Landes „Küsten, als auch denen der Küste Hollands, ausschließlich das Recht der Fischerei, namentlich derer der Häringe, und soll keinerlei holländisch Fischerboot unter keinerlei Prätert seine Netze in die „See senken von der Mündung des Kanals bis „zur Mündung der Elbe, es sei denn, dasselbe wäre „von englischer Seite dazu eigens privilegirt worden.

„Unmöglich!" rief Mindert de Vrjis, und ein dum-

pfes Gemurmel lief durch die Reihen der General-Staaten.

„Ist's Euch zu viel, werthe Herren?" fragte Alerts Dolk. „Habt nur Geduld, es kommt noch besser."

„Zusatz-Artikel II. Wenn es sich begäbe, daß „holländische Schiffe, seien es Kauffahrer oder „Staatsschiffe, einem englischen Kriegsschiffe zur „See begegneten oder ihm vorbeiliefen, so sollen „die holländischen Schiffe gehalten sein, ihre „Flagge und ihren Wimpel, so wie auch ihre „Bramsegel und Klüver, zu streichen, zum Zei-„chen eines Ehrengrußes, ohne daß die englischen „Schiffe genöthigt wären, einen solchen Gruß zu „erwiedern, und wenn dies von Seiten eines eng-„lischen Staatsschiffes geschähe, wäre es nur der „gute Wille des Kommandirenden."

„Höll und Teufel!" rief Egmont van dem Bosche und schlug gegen das klirrende Schwerdt. „Ist diese Schmachbotschaft am Ende?"

„Geduld, werther Herr!" sagte der Gesandte. „Noch eine kleine Nuß will ich Euch zu knacken geben. Wünsche, daß Euer Edelmögenden sich nicht die Zähne daran ausbeißen. Gebt wohl Acht."

Zusatz-Artikel III. Sollte schließlich es sich „begeben, daß ein englisches Kriegsschiff einem hol-

„ländischen Kauffahrer begegnete, in welchen Mee-
„ren und in welchen Breitengraden dies auch im-
„mer geschähe, so soll der Befehlshaber sothanen
„englischen Schiffes das Recht haben, sich an Bord
„des Kauffahrers zu begeben, um nachzusuchen, ob
„die Papiere in Ordnung und ob die Schiffe keine
„Waaren führen, die ihnen nach dem geschlosse-
„nen Vertrage nicht zu führen gestattet sind, oder
„endlich, ob sie sich mit Dingen befassen, welche
„England Nachtheil und Schaden bringen können:
„Ingleichen, es den englischen Kriegsschiffen zu ge-
„statten, an Bord der holländischen Kriegsschiffe
„sich zu begeben und nachzusehen, ob Alles am Bord
„so eingerichtet sei, wie es von Seiten des Ver-
„bündeten erwartet werden dürfe. Dies Alles unter
„der Klausel, daß Holland auf eine gleiche Ver-
„günstigung nicht rechnen darf.

Eine tiefe Stille herrschte nach diesem Vortrage in der Versammlung, aber es war die unheilvolle Stille, die dem ausbrechenden Sturme vorhergeht. Ein Schrei des Unwillens entfuhr der gepreßten Brust, und jedes Wort vernichtete einen Engländer.

Da sprang der leicht erregte und leicht gerüstete Deputirte von Dortrecht auf und rief mit einer Donnerstimme: „Krieg! Krieg mit England! Es hat

unsere Flagge beschimpft! Sie ist mit Füßen getreten, in Koth gewälzt! Mit ihrem Blute muß sie rein gewaschen werden! Krieg! Krieg mit England!"

„Krieg! Krieg!" schrieen die Aufgeregteren.

„Bedenkt, edle Herren!" entgegnete besonnen Mindert de Vrijs. „Wir sind auf einen augenblicklichen Krieg nicht vorbereitet. Es fehlt an Schiffen und an Matrosen. Wenn wir unsere Absicht verlautbaren, ehe und bevor unsere Flotte fertig ist, in See zu gehen und England gegenüber, eine ehrfurchtgebietende Stellung einzunehmen, sind wir tausend Wechselfällen preisgegeben, die nur einen traurigen Ausgang für uns haben können. Mäßigung, edle Herren, Besonnenheit!"

„Besonnenheit, wenn man uns mißhandelt?" rief leidenschaftlich Abraham Werkenthin. „Mäßigung, wenn man unsere heilige Flagge, unser Paladium, mit Füßen tritt? Nur die ärgste Furcht kann solchen traurigen Rath ertheilen."

Mindert de Vrijs erhob sich abermals. Ein verachtender Blick strafte den übermüthigen Deputirten: „Niederländer!" sprach der Greis, sich hoch emporrichtend. „Ich habe Eure Schlachten gekämpft zu Lande und auf dem Meere; wie auch die Kriegsfurie tobte, dieser Arm ward nicht müde im Kampfe. Die-

ses Haupt ist ergraut in Sorgen um das Land. Wer auf Erden darf es wagen, mich des Verraths und der Feigheit zu beschuldigen?"

„Keiner! Keiner!" riefen Viele durcheinander. Ihr seid ein Ehrenmann! Hoch Mindert de Frijs! Hoch! Redet! Redet!"

Der Greis wollte dieser Aufforderung genügen und erhob seine gewaltige Stimme. Aber er versuchte umsonst, sich vernehmbar zu machen. Der Ruf nach Krieg übertönte jedes besonnene Wort; die Deputirten waren nur von dem einzigen Wunsche beseelt, ihre Flagge von dem ihr widerfahrenen Schimpf zu reinigen.

Die Abstimmung wurde unter der lebhaftesten Aufregung begonnen und vollendet. Keiner zweifelte, was das Resultat sein würde. Krieg war die Loosung und das fast gemeinsame Votum wurde mit lautem Jubelgeschrei begrüßt.

VI.

Herperts van Tromp.

(1652.)

Eine stattliche Flotte von achtzehn Segeln lag vor dem Texel segelfertig vor Anker. Am Bord des Dreimasters „Rose" wehte die Flagge des Commandirenden. Die General-Staaten hatten dem Admiral Martin Herperts van Tromp den Ober-Befehl über dieselbe anvertraut, und ungeduldig harrte dieser des Befehls zur Abfahrt. Hastig ging er auf dem Hinterdeck auf und ab, in seiner gewohnten Weise einzelne Worte ausstoßend, die an die nahe stehenden Offiziere gerichtet waren: „Noch nichts! — Zeit verstreicht! — Muth verdampft! — Schlafen im Haag! — Pfui!"

Ein Offizier trat ehrerbietig heran: „Entschuldigt, Herr Admiral, so eben erscheint das blaue Signal auf dem Admiralitäts-Thurm, das bedeutet....."

„Weiß schon! — Endlich! — Alles klar, die Staats-

schaluppe zu empfangen! — Wenn ich diese Engländer! Hier liegen! Pfui!"

Er ging in seine Kajüte. Bald darauf erschien eine Schaluppe der Admiralität, und in derselben Mynherr Albertus Schout, als Abgeordneter der General-Staaten. Er ward von den Offizieren mit Ehrerbietung empfangen und in die Kajüte des Admirals geführt. Van Tromp ging dem Gesandten hastig entgegen:

„Lange warten! — Zeit verfliegt! Unsere Kauffahrer leiden Noth! — Jetzt?"

„Herr Admiral! Die General-Staaten dürfen in einer so wichtigen Angelegenheit nicht leichtsinnig handeln; es steht zu viel auf dem Spiel, um nicht Alles genau zu überlegen."

„Zeit genug gehabt!"

„Für Eure Ungeduld vielleicht zu viel," antwortete der Deputirte. „Ich bringe Euch die Erlaubniß zum Ankerlichten, zugleich aber auch den gemessenen Befehl, jede mögliche Vorsicht zu gebrauchen. Der Krieg ist ein entsetzenvolles Unglück, und nur im Fall der höchsten Noth sollt Ihr offene Feindseligkeit beginnen. Hört Ihr es wohl, Herr Admiral?"

„Höre! Höre! Klug ersonnen! Hol's der Teufel! England wird noch unsere Flagge anspeien."

„Wenn das ist, Herr Admiral! werdet Ihr wissen, die Ehre der Provinzen wahrzunehmen. Aber Ihr dürft nicht ohne dringende Ursache Menschen und Schiffe opfern. Seid nicht ungestüm bei dem ersten Anblick der englischen Flagge! Handelt klug und besonnen! Gott mit Euch!"

Der Gesandte kehrte nach dem Lande zurück, und gleich darauf ward der Befehl zum Lichten der Anker gegeben. Mit dem Untergange der Sonne war die Flotte im Schatten der Dämmerung auf hoher See verschwunden.

Am Morgen des 28. Mai segelte die holländische Flotte vor einer leichten Brise dahin. Die Stunde des Deckwaschens war eben vorüber, als der Vortoppmann, der den Utkiek hatte, dem wachthabenden Offizier am Bord des voraufsegelnden Admiralschiffes die Nachricht brachte, daß man in zwei Meilen Entfernung ein starkes Geschwader erblickte. Der Offizier fand diese Mittheilung wichtig genug, um dem Admiral desfallsige Meldung zu thun, und ging in dessen Kajüte.

„Ist Blake!" antwortete van Tromp. „Denkt nordwärts herum zu gehen und sich an unsere Häringsschiffe zu machen! Müssen ihn hindern! Schnell! Laßt anlufen, was wir können! Bin gleich oben!"

Die nöthigen Signale wurden gegeben. Die holländische Flotte braßte so hart auf, als sie vermochte, und segelte fast gleichen Cours mit dem englischen Geschwader, wobei sie diesem unbemerkt näher kam. Schon ragten die Rümpfe aus dem Wasser, und man unterschied die hellen Stückpforten deutlich von den dunklen Farbengängen, welche sie durchschnitten.

„Habt Ihr gezählt?" fragte van Tromp die um ihn versammelten Offiziere. „Einundzwanzig Schiffe sind's; darunter stattliche Bursche! Könnten es wohl mit ihnen aufnehmen."

„Wenn es Gottes Wille wäre!" sagte der erste Lieutenant.

„Was? Gottes Wille!" unterbrach ihn der Admiral. „Sagt vielmehr, der Wille der General-Staaten! Alle Wetter! Hier kreuzen, uns mit diesen Blirums komplimentiren, statt ihnen eins auf den Pelz zu brennen und ihnen den Uebermuth zu brechen. Teufel!" Der Admiral ging hastig auf und nieder. Der Wind frischte ziemlich stark auf, und die Flotten kamen sich mit jedem Augenblick näher. Das geübte Auge der holländischen Seeleute erkannte nun auch, daß die Engländer sich nicht damit begnügten, ihren Cours zu steuern, sondern unbemerkt vom Winde abfallen ließen, um diese Annäherung zu begünstigen.

„Noch einen viertel Strich schärfer an den Wind!“ befahl van Tromp. „Haben nun Sir Robert Blake mit seinem Geschwader vor uns. Spielt eine vornehmere Rolle als wir. Seht Ihr nicht, wie stolz er auf der Galerie seines Hinterdecks steht? Flagge auf!“

Dem Befehl des Admirals zufolge stieg jetzt am Bord des Admiralschiffes die Staatenflagge auf, und alle andere Schiffe seiner Flotte folgten diesem Beispiel. Drei Minuten verstrichen, ohne daß am Bord des englischen Geschwaders irgend eine Veränderung vorging.

Van Tromp stampfte ungeduldig mit dem Fuße: „Was? Können sie unsere Flagge nicht sehen? Segelmeister! Liegt das Schiff so, daß man vom Bord des Engländers aus unsere Flagge nicht sehen kann?“

„Mit Verlaub, Herr Admiral“, entgegnete der Segelmeister. „Man kann sie nur zu gut sehen, und noch dazu in diesem Augenblicke, wo die Flagge ganz ausweht.“

„Admiral Blake scheint sich den Morgenschlaf noch nicht aus den Augen gewischt zu haben!“ sagte Tromp höhnisch. „Wollen ihn wecken. Geschützmeister!“

Der Geschützmeister leistete dem Rufe Folge.

„Gebt ihm ein Dutzend Schüsse, Meister! Laßt sie gut knallen, damit sie Se. Herrlichkeit zu erwecken

im Stande sind. Alles zu Ehren der Flagge Alt-Englands. Diesen Spott ertragen zu müssen! Hole der Teufel die Herren Staaten!"

„Ich soll doch nicht scharf?" flüsterte der Geschützmeister dem ersten Lieutenant zu.

„Um Gotteswillen nicht! Wo denkt Ihr hin?"

„Mich ängstigt's, weil der Befehl des Admirals in dieser Hinsicht nicht ganz deutlich, und da möchte ich lieber....."

„Wollt Ihr den Ausbruch eines Krieges verschulden, der gewisses Elend über zwei Länder heraufführt? Eure Schüsse sind Salutschüsse."

„Wie Ihr denkt! Mir recht!"

„Was ist das für Zögern!" rief van Tromp, mit dem Fuße stampfend. „Vorwärts! Feuer!"

Der erste Schuß hallte über die See hin; ihm folgten die übrigen, langsam und feierlich wie ein stattlicher Ehrengruß.

„Genug! Genug!" rief van Tromp. „Hat seinen vollständigen Salut bekommen! — Schimpf, tausendfacher Schimpf für Hollands Flagge! Wollte, die Herren Staaten wären hier und könnten ihn selbst in Empfang nehmen! — Se. Herrlichkeit ist völlig aufgewacht und läuft wie ein Seequappe. Hollah! Acht! Ihr Herren, dort ist was im Werke!"

Die Schiffe gingen in diesem Augenblick unter starkem Segeldruck. Beide Admiralschiffe lagen sich zur Seite; eben so die übrigen. Die überzähligen Engländer kreuzten längs der stattlichen Front. Auf dem Hauptmaste des englischen Admiralschiffes flatterte ein Signal, auf dem Verdecke desselben herrschte eine unruhige Bewegung, welche van Tromp nicht entgangen war. Gleich darauf zeigte Sir Robert Blake an seinem Bord die Flagge und den Wimpel; die Stückpforten flogen auf, und die Kanonen seines Backbords donnerten über die See hin.

„Endlich! rief van Tromp. „Ließ sich Zeit ....“ Aber der Admiral hielt zusammenfahrend inne. Die Engländer entsandten scharfe Schüsse; die Kugeln flogen in das Takelwerk und in den Seitenbord des holländischen Admiralschiffes und richteten furchtbare Verwüstungen an. Zur selben Zeit feuerten auch die übrigen englischen Schiffe, jedes auf seinen Nebenmann, und ein lautes Hurrahgeschrei erscholl an ihrem Bord zu Deck und zu Mast.

„Friedensbruch!“ schrie van Tromp, bleich vor Zorn. „Feuer! Feuer! Verflucht diese Hunde ohne Treu und Glauben! — Feuer! — Seht nach dem Schaden, den wir genommen, und bessert ihn aus! Feuer!“

Die Engländer sandten eine zweite Lage; die Hol-

länder antworteten zur selben Zeit; die Kugeln flogen zischend an einander vorüber. Die Schlacht war im vollen Gange.

Die beiden Admiralschiffe hielten wacker gegen einander Stand; ihre Befehlshaber verließen die Galerie keinen Augenblick und leiteten von dort aus das Gefecht. Als sich Minuten lang beide Schiffe besonders nahe kamen und ein scharfer Wind den Pulverdampf vorüber wehte, lüftete der englische Admiral den Hut, um seinen Gegner zu grüßen, van Tromp aber drehte ihm verächtlich den Rücken und kommandirte Feuer.

Nicht auf der ganzen Linie war das Gefecht gleich. Mehrere holländische Schiffe standen bedeutend im Nachtheil; sie waren, wie die anderen, überrumpelt, aber ihre Führer besaßen nicht Geistesgegenwart genug, sich schnell zu fassen. Die Engländer hatten bereits mehrere Male gefeuert, ehe noch an ihrem Bord der erste Schuß fiel.

Mit heftiger Erbitterung wird der Kampf fortgesetzt. Der Pulverdampf ist so stark, daß man kaum von einem Deck nach dem anderen sehen kann. Am Bord des „Oranien" entsteht Feuer; er bricht aus der Linie, um sich Zeit zum Löschen zu gönnen. Der Engländer, der ihn in Brand geschossen, hält auf die Lücke ab, um die holländische Linie zu durchbrechen.

Aber er hat zwischen der Wasserlinie einige schwere Schüsse bekommen, und ist bereits dem Sinken nahe. Auf freiem Wasser angelangt, holt das schwere Schiff über, und die Wellen strömen bereits durch die Kanonenpforten. Er ist bis zum Verdeck eingesunken; die Matrosen und See-Soldaten werfen sich in die Böte, sie stürzen alles lose Spiehrenwerk vom Verdeck in die See und klammern sich daran, um zu ihren befreundeten Schiffen zurückzusteuern. Da bricht die Flamme am Bord des „Oranien" heller hervor, sie greift bis zu den höchsten Mastenspitzen, ein lauter Knall, ein heiseres, halbersticktes Hurrahgeschrei, und die letzten Stumpfe des sinkenden Engländers werden mit brennenden Trümmern besäet.

Am Bord des „Nassau" schweigen die Kanonen, mit ihm zugleich holt „die Schelde" aus der Linie. Langsam bewegen sie sich abseits und suchen freie Fahrt zu gewinnen. Beide Schiffe haben tapfer gefochten, aber die Munition ist verschossen und das Drittheil der Mannschaft dienstunfähig. Das Takelwerk hängt verwirrt durch einander, die Segel sind durchlöchert. Die englischen Reserveschiffe, die von der Kampflinie aus einen Wink empfangen haben, steuern um dieselbe und folgen mit scharf angezogenen Schooten den weichenden Holländern.

Vier Stunden währt der Kampf; da schweigen allmählig die Geschütze. Eines der Schiffe zieht sich nach dem anderen zurück, keines wird verfolgt. Die Admiralschiffe bleiben am längsten zusammen, endlich weichen auch sie. Als Sir Robert Blake den Luf nimmt, senkt sich die Flägge Englands einen Fuß tief zum kriegerischen Gruß und steigt dann sogleich wieder. Tromp bemerkt es nicht, oder will es nicht bemerken. Er verharrt im finsteren Schweigen, die Lippen sind fest zusammen gekniffen, sein Gesicht ist todtenblaß.

Gegen Abend ist die holländische Flotte beisammen. Von den Engländern ist keine Spur; sie sind nordwärts gesteuert, ohne irgendwie daran behindert zu sein. Bei der Musterung zählt der Admiral nur funfzehn Schiffe; der „Oranien" ist verbrannt, der „Nassau" und „die Schelde" sind genommen.

Am Bord der „Rose," wo die Flagge van Tromp's frei und luftig weht, erscheint ein Signal, welches die Befehlshaber der verschiedenen Schiffe zu ihm entbietet, und bald darauf kommen die Capitaine am Bord. Der wachthabende Offizier geleitet sie in die Kajüte, wo ihnen der Admiral mit allen Zeichen der Ungeduld entgegentritt.

„Näher, Ihr Herren! Nehmt Platz! — Willkom-

men Alle! Der Frieden ist gebrochen! Schmählich gebrochen! Ist er's?"

„Er ist's!" antworteten die Männer.

„War es unsere Schuld? Haben wir's gethan? Antwortet, Niederländer!"

„Nein!" lautete die Antwort der Capitaine.

„Wir werden einst nach Hause kommen. Die Herren Staaten sind eigensinnig. Darum gilt's, daß wir einig bleiben, in Wort und That, furchtlos und treu. Wir werden nur eine Antwort haben, eine nur: Gegenwehr war die Loosung! Ihr waret Zeuge der Demüthigung, die ich uns auferlegte; des Angriffs auf unsere Flagge! Es ist eine schwere Verantwortung, den Krieg zwischen zwei Völkern entzünden, Sünde ist's, Kampf zu bieten, ohne triftigen Grund. Bin ich dieses Verbrechens schuldig?"

„Nein! Nein! Ihr thatet nur Eure Schuldigkeit!"

„Danke Euch, danke Euch Herren, daß Ihr mir dies Zeugniß gebt. Wollt Ihr das Protokoll unterzeichnen?"

Die Offiziere erklärten sich bereit. Der Schiffsschreiber hatte bereits eine Erklärung an die Herren Staaten aufgesetzt, sie ward vorgelesen und empfing die Genehmigung der Offiziere. Alle unterzeichneten.

„Ist geschehen! Kehrt nun an Bord zurück. Wäh-

rend der Nacht sucht den empfangenen Schaden so viel als möglich auszubessern, und, wo es nöthig befunden wird, leistet einander hülfreiche Hand. Wenn dann der Morgen dämmert, frisch nach Norden, wo unsere Fischer mit ihren Netzen nach uns auslugen. Mit Gott, Herren!"

Die Offiziere verließen das Admiralschiff, und am Bord der Schiffe herrschte laute Bewegung. Alle Segel wurden festgemacht, und vor nur wenig Tuch am Fockmast trieben die Fahrzeuge nordwärts mit Strom und Wind. Unterdessen besserte man die Takelage aus, bestattete die Todten, sorgte für die Verwundeten und versuchte, den Schaden herzustellen, den die feindlichen Kanonen in den Breitseiten und den Schanzkleidungen angerichtet hatten. Die Laternen flogen wie Irrlichter über das Verdeck hin, bald in die Tiefe des Raumes tauchend, bald bis zur Höhe des halben Mastes emporfliegend.

Als mit dem ersten Strahl des Morgens am Bord der „Rose" das Signal gegeben ward, daß die Schiffe alle Segel setzen und nordwärts von England steuern sollten, meldete der Decks-Offizier dem Admiral, daß eine Brigg unter holländischer Flagge im Ansegeln begriffen sei und scharf auf das Admiralschiff abhalte.

„Was für eine Art Schiff ist es?"

„Ein Staatenschiff, Herr Admiral. Der Hochbootsmann, der vor Jahren an Bord der Brigg „Juno" gedient hat, behauptet, es sei keine andere als diese."

Ein zweiter Bote trat ein: „Ein Signal von der Brigg; sie verlangt, daß wir beidrehen und eine Botschaft von ihr entgegen nehmen."

Der Admiral entließ die Offiziere, und das Hauptschiff ging in den Wind. Die Brigg hatte ebenfalls beigelegt, und ein Boot stieß ab, welches durch das ruhige Wasser hastig heranschoß. Nach einiger Zeit trat der diensthabende Offizier wieder in die Kajüte.

„Wir bekommen Besuch. Baron van Heemstede, bisheriger Gesandter der niederländischen Provinzen bei dem Parlamente in London und jetzt durch die General-Staaten abberufen, wünscht Euch zu sprechen. Durch einen Zufall ist er auf der Rückreise mit uns zusammen."

Van Tromp gebot, den Besuch einzuführen, und brummte dann vor sich hin: Verdammter Schleicher! — Nie mein Freund gewesen! — Mantelträger!"

Der niederländische Gesandte trat ein: „Gott grüße Euch, werther Herr Admiral! Sei der Herr mit Euch auf allen Euren Wegen und nehme Euch in seinen

heiligen Schutz. Wer ihm vertraut, ist wohlberathen und leuchtet ihm ein heller Stern in der Finsterniß."

„Danke! — Kommt aus England? Sprache der Rundköpfe Euch sehr geläufig."

„Ich verstehe Euch nicht, mein tapferer Admiral", sagte der Gesandte scheinbar unbefangen, aber mit einem stechenden Blick und einem lauernden Zug um den Mund. „Habt Ihr einen Groll auf mich geworfen, weil ich einige Male Eure Ansichten in der Versammlung der General-Staaten bekämpfte, so that ich es in der Ueberzeugung...."

„Ueberzeugung! Kostet uns zwei Siege zur See!"

„Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich. Unterwerfen wir uns seinem heiligen Willen!"

Der Admiral brach los: „Zum Teufel mit dem Geleire! Weshalb haltet Ihr meine Fahrt auf?"

„Ei, ei, wie ungestüm!" lächelte höhnisch der Gesandte. „Seid wohl hinter Robert Blake her, um die Ohrfeige von gestern zu rächen? Schwerer Schlag, den die Hand des Herrn unserer Flotte unter Eurer ruhmwürdigen Leitung zufügte."

„Baron! Das ist.... Pfui!"

„Das ist eine Schickung von oben, meint Ihr? Ganz meine Meinung, wertheſter Herr. Habe Alles bereits von Euren Offizieren erfahren, was die ge-

strige Angelegenheit betrifft, und werde davon bei meiner Ankunft im Haag die geeignete Anzeige machen. Ich zweifle nicht, daß dieser Unglücksfall Euch die allgemeinste Theilnahme erwecken wird. Aber, was ich denn sagen wollte, Herr van Tromp. Da ist mir der Gedanke gekommen, daß es nicht gegen die Gesetze Gottes gehandelt sei, wenn man versuchte, sich zu rächen, Alles zur Ehre der Provinzen und unserer Flotte, die eine solche Schmach nicht verdiente."

„Rächen? Ja das will ich!" Der Admiral ging heftig auf und ab. „Aber wie?"

„Ich kann dies nicht entscheiden, mein theurer Herr. Auch habt Ihr ja beim Absegeln vom Terel Eure Instructionen empfangen, von denen Ihr kein Haarbreit abweichen dürft, und werdet recht gut wissen, ob eine solche Genugthuung damit im Einklange steht oder nicht."

„Hei! Hei! Saubere Instructionen! Sammtpfötchen zeigen! Keine Courage haben! Keinen Lärmen machen! Donnerwetter!"

„Nun ich dächte, bester Herr Admiral, was den Lärmen anbetrifft, so war er so groß, daß man ihn in Whitehall und im Haag zu gleicher Zeit hören konnte. Hä, Hä, Hä! Müßt bei einem Scherze nicht ein so grimmiges Gesicht schneiden. Nun, was ich

Euch erzählen wollte: Streichen mit unserer Brigg längs den Duyns unter Dover; liegen da dreiundzwanzig Schiffe unter den Befehlen Mylords Georg Ascue. Liegen dort geruhig und still, denken an nichts weniger, als an einen feindlichen Ueberfall. He? Schade, daß Ihr Eure Instructionen habt. Müßte Einer der Unsrigen hier sein, frei und unabhängig, der würde es diesem Ascue geben und die Scharte auswetzen, die Blake ihm beigebracht. Nun, Herr Admiral, ich habe Eure Fahrt schon zu lange aufgehalten; lebt wohl! Ich will Eurer daheim bestens gedenken. Den Ascue überlaßt seinem Schicksal: mag er liegen in den Duyns, gedenkt Ihr Eurer Häringsbuisen."

Baron van Heemstede verließ das Admiralschiff und ließ Herperts van Tromp in der größten Aufregung zurück.

„Dieser Heemstede ist nicht mein Freund, aber er ist ein Niederländer! — fühlt den Schimpf unserer Flagge, muß ihn fühlen. Wenn ich...."

Er versank in Nachdenken: „Muß sein! Werden's mir danken daheim! Hollah!"

Der diensthuende Offizier trat ein. „Cours nach Dover!" rief ihm van Tromp entgegen. „Signal für die übrigen Schiffe, daß sie uns nachsteuern. Frisch, alle Linnen bei und alle Mann auf's Deck!"

Rasch entfernte sich der Offizier, und gleich darauf schoß die holländische Flotte mit einer Schnelle von sieben Knoten Fahrt durch die aufgeregten Wellen. Bei dem Einbruche der Nacht trat ihnen der weiße Kreidefelsen von Dover im hellen Glanze des Mondes entgegen.

Am frühen Morgen befand sich ein englisches Fischerboot in der Nähe des Admiralschiffes; van Tromp ließ es an Bord beordern und fragte den Führer desselben, ob es wahr sei, daß die Flotte des Admirals Georg Ascue im Schutze der Dünen läge?

„Es ist wahr!" sprach der Fischer. „Aber seine Lage ist dort nicht die beste, und wenn ich nur wollte, könnte ich Euch einen Weg zeigen...."

Des Admirals Augen funkelten: „So! Könntest Du?

„Es sind meine Landsleute. Aber was will ich machen? Sie geben mir nichts. Habe starke Familie, und die Zeiten sind schwer. Mylord Protektor zieht uns, so zu sagen, das Fell über die Ohren. Wenn sich ein Vertrag abschließen ließe zwischen uns Beiden."

Admiral van Tromp stampfte mit dem Fuß: „Gesindel! Judas verrieth seinen Herrn um dreißig Silberlinge, der da sein Vaterland um eine Back Erbsen."

Der Fischer zuckte die Achseln: „Hunger thut weh! Sind wir Handels eins?"

„Sind's!. Ich will Deine Taschen mit Gold füllen! So viel Du willst, sobald Ascue's Flotte mein ist."

„Ich traue Eurem Wort!" sagte der Fischer. „Laßt uns aber den Cours ändern, es ist die höchste Zeit."

Beide gingen nun auf das Verdeck. Der Admiral stellte seinen Offizieren den Fischer als Lootsen vor, dessen Anordnungen man zu respektiren hätte; dann befahl er ihnen, den übrigen Schiffen Signale zu machen, damit sie dem Admiralschiffe nachsteuerten und sich zum Gefechte bereit hielten. Der Fischer seinerseits schickte sein Boot fort und begab sich an das Steuer, um den Weg anzudeuten, der von jetzt ab verfolgt werden müsse.

Die holländische Flotte, begünstigt von der Fluth und dem leicht aufbriesenden Seewind, gerieth immer näher unter Land, und ihre Stellung wurde immer mißlicher. Mit großer Geschicklichkeit leitete der Lootse die holländischen Fahrzeuge durch die Sandbänke und Untiefen; bald schäumte die Brandung im Lee, bald hinter dem Spiegel, bald vor dem Buge, aber stets fand sich eine Furth, durch welche sie hinschlüpften. Bald war das Ziel ihrer Wünsche erreicht, unfern von ihnen, im völlig freien Wasser, lag die Flotte Sir Georg Ascue's, und zwischen beiden Geschwa-

dern dehnte sich eine lange Düne, über welche die Brandung von allen Seiten hinschlug.

„Wie nun hindurch?“ fragte van Tromp mit einem Anfluge von Verdacht.

„Jetzt nicht!“ entgegnete der Lootse mit vollkommener Ruhe. „Es ist nun Ebbe, aber mit der höchsten Fluth steht diese Düne tief unter Wasser, und wir können bequem hinüber.“

Die Holländer mußten sich gedulden. Die Offiziere fühlten bange Zweifel aufsteigen, der Admiral ging schweigend auf und ab.

Unterdessen veränderte sich die Scene rings umher. Leichte Wolken stiegen auf und flogen vor der Sonne vorüber. Bald war der ganze Himmel in ein dunkles Grau gehüllt, und Nebel brauten aus den Wellen auf. Ein feuchter Wind wehte, ein feiner Sprühregen schlug den Seeleuten in das Gesicht und machte den Aufenthalt auf dem Verdecke unbehaglich. Möven und andere Seevögel flogen mit lautem Gekreisch landeinwärts, die Brandung rollte donnernd und schäumend über die Düne hin, die, trotz der Versicherung des Lootsen, daß die Fluth schon im Steigen sei, noch höher aus der See hervortrat. Die Vorboten des nahen Sturmes mehrten sich, aber die Holländer achteten nicht darauf; sie sahen, wie die Eng-

länder ihre Anker lichteten und unter dem Schutze des Doverfelsens in eine Bucht segelten, welche sie vor jedem Unglücksfall schützte.

„Sie entgehen uns!“ rief van Tromp mit einem stechenden Blick auf den Lootsen.

„Mit nichten!“ entgegnete dieser. „Nur noch eine Stunde, und sie sind unser.“

Noch war die Stunde nicht verstrichen, als der Sturm losbrach und sich mit furchtbarer Gewalt auf die holländische Flotte warf, die ihm nichts entgegenzusetzen hatte. Die Schiffe konnten in diesem Netze von Klippen und Sandbänken ihre Segel nicht führen; ehe sie noch über den Bug nach Süden einige Fahrt gewonnen hatten, mußten sie über Stag nach Norden. Am leichtesten wendeten das Admiralschiff und einige andere leicht gebaute Fahrzeuge. Drei Fluitschiffe, die auch zur Flotille gehörten, vermochten sich in diese rasche Bewegung nicht zu finden, sie geriethen fest, und die Brandung schlug von allen Seiten zu ihrem Bord hinauf.

Die größten Anstrengungen wurden gemacht; von den havarielosen Schiffen versuchte man Böte herunterzulassen, um den Bedrängten zu Hülfe zu kommen, aber umsonst; man mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Die Luft wurde immer schwärzer, eine schwüle

Hitze senkte sich auf die Verdecke; der Donner rollte fast ununterbrochen, die Blitze zischten. Ein glühender Strahl schlug in den Mittelmast des Dreimasters „Utrecht," der unfern von dem Admiralschiffe lag und das Feuer verbreitete sich mit Flügelschnelle nach allen Seiten hin. Umsonst war jeder Versuch, die Gluth zu löschen; die Offiziere und Matrosen sprangen in die Böte, und die darin keinen Platz fanden, stürzten sich kopfüber in die See, um die zunächst gelegenen Schiffe wo möglich schwimmend zu erreichen. Jetzt hatte die Verwirrung den höchsten Gipfel erreicht. Das Gewitter hörte auf, die Finsterniß mehrte sich, endloser Regen stürzte herab, der Sturm heulte furchtbar und richtete die schrecklichsten Verwüstungen in der Takelage an; Raaen und Stengen stürzten herab, durch breite Lecke strömte das Wasser in den Schiffsraum, es schien, als ob die Stunde der Vernichtung des niederländischen Ruhmes hereingebrochen sei.

„Drei Schiffe in den Grund!" stieß der Admiral im höchsten Zorn heraus; „der Utrecht" in Flammen, keines ohne Havarie! Furcht und Verwirrung überall!" Sein Auge heftete sich auf den Lootsen, der an der Schanzkleidung lehnte und ruhig nach dem brennenden Schiffe hinübersah, als ob er hier weder

ein Geschäft noch eine Verantwortung habe. Als er die Hand des Admirals auf seiner Schulter fühlte, wandte er sich gelassen und sagte: „Was wollt Ihr?"

„Das ist Dein Werk, verdammter Schurke!"

„Des Himmels Werk, Herr," sagte der Lootse. „Ich vermag nicht den Sturm zu rufen oder den Donner und den Blitz zu regieren. Ich versprach, Euch hierher zu bringen, das habe ich gethan."

„Und fingst mich! Mich, den van Tromp! Weißt, Du das, Du hündischer Verräther?"

„Weiß es!" sprach der Lootse. „Ihr seid ein berühmter Admiral, ich bin ein armer Fischer. Aber, Herr, ich bin Engländer und liebe mein Vaterland, wie Ihr das Eure! Ihr kommt daher, um unsere Flotte zu schädigen und unser Land zu brandschatzen; Ihr wollt den Ruhm unserer Insel vernichten und Euch zu ihrem Herren machen. Nun, Herr, diesmal ist's mißlungen. Seht auf den Sturm, seht auf die Brandung! Hier ist kein Entrinnen mehr. Mit diesem Tage stirbt Euer Glanz."

Der Lootse stand aufrecht da und blickte stolz um sich her. Van Tromp schäumte vor Wuth; er riß den Säbel aus der Scheide und rief: Du stirbst mit ihm!"

„Ich wußte es, als ich an Bord kam. Ich sterbe

für England, das mich geboren hat und meine Söhne ernähren wird. Für Euch bin ich ein Feind, ein gemeiner Verräther, ein Hund! Jenseits des Felsens denken sie vielleicht besser von mir! Sterben muß ich, aber nicht von Eurem Degen, noch an Eurer Fockraa! Ich sterbe als ein freier Mann."

Der Admiral hatte den Lootsen niederstoßen wollen, aber als dieser ihm fest entgegentrat und unerschrocken seines Herzens Meinung aussprach, fühlte van Tromp einige Scheu vor dem Muth des einfachen Mannes, und unwillkührlich senkte sich die Spitze seines Degens. Als der Lootse geendet hatte, sprang er auf die Galerie, und ehe ihn Jemand daran verhindern konnte, stürzte er mit dem Rufe: „Hoch England!" kopfüber in die See.

„Solche Waffen gegen uns! Wie kann man siegen?" sagte der Admiral gedankenvoll. „Blase nur, Sturm! Fege die Gluth aus meinem Gesicht! Verdammt dieser Lootse!" Er ging in seine Kajüte und blieb allein.

Als es am andern Tage abgewettert hatte, gelang es der holländischen Flotte, in einem traurigen Zustande und mit dem Verlust von fünf Schiffen, sich aus dem gefährlichen Netze der Dünen loszuwickeln und auf die hohe See hinauszusteuern. Die

Flotte Georg Ascue's lag friedlich in ihrer Bucht und schickte den Holländern ein höhnendes Hurrah nach. Der Wind stand eben heftig in die Bucht hinein und verhinderte die Engländer am Auslaufen, sonst hätte wohl kein holländischer Kiel die Kunde von der Schmach der Flagge heimwärts getragen.

Tromp stand allein auf dem Hinterdeck; seine finstere Laune scheuchte alle Offiziere aus seiner Nähe. Die Erinnerungen an die jüngst vergangenen Ereignisse durchkreuzten seine Seele. „Heemstede!" rief er voll Ingrimm und stampfte mit dem Fuß. „Die Falle war gut!"

Endlich wagte einer der Offiziere, die peinliche Stille zu unterbrechen. Er ging an den Admiral heran und fragte, ob man vielleicht die am wenigsten beschädigten Schiffe nordwärts wenden sollte, um, der ergangenen Ordre gemäß, für die Sicherheit der Fischer zu sorgen. Der Admiral nickte mit dem Kopfe, und der bezeichnete Cours ward eingeschlagen. Nach zwei Stunden liefen sie eine Häringsbuise auf, die nach der holländischen Küste zu abhielt. Der Schiffer stellte sich sogleich unter den Schutz seiner Flagge, und an Bord des Admiralschiffes gebracht, sagte er aus, daß der Admiral Blake die gesammte Flotte der Fischer theils genommen, theils zerstört habe, daß kein ein-

ziger davon gekommen sei, außer ihm, und daß er noch bis zu dieser Stunde nicht wisse, wie es ihm möglich gewesen wäre, zu entrinnen.

„Nach der Maas! Nach der Maas," befahl van Tromp, vom Fieber geschüttelt, und begab sich in seine Kajüte. Dem erhaltenen Befehl wurde Folge geleistet, und langsam rückten die Schiffe vor. Es war keines, das nicht irgend eine bedeutende Havarie hatte, und es gewährte einen trostlosen Anblick, als die Flotte in den ersten Tagen des Juni in die Maas einsegelte.

Mehrere Kriegsschiffe lagen umher; sie gaben den üblichen Salut, aber kein Kommandirender kam an Bord eines der Schiffe, die eine so schmähliche Niederlage erlitten hatten; ihr Unglück war ihr Verderben, ihr Urtheilsspruch.

VII.

Anna van Geldern.

(Juni, 1652.)

In dem Staatszimmer ihres Hauses auf der Heerengracht zu Amsterdam saß Anna van Geldern, die reiche und schöne Witwe des Capitains Jan Paulusson, die jüngere Freundin Cornelia Engel's, die treue Pflegemutter der Kinder de Ruiter's. Um sie her spielten die Kinder des Seemanns, und während ihr Blick voll Zärtlichkeit auf die lieblichen Gestalten fiel, die fast Alle das Ebenbild ihrer reizenden Mutter waren, konnte sie einen Seufzer nicht unterdrücken, der sich ihrer Brust entrang und Gefühle zu offenbaren schien, die bisher in der Tiefe ihres Herzens schlummerten.

Da trat de Ruiter ein; ernst, gedankenvoll, auf der Stirn eine Wolke des Trübsinns, die dort heimisch war, seit er dem Todtbette seiner geliebten Cornelia den Rücken wandte. Theilnehmend ging ihm

die Freundin entgegen: „Ihr seid bekümmert, de Ruiter?“ — „Die Zeit ist so ernst,“ entgegnete der Seemann „daß sich zum Frohsinn keine Veranlassung findet. Habt Ihr nicht von unserer schmählichen Niederlage vernommen? Die unselige Uebereilung van Tromp's kostet uns eine Anzahl unserer besten Schiffe; die General-Staaten sind in der größten Aufregung, nicht minder das Volk; sie verlangen Bestrafung....“

„Ist es möglich!“

De Ruiter lächelte bitter: „Vergessen sind alle seine Siege, vergessen die Wunden, die er im Kampfe für die Freiheit der Niederlande empfing; das ist Volksgunst! Er liegt danieder im verzehrenden Fieber und vermag nicht, sich zu vertheidigen. Wenn unser eigenes Bewußtsein nicht wäre, wer möchte noch diesem Volks-Götzen dienen.“

„So habe ich es doch am Ende gut gemacht, als ich Euch das Wort abnahm, fortan den Seedienst aufzugeben und nur Euren Kindern und Euren Freunden zu leben. Ihr habt genug gethan und geschafft; überlaßt es nun Anderen, das Unebene wieder auszugleichen.“

„Nein, Frau Anna, Ihr seid im Irrthum. Wenn ich auch den Stachel des Undanks empfinde, so kann ich doch nicht gleichgültig sein gegen das Leid, das

uns heimsucht. Jetzt thun Männer noth, die den Muth und die Kraft haben, den Jammer zu enden und Holland die Genugthuung zu verschaffen, die ihm gebührt. Ich fühl's, daß dieser Muth in mir lebt, daß mir vielleicht das Glück beschieden wäre, die Schmach von unserer Flagge zu nehmen, und muß hier unthätig mich verzehren, weil ich nicht wortbrüchig werden will und Ihr mir mein Wort nicht zurückgeben wollt."

Anna sprach mit bewegter Stimme: „Hört mich, de Ruiter. Als ich noch ein Kind war, verlor ich bereits meinen Vater; er fiel auf offener See in einem Kampfe gegen Frankreich; meine Zwillingsbrüder, die den Vater begleiteten, blieben an seiner Seite. Unser Haus war verwaist; die Mutter starb aus Gram. Als mir mein Gatte die Hand zum Ehebunde reichte, war es tiefer Winter; das kommende Frühjahr schmolz die Eisdecke der Maas, er ging in See, und meine Augen haben ihn nie wiedergesehen. Nun erscheint Ihr, der Gatte meiner Jugendfreundin, mir seit lange theuer und werth; Ihr werbt um meine Hand. Darf ich sie Euch reichen? Muß ich nicht zittern, Euch zu verlieren, wenn wir von dem Altar zurücktreten? Ach, mein Freund, dürft Ihr mich schelten, daß ich ängstlich einen Schim-

mer des Glückes zu erhaschen suche, weil es mich bis heute floh, ob ich gleich mitten im Schooße des Reichthums schwelge und der Gegenstand vielfachen Neides bin?"

Hastig trat ein junger Offizier ein, der zu dem Stabe des Admirals van Tromp gehörte: „Verzeiht, Myvrouw, mein unbescheidenes Eintreten. Ich suche Herrn de Ruiter; Herperts van Tromp verlangt nach ihm. Der arme Admiral ist sehr krank; ich bitte Euch, Herr, geht so bald als möglich zu ihm."

„Sogleich! Ich komme sogleich!" rief de Ruiter. Er reichte Anna van Geldern die Hand und sah sie bedeutungsvoll an; sie senkte den Blick zu Boden. Der Vater küßte herzlich seine Kinder und entfernte sich in Begleitung des Offiziers.

Eine Stunde später meldete ein Diener den Deputirten von Vlissingen, Herrn Cornelius Lampsin. Anna entfernte die Kinder und ging dem geehrten Gast des Hauses entgegen.

„Gott grüße Euch, Frau Anna!" sprach der Greis. „Ich würde sagen, er schenke Euch einen frohen Tag, wenn ein wahrhafter Niederländer in so bedrängter Zeit an frohe Tage denken dürfte."

„Ihr kommt aus der Sitzung der Herren Staaten, mein väterlicher Freund, und seid gewiß sehr ermü-

det?" fragte Anna besorgt, sich mit liebenswürdiger Geschäftigkeit für ihn bemühend. „Setzt Euch in diesen Sessel und bedient Euch dieser Erfrischungen. Was bekümmert Euer Herz, mein edler Freund? Schüttet Euren Kummer aus; Ihr wißt, ich bin Euch innig ergeben und, wie Ihr, eine treue Freundin unseres gemeinsamen Vaterlandes."

Cornelius Lampsin blickte sie mit einem trüben Lächeln an: „Und doch handelt Ihr gegen Holland als sein gefährlichster Feind."

„Ihr scherzt, Vater Lampsin."

„Keineswegs. Wir sehen uns nach einem Mann um, der in dieser Zeit der Bedrängniß die Ehre unserer Flagge wahren soll. Van Tromp hat das öffentliche Vertrauen für diesen Augenblick verscherzt, und außer ihm ist nur Einer, der es vermag, uns Rettung zu bringen. Dieser Eine ist Michael de Ruiter."

„O nicht doch, edler Herr! Holland hat viele tapfere Offiziere, Alle geschickt genug, Eure Flotten zu führen und den Kampf mit dem Feinde des Landes auf Tod und Leben zu bestehen. Wollt nicht selbst Euren Reichthum so sehr verkennen."

„Daß ich es Euch nur sage, Frau Anna! entgegnete Cornelius Lampsin. „Die Herren Staaten sind

fast einstimmig der Meinung, daß keinem Seemanne der Ober-Befehl unserer Flotte besser anvertraut werden könne, als ihm, und in der morgenden Sitzung wird dieser Gedanke in's Leben treten. Ich kann Euch sagen, daß das Patent schon unter der Hand ausgefertigt ist und nur der Unterschrift harrt. Besinnt Euch wohl, was Ihr thut. In Eurer Hand liegt viel."

Anna warf sich in die Arme des Greises, der an sie herangetreten war und zutraulich ihre Hand gefaßt hielt: „Was verlangt Ihr von mir?"

„Muth, meine Tochter! Der Mann, den Ihr im Herzen tragt, gehört nicht Euch allein; er gehört dem Vaterlande. Ich weiß, Ihr habt von ihm gefordert, der Seefahrt zu entsagen, und wollt ihm nach bestandenem Probejahr Eure Hand reichen. Ihr werdet nicht wollen, daß man ihn für feig halte, oder daß er Euch wortbrüchig werde. Ueberlegt es wohl, meine Tochter, und Ihr werdet gewiß das Rechte wählen."

Er drückte ihre Hand und entfernte sich. Anna van Geldern blieb in tiefer Betrübniß zurück. Sie überließ die Kinder der Sorge ihrer Dienerin und verschloß sich weinend in ihrem Kämmerlein. Als de Ruiter am Abend kam, um sie zu besuchen, erfuhr er von ihrem Hausdiener, daß Myvrouw unwohl sei und keinen Gast bei sich empfangen könne.

Die Kommission der General-Staaten, welche mit der Leitung der Marine-Angelegenheiten beauftragt war, hatte sich bereits am anderen Morgen früh versammelt und eine endliche Schlußberathung gepflogen. Gegen Mittag ward die Sitzung geschlossen. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die gegen England bestimmte Flotte werde mit dem nächsten von dem Terel auslaufen, und zu ihrem Führer sei de Ruiter bestimmt. Dies verbreitete eine freudige Bewegung unter den Seefahrern aller Klassen, denn der ehemalige Seilerjunge von Vlissingen stand in großem Ansehen bei den Offizieren und Matrosen der Flotte, und Jeder hielt es für ein Glück, unter seiner ruhmwürdigen Flagge zu kämpfen.

„Laßt uns zu ihm hin!" riefen Einige, und kaum war diese Aufforderung ergangen, als sich mehrere Haufen bildeten, die nach dem Hause des Seemannes zogen und zu seiner Ehre ein dreifaches Hurrah erschallen ließen. Er trat unter die Menge, bot ihnen die Hand, und des Hutschwenkens war kein Ende.

„Frisch, de Ruiter! Frisch!" riefen Einige. „Hole uns unsere gestrandeten Schiffe wieder, die der van Tromp in den Duyns hat sitzen lassen."

„Ja! Macht es wieder gut! Es war eine Schande für van Tromp..."

„Halt!“ rief de Ruiter erglühend. „Wer wagt's, einen so wackern Admiral zu schmähen? Kommt Ihr zu mir daher, um mich zu beleidigen, indem Ihr einen braven Seemann scheltet? Van Tromp ist ein Ehrenmann! Was auf seinem letzten Zuge vorgefallen ist, müssen wir erst von ihm selbst hören; er aber liegt krank darnieder und kann sich nicht vertheidigen. Ist's recht, einen wehrlosen Mann zu schelten? Schämt Ihr Euch nicht?“

Die Seeleute schwiegen.

„Giebt's einen ruhmwürdigen Tag in der Geschichte unserer Flotte, an welchem er fehlte? Wer siegte bei Gibraltar? Wer gewann die glänzende Schlacht auf den Godwins? Wer jagte die französische Flagge in die Flucht?“

„Van Tromp! Alles van Tromp!“ riefen einige Matrosen.

„Ich hab's gleich gesagt!“ rief ein Bootsmannsmaat, „sie sollten das ungewaschene Maul halten; sie verstünden von dergleichen nichts und hätten zur See nichts zu thun, als ihre Ration Genever zu trinken und tüchtig zuzuschlagen. Mit Vergunst, Capitain de Ruiter! Wollt Ihr wohl mit einstimmen? Ein Hurrah für Herperts van Tromp! Heda, Ihr Alle! frisch! Hurrah!“

Einer kleinen Anzahl von Bürgern, die eine Deputation der General-Staaten geleitete, war es unterdessen nicht ohne Mühe gelungen, sich durch die Masse der Seeleute Bahn zu machen, und die Deputirten standen dem Seemanne zur Seite.

„Ei, ei! mein werther Herr!" sagte Cornelius Lampsin, scherzhaft drohend. „Was ist dies? Während wir mit allem Eifer für Ordnung und Ruhe sorgen, sammelt Ihr ganze Volkshaufen um Euch und laßt die Straßen sperren, also, daß man kaum zu Euch gelangen kann? Wie wollt Ihr es verantworten?"

„Nun, liebe Herren! Wenn der Michael mit seinen braven Matrosen spricht, steht es um die Niederlande eben nicht schlimmer."

„Weiß es!" entgegnete Lampsin und fuhr mit lauterer Stimme fort: „So recht, Ihr Männer. Es ist ein gutes Zeugniß, wenn die Matrosen zu ihren Offizieren halten. Einer kann ohne den Anderen nicht bestehen. So haltet Ihr es auch mit de Ruiter, und wenn das Vertrauen der Staaten ihn an Eure Spitze stellen sollte...."

„Habe ich es nicht gesagt?" unterbrach der Bootsmannsmaat den Deputirten. „De Ruiter geht wieder zur See, und wir mit ihm. Hurrah!"

„Werthe Herren! Ihr solltet nicht unbedacht ein

Wort hinwerfen," sagte der Seemann, und seine Augen funkelten vor innerer Lust. „Aber Ihr habt mir gewiß eine Botschaft zu vermelden; erzeigt mir also die Ehre, mein geringes Haus zu betreten; ich folge Euch, sobald ich noch ein Wort zu diesen Männern gesprochen habe."

Die Deputirten traten ein, und de Ruiter wandte sich an die Matrosen: „Beruhigt Euch, Leute, verhaltet Euch still! Noch ist nichts entschieden, gar nichts! Sobald es so weit ist, will ich kommen und es Euch selbst sagen. Seid Ihr damit zufrieden?"

„Wir sind's!"

„So geht an Bord, an Eure Geschäfte! Euren Offizieren ist die Ehre der Flagge heilig, daran glaubt, wie an Euer Evangelium, und wenn die rechte Stunde gekommen ist, schlagt zu in Gottes Namen! Morgen früh um zehn Uhr auf Allhusen's Werft sollt Ihr hören, was geschehen ist!"

Er entfernte sich, und die Seeleute gingen mit lautem Hurrah, mit Gesang und Geschrei nach allen Richtungen hin aus einander.

Der Seemann ward von den Deputirten mit unverstellter Herzlichkeit empfangen und ihm verkündet, daß er gemeinsam erwählt sei, um, mit dem Charakter eines Commandeurs bekleidet, die Flotte zu befehligen,

welche gegen England entsendet werden solle. Schon sei das Patent unterm großen Siegel ausgefertigt, und man wolle nur noch aus seinem Munde die Einwilligung vernehmen, um es ihm unverweilt überreichen zu können.

Lampsin schloß den Freund in die Arme: „So sehe ich Euch nun auf dem Platz, Michael, auf welchem Euch zu sehen ich so lange getrachtet habe. Als alleiniger Befehlshaber einer Flotte werdet Ihr unsere kühnsten Wünsche erfüllen. Seht nicht hinter Euch, seht vorwärts! Denkt Eurer Jugend und des Thurmes von Vlissingen."

„Ich gedenke," sprach de Ruiter. „Wenn ich Euch sagen könnte, was jetzt in mir vorgeht! Aber es wäre ein eitles Beginnen! Wie sehne ich mich hinaus, um mich mit diesen wortbrüchigen Engländern zu messen. Und doch, wenn ich es erwäge, muß ich Bedenken tragen, darf mich noch nicht entscheiden...."

„Was sagt Ihr?" fragte Cornelius ernst.

„Ihr wißt es ja! Ich gab ihr mein Wort."

„Das will ich nicht gehört haben," sagte der Deputirte, zurücktretend. „Ihr habt unsere Botschaft vernommen, Ihr werdet das Zutrauen des ganzen Landes nicht gering achten und die Person, so wir erwählt, Euch das Patent zu überreichen, nicht zurückweisen."

Die Thür öffnete sich, und Anna van Geldern trat im vollen Schmuck ein. De Ruiter traute seinen Augen kaum, als sie erschien, glänzend schön, mit lebhaft gerötheten Wangen und einem verschämten Lächeln auf den Lippen. Sie trat zu dem Freunde und reichte ihm die Hand:

„Michael de Ruiter! Ich gebe Euch Euer Wort zurück!"

„Wie! Ist es möglich?"

„Ich war eine Thörin, als ich es von Euch verlangte. Ich wähnte, Ihr wäret ausschließlich der Meinige; Ihr gehört dem Vaterlande. Hier, mein Freund, nehmt das Papier; es ist das Ehrengeschenk Eures Vaterlandes."

De Ruiter empfing das Patent: „Ich nehme es mit einem Gefühl der Freude, aber auch der Wehmuth. Ich gewinne an Ruhm, aber Euch verliere ich vielleicht."

„Nein! nein!" rief Anna lebhaft. Sie schaute um sich her. Cornelius Lampsin hatte sich mit den Uebrigen in der Stille entfernt. „Wir sind allein! Hier ist meine Hand, ich bin bereit, zu jeder Stunde vor den Altar mit Euch zu treten."

„Sei es denn, wenn ich siegreich aus der Schlacht wiederkehre; dann reicht Ihr mir den schönsten Lohn."

„Denkt nicht ungleich von mir," sprach Anna van Geldern mit leisem Zagen, „wenn ich unsere Vereinigung fordere, ehe Ihr in den Kampf geht. Es werden Siegesbotschaften kommen, dann muß ich den Leuten sagen können, daß ich ein Recht habe, stolz auf Euch zu sein; es kann ein Unglück über Euch verhängt werden, eine feindliche Kugel kann Euch treffen, dann soll eine liebende Gattin um Euch weinen. Seid Ihr mit mir einverstanden?"

„Ich bin glücklich über alles Maaß. Die Leere in meinem Herzen ist ausgefüllt; ich habe ein treues Weib, meine Kinder haben eine liebende Mutter."

„Geleitet mich nun nach Hause, mein Freund! Dort habe ich unsere Angehörigen versammelt, um Zeugen unseres Verlöbnisses zu sein. Dann mag die Hand des Priesters uns vereinigen, dann geht Ihr an Bord, und dann — o, de Ruiter, macht nicht, daß dieses Haupt noch einmal der Wittwenschleier verhüllt."

Sie sank weinend an seine Brust; der Seemann schloß sie fest in seine Arme.

Und hätten in diesem Augenblick die englischen Geschütze gedonnert, er hätte sie nicht vernommen.

VIII.

Der Bote des Parlamentes.

(25. August 1652.)

De Ruiter hatte seinen Kreuzzug im Kanal beendet und die verschiedenen Convoy's, welche die holländischen Kauffahrer geleiteten, um sich versammelt. Mit einer Flotte von nur achtundzwanzig mäßig ausgerüsteten Schiffen hatte er einem weit überlegenen Feinde Trotz zu bieten, und sechzig Kauffahrer zu schützen, als er am Nachmittag des 25. August auf der Höhe von Plymouth, widriger Winde halber, vor Anker ging.

Der Commandeur selbst stand auf dem Hinterdeck des „Neptun" und leitete das Ankern der Flotte. Der Wind wehte ziemlich scharf aus Nordost, und man mußte sich mit einem Platze begnügen, der nicht die bedeutendsten Vortheile bot, wenn hier eine Schlacht geliefert werden sollte.

Im Rücken der holländischen Linie erblickte man einige Kreuzer; der Signalmeister rapportirte das Ansegeln des Ostindienfahrers „Strauß" unter dem Kommando des Friesen Douwe Aukes, der acht Kauffahrer convoyirte und sich bestrebte, die Hauptflotte noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; zu gleicher Zeit gewahrte man in weiter Ferne, fast verhüllt von den Schatten des hereindämmernden Abends, die englische Flotte, einundvierzig Segel stark, die unter dem Befehle Sir Georg Ascue's mit vollen Toppsegeln heranschoß. Eine Stunde später lagen beide Flotten eine doppelte Schußweite aus einander. Alles war wohl vorbereitet, um zu jeder Stunde auch einem unerwarteten Ereigniß zu begegnen; die gemessensten Befehle waren jedem einzelnen Schiffe ertheilt worden, und nach völlig eingebrochener Dunkelheit begab sich der Commandeur in seine Kajüte.

Da meldete der wachthabende Offizier das Heransegeln eines Loggers, der Feuersignale mache und an Bord gelassen zu werden begehre. Der Admiral ertheilte seine Ordres, und bald darauf legte der Logger, der eine englische Flagge führte, seitlängs. Er überbrachte eine Depesche Lord Ascue's. De Ruiter las. Der Inhalt kam ihm unerwartet; er ging einige Augenblicke nachdenkend auf und ab, dann setzte er sich

und schrieb eine Antwort, womit der Logger sogleich unter Segel ging.

Der Commandeur ließ seinen ersten Lieutenant rufen und sagte: „Das Schreiben war von dem Commandanten der englischen Flotte; er meldet mir, daß am Bord seines Admiralschiffes ein Bote des Parlamentes anwesend sei, der mit mir zu sprechen wünsche; er bitte daher um freies Geleit. Ich habe es zugesagt. Uebernehmt Ihr die Wache und sorgt dafür, daß der Gesandte höflich empfangen und, was er immer bringe, in gleicher Weise entlassen werde. Sendet auch Botschaft an die am meisten vorgerückten Schiffe, damit sie den Logger zur Nacht ungehindert passiren lassen. Zu gleicher Zeit aber habt ein wachsames Auge, damit uns nicht der Verrath überrumpele. Wir haben nur eine geringe Anzahl streitbarer Kräfte; der Feind ist uns bedeutend überlegen; aber im ehrlichen Kampfe denke ich ihm doch zu stehen. Mit Gott!"

Um die eilfte Stunde legte der Logger zum zweiten Male an den Fallreep des Commandeur-Schiffes, und zwei Männer stiegen an Bord, die von dem diensthabenden Offizier empfangen und in die Staatskajüte geführt wurden.

De Ruiter empfing seine Gäste mit würdigem An-

stande; er bot ihnen Sessel und kredenzte ihnen einen Becher Wein; dann entfernte er seine Offiziere und nahm den Fremden gegenüber Platz, um den Zweck ihres Kommens zu vernehmen.

Der Erste war ein großer, schöner Mann, und seine Uniform bekundete, daß er den Rang eines höheren Schiffs-Offiziers bekleide. Der Andere war kleiner von Wuchs, sonst aber konnte man sein Aeußeres wenig beurtheilen, denn er hatte sich ganz in einen schwarzen Mantel gehüllt. Das Haupt bedeckte ein platter, breitkrämpiger Filzhut, doch schauten darunter zwei blitzende Augen hervor, die sich fest auf den holländischen Befehlshaber hefteten.

„Da Ihr nicht das Wort nehmt, Ihr Herren!" begann de Ruiter nach einer Pause, „so muß ich glauben, Ihr habt kein rechtes Vertrauen zu mir. Ich betheure Euch aber, daß ich Euch ein freies Geleit ohne allen Vorbehalt gegeben habe, und was auch immer Eure Botschaft sein möge, Ihr werdet ungekränkt entlassen."

„Wir setzen durchaus keinen Zweifel in Euer Wort," entgegnete der Mann in der Uniform rasch. „Ich stelle mich Euch vor als Georg Ascue, Vice-Admiral der englischen Flotte, und habe nur das Amt übernommen, diesen Herrn an Bord Eures Schiffes zu

geleiten. Meine Pflicht habe ich erfüllt, und Ihr werdet mir erlauben, mich zu Euren Offizieren zu begeben, bis die Botschaft verkündet ward, die nur allein an Euch gerichtet ist."

Sir Georg Ascue verbeugte sich mit feinem Anstande und verließ die Kajüte. De Ruiter blieb bei seinem geheimnißvollen Gast zurück.

Der Fremde stand rasch auf und legte den Mantel ab. Er trug ein einfaches ledernes Wamms, ohne alle Abzeichen; an seiner Seite hing ein breites Schwert, auf welches er sich stützte. Sein Auge ruhte fest auf de Ruiter.

„Es ist schon spät," sagte dieser, nicht ohne Zeichen der Ungeduld, „und morgen werden wir früh zur Arbeit gerufen; wenn also...."

„Die morgende Arbeit unterbleibt, mit Eurer Genehmhaltung."

„Wie versteht Ihr das?"

„Wenn wir mit einander unterhandeln, und zu diesem Zwecke bin ich hier, so hoffe ich, wir werden uns verständigen."

„Ist dies vielleicht die unerklärliche Botschaft? In der That, sie ist seltsam genug. Mit welcher Vollmacht kommt Ihr?"

„Mit meiner eigenen."

„Mit Eurer eigenen?" fragte de Ruiter mit Laune. „Ich bezweifle nicht, daß sie bedeutend genug ist; doch habe ich dies erst zu erwägen, wenn ich gehört, was Ihr von mir verlangt."

„Ich will keinen Krieg mit Holland!" sagte der Fremde rasch; „will ihn jetzt nicht. Wäre van Tromp's Leichtsinn und Blake's Stolz nicht gewesen, ich hätte die Unterhandlungen in die Länge gezogen"

„Nun ist es aber nicht geschehen, und England hat den Frieden gebrochen!" antwortete der Niederländer mit großer Ruhe. „Was für ein Ausweg bleibt?"

„Ich finde einen," sagte der Fremde mit großer Bestimmtheit; „dazu ist es aber nöthig, daß die Feindseligkeiten nicht weiter fortgesetzt werden. Hört Ihr, Herr Commandeur, nicht weiter! Darum lichtet Ihr morgen früh die Anker und segelt mit Euren Kauffahrern, wohin Ihr wollt. Ascue soll Euch nicht behelligen."

„Das ist lustig genug!" sagte de Ruiter. „Aber, mein Herr Abgesandter, wenn Ihr meint, daß wir Beiden wirklich befugt sind, im Namen beider Länder Krieg und Frieden zu schließen, so werdet Ihr doch irgend ein Papier, eine Vollmacht besitzen, welches die Bedingungen enthält...."

„Bedingungen? Versteht sich! Da, nehmt dies!" Er überreichte dem Commandeur eine Schrift, welche dieser entfaltete und damit zum Tisch trat. Er las aufmerksam, aber mit jeder Zeile umwölkte sich seine Stirne immer mehr, und kaum an das Ende gelangt, wandte er sich zornglühend um: „Wer darf es wagen, das in meine Hände zu legen?"

„Wie?" fragte der Gesandte, einen Schritt zurücktretend.

„Was steht darin, als Unsinn, Tollheit!" rief de Ruiter. „Oder wißt Ihr ein besseres Wort für das Unternehmen, einen Mann von seiner Pflicht abwendig zu machen? Noch einmal, wer schrieb das?"

„Ich!" entgegnete der Gesandte fest.

„Und Ihr nennt Euch einen Abgesandten des Parlamentes? Wahrhaftig, dieses Dokument ist des Parlamentes würdig."

„Was, Parlament! Sagte Euch, ich schrieb's! Ich!"

„Und wer seid Ihr?" fragte de Ruiter dringender.

„Sagt's Euch Euer Geist nicht?" antwortete der Abgesandte. „Ich schrieb's! Ich! Englands Schwert und Gesetz! — Habt Ihr meinen Antrag erwogen? Rasch! Zögern ist mir unleidlich!"

„Mir auch!" entgegnete de Ruiter. „Ich glaube Euch zu kennen, Mylord, und bedaure, daß ich Euch

nicht die Antwort geben kann, die Ihr vielleicht wünscht. Was Ihr in dieser Schrift den Niederlanden bietet, sind leere Versprechungen, ohne Gehalt und Garantie. Was Ihr mir persönlich bietet... Mylord! Wir liegen unter Englands Küste; unter der Küste des Landes, welches das freieste der Erde sich dünkt, und wo doch alle Gewalt zu den Füßen eines Einzigen liegt. Vielleicht giebt es dort Männer, die geneigt sind, ihre Ehre und ihr Vaterland um eines irdischen Vortheils willen hinzuwerfen; bis in die Niederlande ist diese Sitte noch nicht gedrungen."

„Ihr wagt es!"

„Warum nicht? Ehrlich und gerade heraus. Dies Dokument ist entwürdigend für Euch und mich. Von Eurer Hand aufgezeichnet, muß es einst der Geschichte anheim fallen, aber die Zukunft braucht unsere beiderseitige Schmach nicht zu kennen. Also...." Er hielt die Schrift gegen das Licht; sie loderte in Flammen auf.

Der Abgesandte stieß zornig mit seinem Schwert auf den Boden; de Ruiter fuhr fort: „Mit dieser Schrift ist zugleich jede Erinnerung daran aus meinem Gedächtniß verschwunden. Mylord! Ihr kehrt wieder unter den Schutz Eurer Flagge, auf den Boden des Landes zurück, das Euch gehorcht; gedenkt

inmitten Eurer Söldner ohne Groll eines Mannes, der unerschüttert auf dem Wege des Rechtes verharrt, aber Eurem Geiste und großen Gaben stets die schuldige Achtung zollen wird."

Der Abgesandte konnte eine innere Bewegung nicht verbergen: „Und diese Empfindung ist stark genug, Euch einem gewissen Untergange entgegen zu führen? Unterliegen müßt Ihr bei der Uebermacht, die Euch bedroht."

„Wie Gott will!" sagte de Ruiter ruhig. „Er rufe mich; jeden Tag bin ich zur Rechenschaft bereit."

„So falle! Du fällst als ein Mann!" sagte der Abgesandte. „Ich habe wenige Menschen achten gelernt; Du bist einer dieser wenigen."

Er gab das Zeichen zum Aufbruch. De Ruiter zog die Klingel. Der wachthabende Offizier trat mit Sir Georg Ascue ein; Beide blieben an der Thür stehen. Der Abgesandte hüllte sich in seinen Mantel: „Ascue! Wir gehen an Bord! De Ruiter, lebt wohl, Euch bleibt meine Achtung! Wie es auch komme, Ihr habt einen Freund in Whitehall!"

Der diensthabende Offizier geleitete die Fremden auf das Verdeck zurück und beurlaubte sich am Fallreep. Gleich darauf stieß der Logger ab und segelte nach der Richtung, wo die englische Flotte lag.

Der erste Lieutenant begab sich in die Kajüte und berichtete, daß die Fremden den Bord des Schiffes verlassen hätten. De Ruiter bot ihm die Hand und sagte: „Morgen haben wir einen schweren Tag vor uns. Begebt Euch zur Ruhe und sucht die nöthige Stärke zu gewinnen. Morgen, mein Freund, ist unser Ehrentag, wir fallen oder wir siegen."

„Ich stehe an Eurer Seite!" entgegnete der Lieutenant. „Verzeiht aber der ernsten Stunde die Frage. Ihr blickt so feierlich...."

„Ich fühle mich leicht und frei! Vor einer Stunde war ich trübe und ernst gestimmt; dieser Besuch hat eine schwere Last von mir genommen! Denkt meiner in Eurem Nachtgebete und befehlt die Eurigen in der Heimath dem Schutze Dessen, ohne Den kein Haar von unserem Haupte fällt. Gute Nacht!"

Der Offizier entfernte sich tiefgerührt. De Ruiter kniete mitten in der Kajüte hin und betete aus voller Seele. Seine Augen feuchteten sich, die gefaltenen Hände hatte er erhoben: „Verleihe Du mir Macht und Stärke! ohne Dich ist Alles thöricht Menschenwerk, und nur, wo Du mit Deiner Gnade wohnest, ist der rechte Sieg. Bewahre mich vor Uebermuth, wenn ich mein Werk gefördert sehe, und richte meine Seele auf, wenn ich der Gewalt unterliege. Alle,

mein Herr und Gott, die in diesen Schiffen sich befinden und meinem Schutze anvertraut sind, empfehle ich Deiner allwaltenden Vaterhand. Stehe Du ihnen bei in der schweren Stunde des Kampfes und gieb ihnen die Freudigkeit des Gemüthes, die sie bedürfen. Dies vor Allem bitte ich: Gieb denen, die morgen in der Heimath Wittwen und Waisen werden, den Balsam des Trostes, damit sie in ihren Schmerzen nicht unterliegen, und laß Deine Gnade mit dem Geringsten unter uns sein. Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Er stand auf, gekräftigt und gestärkt, und ließ sich an den Tisch nieder, wo die Karten aufgerollt waren. Er deutete die Stellung der Flotten an und machte den Schlachtenplan. Kein Schlaf kam in seine Augen. Als er Alles genau geprüft hatte, stellte er eine Ordre aus, welche den verschiedenen Capitainen noch vor der Schlacht mitgetheilt werden sollte. Dann setzte er sich hin, um an Weib und Kind zu schreiben, mußte er gleich über dies Beginnen lächeln, da er keine Möglichkeit einsah, dies Schreiben zu befördern. Als er geendet hatte, stützte er den Kopf in die Hand und versank in Gedanken.

Ein Geräusch störte ihn. Der Utkiekmann schlug

auf dem Verdeck das zweite Glas der Morgenwache an; ein leichter Schimmer des anbrechenden Tages fiel auf die Kajütenfenster.

„Es ist Zeit!“ sprach der Commandeur vor sich hin und ging auf das Verdeck.

IX.

Die Schlacht vor Plymouth.

(26. August 1652.)

—

Der Morgen des Schlachtentages brach an. Der Himmel schimmerte im reinen Blau; die See war glatt wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiser Luftzug die Wasserfläche streifte, zeigten sich hier und dort einige Katzenpfoten. Umsonst war bei dieser Windstille die versuchte Annäherung an Englands Flotte; de Ruiter mußte sich damit begnügen, jede leichte Brise zu benutzen, um einige Spannen weiter zu kommen und bis auf Schußweite die Engländer zu erreichen.

Diese lagen still und unbeweglich in dem heimischen Element. Es war eine stolze Reihe von Schiffen, einige vierzig an der Zahl, also den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken so wie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig-Kanonenschiff.

Am Bord des „Alfred", eines Fregattschiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice-Admiral Georg Ascue seine Flagge aufgezogen.

Gegen drei Uhr Nachmittags frischte die Brise so stark auf, daß die holländische Flotte, kaum dreißig Schiffe groß, womit sie noch einige sechzig Kauffahrer beschützen sollte, vorrücken und eine Stellung einnehmen konnte. Der Commandeur hatte sie in drei Geschwader getheilt. Im Centrum befand sich das Admiralschiff „Neptunus" von achtundzwanzig Kanonen, von dessen Galerie aus de Ruiter den Angriffsplan leitete. Das Geschwader des rechten Flügels befehligte der zweite Commandeur, Capitain Joris Pietersen van dem Brooke, am Bord des „Westergo"; auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonenschiff „Rotterdam" der Schout-by-Nacht, Capitain Jan Aartsen Verhaaf. Bei jedem dieser Geschwader befanden sich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden sorgfältig geprüft; zehn derselben, welche wohl bewaffnet waren, stellten sich in die Linie, die übrigen zogen sich zurück, von dem „Erzengel Michael" und dem „Prinzen von Oranien", zwei leichtbewaffneten Schiffen, geschützt.

Als Alles geordnet war, überflog de Ruiter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und ertheilte

dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!“ Die halbgesenkten Marssegel stiegen in die Höhe, die Schooten der Fock- und des Großsegels fielen vor, und mit scharfer Backstagskühlte setzten die holländischen Schiffe auf die englische Linie ein. Jedermann war auf seinem Posten; die Toppgasten in der Mars, die Zimmerleute bei ihren Kisten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwischendeck. Während dieser hastigen Beweglichkeit der holländischen Schiffe herrschte auf der englischen Seite Todtenstille, und als de Ruiter mit dem „Neptunus“ die Linie zu durchbrechen suchte, schlug der Wachtmann auf Georg Ascue's Schiff das achte Glas der Nachmittagswache, als ob es, im tiefsten Frieden, in dem sichersten Hafen läge.

Die beiden Admiralschiffe liegen einander gegenüber und begrüßen sich sogleich mit der glatten Lage; zur selben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Theilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer fortgesetzt, und bald ist Alles rings umher in einen solchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächstliegende zu sehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Capitain ist sich selbst überlassen.

Plötzlich frischt der Wind mächtig auf und reißt die starre Wolke aus einander. Ein flüchtiger Blick

ist den Niederländern auf die Linie Englands gegönnt, und es zeigt sich, daß diese fast überall angegriffen ist. Da segelt der Ostindienfahrer „Strauß", befehligt von dem tapferen Friesen Douwe Aukes, auf den noch am wenigsten bedrängten Theil der englischen Linie ein.

„Hurrah, Jungens!" ruft Capitain Aukes, den Hut schwenkend. „Acht auf die Geschütze! Wir wollen uns ein Paar von diesen schmucken Kerlen als Prisen ausbitten und sie vorher ein wenig mit unseren Kugeln anbohren! Bramsegel auf!"

Nur mit Zagen haben die Matrosen des Ostindienfahrers die Befehle ihres Capitains vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerstand aus.

„Nein, wir brauchen's nicht!" rufen Einige. „Wir sind im Dienst der Compagnie, und nicht der Staaten! Was haben wir davon, wenn sie uns Arm und Beine zerschießen?"

„Laß die Holländer für sich selbst sorgen!" sagt ein Zweiter. „Ich bin ein Franzose und kümmere mich den Teufel um ihre Schlachten!"

„Und ich bin ein Russe!"

„Und ich ein Deutscher! Hamburg ist mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!"

„Was giebt's da?" ruft plötzlich eine Donnerstimme, und die Riesengestalt des Friesen-Capitains steht zwischen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächst Stehenden und schlägt ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie besinnungslos hinfallen. „Wollt Ihr nicht fechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt, oder nicht?"

Aber von allen Enden des Verdecks, aus den Marsen und vom Zwischendeck herauf, schreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!" und die Aufregung wird so allgemein, daß selbst der Mann am Steuer seine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Capitain steht einen Augenblick lang starr, und während das Geschrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt sein Auge fest am Boden. Aber plötzlich reißt er sich empor; einen Blick der gränzenlosesten Verachtung wirft er auf die tobenden Matrosen, und nach dem Hinterdeck springend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir fechten wollt, so sollt Ihr mit mir tanzen!" Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Kajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie ist's? Habt Ihr Lust zu einem tüchtigen Sprunge in's

Blaue hinein, so sagt's, und ich springe mit Euch; sonst aber liegen dort die Engländer! Besinnt Euch schnell, die Pulverkammer ist nicht weit!"

Eine tiefe Stille herrscht auf dem Verdeck.

„Schnell, Leute! Ohne Umstände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es drüben donnert? Das ist ein lustiger Todtengesang! Gute Nacht!"

Er ist im Begriff, in die Kajüte hinabzusteigen, als der Hochbootsmann aus dem Kreise der Matrosen tritt, die schon lange mit einander flüsterten. „Mit Verlaub, Capitain! Könnt Ihr uns unsere Dummheit vergeben?"

„Das kann ich, wenn Ihr Euch besonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?"

„Fechten, Capitain! Hurrah unsere Flagge!"

„Hurrah!" ruft Douwe Aukes und schwingt die Lunte um seinen Kopf. „Strafft die Marssegelfalle und holt die Fockschoote an. Einen halben Strich anlufen am Steuer, da hinein zwischen die beiden Engländer! Hurrah! Stramm geht er! Acht auf die Kanonen!"

Der „Strauß" rückte rasch vor und schoß zwischen die bezeichneten Fahrzeuge der englischen Linie, die von den Matrosen mit Jubelgeschrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Friese. „Feuer! Werft das große Marssegel back und viert die Klüverschoote ab! — Feuer! — Das Schiff steht! — Feuer! Hurrah!“

Die Geschütze des Ostindienfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrten sich fest in das englische Plankenwerk. Die Schüsse waren so wohlgezielt und trafen so sicher, daß schon nach der dritten Lage die Seitenborde klafften und das Wasser von allen Seiten hineinströmte, so daß ein großer Theil der Leute von den Geschützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen kommandirt werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten sie den Kampf mit dem Elemente zu bestehen; das Wasser stieg immer höher, und beide Schiffe sanken bis zur Deckslast unter, während die Matrosen sich in die Böte oder in die offene See stürzten.

„Hurrah!“ rief Douwe Aukes. „Die haben wir besorgt! Jetzt ist freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne fest! Steuert Cours auf das offene Wasser hinaus, damit wir sehen, wo unsere Hülfe sonst noth thut! Jungens! Einen Schluck Genever! Was ist besser, fechten oder tanzen?“

„Fechten!“ riefen Alle wie aus einem Munde, und der Utkiekmann meldete: „Segler am Bug!“

„Hollah! Ahoi!“ rief Douwe Aukes herüber. „Wen haben wir da? Alle Wetter! Das ist de Ruiter! Frisch, Jungens! Hurrah!“

„Hurrah!“ erscholl es von dem Schiffe des Commandeurs, und der Friese rief: „Alles wohl auf bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geschossen, und die Passage ist frei.“

„Dank für die gute Botschaft!“ antwortete de Ruiter. „Mein „Neptunus“ war der Erste, wie es sich für so'n Heidenkerl von Gott gebührt! Aber noch sind wir nicht am Ende! Dort steuert Lord Ascue; er hat es auf unser Centrum abgesehen und will durch, um unsere Kauffahrer zu schädigen; nicht umsonst hat er die Brander an sich gezogen. Ich will ihm diesen Bissen versalzen! Haltet Ihr mit?“

„Ich halte!“ rief Douwe Aukes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen sprechen friesisch! Feuer! Ha! ha! ha! den Besanbaum gerade durchgeschossen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!“

Mit vollen Segeln drangen der „Neptunus“ und der „Strauß“ auf das englische Admiralschiff ein; dieses nahm den Kampf an, und bald war wieder Alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht sich im Centrum und zu

beiden Seiten desselben möglichst zu Gunsten der Niederlande stellte, hatten die äußersten Enden der holländischen Linie weniger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonenschiffe, welche diesen Stationen englischer Seits gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff; das Feuern wurde fast keinen Augenblick unterbrochen, und die Seesoldaten, welche, mit trefflichen Büchsen bewaffnet, in der Mars lagen, zielten so gut, daß sie den Holländern manchen tüchtigen Mann wegschossen.

Eine dieser Büchsenkugeln fliegt auf das Hinterdeck des Schout-by-Nacht-Schiffes „Rotterdam" und reißt den Capitain Jan Aartsen Verhaaf zu Boden. Ein Schreckensruf hallt über das Verdeck hin; der erste Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft sich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Vater! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr seid verwundet?"

Mit emsiger Sorgfalt beschäftigt sich der Sohn um den Vater, aber Niemand achtet unterdessen auf das Schiff; die Kanonen des „Rotterdam" schweigen, während die sechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour" ein starkes Feuer eröffnen und das holländische Flügelschiff furchtbar zurichten. Da schlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er

überschaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüstert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber spricht er ernst: „Achte auf des Landes Dienst!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann sprang er auf die Schanze, und während einige Matrosen den Verwundeten in seine Kajüte trugen, führte Jener das Kommando weiter. „Rächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer!“

Die Matrosen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unerschrocken, nicht achtend den sicheren Tod, der ihnen aus den sechzig Feuerschlünden des „Seymour“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf diesen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Oranienbaum“ und „der Friede“ erschienen, um ihn zu entsetzen.

„Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Strauß“, und „Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Neptunus“. Das englische Admiralschiff war furchtbar zugerichtet; es zog seine Marssegel auf, ließ sie von dem Winde fassen und jagte zwischen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruiter! da läuft er!“ schrie

Douwe Aukes durch sein Sprachrohr hinüber. „O Ihro Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Capwein zu Gast! Ha! Ha! Ha! Mylord Hochmuth ist klein genug, davonzulaufen! De Ruiter! Hier ist gut aufgeräumt! Seht! ein, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu sagen vergessen und wollen's ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen sie so davonkommen?"

„Ihnen nach, Douwe Aukes!" rief de Ruiter. „Sankt Peter" und „Gelderland" sollen Dir folgen. Gieb wohl Acht, daß Du siehst, wo sie bleiben!"

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurrah und setzte Cours auf den Spiegel des englischen Admiralschiffes. De Ruiter ließ vom Winde abfallen, schickte dem Friesen die genannten Schiffe zur Hülfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade schwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall war der Sieg sonst erfochten, keines der englischen Schiffe hielt mehr Stand; die meisten suchten den Hafen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmernden Abend hineinsteuerten, um nur aus dem Bereiche der siegreichen holländischen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das englische Linienschiff „Centaur" von sechzig Kanonen, dem

„Westergo" des Vice-Commandeurs Joris Pietersen gegenüber und hatte die geringen Mittel desselben fast erschöpft. Schon ward das Feuer des Niederländers schwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge streichen oder das Schiff in die Luft sprengen solle, als sich der Commandeur, der krank darnieder lag, von vier Matrosen auf das Verdeck tragen ließ.

„Werdet nicht lässig, Holländer", rief Joris Pietersen, sich mühsam aufrichtend. „Hier bin ich, mitten unter Euch! Bisher war die Krankheit mein Herr, aber nun habe ich sie besiegt, und sie soll mir nichts anhaben. Hurrah, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!"

Die Matrosen stürzten sich wieder auf die Schanzen und in das Zwischendeck; die Schlacht begann auf's neue, und während die Geschütze unausgesetzt donnerten, rückte das Schiff selbst dem „Centaur" so nahe, daß dieser sich entschließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten."

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!" befahl Joris Pietersen, „damit ich Alles sehen kann, Alles! Da läuft er schon! Gönnt ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entsatz!"

Und auf der anderen Seite des Engländers erschien

der „Neptunus“. Von beiden Seiten angegriffen und eingeschlossen, folgte der „Centaur“ dem Beispiel seiner Freunde; seine Masten bedeckten sich von oben bis unten mit Leinwand, und er flog vor dem Winde hin, während der „Neptunus“ in sein Kielwasser lenkte.

Auf dem Gesichte Joris Pietersen's strahlte ein seliges Lächeln; er sah seine Offiziere um sich versammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich sterbe auf dem Meer, dem ich gedient mein Lebelang! Ich sterbe leicht, denn kein Auge weint um mich daheim! Ich sterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! — Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen schweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht wegreißen von diesem Siegesplatz! — Grüßt unseren Commandeur!“ Er schloß die Augen und sank auf sein Lager zurück. Die Offiziere standen tiefbewegt umher.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte de Ruiter die Verfolgung aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende seines Nächst-Kommandirenden und begab sich zu ihm. Die Hand des Sterbenden fassend, beugte er sich über ihn und sagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Bist Du schon hinüber? Joris Pietersen!“

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, lispelte „Sieg!“ und hauchte seinen Geist aus.

De Ruiter war tief bewegt: „Er ist hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einst ein so beneidenswerther Tod beschieden ist! Mitten im Kampfe! Im ersten Rausche des glücklich errungenen Sieges!“

Er kehrte gedankenvoll an Bord seines Schiffes zurück. Hier hatten sich fast alle Capitaine eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ruiter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!“

Aber er wies die Männer ernst zurück und sagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland diesen Sieg. Wir stritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüstete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr sichtbarlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm sei allein die Ehre!“

De Ruiter entblößte sein Haupt und kniete nieder; die Capitaine und Offiziere, die Matrosen und Soldaten folgten seinem Beispiel. Der Geistliche des Schiffes trat in die Mitte und sprach ein inniges Dankgebet. Dann stimmte er einen feierlichen Lobgesang an, und dieser verbreitete sich von Schiff zu Schiff, bis zu den fernabliegenden Kauffahrern. Die

Luft war still und ruhig, einzelne Sterne blinkten, am westlichen Horizont verschwamm der letzte Schimmer des Tages, das Meer rauschte leise auf, und die schweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.

X.

Das Wirthshaus zum Ankerstock.

(November 1653.)

War ein großes Schenkhaus im Terel, zunächst der See belegen, das hieß zum Ankerstock und hatte zu allen Tageszeiten eine große Zahl von Gästen. Da strömten aus und ein dienstpflichtige und abgedankte Orlogs-Matrosen, schmucke Ostindienfahrer, mit der bunten Seidenschärpe um den Arm, und luftiges Kauffahrtei-Volk aus aller Herren Länder. Der Wirth, ein ehemaliger Bootsmannsmaat, der in der Godwinsschlacht sein rechtes Bein eingebüßt und dafür einen Stelzfuß eingehandelt, hielt musterhafte Ordnung im Hause und unter den Gästen, die er in drei Klassen gebracht hatte. Zur ersten Klasse gehörten die, so bezahlten, aber nicht tranken; sie bestand aus Jungmatrosen, Bootsmannsjungen, Kajütswächtern und anderem grünen Volk, das im Geldausgeben

nicht beschränkt wurde, aber nur wenig dafür genießen durfte. Die zweite Klasse bestand aus befahrenen Leuten; die durften nicht nur fordern, was sie bezahlten, sondern konnten's auch verzehren, ganz nach ihrem Belieben. Die dritte Klasse endlich, die nicht bezahlte, aber flott verzehrte, waren Veteranen mit und ohne Beine, mit und ohne Augen, ausgewettertes Volk, wie es Morgens früh und Abends spät auf allen Marine-Werften umherhumpelt.

Die große Gaststube in der Ankerstock-Schenke bot eine mannigfache Aussicht. Die Nordfenster zeigten nach der See, wo eben ein Sturm im Anzuge war und die Wellen wild durch einander sprangen. Sie spielten Fangball mit den Schiffen, die auf der Rhede lagen, und die plumpen Fluitschiffe mit ihren Hütten und Backschanzen hüpften so lustig Welle auf, Welle ab, als wären's leichte Jollboote gewesen. Die Ostfenster aber gewährten die Aussicht auf ein stattliches Haus, der Admiralität gehörig, in dessen erstem Stock sich eine Versammlung bewegte, welche die Aufmerksamkeit der in der Schenke versammelten Gäste in hohem Grade erregte. Sie hatten sich Alle an die Fenster gestellt, und obgleich der Wind stark auffrischte und ein feiner Sprühregen niederschlug, waren doch die Fenster geöffnet, um besser sehen zu können, und

der Wirth mit dem Stelzfuße stand mitten unter ihnen.

„Da!" rief er lebhaft. „Da ist wieder Einer! Ich kann ihn nicht genau erkennen. Gott stärke meine Augen! Wer in des drei Teufels Namen ist es?"

„Du trinkst so viel Jenever und Wasser den Vormittag über, daß Du am hellen Mittag nicht mehr über die Straße sehen kannst, Ankerstock!" antwortete ein naseweiser Kauffahrer, der sich auf die breite Schulter des Wirthes lehnte. Dieser stieß zum Dank dem Kauffahrer mit seinem Stelzfuß auf die Zehen und sagte gelassen:

„Nun gehen mir die Augen auf, das ist unser de Ruiter! Ein Hurrah für unsern de Ruiter!"

Der Commandeur de Ruiter winkte einen Gruß mit der Hand und wandte sich dann zu einem Manne, der ihm zur Seite trat.

„Hei! Wer ist das? Meiner Seele, das ist van Tromp! Van Tromp, der uns seine Kinder nennt, van Tromp, der Matrosenfreund! Unser Bestevader! Hoch ihm! Hoch!"

So jubelten die Seeleute dem Helden entgegen, und dieser nickte und winkte und deutete hinaus auf die Rhede, als wollte er sagen: „Nun soll's wieder losgehen!"

Auf's neue begann der Jubelruf, der nur durch die Ankunft zweier anderer hoher Flotten-Offiziere unterbrochen ward.

„Wer ist, mit Verlaub, der Vorderste da, mit dem weißen, schmalen Gesicht, der den Kopf zur Erde senkt und die Arme unterschlägt?" fragte ein junger Matrose.

„Weil Du höflich fragst, sollst Du Antwort bekommen," sprach der Wirth. „Wenn Einer von Dir wissen will, wer es ist, so sage nur: Du kennst ihn nicht." Zu einem alten Seemann aber, der im zweiten Fenster lehnte, schrie er hinüber: „Herr Vice-Admiral Jan Evertson scheint sich nicht sonderlich viel aus dem ganzen Handel zu machen. Er sieht aus, als ob er sagen wollte: Wenn's ohne mich geht, ist's auch gut. Doch muß man sagen, wenn er einmal dazwischen ist, schlägt er zu wie tausend Teufel! Darum dächte ich, wir könnten ihm auch ein Hurrah bringen!"

Das geschah; aber es fiel so dürftig aus, daß der Offizier sich nicht einmal umwandte, sondern mit besonderer Gleichgültigkeit in das Haus ging.

„Da kommt Witte, Cornelius de Witt!" rief Einer, und in lautes Murren flog durch die Versammlung. In

demselben Augenblick traten Alle von den Fenstern zurück, und diese wurden geschlossen.

„Laßt ihn gehen, diesen Menschenschinder, diesen Tyrannen! Seht nicht nach ihm aus!" riefen die Leute durch einander. „Wen er ansieht, der ist hin! Er hat's böse Auge und kann nicht lachen, bevor er nicht ein unschuldiges Schiffsvolk zu schanden gequält."

So fielen sie von allen Seiten über den Vice-Admiral Witte, Cornelius de Witt, her, der in der ganzen Flotte wegen seiner Grausamkeit und Härte gehaßt wurde und trotz seiner verwegenen Tapferkeit nicht die geringste Theilnahme unter den Seeleuten erwecken konnte.

Noch hatten sich die Gemüther nicht beruhigt, als ein greiser Veteran mit seiner Krücke heranhinkte, der einen jungen Seemann, den er an der Hand hielt, zu den Uebrigen führte.

„Guten Tag, Jungens!" rief der Alte einigen alten Kameraden zu. „Da bringe ich Euch einen Neuen, der, wie Ihr seht, seinen Arm in der Binde trägt. Er hat's gleich zu Anfang tüchtig wegbekommen, sage ich Euch."

„Wo? Wo?" fragten neugierig die Anderen.

„Nun, wo anders als auf der mittelländischen See, wo Jan van Galen vor Livorno den Englän-

der wacker frisirt hat und ihm seine Schiffe in Brand steckte. He! Georg, wie viel Schiffe steckte er ihm an?"

„Fünf!" entgegnete der junge Invalide.

„Habt Ihr's gehört? Fünf! Ja, ja! Ich sage es, der Engländer ist seinem Untergange nahe, der Franzose pfeift auf dem letzten Loche, der Däne und der Schwede sind in der Ostsee eingesperrt, und es wird bald auf allen Meeren keine Flagge mehr geben, als die holländische."

„Erzählt, Georg, erzählt! riefen die Veteranen durcheinander. „Nehmt dies Glas! He! Du Jungmatrose, bezahle dafür drei Stüber! — So, Landsmann, trink' und erzähle. Es war wohl der Mühe werth?"

„Das will ich meinen," entgegnete Georg, behaglich trinkend und nach der Pfeife langend, die ihm geboten wurde. „Da kam zuerst der „Bonaventura" an die Reihe, dem alle seine vierundvierzig Kanonen nichts halfen; er mußte doch in die Luft. Ihm folgte der „Samson" und der „Kaufmann," so daß es eine Gluth wurde, die nicht auszuhalten war. Darum salvirten wir uns und trafen auf das Commandeur-Schiff „Tiger," welches Lord Appleton kommandirte. Sage Euch, er hielt sich tapfer; aber er konnte es nicht verhindern, daß wir uns ihm seitlängs legten

und ihn enterten. Ich war einer der Ersten auf dem englischen Deck und erhielt den Hieb im Arm von dem Lord selbst. Er ist wohl zeitlebens nicht mehr zu gebrauchen, aber das schadet nichts, es hat's ein Lord gethan, der gleich darauf erschossen wurde."

„Das ist gut, daß Du auf Ehre hältst, mein Junge!" sagte ein halbblinder Invalide, „ob es gleich ein Teufelholen ist, wer uns den Arm weghaut."

„Auf unserem Commandeur-Schiff," fuhr Georg fort, „ging es absonderlich heiß her. Die englischen Kanonen sparten nichts an uns, und die zweite Kugel schon, die an Bord kam, schlug so heftig gegen des van Galen Bein, daß man's am Knie abnehmen mußte. Was thut nun van Galen? Hundert Andere hätten sich in die Hängematte tragen lassen, um da zu schreien und zu beten; er aber ließ von dem Zimmermann einen Stuhl zusammenschlagen, darauf band ihn der erste Lieutenant fest, und von dem Dach der Hütte aus kommandirte er lustig: „Frisch! Jungens, frisch! und Feuer ohne Ende!" Heidi, da hätte ich Den sehen wollen, der zurückgeblieben wäre! Kugeln und Schläge fielen hageldicht, und noch war es nicht Abend, als wir die Engländer ganz und gar verjagt hatten."

„Nun, und das Ende vom Liede?"

„Das Ende vom Liede habe ich nicht mitgesungen, denn ich konnte keinen Degen mehr halten. Ich weiß nur, daß wir uns keine Zeit nahmen, die flüchtigen Engländer zu verfolgen, sondern mit unseren zerschossenen Schiffen genug zu thun hatten, unsere Prisen in Sicherheit zu bringen. Hatten wir auch die Engländer in die Flucht geschlagen, so hatten sie uns doch tüchtig zerzaust. Sind teufelsmäßig gute Seeleute, und es machte uns keine Schande, wenn es Holländer wären."

„Und was wurde aus van Galen, Georg?"

Der junge Invalide legte die Pfeife weg und fuhr mit der Hand über die Augen: „Sie banden ihn vom Stuhle los und trugen ihn zu Boot, denn er sollte an's Land unter des Doktors Messer. Als er über den Reiling gehoben wurde, sah er noch einmal über das Verdeck hin. „Komme nicht wieder an Bord!" brummte er in den Bart, als er in das Boot hinabglitt. Und so war es auch, denn am anderen Morgen war er todt. Fuhr uns Allen durch's Herz, als wir's hörten, denn wir liebten ihn über die Maßen und sahen ihn immer vor uns, wie er auf dem hölzernen Stuhl saß, ohne Bein, aber mit blitzenden Augen und das Hurrah für die Flagge auf den Lippen. Jungens, diesen Tropfen zu van Ga-

len's Gedächtniß!" Er griff nach dem Glase, und Alle tranken still und tief bewegt.

Die ernste Stille ward durch einige neue Ankömmlinge unterbrochen, die mit lautem Halloh in die Schenke stürmten. Der Vorderste von ihnen hielt ein großes Blatt Papier in die Höhe: „Da habt Ihr das Plakat! Das Plakat!"

„Was für ein Plakat, Seehund?" fragte der Wirth.

„Stelzfuß, fragst Du das als Wirth, oder als Bootsmannsmaat?"

„Als Bootsmannsmaat!"

„Da will ich Dir's sagen, denn als solcher bist Du mehr als ein schlichter Toppgast, und dann geht es auch Dich an. Aufgeschaut, Ihr Leute; dies Plakat ist ein Plakat, welches die Herren Staaten für uns erlassen haben. Merkt's wohl, für uns! Denn es steht darin geschrieben, was der bekommen soll, der irgend eine große That vollbringt oder Unglück hat zur See, mit Verlust von Gliedmaßen und dergleichen."

„Gebt her! Gebt her!" riefen die Matrosen von allen Seiten und streckten die Hände darnach aus. Der Seemann aber sprang auf einen Tisch und hielt das Papier hoch in die Höhe: „Ha! Ha! Nicht so eilig mit Euren halben Armen und dreiviertel Beinen! Wenn ich es Euch nun gebe, ist Einer unter Euch,

der es lesen und den Anderen verdolmetschen kann? He, könnt Ihr lesen?"

Die alten Matrosen wandten sich verlegen ab, denn sie kannten keinen Buchstaben, und das junge Volk, von dem es Mancher verstand, wagte nicht, den Mund zu öffnen. Der Seemann auf dem Tische lachte sie Alle weidlich aus und sagte: „Seht Ihr wohl! Nun hängt es doch von mir ab, was Ihr zu wissen kriegen sollt! Tretet denn her und höret, was die Edelmögenden Herren Euch durch mich zu wissen thun."

„Erstens: Wer ein feindliches Schiff nimmt,
„der soll dasselbe als sein rechtes Eigenthum be-
„halten, sammt Allem, was an Geld und Geldes-
„werth innerhalb seiner Planken zu finden ist.
„Wenn es sich träfe, daß das weggenommene Schiff
„das Admiralschiff wäre, so soll er noch außerdem
„10,000 Gulden, für ein gewöhnliches Schiff aber
„6000 bis 4000 Gulden haben, je nachdem es
„groß ist."

„Hm!" sagte einer der Veteranen mißmuthig. „Was geht das uns an? Dergleichen können wir nicht mehr verdienen; dürfen uns auch nicht darüber freuen, daß es jemals an Einen von uns kommt, denn wie soll ein Matrose Admiralschiffe nehmen? Das müßt Ihr drüben im gelben Hause lesen."

„Die Reihe kommt auch an uns," sprach der Vorleser ruhig. „Gebt nur Acht:

„Zweitens: Wer von dem feindlichen Admi„ralschiff die Flagge holt, empfängt eine Beloh„nung von 1000 Gulden, wer sie von dem Schiffe „des Vice-Admirals holt, 500 Gulden, von je„dem anderen 300."

„Das ist für junges Volk mit gesunden Armen und Beinen," brummte der Veteran. „Geht uns also auch nichts an. Käme es aber an einen solchen und sie brächten ihn hierher in den Ankerstock, der sollte nicht eher wieder heraus, als bis der letzte Gulden verzehrt wäre."

„Nun kommt's an Dich, Alter!" sagte der Vorleser.

„Drittens: Handelt von denen Matrosen „und deren Gliedmaßen. Wer zur See im Ge„fecht oder sonst im Schiffsdienst eines oder das „andere seiner Gliedmaßen lädirte oder solches „ganz und gar einbüßte, der soll empfangen: Für „zwei Augen 1000 Fl., für eines 240 Fl., für „beide Arme 1000 Fl., für den rechten Arm 333 „Fl., für den linken Arm 266 Fl., für beide „Hände 933 Fl., für die rechte Hand 266 Fl., „für die linke Hand 240 Fl., für beide Beine

„533 Fl., für ein Bein 240 Fl., für beide Füße „333 Fl., für einen Fuß 160 Fl."

Der Vorleser sprang vom Tisch herunter. Alle sprachen und schrieen durcheinander: „Georg! Du hast Deinen Arm vor Livorno verloren, ist's Dein rechter oder Dein linker?"

„Hast einen Jeneverschleier vor den Augen, daß Du nicht sehen kannst? Es ist der rechte."

„Dann kriegt er 333 Gulden und noch einen Dank von den Hochmögenden Herren! Georg, wir gönnen Euch die 300, aber die 33 könntet Ihr wohl zum allgemeinen Nutzen verwenden."

Da rollte der Stelzfußenwirth einen großen Armstuhl heran, darin saß ein greiser Matrose, der hatte in einer früheren Seeschlacht beide Augen verloren und erhielt das Gnadenbrod für seinen Leibgulden. „Wie ist's hier mit dem alten Joost? Bekommt der auch seine Augen bezahlt, oder gilt das nur für die Leute, welche von jetzt ab das Unglück haben?"

„Meiner Treu, ich kann's Euch nicht sagen, denn davon steht hier kein gedrucktes Wort. — Still, der alte Joost schläft und hört all unser Toben und Tribuliren nicht. Aber wir können's ja leicht erfahren, denn unsere Admirale sind drüben im gelben Hause."

„Sie sind nicht mehr darin," rief Einer vom Fenster her, sie sind schon auf der Straße."

„Desto besser!" sagte der Vorleser, „so gehe ich zu ihnen. Kommen Einige von Euch mir nach, damit es nach etwas Stattlichem aussieht." — Er ging hinaus und eine große Anzahl der anwesenden Seeleute sprang oder humpelte hinter ihm drein.

Vor dem gelben Hause, welches der Schenke gegenüber lag, standen de Ruiter und Herperts van Tromp. Die Admirale Evertson und Witte, Cornelius de Witt hatten sich schon beurlaubt und schritten nach verschiedenen Richtungen die Straße entlang. Die Matrosen näherten sich dem Eingange des Hauses, respektvoll den Hut in der Hand, und der Vorleser sagte mit einem Kratzfuß: „Mit Verlaub vor Euch, Herr Commandeur, und vor Euch, Mynheer Bestevader van Tromp! Es ist uns da ein Plakat zugekommen, welches von uns und unsern Gliedmaaßen handelt."

„Ja! Ja! Von Euch, Kinder!" entgegnete van Tromp. „Bezahlen, was Ihr hingebt. Neuer Krieg! Neues Volk! Bald in See!"

„Die Staaten sorgen väterlich für Euch!" fügte de Ruiter hinzu. „Wer von Euch im Dienst des Vaterlandes verstümmelt wird, soll dafür minde-

stens so viel als möglich eine Entschädigung empfangen."

„Ja, Herr Commandeur!" entgegnete ein alter Seemann. „Verstehe Euch schon. Das ist für die, welche nun herankommen. Aber wir, die schon Arme und Beine früher verloren, wie ist es mit uns, Herr?"

„Ha! Ha! Da stehen wir!" sagte van Tromp. „Nichts da, Nichts da, Kinder! Die Herren Staaten zahlen: Von jetzt ab."

„Arme und Beine steigen von heute ab im Preise," sagte der Veteran. „Unsere sind ja auch längst verwest. Also nichts dafür. Aber, wie ist es mit den Augen? Ist es mit den Augen auch so?"

„Was Augen! Was wollt Ihr mit den Augen?" fragte van Tromp.

„Ich meine nur so, wegen des alten Joost!" sagte der Alte. „Sind funfzehn Jahre her, seit er durch Sprengung einer Kanone die beiden Augen verlor. Um Den hat sich Niemand gekümmert sein Lebstage, und er sitzt Tag ein, Tag aus drüben im Ankerstock und kaut das Gnadenbrod. Das ist hart, meine ich, und es wäre wohl gut, wenn man ihm zu den tausend Gulden verhelfen könnte, welche die Herren Staaten den künftigen Blinden geben wollen."

„Joost!" sagte van Tromp. „Ein Joost verlor die

Augen am Bord meines Schiffes.... Donnerwetter!.... Kommt, de Ruiter, wollen den Mann sehen."

Sie traten in die Schenke. Der alte Jooft saß noch immer auf seinem Rollstuhl in der Mitte der Stube, denn es hatte ihn Niemand weggefahren. Er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände gefaltet. Der Wirth trat zu ihm: „Seht auf, Jooft.... ja, so! Hebt den Kopf auf, Kerl, da sind die Herren Admirale, die Euch sehen wollen... He! Alter!.... Es ist nichts, gestrenge Herren, der hört nicht mehr; er ist eingeschlafen für immer."

„Frieden mit ihm!" sprach de Ruiter und legte seine Hand auf das Haupt des Greises.

„Flennt nicht! Donnerwetter!" sprach van Tromp. „Ist mein alter Jooft! Focht tüchtig! Wird mich stets ärgern, ihn vergessen zu haben. Wollen ihm das Geleite geben."

Am dritten Tage gegen Abend trugen sie den alten Jooft aus der Schenke zum Ankerstock. Zunächst hinter dem Sarge gingen van Tromp und de Ruiter; ein unabsehbarer Zug von Seeleuten schloß sich an. De Ruiter sprach das Gebet, van Tromp warf eine Hand voll Erde auf den Sarg, dann gingen Beide an Bord ihrer Schiffe, um am nächsten Morgen die Anker zu lichten.

XI.

Die Schlacht der fünf Admirale.

(22. Dezember 1653).

Auf hoher See steuerte eine Abtheilung der englischen Flotte, einige fünfzig Segel stark, unter den Befehlen Sir Georg Ascue's. Dieser hatte seinen Cours nach der Mündung der Maas gesetzt. Unfern derselben wollte er sich mit Admiral Monk vereinigen, der eine gleiche Anzahl von Schiffen kommandirte. Beide beabsichtigten, gemeinschaftlich die holländische Flotte anzugreifen, welche seit längerer Zeit wieder vollständig in See war, und, wie sie wußten, sich in den Wielingen sammeln sollte. Diese Vereinigung zu verhindern, und die verschiedenen Geschwader einzeln durch ihre Uebermacht zu vernichten, war der Zweck der englischen Admirale, und der Anfang schien ihren Plänen und Wünschen hold zu sein. Am Nachmittag des 21. Dezembers lief Ascue das Geschwader Monk's auf; die beiden Flotten vereinig-

ten sich. Es ward beschlossen, bis zum Einbruche der Nacht neben einander zu segeln, dann aber eine weite Linie zu bilden und mit gerefften Marssegeln das Anbrechen des Tages zu erwarten.

In Monk's Kajüte war Alles zu einem feierlichen Empfange der Flotten-Offiziere eingerichtet. Ascue erschien zuerst; ihm folgten die Commandeure und Capitaine der gesammten Flotte.

„Willkommen, Ihr Herren!" sprach Monk zu den Versammelten." Morgen werden wir wahrscheinlich einen heißen Tag haben. Die Holländer sind wohl versehen und wohlgerüstet; sie sind von tüchtigen Führern begleitet und es bedarf daher des Muthes und der Entschlossenheit, ihnen wirksam zu begegnen. Hier sind Eure Instructionen, meine Herren. Beherzigt dieselben wohl, und weicht nur in dem Fall der höchsten Noth von ihnen ab. Tritt dieser aber ein, dann handelt selbstständig, muthig und stark zur Ehre unseres Landes und unserer Flagge. England ist bis jetzt die Herrscherin des Meeres gewesen und muß es bleiben. Bedenkt das, so ist der Sieg unser. Mit Gott, Ihr Herren."

Die Offiziere zogen sich zurück und die beiden Admirale blieben allein.

„Habt Ihr die unzufriedenen Gesichter gesehen,

Ascue?" fragte Admiral Monk, der Ober-Befehlshaber der Flotte. „Es ist ein Stolz in diesen Söhnen unserer gesegneten Republik, der niemals gestatten wird, daß die Offiziere sich blindlings der ertheilten Ordre unterwerfen. Da möchte Jeder für sich ein kleiner Cromwell am Bord seines Fahrzeuges sein, und leicht gäbe er den Ruhm einer Schlacht für den stundenlangen Schein einer Herrschergewalt."

„Weiß wohl!" entgegnete Ascue. „Daher kommts, daß wir niemals in diesem Kriege einen entscheidenden Schlag thaten, weil Jeder nach eigenem Gutdünken handelt. Woher denn diese Siege der Holländer? Woher ihre Uebermacht, selbst bei geringerer Zahl? Weil sie einig sind in Wort und That; weil sie gleichnißweise eine Kette bilden, deren Glieder so fest aneinander geschmiedet sind, daß man sie nicht zerreißen kann. Ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo wir es bereuen, die vielfachen Privat-Interessen nicht dem großen, gemeinsamen Interesse der Vaterlands-Wohlfahrt geopfert zu haben."

„Es freut mich, Euch von solchen Gesinnungen beseelt zu wissen," entgegnete Monk rasch. „Es wird dies ein herrliches Beispiel für unsere Offiziere sein, und die Ergebenheit, welche Ihr dem Oberst-Com-

mandirenden erzeigt, wird nicht wirkungslos für den Dienst der Flotte bleiben."

„Ihr vergeßt," unterbrach ihn Ascue, „daß diese Flotte keinen Ober-Befehlshaber hat. Wir sind mit gleichen Vollmachten, Jeder für sich, frei und selbstständig, in See beordert und haben von unserm Benehmen nur dem Parlamente Rechenschaft zu geben."

„Wie?" entgegnete Monk rasch. „Ist dies die gerühmte Einheit...."

„Dem Dienste des Vaterlandes opfre ich freudig Blut und Leben!" sprach Ascue. „Ritterlich werde ich den Holländern Kampf bieten und, will es Gott, den Sieg erringen. In Noth und Tod bin ich Euch verbündet und halte treu zu Euch. Versteht mich, Monk, verbündet, nicht untergeordnet. Ein einfacher Capitain könnte kein Geschwader kommandiren, auf dessen einzelnen Schiffen Capitaine befehligten; eben so kann kein Admiral den andern kommandiren wollen. Das ist hoffentlich auch Eure Meinung, und somit auf Wiedersehen unter dem Donner der Kanonen."

Monk blieb allein: „Das ist das alte Lied nach einer neuen Weise; zwei Admirale, oder zwei Kanonenbootführer, Jeder dünkt sich allein berufen, zu

herrschen. Die Folgen dieses Eigensinnes werden schwer auf unser Haupt fallen! — Was giebts?"

Der wachthabende Offizier war eingetreten: „Entschuldigt, Herr Admiral. Ich muthmaße, der Feind ist im Anzuge. Zwar ist es bereits dunkel und ein Blick in die Ferne nicht mehr möglich. Aber wahrscheinlich ist es die holländische Flotte, denn am ganzen Horizont tauchen Lichter auf, die hin und her fliegen; einige niedrig, als ob sie von den Galerien leuchteten, andere hoch, als ob sie in den Marsen oder gar auf den Bramraaen befestigt wären

Monk folgte dem Offizier selbst auf das Verdeck. In einem weiten Halbkreis sah man die Lichter schimmern, deren jedes von einem Schiff leuchtete, doch war die Vertheilung derselben nicht nach nautischen Regeln angeordnet; auf einer Seite brannten deren mehrere nahe beisammen, anderwärts schimmerte nur ein einzelnes; dazwischen dehnte sich ein weiter, düsterer Raum. „Die Holländer, sie sinds! Ihre Schnellsegler sind fast in unserm Bereich. Geschwind Herr Lieutenant, löscht unsere Laterne aus, und Befehl an alle Schiffe unserer Flotte, dasselbe zu thun."

Der Lieutenant ging. Nach einigen Augenblicken erschien auf der Spitze des großen Toppmastes im Admiralschiff ein rasches Drehfeuer, das weithin

wahrgenommen werden konnte; gleich darauf verlöschten die Laternen in den Marsen und auf der Galerie. Alle Schiffe der englischen Linie folgten diesem Beispiel und tiefes Dunkel war rings umher; jedes Schiff der Flotte konnte kaum seinen nächsten Nachbar entdecken. Monk blieb noch einige Zeit auf dem Verdecke, um die Bewegungen der holländischen Flotte zu beobachten, aber umsonst; auch dort verlöschte Licht an Licht und jede Beobachtung wurde dadurch unmöglich gemacht."

Der Morgen des verhängnißvollen 22. Dezembers brach an. Die holländische Flotte bildete einen weiten Halbkreis. Am rechten Flügel desselben, den Schiffen Monk's gegenüber, lag van Tromp mit achtundzwanzig Schiffen; am Bord des „Kampfs," eines Barkschiffes von dreißig Kanonen, wehte seine Admirals-Flagge. Die linke Seite stand unter den Befehlen de Ruiter's; seine Flagge wehte am Bord des „Lamm," und zwei und dreißig Schiffe standen unter seinem Befehl. Das Centrum hatte der Vice-Admiral Jan Evertson inne; seine Streitmacht bestand aus 26 Schiffen; auf dem Dreidecker „Eintracht" hatte er seine Flagge aufgesteckt. Im Rücken dieser Ehrfurcht gebietenden Flotte kreuzte der Vice-Admiral Witte, Cornelius

de Witt mit vierundzwanzig Schiffen. Seine Flagge wehte von dem großen Topp des „Oranienbaum."

In der Kajüte dieses letzten Schiffes waren die drei Admirale und der Commandeur de Ruiter zu ernster Berathung versammelt.

„Mir Alles recht, sagte Jan Evertson. „Wollt Ihr, daß ich schlage, ich thue es; wollt Ihr sie an Euch kommen lassen? Ich auch. Mein Centrum ist für alle Fälle gerüstet. Der Ober-Feldherr kann befehlen, ich folge. Weiter habe ich mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen; verschont mich mit Berathungen und allenfallsigen Verantwortlichkeiten."

„Kalt, wie immer! Kalt, wie Eis! polterte van Tromp.

„Aber hart wie Eisen!" fiel de Ruiter rasch ein. „Evertson's Schiff hat Seitenborde, durch die keine Kugel dringt; wenigstens glaubt er es, sobald er im Gefecht ist und weicht darum selbst der entschiedensten Uebermacht nicht."

„Ich folge den gegebenen Ordre's! „sprach Evertson mit großem Gleichmuth." Stellt sie nur aus. Wo Ihr mich hinschickt, da gehe ich hin; wo ich Stand halten soll, da halte ich Stand, und wenn es schon vor der Thür der Pulverkammer brennte. Das Andere geht mich nichts an."

„Kommt, Herr Vice-Admiral!“ sprach van Tromp und winkte Jan Evertson zu sich. „Will Euch meine Ansicht sagen. „Er führte ihn an den Tisch, wo die Karten ausgebreitet lagen, und wiederholte den Schlachtenplan, den er mit andern Befehlshabern entworfen hatte. Jan Evertson trug die Anweisungen des Admirals gleichmüthig in seine Schreibtafel ein.

Während dessen gingen de Ruiter und Witte Cornelius de Witt auf und ab. „Ihr hieltet heute Nachmittag scharf hinter meinem Spiegel weg, fast hättet Ihr meinen Besanbaum gestreift!“ sagte Ersterer, gutmüthig scherzend.

Jener runzelte die Stirn: Spart Euren Witz, ich bitte. Uebrigens habt Ihr recht, es war unvorsichtig, und der ungeschickte Steuermann ist auf der Stelle durchgepeitscht worden.“

„Ich habe sein Angstgeschrei wohl gehört!“ entgegnete de Ruiter sehr ernst. „Mensch! Wohin führt das? Ihr erbittert die Matrosen, Ihr entfremdet Euch die Offiziere. An Muth und Tapferkeit weicht Ihr Keinem; Ihr besitzt große, glänzende Eigenschaften; seid Ihr nicht vermögend, diese Schwäche zu unterdrücken?“

Witte Cornelius de Witt lachte bitter: fahrt nur fort; ich kenne das. Ich bin ein Tyrann, ein Hund; ich

würde selbst unter den westindischen Pflanzern ein Scheusal sein. Laßt mich ungeschoren mit Eurer Weichherzigkeit und Milde. Der Matrose bekommt, was ihm gehört. Brod, Jenever und Prügel, dafür soll er seine Pflicht erfüllen und dreinschlagen. Thut er das nicht, trete ich ihn, wie einen Hund."

„Habt Ihr denn kein Gewissen?" fragte de Ruiter bewegt.

„Das Matrosen-Gewissen habe ich mit der Kadettenjacke von mir geworfen. Folgt Ihr nur den Theorieen der Milde und Barmherzigkeit, Ihr werdet bald sehen, wohin das führt. Ihr schüttelt ihnen ja die Hand, betet mit ihnen nach der Schlacht, habt ein stets offenes Ohr für ihre Dummheiten und einen stets offenen Beutel für ihre Verschwendungen. Ihr seid der Heiland und Herrgott aller Schiffsjungen, wie der van Tromp. Bleibt dabei und wandelt fort in Eurer Gottseligkeit. Mir aber soll Keiner meine Ansicht erschüttern. Keiner!"

„So geht, Grausamer! Ich fürchte, Ihr werdet es einst bitter bereuen."

Van Tromp hatte seine Mittheilung beendet und Jan Evertson steckte gähnend seine Brieftasche ein.

„Es ist Tag!" rief van Tromp laut, „und kein Augenblick zu verlieren. Rasch an Bord! Ich gehe Euch

voran! Frisch auf den Feind! Auf Wiedersehen, hier oder dort!"

„Hier! Hier noch!" rief de Ruiter in plötzlicher Aufwallung und schloß den Admiral in seine Arme.

„Was soll das? Geht, de Ruiter! Seid ein braver Seemann und mein Freund! Haben uns miteinander verhetzen wollen, ist ihnen aber nicht gelungen. Ich gehe gerade auf Ascue los und hole mir Genugthuung für die Niederlage in den Duyns. An Bord! An Bord!"

Die englische und holländische Flotte braßten zu gleicher Zeit gegeneinander auf. Das Geschwader van Tromp's segelte auf die feindliche Linie ein und forcirte diese so sehr, daß er sie unter fortwährendem Kanonendonner durchbrach. Kaum in ihrem Rücken angelangt, wendete er seine Schiffe und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Stärke.

„Halloh!" rief de Ruiter seinen Offizieren zu: Unser van Tromp ist stark bei der Arbeit. Kommt, wir dürfen nicht länger die Zeit mit diesen Plänkeleien verderben. Ist das da vorne nicht die Flagge Monk's? Frisch an ihn heran! Wollen unser „Lamm" auf eine fette Weide führen."

Während die Schlacht auf dem rechten und linken Flügel in vollem Gange war, verhielt sich das Cen-

trum noch unthätig. Ganz gemächlich hatte Jan Evertson die Segel aufstraffen lassen, und ließ die Schiffe Ascue's auf Schußweite an sich kommen. Der erste Schuß fiel am Bord des englischen Admiralschiffes, und seine Kugel fiel vor dem Buge des Evertson nieder, aber nun ging dieser über Stag und empfing die Engländer mit einem so mörderischen und nachhaltigen Feuer, daß die Schiffe derselben erbebten, und mit einem Hagel von Trümmern ihrer eigenen Takelage bedeckt wurden.

Zwei Flotten von fast zwei hundert und fünfzig Schiffen lagen sich im erbittertsten Kampfe gegenüber. Fünf Admirale befehligten sie; außer ihnen besaß Holland noch seinen de Ruiter und England den Contre-Admiral Goodson. Letzterer hatte mit achtzehn Schiffen die holländische Linie umsegelt und wollte das Centrum desselben im Rücken angreifen; aber hier flog ihm Witte Cornelius de Witt entgegen, und sogleich formirte sich eine Schlacht außerhalb der Schlacht. Die Luft erzitterte vor dem Donner der Geschütze, das Meer rauschte auf, der Pulverdampf verdichtete sich zu einem massenhaften Gewölk, das auf den Wellen ruhte, und hoch zum Himmel emporreichte.

Mit dem Kampfe der Menschen mischte sich der Kampf der Elemente. Ein eisiger Wintersturm wehte

und die aufgeregten Wellen schleuderten die Schiffe auf und nieder; sie warfen sie aneinander, so dicht, daß die Takelage sich verwickelte und die Rüstbanken zusammenstießen. Da schwiegen die Geschütze und der Kampf begann Brust an Brust; hier war das Verdeck eines Engländers, dort das Verdeck eines Holländers das Schlachtfeld; Messer, Aexte, Schwerter, dienten als Waffen und die Marine-Soldaten hieben mit den Kolben der Gewehre auf die Schädel ihrer Gegner ein.

„Das ist morden, aber nicht schlagen!" rief der Contre-Admiral Goodson, der nach einer solchen blutigen Metzelei sich gewaltsam von dem Schiffe de Witt's getrennt hatte und von zwei Fregatten gefolgt nach dem rechten Flügel der Holländer segelte, wo van Tromp, der zum vierten Male die englische Linie durchbrochen hatte, in einiger Entfernung unthätig lag, um seine Leute einen Augenblick verschnaufen zu lassen, und die Havarie in der Takelage wieder herzustellen.

„Da brummt's scharf!" sagte er zu einem seiner Offiziere. „Höre gern den Ton! Ist de Ruiter. Und da, weiter abwärts, Jan Evertson! Ha! ha! ha! Läßt sich eher in den Grund schießen, als daß er weicht, aus lauter Bequemlichkeit. Gute Musik heute;

die Herren Staaten können im Haag darnach tanzen. Schöner Anblick, tanzende General-Staaten! Können sich leicht die Köpfe zerschlagen! Ha! ha! da fliegt ein Engländer in die Luft!"

„Und dort treibt eines unserer Schiffe!" rief der Flaggen-Capitain. „Es ist ohne Masten, und daß Steuer weggeschossen. Befehlt, Herr Admiral, das wir....."

„Beidrehen!" kommandirte van Tromp. „Böte über Bord! Rettet was zu retten ist. Hei! Hei! Wen haben wir da?

„Mich will bedünken," entgegnete einer der Lieutenants, „das sei die Flagge des Contre-Admirals Goodson. Es sind drei stattliche Schiffe, die auf uns abhalten."

„Alle Mann an's Werk!" rief van Tromp. „Böte zurück! Hier giebts frische Arbeit! Müssen sich selbst helfen, Jene da! Kanonen fertig! Segelmeister, da hinein!"

Der „Kampf" wird zwischen beide Fregatten hineingesteuert und beginnt sogleich das Gefecht. Das dritte englische Schiff hält sich als Reserve in einiger Entfernung. Die Schüsse fallen rasch aufeinander und richten große Verwüstungen an. Van Tromp steht oben auf der Hütte, sein Auge ist überall; er leitet

den Angriff mit Besonnenheit. Da fliegt sein Falkenblick nach dem feindlichen Schiffe, in dessen Mastkörben Soldaten mit Büchsen versteckt sind: „Lieutenant Wulff! Nehmt Euch in Acht!" ruft der Admiral; der Lieutenant springt beiseite, eine Kugel saust dicht an seinem Ohr vorüber, da schwankt van Tromp; er greift in die Höhe, als will er sich an irgend etwas halten, dann stürzt er rücklings über und haucht seine Heldenseele aus. Die verhängnißvolle Kugel drang ihm gerade in's Herz.

„Ich bin hin!" rief er sterbend. „Habt guten Muth!" Es waren seine letzten Worte.

Ein lautes Hurrahgeschrei erhob sich an Bord der englischen Fregatte; man hatte den Admiral stürzen sehen und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Kraft. Aber schon stand der muthige Flaggen-Capitain auf der Stelle des Gefallenen, und setzte das Gefecht fort. „Feuert tüchtig, Leute! Wir wollen unsern Admiral rächen! Feuer! — Lieutenant Wulff! Keine Signale; wir müssen die Trauerkunde verschweigen, bis nach der Schlacht. Nur wenn wir an Bord des Herrn de Ruiter eine Botschaft gelangen lassen könnten! Denkt darauf!"

„Hei! Hei!" rief der Takelmeister. „Das war ein verdammter Schuß. Wirft uns die große Raa auf

das Deck und zerquetscht meines Maaten rechten Arm. Toppgasten ahoi! Neues Rundholz nach oben!" Und die Matrosen versuchten unter dem Hagel von Kugeln die gemachte Havarie wieder herzustellen.

Dem bedrängten Admiralschiff kam Hülfe; die englischen Fahrzeuge wurden abgeschlagen und nun ihrerseits verfolgt. Der „Kampf" segelte, mit seiner Leiche an Bord, langsam vor Topp und Takel in die Linie zurück und gerieth vor den Bug des „Lamm," auf dessen Hinterdeck de Ruiter stand und dem Befehl zum Rückzuge aus dem Gefecht ertheilte. „Wieviel Todte, sagt Ihr?"

„Drei und vierzig bis diesen Augenblick, Herr Commandeur."

„Und Verwundete?"

„In des Doktors Kammer liegen fünf und dreißig, die Alle schwer verletzt sind. Was sich noch auf den Füßen halten kann, ist nicht mitgezählt."

„So weichen wir. Ein anderes Schiff wird uns aufnehmen, worauf wir das Gefecht mit frischem Muthe fortsetzen."

„Auch würde es uns hier nicht viel helfen, Herr Commandeur, da unsere Munition zu Ende geht, und die Kanonen theilweise unbrauchbar geworden sind."

„Steuert nach van Tromp," sagte de Ruiter rasch.

„Hei! Was ist das für eine neue Kanonade? Das ist Witte de Witt, er greift im Rücken an! Und da liegt Evertson noch, wie ein Kettenhund; er wankt und weicht nicht, aber er speit Feuer und Flammen! Was will das Signal am Mast des „Kampf?"

„Es entbietet Euch so schnell als möglich an Bord, Herr Commandeur."

„Ich komme! Schaluppe vor!"

De Ruiter erschien auf dem Fallreep des Admiralschiffes; er schaute um sich und erblickte nur niedergeschlagene, tiefbetrübte Gesichter: „Um Gottes willen! Was ist hier vorgefallen?"

„Das Schrecklichste! war die Antwort, und bald, stand de Ruiter vor der Leiche des Helden. Er bebte zusammen und wehrte den Thränen nicht. „Wäre ich vor ihm gestorben!" sprach er langsam, und seine ganze Seele lag in diesen Worten. Dann wendete er sich an den Commandirenden: „Zieht Euch sogleich aus dem Gefecht zurück, und übergebt die theuere Leiche einem sicheren Schiffe; es kann mit dem Winde ohne Gefahr die Maas erreichen. Mich soll mein Boot nach dem „Nassau" bringen, der nicht weit von hier stationirt. Er trat zur Leiche zurück: „Lebe wohl, guter, lieber, tapferer, unbesonnener Mann! Du hast den Tag in den Duyns durch Deinen Helden-

tod verklärt! Ewig lebt Deines Namens Gedächtniß! Männer! Verschweigt seinen Tod! — Wir müssen wieder an's Werk."

Fast gewaltsam riß er sich von der Leiche und begab sich an Bord des „Nassau," während das Admiralschiff weit aus der Schlußlinie steuerte und der Brigg „Luise" das Signal machte, ihm zu folgen.

De Ruiter rückte mit dem „Nassau" in die Linie, und noch einmal entbrannte der Kampf mit erneuerter Wuth. Die englischen und holländischen Schiffe lagen sich so nahe, daß sie sich gegenseitig entern konnten, und das Gefecht unter den Matrosen nur mit ihrer völligen Niederlage endete. Auch der oberflächlichste Blick über einzelne Theile der Flotte war nicht mehr möglich; man kämpfte Deck an Deck, Mann gegen Mann. Die Kämpfer warfen ihre getödteten Kameraden über Bord, um mehr Platz zu gewinnen, und die See röthete sich von dem Blute, das von den Verdeckborden herabströmte. Verworren klang durch den Donner der Geschütze hier ein Siegesgeschrei, dort der Angstruf vom Bord eines sinkenden Schiffes. Alles Gefühl, alle Theilnahme war in den Herzen der Seeleute erstorben; sie schlugen mechanisch auf den Feind und folgten blind dem Rufe des Commandirenden, bis nach siebenstün-

digem Kampfe auch die letzte Kraft gebrochen war. — Der Kanonendonner schwieg allgemach, nur hin und wieder hallte ein vereinzelter Schuß. Die Schiffe zogen sich langsam zurück; Freund und Feind leisteten sich gegenseitig Hülfe, um die verwirrte Takelage auseinander zu bringen. Auf diesem Kampfplatze war kein Sieg, sondern nur eine Niederlage; von beiden Seiten gab es keinen Verfolger und keinen Verfolgten. Der Raum zwischen den Ueberresten der beiden Flotten wurde immer größer, und die Umrisse der Schiffe verschwammen im Dunkel des hereinbrechenden Abends.

Der Wind wehte eisig kalt und trieb von allen Seiten eine furchtbare Wolkenmasse zusammen. Dann wurde es still, und dichte Schneeflocken fielen senkrecht auf den weiten Schlachtenraum herab, als ob der Himmel ein Leichentuch über die Gefallenen breiten wollte. Aber die Wellen duldeten es nicht und hüpften gleichgültig über die Begrabenen hinweg.

XII.

Die Tage der Ehren.

(1654.)

Die Nachricht von dem Tode des Admiral Martin Herperts van Tromp in der „Schlacht der fünf Admirale," am 22. Dezember 1653, hatte Holland mit tiefer Bekümmerniß erfüllt. Jetzt war die durch Uebereilung verschuldete Niederlage in den Duyns vergessen und man gedachte nur mit lauter Bewunderung der Großthaten des Helden. Aber eine ernste Sorge mischte sich mit der Trauer um den Heimgegangenen. Holland besaß mehrere Vice-Admirale, die Anspruch hatten, die durch den Tod des van Tromp erledigte Stelle eines Admirals von Holland und Westfriesland zu übernehmen, und am nächsten war dazu Herr Witte, Cornelius de Witte, berechtigt. Aber, wie viele Vorzüge dieser tapfere Offizier auch sonst haben mochte, die Abneigung, ja der Haß der Seeleute, den diese gegen ihn hegten, und den er sich

durch die beispielloseste Härte und Grausamkeit gegen seine Untergebenen zugezogen hatte, machten diese Ernennung unmöglich. Zwar erinnerte man sich an de Ruiter, als den einzigen, der für dieses Amt in jeder Beziehung sich am vollkommensten geeignet hätte, doch durfte man andrerseits nicht daran denken, einen Offizier, der nur mit dem Range eines Commandeurs bekleidet war, zu einem so hohen Posten zu befördern.

Unterdessen fand diese verwickelte Angelegenheit, welche den General-Staaten und den Flotten-Offizieren mehr zu schaffen machte, als zwei Schlachten zur See, durch die besonnene Vermittelung des Rath-Pensionarius Johann de Witt ihre Erledigung, indem man Herrn Jacob van Wassenaar, Herr von Opdam, Obrist eines Reiter-Regiments und Gouverneur von Heusden, einem tapfern und zugleich einflußreichen Mann, den Rang und die Würde eines Admirals ertheilte, und die eigentliche Gewalt den Vice-Admiralen Witte Cornelius de Witt und Jan son überließ.

Während aller dieser Unterhandlungen verhielt sich Michael de Ruiter ganz ruhig. Ihn kümmerte nicht der Streit der Eitelkeit und des Ehrgeizes; er suchte nicht den äußern Glanz. Aber dieser suchte ihn. Der Vorschlag eines Mitgliedes der Staaten, den Com-

mandeur de Ruiter mit der Würde eines Vice-Admirals zu bekleiden, fand allgemeine Zustimmung, und das desfallsige Patent ward bereits im November 1653 für ihn ausgefertigt. Aber der bescheidene Mann glaubte diese Auszeichnung nicht zu verdienen und lehnte sie mehrfach ab, bis er endlich, durch einen wiederholten Erlaß der General-Staaten bewogen, in diese Standes-Erhöhung willigte. Das gedachte Patent selbst aber lautet folgendermaßen:

„Die Staaten von Holland und Westfriesland,
„allen Denen, welche diesen Brieff sollen sehen
„oder hören lesen, Unsern Gruß. Also wir, zur
„bessern Direktion der Sachen und Expedition des
„Krieges zu Wasser, nöthig erachten, daß unter
„den respectiven Collegiis von der Admiralität in
„dem vorgemeldeten unserer Lande residirend, ei-
„nige mehrere Häupter und Offiziere werden be-
„stellet, thun zu wissen, daß wir wegen des
„guten Kennens, die wir haben von der Per-
„son des Commandeurs Michael Adrianson de
„Ruiter, und von desselben Fleiß, Treue, Fröm-
„migkeit und Mannhaftigkeit in dem Stücke des
„Krieges zu Wasser, denselben angestellet und com-
„mitiret haben, stellen und committiren Ihn mit
„Diesem zu unserm Vice-Admiral von Holland

„und Westfriesland vorgeschriebenen unter dem „Collegio von der Admiralität, residirend in der „Stadt Amsterdam und geben Ihnen derohalben „vollkommene Macht, Autorität und absonderli„chen Befehl, dem vorbemeldeten Staate als Vice„Admiral sich zu halten, dies Amt zu ererciren „und zu bedienen, dieser Landen und Unsere „Feinde zu verfolgen, zu kränken und zu beschä„digen, durch alle Mittel und auf alle Art, daß „Ihnen möglich ist, zugleich soviel in Ihnen ist, „wohl zuzusehen, daß die See-Reviere und in„ländische Wasser frei und sicher mögen gebraucht „werden, gute Wacht zu halten, gegen alle Ein„brüche und Züge, die einige Feinde in oder auf „diese Landen thun möchten, und ferner inge„mein und absonderlich Alles zu thun, das ein „getreuer Vice-Admiral der vorgemeldeten Lande „schuldig und gehalten ist, zu thun. Darauf um „sich wohl und getreu zu erweisen, der vorge„meinte de Ruiter gehalten wird, den gebührli„chen Eid in unsern Händen zu thun. Nachdem „ist solcher Eid gethan, ersuchen wir alle Könige, „Fürsten, Prinzen und Herrn, Gouverneure, Of„fiziere, Magistraten der Republiken, Städte oder „andere Unsere dieses Landes Bundgenossene

„und Gutgünstigen dem mehrgemeldeten de Ruiter
„in allen Dem, was seine Commission betrifft,
„gute Hülfe und Beistand zu erweisen. Ordon-
„niren und befehlen auch den Offizieren, Befehl-
„habern und andern Kriegsleuten zu Wasser und
„Lande, die in Unserer Gebietung stehen, den
„mehrgemeldeten de Ruiter vor unserm Vice-Ad-
„miral vorgeschrieben zu erkennen, zu halten und
„zu respectiren, wie sich dies gebühret; auf die
„Poenen und Straffen dazu gesetzet, und wird
„uns dasselbe angenehm seyn. Gegeben in dem
„Haage unter Unserem großen Siegel hier ange-
„hänget, den eilften November im Jahre Unseres
„Herrn Eintausend sechs hundert drei und funfzig.

J. Catto. Ut.

Auf Verordnung von denen Staaten.

Herbert von Beaumont.

(Mit einem anhängenden Siegel in rothem Wachse.)

Michael de Ruiter kam aus der Versammlung der General-Staaten, denen er in seiner neuen Würde den Eid der Treue geleistet, und ward von Anna van Geldern auf der Schwelle seiner Wohnung empfangen.

„Willkommen, mein theurer Gemahl, tausend Mal willkommen! rief das schöne Weib, indem sie ihren Arm traulich um seinen Nacken legte. „Hat die neue

Würde, welche Euch jetzt bekleidet, Euch Eurem Hause auch nicht entfremdet? Mögt Ihr nach den tausend Glückwünschen, welche die Edlen des Landes Euch gespendet, mit geneigtem Sinn auch den demüthigen Glückwunsch Eures Weibes empfangen?"

„Meine theure Anna!" sagte de Ruiter sie herzlich küssend, „wie freue ich mich des Wiedersehens an diesem Tage." „Ja, meine Liebe, sie meinen es gut, sie meinen es ehrlich, ich glaube und hoffe es mindenstens so; aber ich fühle mich nicht heimisch in den glänzenden Zirkeln, mich beklemmt's und ängstigt's, meine Verdienste gerühmt zu hören und mich von Jedermann bewundern zu lassen. Herr Gott, was soll ein Mann, den sein Vaterland bedarf und an den rechten Platz stellt, denn Anderes thun, als seine Schuldigkeit?"

„Wie stolz bin ich auf Euch, mein edler Held!" sagte die Gattin schmeichelnd, indem sie ihn in das stattlich aufgeputzte Wohngemach führte. „Nun sehe ich ein, wie Unrecht ich hatte, als ich Euch abmahnte vom Seedienst, Euch durch einen Eid an den festen Boden fesseln und zur steten Unthätigkeit verurtheilen wollte. Nein, keine Klage soll fortan über meine Lippen kommen, wenn Ihr fern von mir in Schlachten und in dem Kampf mit den

Elementen Euch preisgebt; nur diese Gnade erbitte ich mir vom Himmel, daß es mir vergönnt sein möge, Euch stets frohen Muthes auf der Schwelle Eures Hauses empfangen zu können!"

Da traten die Kinder des Admirals ein und umringten den Vater mit lautem Jubel. Die ältern schlossen ihn liebkosend in die Arme, während die jüngern an ihn emporkletterten und lachten und jubelten.

„Ei! Ei!" sagte de Ruiter, zu seiner Gattin gewendet, die mit einem seligen Lächeln zu ihm herüber sah: „Was ist das für eine wilde Gesellschaft? Und ganz ohne Umstände, derb und geradezu! Habt Respekt, Ihr Buben, vor dem Vice-Admiral der Herren Staaten, und zerknittert ihm nicht die neue Uniform, die ohnedies mit ihrer Stickerei etwas unbequem ist. Nun, Engel, mein Aeltester — seht nur, Anna, er ist ganz und gar seiner Mutter Ebenbild; er hat ihre blauen Augen und ihr lichtblondes Haar! — Nun, mein Junge, wie ist Dir Deine Herbstreise nach Havre bekommen, und wie gefällt Dir's auf der See?"

„Vater!" sagte der Knabe und seine Augen funkelten lebhaft, „Vater, es ist herrlich draußen! Alle Tage etwas Neues, alle Tage etwas Schöneres! Wie muß es erst sein am Bord eines Kriegsschiffes! Ich bin nun bald sechzehn Jahre, Vater, und Du

darfst mich nicht länger zu Hause lassen! Ich muß mit Dir hinaus."

„Nun, nur Geduld, Herr Junker Engel de Ruiter!" sagte der Vater mit stiller Freude über den Muth seines Sohnes. „Thut's so eilig? Deine Zeit wird auch kommen. Bringe es nur erst zu etwas in den Schulwissenschaften. —"

„Vater! unterbrach ihn der Knabe. „Du warst viel jünger als ich, und hattest auch nicht absonderlich viel gelernt, als Du zur See gingst; Du hast es selbst gesagt, und bist jetzt doch Vice-Admiral von Holland und Westfrießland. Mich schicke zur See, die Bücher überlasse ich meinem Bruder Adrian."

„Vertiefst Du Dich so gern in Bücher, mein lieber Adrian?" fragte der Admiral. „Möchtest wohl gar ein Stück von einem Gelehrten werden?"

„Wenn Du es mir gestattest, Vater," sagte der ernste Adrian, der um ein Jahr jünger war, als sein Bruder, „so möchte ich gern der Neigung meines Herzens folgen. Ich habe keinen Trieb für das Leben zur See, mich zieht es zum Studium der alten Weisen, und ich möchte wohl ein Doktor der Rechtswissenschaft werden. Wenn Du, mein lieber Vater, mir keinen Zwang anlegen willst, so möchte

ich bald die Universität Köln beziehen können, um mich dort für die höhern Rechtsschulen vorzubereiten."

„Geh Deinen Weg, mein Sohn!" sprach de Ruiter. „Fern sei es von mir, meine Kinder bei der Wahl ihres Berufes zu beschränken. Jeder nach seiner Weise, und nur Alle einig in redlicher Gesinnung. Das Amt, welches Du Dir wählst, lieber Adrian, ist keineswegs geringe, aber es ist schwer. Trachte danach, stets ein frommer und gerechter Richter zu sein, dann hast Du vor Tausenden einen gesegneten Weg gemacht. Verhelfe Dir Gott dazu! Und was sagt meine kleine Salome? Was treibt und schafft sie zur Zeit?"

„O, Vater! sagte das Mägdlein mit wichtiger Miene, „Du mußt nicht denken, daß ich müßig daheim bin, wenn meine Brüder in den Schulen oder auf den Werften sind. Ich will Dir Strümpfe zeigen, die ich gestrickt, und eine Naht kann ich nähen, daß die Mutter auch nicht das Geringste daran auszusetzen weiß. Das ist doch viel, nicht wahr? Und dies Sacktüchlein mit den bunten Trauben habe ich für Dich ausgenäht und Keiner hat mir dabei geholfen. Bitte, lieber Vater! nimm es an und gieb mir einen Kuß."

So tändelten die Glücklichen eine Stunde nach der

andern hinweg, bis am Abend eine Deputation des Magistrats der Stadt Amsterdam erschien und den Vice-Admiral zu sprechen begehrte. Sie erschien in dem Staatszimmer und erwartungsvoll trat ihnen der Admiral entgegen.

„Herr Admiral," begann der Wortführer nach den ersten Begrüßungen, „wollt unser Erscheinen nicht übel deuten. Es kann Euch nicht auffallen, daß bei Euren Ruhmesthaten, welche die ganze Welt erfüllen, auch die Stadt Amsterdam voll Bewunderung für Euch durchdrungen ist."

„Bitte Euch, werthe Herren —!" bat der Admiral; Jener aber fuhr fort: „Laßt vielmehr mich bitten, meine Botschaft endigen zu dürfen, womit der Magistrat dieser berühmten Handelsstadt mich beauftragt hat. Wir sind nicht blind für Eure Thaten gewesen, edler Herr, und haben dieselben wohl erkannt; wir haben uns nicht damit begnügt, dieselben als kühne Unternehmungen eines tapfern Mannes anzustaunen und zu bewundern, sondern wir haben wohl eingesehen, welchen Nutzen diese sonderlichen Seezüge für uns gehabt haben. Während Ihr Euch den feindlichen Geschützen und den Elementen preisgabt, schütztet Ihr die Schifffahrt des Landes und vornehmlich den Verkehr unserer mächtigen Handels-

stadt; Ihr schirmtet unsere Marine und sorgtet, daß sie ihre werthvollen Ladungen ungefährdet heimbringen konnte. So genehmigt denn, daß der Dank, den wir Euch schulden, öffentlich ausgesprochen werden darf, und beehrt eine Mahlzeit, welche wir morgen den zweiten März auf unserem Stadthause ausgerichtet haben, mit Eurer Gegenwart, damit männiglich sich an Eurem Anblick ergötze, und wir Euch im Namen der ganzen Stadt den Ehrentrunk zubringen mögen; gestattet auch, daß wir morgen hier erscheinen zur zwölften Stunde, um Euch, wie dies üblich und unserm Herzen zusagend, das Geleite nach dem Stadthause zu geben."

Nicht ohne Widerstreben hatte de Ruiter, allem äußern Prunk und Schimmer abhold, die Einladung des Magistrats angenommen, und als er am folgenden Mittage im Geleite der Deputation auf die Straße hinaustrat, war er nicht wenig verlegen, als er von einer dichten Volksmenge umgeben und mit lautem Zuruf begrüßt wurde. Männer und Weiber drängten sich während des ganzen Weges an seinen Wagen, jubelten und sprangen, schrieen Hurrah und Vivats und sangen ihm zu Ehren eigens gedichtete Lieder und Weisen, von denen man am meisten hörte:

„Mannhafter Ruiter auf der See,
Der Flotte Ruhm und Glanz und Ehr!“

Und als er nun auf dem Stadthause anlangte und von dem ganzen Magistrate feierlich empfangen und mit ehrenden Worten begrüßt wurde, während die Pauken und Trompeten dazwischen wirbelten und schmetterten, da schlug er beschämt die Augen nieder, und auf den Ehrenplatz geführt, sprach er vor sich hin: „Das verdiene ich nicht!“

Gegen die Mitte des Mahles, das mit lauter Fröhlichkeit eingenommen wurde, und wobei es an feierlichen und scherzhaften Reden und Gesundheiten, an fröhlicher Musik und lustigen Liedlein nicht fehlte, erhob sich der Bürgermeister und winkte einen Pagen herbei, der ein rothes Sammetkissen trug, worauf eine silberne Kapsel ruhte, und von diesem gefolgt, begab er sich zu dem Admiral.

„Ehrenhafter! Getreuer! Würdiger!“ sagte das Oberhaupt der Stadt Amsterdam unter dem allgemeinen Schweigen der Versammlung. „Das große Bürgerrecht dieser Handelsstadt ist ein so viel umfassendes Recht, daß die Stadt mit gutem Grunde dasselbe nur selten und in wichtigen Fällen verleihet, denn wer es besitzet, der eignet sich dazu, die ersten Ehrenämter des Staates zu bekleiden. Wie aber Eure Thaten so sel-

ten und groß sind, daß sie durch nichts überraget, oder in den Schatten gestellet werden, also will es uns als ein Geringes erscheinen, daß wir nichts als dies Euch zu bieten haben. Nehmt also das Geschenk geneigtest an und seid ein Großbürger Amsterdam's. Wenn Ihr und etliche Andere vielleicht meinen, daß Euch dadurch von uns eine Ehre erwiesen wird, so glauben wir vielmehr, daß wir in Eurer Person einen Bürger erhalten, welcher der beste Mann und der tapferste Seeheld ist, und dies ist unsere Ehre und unser Stolz! Es lebe der neue Ehrenbürger von Amsterdam, Herr Vice-Admiral de Ruiter! Hoch!"

Während in solcher Weise der neue Bürger mit lautem Jubel begrüßt wurde, der fast kein Ende nehmen wollte, öffnete der Bürgermeister die silberne Kapsel, worin sich der Bürgerbrief fand, der auf weißem Pergamente von dem tüchtigsten Rathsschreiber gar sauber geschrieben war, und also lautete:

„Bürgermeister und Regierer der Stadt Amsterdam haben dem Edlen, Mannhaften Michael Adrianson de Ruiter, Vice-Admiral von Holland und Westfriesland, unter dem Collegio der Admiralität allhier begriffen, in Ansehung seiner fürtrefflichen Dienste, dem Lande erwiesen, und die, so noch von Seiner Edlen verhofft und erwartet

„werden, verehrt das große Bürgerrecht dieser Stadt,
„befehlende einem Jeden, Ihn dafür zu erkennen,
„und zu lassen genießen die Freiheiten, Privilegien
„und Immunitäten, so den Bürgern dieser Stadt
„zukommen. Actum unter dieser Stadt Siegel am
„zweiten Martii im Jahre 1654.
Nach der Verordnung Ihrer Edlen Achtbahrheiten.
J. Korver."

Als de Ruiter, überschüttet mit Glückwünschen, Ehrengeschenken und Jubelrufen, von einer Deputation des Magistrats, die sich an der Schwelle seines Hauses beurlaubte, von den Seinigen empfangen und in das wohnliche Gemach geleitet wurde, sprach er, sie herzend und küssend: „Hier lebe ich mir selbst, hier ist meine Heimath; aber der empfangenen Ehren will ich gedenken mit Freudigkeit und mich ihrer würdig zu machen suchen."

So saßen sie kosend und scherzend neben einander, bis die neunte Stunde schlug. Da erhob sich de Ruiter und sagte: „Nun ist es Zeit, uns zur Ruhe zu begeben. Rufe die Hausgenossen zusammen, liebe Anna, damit wir uns insgesammt der Gnade des Höchsten empfehlen."

Anna von Geldern that also, indem sie die Glockenschnur zog, und bald darauf erschien die gesammte

Dienerschaft. Da nahm der Admiral seinen Platz an dem obern Ende der Tafel, las ein Kapitel der Bibel und einen frommen Psalm, und sprach dann den Segen, worauf er Allen eine ruhige Nacht wünschte und sich in sein Schlafgemach zurückzog.

Und der Engel des Friedens hielt Wache vor dem Eingange dieses Hauses.

XIII.

Die Renegaten von Amsterdam.

(August 1654.)

Prächtig wogte die krystallhelle Fluth des Mittelmeeres auf und ab, und ein lichtklarer, sonniger Himmel wölbte sich darüber hin, die balsamische Luft war von Blüthendüften erfüllt; Seevögel mit schimmerndem Gefieder ruderten durch den weiten Raum, und der glänzende Delphin schaukelte sich auf dem Rücken der blauen Wogen.

Mitten in diesen Wundern eines glücklichen Himmelsstriches schwamm eine Fregatte, die mit zweiunddreißig Kanonen besetzt war. Sie hatte ihre Segel ausgespannt, aber der leichte Wind füllte sie kaum und das Schiff lief nur geringe Fahrt. Sie zeigte keine Flagge oder ein Abzeichen anderer Art, woraus man hätte entnehmen können, welchem Volke sie angehörte; aber schon die Unordnung in dem Takelwerk,

so wie der Mangel aller Harmonie und die Fülle des Schmutzes würden dargethan haben, daß das genannte Schiff von den Barbaresken komme, wenn dies auch nicht die weißen Turbane der zahlreichen Besatzung verrathen hätten. Das ganze Verdeck wimmelte von Türken und Mohren, deren weit über dreihundert am Bord waren; doppelt zuviel für ein Schiff dieser Art, und doch nicht genug, um es mit den feigen Mohren gegen einen Angriff der Christen zu behaupten.

Auf dem Hinterkastel des Schiffes saß das Oberhaupt dieser Fregatte mit untergeschlagenen Beinen auf weichen Polstern. Er rauchte aus einer langen Pfeife, und hatte neben sich einen Sorbet-Krug stehen, aber der Geruch, welcher aus demselben aufstieg, ließ eher auf eine gute Mischung von Genever oder Rack, als auf ein kühlendes Getränk schließen. Dieser Mann hieß Sillaman und galt für einen tüchtigen Seemann, der in dem Kampf mit den Menschen und den Elementen sich vielfach bewährt hatte. Sein Aeußeres schien dieser Voraussetzung zu entsprechen; er war groß und stark, sein gebräuntes Gesicht von einem dichten schwarzen Bart eingefaßt und unter dem Turban glühten zwei dunkle Augen, aus denen Uebermuth und Verwegenheit blitzten. In seinem Gürtel steckten ein Dolch nebst einem Paar Pistolen und zur

Rechten lag ein stattlicher Damascener, der bereits von der Scheide befreit war.

Da erschien ein junger Türke, fast noch ein Milchbart, mit schwärmerischen Augen, der kreuzte seine Arme, neigte sich drei Mal tief und sagte dann zu dem Beherrscher des Schiffes: „Allah ist groß! Das Mahl ist hergerichtet und wartet Deiner!"

Sillaman reichte dem jungen Türken, der im Schiffe Ibrahim geheißen war, die Pfeife hin, deutete auf den Krug, den der Diener ebenfalls an sich nahm, und schaute sein Schiffsvolk an, das den mächtigen Gebieter mit staunender Ehrfurcht betrachtete. Hierauf ergriff Sillaman den blinkenden Säbel, erhob sich von seinen Polstern und stieg gravitätisch in die Kajüte hinab, wo das leckere Mahl, aus Reis und Hühnern bereitet, ihm entgegen duftete. Er schmunzelte wohlgefällig und sagte dann sehr herablassend: „Ist Alles hier, was wir bedürfen?"

„Alles, mein Gebieter!" antwortete der Diener.

„Hast Du auch den Eingang zur Kajüte wohl verschlossen, Ibrahim?"

„Ganz fest, mein Gebieter!"

„Nun, Katrinchen, da wollen wir zu Tische gehen!" sagte der Schiffsführer fröhlich, warf die Damascener-Klinge und den Turban bei Seite und Beide

lagerten sich neben einander auf die weichen Teppiche, um ihre Mahlzeit einzunehmen.

„Der Teufel! der Reis ist gut gekocht, Katrinchen!“ lachte der Schiffsführer in sich hinein; „und das Huhn ist auch nicht übel gerathen!“

„Es freut mich, wenn es Dir schmeckt, Jan Leenderson!“

„Teufelsmäßig gut schmeckt's! Da trink' einmal! Nun, Katrinchen, es war doch nicht so dumm von uns, ein Paar Worte aus dem Koran zu lernen und vor dem Imam darauf zu schwören, daß Mahomed ein großer Prophet sei? Jetzt sind wir freie Leute, freuen uns unsers Lebens, machen alle Tage frische Beute und brauchen uns um nichts zu kümmern, als wie wir die Gottesgaben am besten genießen wollen.“

„Ach, Jan Leenderson, es war doch eine große Sünde!“

„Was da! Wußtest Du einen andern Ausweg?“

„Leider nein! Aber, da hat es sich bestätigt, was mir mein alter, frommer Vater so oft gesagt.“

„Höre Du, das ist langweilig!“

„Sünde erzeugt Sünde! Hätte ich mich nicht von Dir beschwatzen lassen, und wäre meinem Vater davon gelaufen, brauchte ich nicht meinen Glauben abzuschwören.“

„Thu' mir den Gefallen, Kind, und mache mir den Kopf nicht warm, sonst kannst Du es erleben, daß ich auch bei Dir anfange, den Türken zu spielen. Hast Du mir nicht gesagt, daß Du mich geliebt hättest von dem Tage an, da ich in Deines Vaters Comptoir gekommen und zum ersten Mal an Eurem Tisch erschienen sei? Kann ich dafür, daß Dein Vater mich höhnisch abwies, als ich mit Deiner Erlaubniß von ihm Deine Hand begehrte, bloß darum, weil ich ein armer Teufel und der Sohn des Rabenwirthes war, der in dem Teertuinen-Viertel von Amsterdam wohnt? Pah! Seine Abkunft ist auch nicht weit her, und es wissen's gar Viele, daß sein Großvater Packträger in Rotterdam war."

„Jan Leenderson!"

„Nun, nun, es ist schon gut! Ich sage es nur so, und Du warst damals ganz meiner Meinung hinsichtlich des Davonlaufens. Paßte sich auch ganz gut für uns, denn wir hatten leichte Beine und sehr wenig Gepäck."

„Damals hegte ich noch den süßen Wahn, mein Vater würde uns den Schritt vergeben."

„Er hat es aber nicht gethan, sondern mir einen Steckbrief nachgeschickt. Da war es doch wohl gerathen, sobald als möglich über See davon zu kommen;

daß es noch dazu mit einem seiner eigenen Schiffe geschah, war ein lustiger Spaß. Nun kam uns ein algier'scher Korsar in den Weg, und bald darauf standen wir auf dem Sclavenmarkt mit einem Strick um den nackten Hals. Da galt's, entweder zeitlebens mit der Kette am Bein zu arbeiten, oder zu sagen, daß der Koran ein überaus weises Buch sei, welches ohnedies die reine Wahrheit ist."

„Wir sind verfluchte Renegaten, die Gott und Jesum Christum abgeschworen haben."

„So sagen sie in Amsterdam!" entgegnete der Schiffsführer gleichmüthig, „Hier unter dem Halbmonde sagen sie: Verfluchte Christenhunde, die nichts von Mahomed und seinem Paradiese wissen."

„Du bist grausenerregend mit Deinem Spotte!" sagte das Mädchen weinend. „Alles habe ich Dir geopfert, was die Liebe irgend opfern kann, und Du vergiltst es mir mit Hohn. Wie recht hatte mein Vater, und wie fällt der Nebel vor meinen Augen!"

„Wie? Was ist das?" rief der Renegat, die Stirn runzelnd.

„Er hat mich mit Thränen gewarnt, aber ich war vor Leidenschaft blind und hörte nicht auf ihn. Nicht weil er arm ist, verwerfe ich ihn, sagte er mir, son-

dern weil er einen grausamen, wilden Sinn hat, und Du unglücklich mit ihm sein würdest."

„Weib! Ich rathe Dir Gutes! Schweige!"

„Ich will reden! Endlich muß diese Last, die mich mit Centnerschwere danieder drückt, von meinem Herzen herunter! Wie wahr hat mein Vater gesprochen! Du hast leichtsinnig Deinen Glauben von Dir geworfen und mich eines gleichen Verbrechens theilhaftig gemacht; Du treibst Seeraub und unschuldig vergossenes Blut klebt an Deinen Fingern."

Der Renegat griff nach seinem Dolche und sprang zähneknirschend auf: „Sei still den Augenblick, oder ich stoße Dir den Dolch in die Kehle; dann ist es aus mit Dir für immer, und ich bin Deines Heulens überhoben."

„Thu', was Du nicht lassen kannst!" sagte das unglückliche Geschöpf. „Ich frage nichts danach." Dann aber kniete sie in Thränen aufgelöst nieder und betete inbrünstig: „Herr, vergieb uns unsere Schuld!"

Es pochte an den Eingang der Kajüte, erst leise, dann immer lauter. Der Renegat setzte rasch den Turban auf, nahm seine gravitätische Miene an und fragte: „Wer wagt es, mich zu stören?"

„Verzeihe mir, mein tapferer Gebieter", ließ sich die Stimme des Steuermannes vernehmen, „aber

Deine Gegenwart auf dem Verdecke wird dringend nothwendig. Ein Segel hat uns aufgelaufen und hält mit seinem Bugspriet gerade auf uns ab. Allem Vermuthen nach ist es ein Abendländer, und ein bewaffneter dazu."

„Ich komme gleich!" rief der Renegat, „nur hinauf!"

Der Steuermann flog die Treppe hinan, und der Renegat wandte sich an seine Geliebte: „Ich öffne jetzt die Thür, Frauenzimmer! Nimm Dich zusammen, und keinen solchen Auftritt wieder! Du kennst mich!" — Er schritt zur Kajüte hinaus; als er kaum die Kajüts-Kappe erreicht hatte, wandte er sich um und rief mit lauter Stimme: „Ibrahim! Meine Pfeife!"

Hierauf wandte er sich an den Steuermann und sagte gähnend: „Wo ist der Segler!"

„Hier, o Herr!" entgegnete dieser unterwürfig und deutete in der Richtung des Luf-Krahnbalkens, der schlimmsten Stelle, wo man ein feindliches Schiff erblicken kann, weil man selten im Stande ist, ihm zu entlaufen.

„Hm!" entgegnete der Führer des Raubschiffes, nachdem er das fremde Segel einige Zeit beobachtet hatte, „das da ist jedenfalls ein Feind, der wohl zu beachten, wenn auch sein Rumpf zwei Mal kleiner ist, als der unsrige. Laßt Alles in Bereitschaft sein, um

einen Angriff zu bestehen. Bisher haben wir nur mit wehrlosen Kauffahrern zu thun gehabt, jetzt zeigt, daß Ihr auch im Stande seid, einem bewaffneten Feinde Trotz zu bieten. Zeigt es, Ihr Hunde, oder —." Er hob drohend die entblößte Damascener-Klinge und schwang sie um seinen Kopf, dann rief er: „Ibrahim! Wo bleibst Du mit der Pfeife?"

„Hier, mein hoher Gebieter!" sprach Ibrahim, der außer Athem herbeikam und die Pfeife darreichen wollte. Der Steuermann aber machte sich flink an ihn heran und sagte polternd: „Du verdienst, daß man Dir die Zunge ausrisse dafür, daß Du Deinen Herrn so lange vergeblich warten ließest!" Und damit ließ er eine neungesträhnte Geißel auf den Rücken des armen Ibrahim niederfallen.

„Allmächtiger Gott!" schrie dieser, vor Angst und Entsetzen in die Kniee sinkend und die Augen strömten über von Schmerzenstränen, während der Steuermann die Geißel von Neuem hob. Sillaman stand einen Augenblick starr bei diesem Anblick, dann aber gerieth er in die äußerste Wuth. „Hund von einem Sclaven!" stieß er heulend heraus, die Klinge sauste durch die Luft und der Kopf des Mohren flog sammt dem Turban über Bord. Die umherstehenden Türken stießen ein entsetzliches Geheul aus.

„Wer wagt's, zu athmen?" rief Sillaman, die Augen rollend. „Ein Laut, und ihn trifft ein gleiches Schicksal!" — Alle wichen furchtsam zurück. Er befahl Ibrahim mit barscher Stimme, sich unter Deck zu begeben, und bestieg dann in aller Gemüthsruhe das Hinterkastell, um nach dem feindlichen Segler zu spähen, den er für eines der holländischen Kriegsschiffe hielt, die unter den Befehlen des Vice-Admirals de Ruiter im mittelländischen Meere, und namentlich unter der Küste der Barbaresken kreuzten.

Er hatte sich nicht geirrt, das bezeichnete Schiff war der „Compaß", ein Dreimaster von zwanzig Kanonen, kommandirt von dem Capitain Samuel de Wildt. Die Holländer hatten scharf ausgelugt und den Seeräuber schon erblickt, als er eben in der Kimmung des Horizontes erschien.

„Haltet scharf auf den Bug des Raubthiers ab, Jan!" sagte der Capitain de Wildt zu dem Manne am Steuer. „Er muß unser sein, noch ehe die Sonne in die See sinkt. Ich wette meinen Kopf, daß es ein verdammter Seeräuber ist, doch soll er nicht sagen, wir hätten ihn nicht in der Ordnung aufgefordert, uns seine Herkunft zu zeigen. Hißt die Flagge und den Wimpel, und schickt ihm von der Back einen tauben Schuß entgegen."

Die Flagge der vereinigten Provinzen wehte hoch am Mast, der Schuß hallte vernehmlich über die See hin. Einige Augenblicke blieb Alles still am Bord des Räubers. Dann aber zeigte sich plötzlich am Vortopp die Blutflagge der algier'schen Corsaren mit dem Halbmond.

„Da haben wir's!" lachte der Capitain. „Der Kerl macht wenig Umstände. Bei Alle dem hat er Courage, das gefällt mir. Er sieht, daß er uns nicht entrinnen kann und will sich nun als ein Mann zeigen. Alles zum Angriff bereit, Herr Lieutenant Cordtsen?"

„Alles!" entgegnete dieser, „zum Feuern, wie zum Entern!"

„So lauft in seinen Luf und beginnt das Feuern ohne weitere Vorrede!" — Der Lieutenant ging, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; der Capitain sprach vor sich hin: „Er bleibt stricte im Fahrwasser und läßt uns herankommen; so viel Courage hat kein Türke! Da kommandirt ein Renegat! Nun, wenn's Einer von den Unsrigen ist, da oben findet er Platz!" Und sein Blick streifte die Nocken der Fockraa.

Die Schiffe lagen sich bald darauf beide seitlängs im Gefecht, die Holländer feuerten zuerst, darauf der Algierer; die einzelnen Lagen folgten rasch auf ein-

ander und es schien Anfangs, als würde der Türke dem Christen nichts schuldig bleiben; aber bald verstummten die Kanonen des Seeräubers: das Kriegsschiff ließ vom Winde abfallen, beide Schiffe lagen Deck an Deck, die Enterhaken flogen herüber und hinüber und die Holländer sprangen mit lautem Hurrah in die feindlichen Wanten. Der Kampf war kurz, aber furchtbar; Christen und Mohren fielen todt oder schwer verwundet neben einander; endlich wurden die Letztern besiegt. Einige, welche die holländische Gefangenschaft mehr als den Tod fürchteten, sprangen, Verwünschungen ausstoßend, über Bord; die Meisten warfen die Waffen weg und flehten knieend um Gnade. Man bemächtigte sich ihrer und warf sie gebunden in den Raum. Hier lagen viele Christensclaven, die man sogleich entfesselte und an das helle Tageslicht führte, sie stürzten auf die Kniee und wollten einen Lobgesang anstimmen, aber sie vermochten es nicht vor Rührung und Schwäche.

Während sich dieses auf der Back und dem Mitteldeck begab, dauerte der Kampf auf dem hintern Kastell noch einige Zeit fort; Sillaman stritt wie ein Löwe und wich nur erst, als er aus mehreren Wunden blutete, der stets wachsenden Uebermacht.

„Hund von einem Renegaten!“ rief Samuel de

Wildt und setzte seinen Fuß auf den Nacken des Gefallenen. „Ergieb Dich sogleich, oder —!"

Mit einem Blicke tödtlichen Grimmes sah Sillaman zu dem Marine-Offizier auf, aber seine Erschöpfung war zu groß; er schloß die Augen und sank zurück.

„Sorgt für ihn!" sagte de Wildt, „und schärft dem Doktor ein, daß er den Kerl mit Vorsicht behandeln soll; er muß dem Gesetz für seinen Seeraub büßen."

Die Holländer hatten sich unterdessen durch das ganze Schiff zerstreut, um nachzusehen, wie reich die Beute sei, die in ihre Hände gefallen, und ob sich nicht noch irgendwo Einer der Piraten verborgen habe, der sich ihrer Rache entzogen und gefährlich werden könne. Einer der Cadetten drang mit seinen Gefährten bis in die Gegend der Pulverkammer vor. Dort standen einige Kerle mit verwilderten Gesichtern und mitten zwischen ihnen Ibrahim.

„Zurück!" rief der Vorderste der verwegenen Gesellen den Holländern zu. „Zurück, oder uns holt Alle zusammen augenblicklich der Teufel!"

Der Cadett wich einen Schritt zurück: „Da sind noch fünf dieser Bursche! Ergebt Euch, Ihr Hunde! Alle eure Helfershelfer sind todt oder gefangen, Euer

Hauptmann liegt gebunden auf dem Deck und soll hängen vor Abend."

„Ich werfe diese Lunte in das Pulverfaß!" rief der Aelteste der Räuber, „wenn Du nur einen Schritt vorwärts gehst. Entweder kommen wir ungestraft davon oder wir sterben Alle mit einander. Darum ruft mir Euren Capitain, damit wir unterhandeln; ich schwöre es Euch bei Gott und allen Teufeln, es ist mein heiliger Ernst!"

Der Cadett und seine Gefährten wußten nicht, was sie in einer so kritischen Lage thun sollten; sie steckten die Köpfe zusammen und schlichen endlich leise davon, um dem Capitain den seltsamen Fall zu melden, von dem Gelächter der Piraten begleitet.

„Nun, Ihr verfluchten Türkenhunde!" rief der Capitain, rasch herbeieilend; aber der Wortführer der Piraten sagte kalt: „Zurück, oder wir fliegen in die Luft Wir sind keine Türken, sondern Renegaten, und ich, wie Ihr mich hier seht, bin ein guter Flamänder."

„Und ich", sagte der Zweite, „bin aus Polland, daß Ihr es wißt, und fahre hier schon an zwanzig Jahre umher."

„Und ich bin ein Däne", sagte der Dritte, „von Fühnen gebürtig, aber mir hört's Niemand mehr an."

„Und ich bin ein Lübecker Stadtkind, zum Seeraub

gepreßt!" rief der Vierte. „Wir haben Alle wider unsern Willen zum Koran geschworen und wollen wieder zum Christenthum zurückkehren."

„Die christliche Kirche dankt für solches Gesindel!" sagte der Capitain verächtlich. „Macht Euch keine Hoffnung."

„Doch," entgegnete der Lübecker eifrig. „Es ist ein Gesetz, welches sagt, daß man dem Renegaten, wenn er seinen Fehltritt bereut, und wieder in den Schooß der Kirche zurücktreten will, Zeit zur Buße gönnen soll. Wir verlangen diese Zeit zur Buße!"

„Lumpengesindel! Aber die Kerle haben Recht! Werft die Waffen von Euch und geht einzeln auf das Verdeck, so schwöre ich Euch, daß Ihr nicht an Eurem Leben geschädigt werden sollt."

Die Piraten steckten die Köpfe zusammen und beriethen mit einander. Sie schienen nicht einig zu sein, und der Wortführer derselben machte eine drohende Bewegung nach dem Eingang der Pulverkammer. Da schlich sich Ibrahim unbemerkt hinter ihn, entriß ihm die Lunte und dem Capitain entgegenfliegend, stürzte er zu dessen Füßen, rufend: „Barmherzigkeit! Rettung!"

Die Piraten standen starr vor Staunen über diesen unerwarteten Streich, der ihnen von Jemandem aus ihrer Mitte zugefügt ward; sie setzten sich nicht zur

Wehr und stießen nur ein dumpfes Geheul aus, als das Gefolge des Capitains über sie herfiel und sie in Fesseln legte. Der Capitain sah indessen auf Ibrahim herab und sagte: „Du hast durch Deine entschlossene That ein großes Unglück verhütet! Was Du auch verübt haben magst, Du sollst des Lohnes nicht entbehren."

Der jugendliche Renegat hob die thränenfeuchten Augen empor und sagte: „Nicht für mich flehe ich um Gnade; nur für ihn! für ihn!"

Aufmerksamer betrachtete ihn der Capitain: „Das ist kein Türke, und überhaupt kein Mann!"

„Nein, Capitain Samuel de Wildt, das bin ich nicht!"

„Woher weißt Du meinen Namen?" fragte dieser mit wachsendem Erstaunen, „und wer bist Du?"

„Ach, daß ich es verschweigen könnte auf ewig! Daß ich mich auf den Grund des Meeres gebettet hätte! Nein, ich bin kein Mann, ich bin ein unglückliches, bejammernswerthes Geschöpf. Als ich Euch kommen sah, als ich Euer edles Antlitz erblickte, das ich in frühern, glücklicheren Tagen so oft gesehen, als ich Eure Stimme hörte, die vor Jahren mir so freundlich zugesprochen, flog es mir wie ein freudiges Ahnen durch den Sinn. Aber nur eine Sekunde dauerte

dieses Glück, dann fühlte ich mein Elend tiefer als vorher."

„Und wer bist Du?" fragte der Capitain dringender. „Rede!"

„Sagt mir", begann Ibrahim zögernd, „erinnert Ihr Euch des ehrwürdigen Daniel Vanderbrook in Amsterdam, und seiner Tochter Katrine?"

„Um Gotteswillen!" unterbrach sie der Capitain, und sein Auge ruhte forschend auf ihr, deren Wangen die Gluth der Schaam röthete. „Steht sogleich auf und folgt mir in meine Kajüte!"

Die Umstehenden, welche die zuletzt gesprochenen Worte der Unglücklichen nicht vernommen hatten, weil sie nur in einem flüsternden Tone gesagt wurden, erstaunten nicht wenig, daß ihr Capitain einen der Piraten ohne Fesseln ließ und mit sich an Bord nahm.

Die Prise war unterdessen genau untersucht, und da man gefunden, daß sie in dem kurzen Gefecht wenig gelitten, auch eine reiche Beute innerhalb ihrer Planken habe, so ward sie mit der nöthigen Bemannung versehen und beordert, sich dem Convoi anzuschließen, welches sich in der Straße von Gibraltar, unter dem Schutze dieses bewaffneten Felsens sammle. Die Gefangenen befanden sich sämmtlich am Bord

des Kriegsschiffes, während man die erlösten Christensclaven an Bord der Prise gelassen hatte, um sie desto eher auf christlichem Boden in Freiheit setzen zu können.

Katrine hatte ihr Bekenntniß vollendet, Capitain de Wildt war tief erschüttert: „Bedauernswerthes Geschöpf! Du hast Dir Dein trauriges Schicksal selbst bestimmt. Ich kann nichts für Dich thun, als Dich in Deine Heimath bringen, wo Du Deinen Fehltritt bereuen und Buße thun magst."

„Nein! nein!" rief Katrine abwehrend. „Nicht nach Holland, da der Einzige fehlt, den ich dort noch zu finden wünschte. Mein Vater ist im Gram um mich gestorben! Weh mir Verfluchten!"

„Fasse Dich, Unglückliche!"

„Es wird irgendwo einen Winkel geben auf dieser Erde, wo ich im Stillen Buße thun kann; ich will Den als meinen Retter preisen, der mich dorthin geleitet. Wollt Ihr mir vergönnen, den Mann zu sehen, durch den dies Leid über mich verhängt worden ist?"

„Ist das der Anfang Deiner Reue, Katrine?"

„Es gilt den ewigen Abschied! Ihr sagt ja: er müsse sterben!"

„Ihm ist der Galgen gewiß!"

„So laßt mich ihn sehen! Vielleicht gelingt es mir, Reue in ihm zu erwecken! Vielleicht — O laßt mich zu ihm!“

Der Capitain besann sich noch eine Weile, dann ließ er den Piraten-Hauptmann in einen gesonderten Raum des Zwischendecks bringen und führte Katrine selbst zu ihm. Die Schildwache erhielt Befehl, keinen Dritten zuzulassen.

Beide Gefangene hatten längere Zeit mit einander gesprochen.

„Du bist ein gutes Ding!“ sagte der Hauptmann. „Wollte, es wäre nicht geschehen! Vergieb's mir!“

„Von ganzem Herzen vergebe ich Dir jedes Leid, was Du mir zugefügt! Bist Du nun bereit, Jan Leendersen, vor Gott zu erscheinen?“

„Ja, zum Teufel — in des Himmels Namen wollte ich sagen! Aber der Tanz am Strick zwischen Himmel und Erde —.“

„Das sollst Du nicht!“ Sie brachte eine Schale mit Wasser herbei und fragte ernst: „Hast Du Muth?“

„Muth?“ lachte höhnisch der Hauptmann. „Gefangen, verwundet, ohne Waffen, was hilft der Muth!“

„Ich meine nicht den Muth des Kriegers, sondern, ob Du im Gefühl Deiner Sünden und im Vertrauen

auf Gottes Vaterhuld Muth genug hast, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen?"

„Was heißt das?"

„Als wir einst in der Wüste lagerten, lernte ich von einem alten Beduinen-Weibe Kräuter sammeln und einen Saft daraus bereiten, wovon wenige Tropfen den Lebensfaden rasch trennen. Seit jenem Tage trage ich diesen verhängnißvollen Saft bei mir —."

„Gieb! Gieb!"

„Nur ein Wort! Die Erde ist für uns verschlossen, sie hat nur Schmach und Schande für uns. Der Himmel steht dem Verbrecher offen, wenn er aufrichtig bereut. Sage mir, ist Deine Reue wahrhaft aufrichtig?"

„Ja!" antwortete der Pirat schwach.

„So bete, Jan Leenderson! Bete!"

Der Pirat faltete die Hände und schloß die Augen, während Katrine den dunklen, starkduftenden Saft in die Schale träufelte. Beide theilten den Todestrank. Als die Schale geleert war, sank das Mädchen neben dem Lager des Freundes in die Kniee.

Als Katrine nach zwei Stunden noch immer nicht zurückkehrte, schöpfte Capitain Samuel de Wildt Verdacht und begab sich in den abgesonderten Raum des

Zwischendecks. Er fand zwei Leichen. Sie wurden in aller Stille in's Meer gesenkt.

Der Capitain war bei dieser Ceremonie zugegen und begab sich dann in seine Kajüte, um in sein Loggbuch die Geschichte der Renegaten von Amsterdam aufzuzeichnen.

XIV.

Danzig.

(1656.)

Die allgemeine Aufmerksamkeit Europa's war in gespannter Erwartung auf Schweden und Polen gerichtet, der Krieg zwischen Carl Gustav und Johann Casimir wurde mit abwechselndem Glücke geführt.

Unter allen seefahrenden Völkern waren die Holländer bei diesem Streite am meisten interessirt. Die Ostsee war die Seele, die Pulsader ihres Handels; dorthin sandten sie die Masse der Produkte, die ihnen ihre Kauffahrer aus Ost- und Westindien, aus Süd- und Nord-Amerika zuführten, und fanden dafür einen lohnenden Markt. Von dorther holten sie vornehmlich das ihnen mangelnde Korn und das Material zum Schiffsbau, der auf allen ihren Werften florirte. Der Mittelpunkt ihrer Ostsee-Verbindungen war Danzig, und gerechte Furcht, daß die Schweden sich dieser wichtigen Stadt, oder gar der gesammten Küstenlande

bemächtigen könnten, bewog die General-Staaten, eine hinreichend starke Flotte nach dem baltischen Meere zu senden, um sich vor den Uebergriffen Schwedens an den genannten Orten sicher zu stellen.

Demzufolge ward der neu ernannte Admiral von Holland und Westfrießland, Herr van Opdam, mit einer Flotte in See beordert. Ihn geleiteten die Vice-Admirale de Ruiter und Pieter Florisson, und der Schout by Nacht, Cornelius van Tromp, der Sohn des berühmten Seehelden. Die ganze Flotte bestand aus 42 Schiffen, welche 1636 Kanonen und 6495 Mann Besatzung führten. Mit dieser imposanten Macht erschienen die Holländer in den baltischen Gewässern und gingen am 27. Juli auf der Rhede von Danzig vor Anker. Das Erscheinen dieser Flotte brachte längs der ganzen Küste, und namentlich in der Stadt Danzig, eine freudige Bewegung hervor. Die Einwohner derselben fürchteten mit Recht, nur zu bald das Opfer dieses schwedisch-polnischen Krieges zu werden, und begrüßten die willkommenen Beschützer mit lautem Jubelrufe. Schon bei der ersten Nachricht von der Entsendung einer holländischen Flotte nach der Ostsee hatte man beschlossen, derselben auf alle Weise die Freude der freien Hansestadt an den Tag zu legen, und kaum hatten die Admiralschiffe ihre

Anker in den Grund gesenkt, als eine reich geschmückte Staatsbarke mit der Deputation des Rathes und der Bürgerschaft erschien.

Herr van Opdam war ein tüchtiger Land-Offizier, dagegen im Seedienst wenig erfahren. Dazu machte seine Corpulenz ihn etwas unbeholfen, und er wäre beinahe gefallen, als er, das Schwanken des Schiffes außer Acht lassend, sich der Deputation einige Schritte entgegen bewegte, die von Michael de Ruiter am Fallreep empfangen wurde. An der Spitze dieser Deputation stand Vincentius Fabritius, Syndicus der Stadt Danzig, ein Mann, der zu seiner Zeit als Gelehrter und Dichter eine nicht geringe Berühmtheit genoß.

Herr Fabritius neigte sich tief vor dem Ober-Admiral, so wie vor den übrigen Herren der Flotte und sagte: „Gestatte mir Euer Excellenz, im Namen des Rathes und der Bürgerschaft von Danzig die erlauchten Abgesandten eines tapfern und heldenmüthigen Volkes zu begrüßen, die zu dem Schutze und dem Beistande einer schönen, in Thränen versunkenen Jungfrau allhier erschienen sind. Diese Jungfrau ist die bedrängte Baltica, die von einem harten, tyrannischen Bewerber unablässig verfolget wird, indem er sie zu einem ihr verhaßten Bündnisse zu zwingen ge-

denket, vermeinend, dadurch alle ihre Schätze und ihren unermeßlichen Reichthum für alle Zeiten an sich zu reißen! Nun aber seid Ihr erschienen, ritterlich gewappnet und gerüstet, und werdet die vielfach Geängstigte schützen; Ihr werdet den grausamen Drachen, der sie bedrängt, mit Eurem tapfern Schwerdte niederschlagen, und die vor Dank und Entzücken weinende Jungfrau wird den Kranz des Sieges zu Euren Füßen legen."

Herr van Opdam, der längere Zeit in Frankreich und an einigen italienischen Höfen gelebt, entgegnete gewandt: „Wie kann ein Mann, wie Ihr, hochgeehrter Herr Syndicus, uns als unüberwindliche Helden preisen und deren Thaten rühmen, nachdem Ihr doch selbst dergleichen noch viel glorreichere verübet? Ihr habet Euch nicht damit begnüget, für Eure Vaterstadt die Gunst des Neptuni und des Mercurii zu erlangen, so daß Euch Beide fortdauernd mit der Fülle ihrer Gaben überschütten, sondern Ihr habt beschlossen und wußtet es auch zu vollführen, für dieselbe um die Gunst des Apollinis und dessen holdseligen Schwestern zu buhlen, und für sie zu erringen, also gewissermaßen den Stab des Mercurii mit dem Lorbeer eines Poeten zu umwinden, und gestehe ich, daß ich mich innigst darauf freue, die Straßen dieser

gepriesenen Stadt an der Seite eines solchen-Mannes zu betreten."

„Das ist es, Euer Excellenz, worauf wir begierigst warten, und wonach unsere Bürgerschaft sich unaufhörlich gesehnt hat!" entgegnete der Syndicus. „Wir haben stets ausgeschaut von den Thürmen und Warten unseres Forts Weichselmünde, haben auch Späherboote in die offene See geschicket, ob nicht jemand so glücklich sei, Eure Segel, vor denen stets der Sieg herfliegt, zu erschauen. Und als nun endlich Einer die gewisse Nachricht brachte, Ihr würdet noch vor Abend auf unserer Rhede ankern, wurde dieser Bote von männiglich besonders geehrt, und war des Jubelns kein Ende. Nachdem ich nun aber pflichtschuldigst Euch hier begrüßt und empfangen, zwar nicht nach Gebühr und Würden, sondern nur so weit meine geringe Meriten dies gestatten, eröffne ich Euch, Namens der Stadt, daß für Euch und die Herren Vice-Admirale am Lande Wohnungen hergerichtet sind und lade Euch ein, dieselben geneigtest zu beziehen. Ersuchen Euch auch, zwischen hier und dreien Tagen auf unserm weltberühmten Artushofe Euch Mittags, Punkt zwölf Uhr, einstellen zu wollen, um an einer Gasterei Theil zu nehmen, welche die Stadt Danzig für alle Offiziere der Flotte angeordnet hat."

Diese Einladungen wurden mit derselben Förmlichkeit, womit sie dargeboten waren, angenommen, und zwei Stunden später, nachdem die Deputation des Magistrats wieder nach dem Lande zurückgekehrt war, stießen von den Schiffen die Böte ab, worin sich die Admirale und Ober-Offiziere der Flotte befanden, um sich nach den für sie eingerichteten Wohnungen zu begeben, wo einzelne Mitglieder des Magistrats sie empfingen.

Der Tag des Gastmahls war erschienen und unzähliges Volk drängte sich in den Straßen, um die holländischen Offiziere zu betrachten, die von dem Syndicus Vincentius Fabritius in Prozession nach dem Artushofe geleitet wurden. Voran schritt Herr van Opdam, begleitet von 12 Schiffs-Capitainen, dem folgten die Vice-Admirale de Ruiter und Pieter Florisson, worauf alle Capitaine und diejenigen Lieutenants, die vom Wachtdienst irgend entbehrt werden konnten, paarweise folgten; der Schout by Nacht, Cornelius van Tromp, machte mit den Offizieren seines Schiffes den Beschluß. Die Raths-Trompeter gingen vor dem Zuge her und die Luft ertönte von tausenstimmigen Hurrahs, welche die Bewohner dieser Handelsstadt zu Ehren ihrer Gäste erschallen ließen.

Kaum hatten die Offiziere die Schwelle des Artus-

hofes überschritten und standen in Gruppen umher, begrüßt und bewillkommnet von den Mitgliedern des Magistrats, als ein reitender Bote heransprengte, so rasch, daß das Volk erschrocken auseinander stäubte, und das Pferd fast mit seinem Reiter zusammengebrochen wäre. Er schwang sich aus dem Sattel und brachte dem Consul dirigens ein großes Schreiben, das dieser in ungeduldiger Hast öffnete.

„In Wahrheit, edle Herren!" sagte er nach einer Pause mit vernehmlicher Stimme; „es konnte Euer Einzug bei uns nicht durch ein schöneres Ereigniß gefeiert werden, hätten wir es auch tagelang reiflich erwogen, als es jetzt durch Zufall geschieht. Vernehmt aber wie die Hand des Herrn abermals mit der gläubigen Christenheit gewesen ist, und für sie gestritten hat. Die Venetianer, welche achtbare Handelsleute, aber auch nicht minder tapfere Krieger sind, haben eine Flotte ausgerüstet, und sind damit gegen die Türken gezogen, mit der Absicht, in den Bosporus einzudringen, und die Dardanellen-Schlösser zu nehmen. Dieses ist ihnen gelungen, und nicht nur ist die Macht der Türken für lange Zeit gebrochen, sondern die Venetianer haben auch durch solche glorwürdige That mehrere Tausend Christen aus dem unwürdigen Joche der Sclaverei befreit. Das ist eine

gute und schöne Nachricht, werthe Herren, daran sich ein frommes Christenherz wohl erbauen mag, und wir können uns jetzt mit doppelter Freude zu unserm Festmahle begeben."

Zwei Stunden waren bald unter feinen Reden und künstlichen Toasten hingegangen, man hatte die Dialektik der Danziger Herren, so wie die der Flotten-Offiziere genugsam bewundert, und das Gespräch bewegte sich jetzt zwangloser, aber mit mehr Herzlichkeit. Die Aufmerksamkeit wandte sich von dem Ganzen ab, den einzelnen Gruppen zu, die an den langen Tafeln sich bildeten, und den willkommensten Stoff zur Unterhaltung darboten. An einem der letzten Tische saß ein alter würdiger Patricier der Stadt Danzig, mit einem lebhaft gerötheten Gesicht und einer gesegneten Anlage zum Fettwerden, der bedächtig den goldigen Rheinwein aus seinem silbernen Becher schlürfte, und sehr unzufrieden schien, daß sein Sohn, der ihm zunächst saß, ihm nicht die nöthige Ruhe zu seinem edlen Werke gönnte.

„Ich sage Euch aber," flüsterte der junge Mann, und sein Auge blitzte hell, „daß ich es nicht länger gleichgültig ansehe!"

„Du sollst still sein!" entgegnete der Alte, und trank ruhig weiter. „Ganz still!"

„Was, Vater? Soll ein Bürger das Recht haben, weil es seinen Zwecken förderlich sein mag, einen Mann zu einem öffentlichen Feste mitzubringen, dessen Landsleute unsere geschworenen Feinde sind? Wozu tragen die jungen Patricier-Söhne einen Degen, wenn sie ihn nicht gebrauchen sollen?"

„Du lässest deinen Bratspieß stecken!" sagte der Alte ernst. „Das würde nicht übel lauten, wenn es hieße, der Großhändler Ehrenfried Köster, der seine ganze Lebenszeit in Frieden für den Wohlstand seines Hauses sorgte, hat einen Sohn, der im tollen Uebermuth ein öffentliches Fest der Stadt stört, und unter fröhlichen, zechenden Leuten mit gezücktem Schwerdte erscheint."

„Es ist gut, Vater! Ich will still sein; aber das verdammte Schwedengesicht da drüben soll fort. Ich dulde es nicht!"

„Du sollst ihn dulden! der junge Mann ist unser Aller Gast. Uebrigens lebt er schon viele Jahre hier, wohnt bei Verwandten, ist ein reicher, artiger Cavalier und hat mit den leidigen Händeln der Zeit nichts zu schaffen, sondern geberdet sich wie ein achtbarer Mann, der in Frieden für sich und die Seinigen sorgt. Bist Du ein Trotzkopf! Weil ich Dich nicht fortlassen wollte, um Dich mit den Brandenburgern und Schwe-

den herumzuschlagen, willst Du jetzt mit einem einzelnen unschuldigen Manne anbinden?"

„O, der hat die ganze Bosheit seines Volkes im Gemüthe!" fuhr der junge Danziger aufgeregt fort. „Seht doch nur, wie seine Augen leuchten und wie er herausfordernd umherschaut. Und warum trägt er sich nicht wie unsereins, wenn er doch zu uns gehören will? Wozu dies hellblaue Kleid mit den gelben Puffen? Was! Sollen die Farben der schwedischen Hunde in diesem Saale zum Prunk ausgestellt werden?"

„Nun, hört einmal, werther Herr," flüsterte ein Nachbar dem andern zu, „wegen des Kleides hat Euer Sohn nicht Unrecht. Man soll billig alles Aufsehn meiden."

„Wohl wahr," sagte Herr Ehrenfried, „aber es ist nun einmal so, und das junge Volk muß nicht die Oberhand gewinnen." — Darauf wandte er sich zum Sohne: „Zum letzten Male, Junge! Ich rathe Dir Gutes. Alle Leute sehen uns an! Sei still!"

„Schon gut! Ich schweige jetzt, aber ich nehme meine Zeit wahr!"

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn, wenn auch leise geführt, hatte doch die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich gezogen; selbst in einem entfernteren Theile des Saales war die Erregtheit des jungen

Patriciers nicht unbemerkt geblieben, und der Schwede, welcher der Gegenstand dieser Bewegung war, begegnete mit Ernst dem stechenden Blick des Danziger Bürgersohnes. Es war nur ein Moment, aber er entschied über die Zukunft und das Glück zweier Familien.

Olaf Torstensohn war der jüngere Sohn eines Edelmannes, der im Kampfe für sein Vaterland gefallen war, und nichts hinterlassen hatte, als ein verschuldetes Gut, das auf den ältesten Sohn überging. Der Jüngere zog hinaus in die Welt, um sich ein Glück zu suchen und gelangte nach Danzig, wo entfernte Verwandte seiner Mutter lebten, die ihn freundlich aufnahmen und bei denen er sich endlich ganz und gar niederließ, freiwillig auf eine adlige Lebensweise verzichtend, weil er sie nicht mit dem nothwendigen Glanze fortführen konnte. Er widmete sich dem Handelsstande und entwickelte hier eine solche Geschicklichkeit, daß er bald Aller Blicke auf sich zog. Das Glück war ihm hold und Olaf Torstensohn galt bald für einen Mann, den man nicht über die Achseln ansehen dürfe. Zwar konnte er nicht in den Bürgerverband aufgenommen werden, da er nicht innerhalb der Stadtmauern geboren war, und mußte auf die sogenannten Ehren-Rechte und Ehren-Aemter verzich-

ten, aber er genoß als Fremder den Schutz der Gesetze und konnte als solcher ungehindert seine Geschäfte treiben. Daher hatte man auch fast überall seine Herkunft vergessen und erinnerte sich kaum daran, daß es seine Landsleute waren, die Danzig und deren Bürger mit Krieg und Belagerung bedrohten.

Rechts und links flogen Scherzreden herüber und hinüber, die Pokale wurden unabläßig gefüllt und man schonte die edlen Weine nicht, die der Raths-Kellermeister durch seine Leute herbeiholen ließ. Die Köpfe waren erleuchtet, und der Standes-Unterschied verschwand; je unsicherer die Zungen und die Beine wurden, desto ungerechtere Forderungen machten die ehrsamen Herren an ihr geistiges Vermögen, und während ein hochangesehener Patricier herablassend einem Meister die Hand drückte und ihn seines Wohlwollens versicherte, mühte sich ein wohlgenährter Gewerksmann ab, es seinem Syndicus gleich zu thun, und seinen Nachbar, den fischblütigsten Lieutenant der holländischen Flotte, durch einige Verslein, die er im Schweiße seines Angesichts hervorbrachte, zu erwärmen.

Als nun aber der Abend immer mehr hereindämmerte, hob man die Tafel auf, um Alles zu einem Tänzlein herzurichten, und bereits kamen die Frauen und Töchter der Bürger, stattlich angethan mit kost-

baren Stoffen und güldenen Kettlein, geleitet von den jüngeren Söhnen und Brüdern herbei, um der Freuden des Festes theilhaftig zu werden, und die jungen Offiziere waren nicht wenig bemüht, sich von ihrer liebenswürdigsten Seite zu zeigen, während die älteren sich allgemach zurückzogen.

Mitten in dem Gedränge streiften Olaf Torstensohn und der junge Patricier Herrmann Köster an einander vorüber. Der Letztere stieß seinen Gegner so absichtlich, daß dieser sich rasch umwandte: „Wollt Ihr mich beleidigen?"

„Wenn's irgend möglich ist!"

Der Schwede wandte sich und folgte dem Patricier auf dem Fuße nach. Sie drängten sich durch das Gewühl einer abgelegenen Straße zu, aber überall war vieles Volk auf den Beinen, denn man rüstete eine Illumination zu, damit die geladenen Gäste unter dem Scheine der Fackeln und der Kerzen an Bord zurückkehren sollten. Da schritt Herrmann Köster einer Pforte zu, durch welche man auf einen Bauplatz gelangte, der seinem Vater gehörte und den man aus Unachtsamkeit für die Nacht zu schließen vergessen hatte.

„Das Glück ist unserm Unternehmen günstig," sagte Herrmann zu dem ihm folgenden Torstensohn

gewendet. „Wir können hier unser Geschäft sogleich ungestört beginnen."

„Nach Eurem Belieben!" entgegnete dieser kalt und die Klingen kreuzten sich.

„Jetzt sollt Ihr Gelegenheit haben, Eure Leidenschaft für die schöne Gertrude Friedheim abzukühlen," sprach Herrmann, „und es bereuen, nach dem Besitze eines Mägdleins zu trachten, die eines Andern Eigenthum ist."

„Ist das die Ursache Eures Zorns?" entgegnete Torstensohn zurückweichend. „Ihr seid im Irrthum —"

„Ich will nichts weiter hören!" rief Herrmann wüthend, mit hochgeschwungener Klinge auf seinen Gegner eindringend.

Das Unternehmen der beiden in der Stadt wohlbekannten jungen Männer war nicht unbemerkt geblieben. Man hatte sie den Bauplatz betreten sehen.

„Das ist ein absonderliches Vergnügen!" bemerkte ein junger Handwerker. „Unsereins gäbe das Leben darum, könnte er einmal bei einer solchen Gasterei sein, wo sie doch im Grunde nur unser Geld verzehren, und die Jungens da laufen von dem Bankett weg und treiben sich auf dem wüsten Holzplatz zur Nachtzeit umher."

„Um der Verdauung willen werden sie es nicht

thun!" lachte sein Kamerad. „Wird wohl irgend eine Bosheit dahinter stecken. Unter uns, ich traue solch einem Schweden nicht über den Weg; wer kann wissen, ob dieser nicht eigentlich als Spion hier ist, und bei unsern jungen, vornehmen Stadtherren ist der Degen immer so locker, als sie selbst sind. Der kann von Glück sagen, der ein schmuckes Schwesterlein oder Bräutchen hat, und es gelingt ihm, sich die Burschen vom Leibe zu halten."

„Da sollte mir Einer kommen!" sprach der Erstere. „Ich griff nach meinem Meißel und schlüge ihm den Hirnschädel weich."

„Das sagte Jacob Friedheim auch früher, als ich noch ein Narr war, mich um seine schnippische Schwester, die Gertrud, zu bemühen; aber nun der reiche Köster öfters zu ihm kommt, hält er demüthig das Käpplein in der Hand, wenn der junge Taugenichts dem Mädchen verliebte Redensarten sagt. Aber horch! Was ist das? Hörst Du nichts?"

„Was? Ja! das ist gerade, als ob zwei Degen aneinanderschlagen! Da! Schon wieder! — Teufel, da giebt's blutige Köpfe!"

„Sollen wir nicht dahin?"

„Werde mich hüten! Wenn die jungen Patricier sich selbst die Hälse brechen, brauchen wir es nicht zu

thun. Sieh da, Muhme Gottschalk, wie kommt Sie denn noch hierher?"

„Ei, ei! Herr Vetter! Je später am Abend, je schöner die Leute! Meine Mägdlein, die Dorothea und die Anna, sind mir davon gegangen, um mit dem Nachbar das Lichterwesen anzusehen. Ich wollte es nicht haben, denn solches junge Volk gehört nicht des Abends auf die Straße, absonderlich mit einem unverheiratheten Nachbar, und da bin ich hintendrein gelaufen; allein sie sind mir längst aus dem Gesichte. — Aber was habt Ihr denn, Ihr Buben, daß Ihr gar nicht auf mich hört? Solltet mir lieber die Mädchen suchen helfen!"

„Ach was!" Laßt Ihr die Mädchen nur gehen; die sind zu alt und zu häßlich, um noch in's Unglück zu kommen. Horch, Bruder, schon wieder!"

„Ja, ja, sie sind aneinander! — Wenn das Volk nur nicht so tobte und schriee, daß man einmal etwas Rechtes vernehmen könnte. Soll mich der Teufel holen, wenn ich da nicht einen Schrei hörte!"

„Einer hat den Andern über den Haufen gestochen, vermuthlich. Aber nun hält mich nichts zurück. Das ist ja ein wahrer Mord!"

„Mord?" schrie die Muhme, die nur halb hingehört hatte. „Wo ist ein Mord vorgefallen? Ach

Gott, ein Mord! Ein Mord!" Und so fort lamentirend, lief sie den beiden jungen Männern nach, die sich auf den Bauplatz begeben hatten.

„Mord! Sie rufen Mord!" schrieen einige halb angetrunkene Matrosen, die Arm in Arm dahergeschlendert kamen. „Wo ist der Mord begangen?"

„Weiß nicht, Jungens! Aber es soll ein grauenhafter Mord sein. Das arme Geschöpf soll mausetodt sein."

„Ein altes Weib schrie Mord," sagte ein Dritter; „sie schrie zwei, drei Mal und lief dann mit aufgehobenen Händen durch jene Pforte, hinter zwei jungen Männern her!"

„Das sind die Mörder gewesen! Gebt Acht, das sind sie! Wir wollen der Alten helfen! Sie haben ihr gewiß den Mann umgebracht." — Und alles Volk, das sich hier gerade gesammelt hatte, lief auf den wüsten Platz.

„Was giebt's da?" sagte mit tiefem Baß der Führer einer Abtheilung der Schaarwacht.

„Ach, etwas Entsetzliches! Ein Haufen Bösewichte hat einer alten Frau den Mann erschlagen!"

„Ja, und die Kinder dazu, einen Schwiegersohn und drei Enkel."

„Auch die Dienstboten haben bluten müssen, und

nur die Frau ist davon gekommen, weil sie zwei Stock hoch aus dem Fenster sprang und rasch davon lief."

„Was schwatzt Ihr da für Zeug?" sagte der Führer. „Wo ist die Frau, und wo sind die Mörder hingelaufen?"

„Da hinein, Herr! Da hinein! Macht nur, daß Ihr sie erwischt, damit unsere Stadt vor diesen Mordbrennern sicher ist!"

Der Führer ließ zwei seiner Soldaten als Wächter am Eingange zurück, und ging mit den übrigen dem Geschrei nach, das von dem Platze aus zu ihnen drang. Sie waren bald am Ziele.

Am Boden lag Herrmann Köster, bleich und entseelt; aus einer tiefen Brustwunde quoll ein Strom von Blut. Seine Hand hielt den Griff des Degens noch krampfhaft umspannt, unfern von ihm lag ein zweiter Degen, dessen Klinge vom Blute geröthet war, daneben ein sammetnes Barett mit blauen und gelben Federn. Die jungen Handwerker, deren Muhme und das Seevolk standen um den Leichnam her, als die Schaarwacht herankam, gefolgt von mehreren neugierigen Müssiggängern.

„Ach seht doch nur, Herr!" schrie die Alte, und einer der Männer leuchtete dazu mit einer Kiehnfackel. „Seht, da liegt das arme, junge Blut. Es ist der

junge Herr Köster, der Sohn des reichen Grossirers. Und da liegt noch ein Degen und auch ein Barett; das mag wohl dem Mörder gehört haben."

„Das Barett kenne ich!" rief ein kleiner Schneider, der sich neugierig mit herzugedrängt hatte; „das habe ich selbst gemacht, und die Federn dazu bei dem französischen Putzhändler gekauft: das gehört Herrn Olaf Torstensohn."

„Dem Schweden gehört's? — Ja dem Schweden!"

„Nun natürlich! sagte einer der jungen Handwerker. „Ich und mein Vetter haben ihn ja mit dem jungen Herrn Köster hineingehen sehen und hernach haben wir das Klirren der Degen gehört."

„So verhafte ich Euch als Zeugen," sagte der Führer der Schaarwacht, „und befehle Euch Andern, den Leichnam aufzuheben und nach dem nächsten Wachthause zu tragen. Wer hier länger steht und Maulaffen feil hat, den verhafte ich auch —."

Bei diesen Worten sprengten Alle durcheinander nach den verschiedensten Richtungen, und trugen die Kunde von dem Ereignisse der Nacht in die entlegensten Theile der Stadt.

Während dies in den Straßen der Stadt, die jetzt im hellen Schimmer der Kerzen und Fackeln strahlten, vorging, neigte sich die Festlichkeit auf dem Rathhause allmählig ihrem Ende zu. Die Admirale der Flotte

hatten mit den vornehmsten Frauen der Stadt ein Tänzlein gemacht, und sich dann in der Stille zurückgezogen, um sich an Bord ihrer Schiffe zu begeben. Auch die Vornehmsten des Rathes brachen auf, und nur die junge Welt blieb zurück bei den munteren Capitainen und Lieutenants, die gar eifrig tanzten, während die alten Herren sich mit den minder tanzlustigen Gästen in die große Trinkstube verfügt hatten, wo Herr Ehrenfried Köster an der großen Tafel den Vorsitz übernommen.

Da traf eine Kunde ein, welche die Gemüther auf das Aeußerste erregte. Eine große Schlacht war vorgefallen. Der Schwedenkönig Karl Gustav und der Kurfürst von Brandenburg hatten ihre Truppen gegen den König von Polen, Johann Casimir, geführt. Das Treffen sollte sehr blutig gewesen sein, und viele Todte wären auf dem Platze geblieben. Der Ausgang der Schlacht war zweifelhaft; man wußte nicht recht, auf wessen Seite der Sieg war, doch wollte der Bote wissen, daß Schweden die größten Vortheile hätte, und Danzig immer mehr bedroht würde.

„Wenn's so ist," sagte Herr Ehrenfried Köster, zu seinem Nachbar gewendet, „möchte ich Euch wohl einen guten Rath geben. Ich dächte, Ihr riethet Eurem jungen Vetter, Herrn Olaf Torstensohn, sich

einige Tage ruhig in seiner Wohnung zu verhalten. Das Volk ist toll und blind, und weiß den Schuldigen von dem Unschuldigen nicht zu unterscheiden; haben die Schweden gesiegt, so sind die Danziger nur um so erbitterter gegen diese, und leicht könnte der brave junge Herr Beleidigungen ausgesetzt sein."

„Ihr habt sehr Recht!" antwortete Herr Lundblad zustimmend. „Ich danke Euch für Eure Warnung; sie soll nicht in den Wind geschlagen werden."

Da stürzte ein junger Mann, baarhäuptig, mit blassem Angesicht herein: „Ach Gott! das Unglück!"

Die Männer umringten ihn von allen Seiten: „Was für ein Unglück? Redet!"

„Der Herrmann Köster ist erstochen!"

„Was sagt Ihr? Schweigt doch! Der Vater ist ja hier! Nehmt Euch in Acht!"

Aber der junge Mann war viel zu aufgeregt von dem, was er gesehen, als daß er diese Warnung beachtet hätte: „Gewiß und wahrhaftig ist der Herrmann Köster erschlagen, auf seinem eigenen Bauplatz erschlagen. Sie haben den Leichnam hierher gebracht, weil das Volk sich überall zusammenrottet, und die Träger nicht ungehindert durch können."

Der alte Ehrenfried Köster hatte die Botschaft gehört, und drängte sich durch die Umstehenden. Bleich

und zitternd stand er dem jungen Manne gegenüber: „Wer ist erschlagen, sagt Ihr?"

„Ihr seid's? Ach, lieber Herr, faßt Euch, um Gotteswillen! Er ist todt, Euer Sohn!"

„Mein Sohn! Mein Sohn! Mein lieber, theurer Herrmann!" schrie der Alte verzweifelnd. „Wohin haben sie ihn gebracht? Wo ist er? Wo?" Er eilte aus der Trinkstube, fast die Treppe hinabstürzend, zu der Stelle, wo die Leiche des Gefallenen auf einer Bahre lag. Der alte Vater sank in die Kniee und raufte sich das Haar: „Er ist hin! Er ist hin! Ich bin ganz allein! Wer hat mir ihn genommen? Fluch seinem Mörder! Tausendfachen Fluch! Wer hat ihn erschlagen? Sagt es mir! Ich bitte Euch, damit ich meinen Sohn rächen kann!"

„Wer anders als der Schwede Olaf Torstensohn? Man fand seinen Degen und sein Barett dicht neben dem Leichnam liegen."

„Nein, nein!" rief Herr Lundblad dazwischen. „Das lügt Ihr! Mein Neffe ist kein Mörder."

Ehrenfried Köster sprang auf und faßte den alten Lundblad mit beiden Händen. „Was? Euer Neffe bringt meinen einzigen Sohn um? Ich sitze neben Euch und gebe Euch einen guten Rath seinetwegen, und in demselben Augenblick begeht er den scheußlichen Mord?"

„Bester, werther Herr!" antwortete Lundblad außer sich. „Laßt uns doch vorher untersuchen —."

„Was untersuchen? Da liegt die Leiche und das Barett daneben! Aber ich will Gerechtigkeit! Er soll auch sterben, der Mörder! Ach Gott, ach Gott! Erbarme Dich mein!" Er sank ohnmächtig in die Arme der Umstehenden.

Olaf Torstensohn hatte seinen Gegner in dem Duell, zu welchem er so rücksichtslos gezwungen wurde, erstochen und war dann, als er Leute kommen hörte, entflohen. Zwar hatte er den Tod des Unglücklichen nicht verschuldet; er hatte sich nur vertheidigen wollen, und Jener war unvorsichtig in den vorgestreckten Degen gerannt — aber wer würde ihm dies geglaubt haben? Deshalb hielt er es für angemessen, sich zu verbergen, bis der Tumult vorüber war, und sich nach Hause zu begeben, wenn es später unbemerkt geschehen könne. Dies Vorhaben war nicht so leicht ausführbar; der Führer der Schaarwacht hatte einen Posten am Eingange des Platzes zurückgelassen, und Torstensohn mußte versuchen, einen andern Ausgang zu gewinnen. Er schwang sich über einen Zaun, der in entgegengesetzter Richtung lag, und gelangte in eine Straße, die zum Hafen hinabführte. Dahin enteilte er und hatte bald den Quai erreicht, wo die

holländischen Orlogsböte in langer Reihe neben einander lagen, um die Flotten-Offiziere, wie sie nach und nach von dem Feste heimkehrten, an Bord zu bringen. Olaf war nicht unbemerkt geblieben. Der Quai war mit Kiehnfackeln, Pechkesseln und Theertonnen beleuchtet; sein Anzug verrieth ihn.

„Da ist der schwedische Hund!" rief ein langer Kerl. „Greift ihn, er hat einen Bürgersohn erschlagen!"

„Greift ihn! Greift ihn!" erscholl es von allen Seiten und die Jagd begann.

Olaf eilte in seiner Herzensangst den Böten zu, und die Orlogsmatrosen riefen ihm ein lautes „Zurück!" entgegen, als de Ruiter, der sich in der Stille von dem Feste entfernt hatte, erschien. Der Verfolgte eilte ihm entgegen und warf sich zu seinen Füßen: „Schützt mich! Sie wollen mich tödten!"

„Todtschlag um Todtschlag!" riefen Mehrere, die nahe herangekommen waren.

„Was ist das?" fragte de Ruiter. „Seid Ihr ein Mörder?"

„Ja, ja!" rief das Volk; Olaf Torstensohn aber sprach, sich erhebend: „Mein Gegner fiel im ehrlichen Zweikampf! Ist das Mord?"

„Das ist eine barbarische Sitte und nichts besser als Mord!" sagte de Ruiter, die Stirn runzelnd.

„Ich will nichts mit Euch zu schaffen haben. Seht selbst zu, wie Ihr Eure böse Sache ausgleicht."

„Das war wohlgesprochen!" rief der Eifrigste von Torstensohn's Verfolgern. „Liefert uns den Kerl aus, wir wollen schon mit ihm fertig werden."

„Hört nur dies Eine!" rief Olaf mit schneller Geistesgegenwart. „Ich wiederhole, mein Gegner fiel in dem Zweikampf, zu welchem er mich gezwungen hatte. Aber selbst wenn ich ein Mörder wäre, dürfte mich doch nur das Gesetz richten, nicht aber der wüthende Pöbel."

„Bei Gott, er hat Recht!" sagte de Ruiter vor sich hin. Er flüsterte dem ihn begleitenden Offizier einige Worte zu. Dieser winkte den Matrosen, welche von den Böten bis zu ihrem Admiral eine Kette bildeten.

„Ihr steht jetzt unter meinem Schutze!" sagte de Ruiter. „Geht mir voran nach jenem Bote. Ruhig, Ihr Leute! Ruhig!"

„Was? Leiden wir's? Sollen wir die Mörder unserer Stadtkinder vor unsern sichtlichen Augen fortführen sehen?" rief der Rädelsführer.

„Seht nur die Menge Seevolk! Und was für Kerle! Sechs Fuß hohe Bursche! Dazu sind sie bewaffnet!"

„Wir sind auch nicht ohne Wehr! Da liegen Ruder,

Handspaken! Wühlt die Steine aus dem Boden und werft sie ihnen an die Köpfe! Frisch d'ran!"

Unterdessen hatte de Ruiter seinen Schützling zu Boot gebracht und dies entfernte sich stromab. Die Matrosen zogen sich allmählig zurück, den tobenden Pöbel von sich abwehrend. Aber dieser schlug mit Stangen und Knitteln, mit Handspaken und Bootshaken blindlings drein, er warf schwere Steine in den dichtesten Haufen, so daß auch die Seeleute ihrerseits die Fäuste nicht schonten und es eine große Metzelei gegeben hätte, wenn nicht mehrere Offiziere der Flotte und Abtheilungen der Schaarwacht den Frieden wieder hergestellt hätten. Aber die Unzufriedenheit der Menge dauerte fort und sie durchzog mit Geschrei und Tumult die Stadt während der ganzen Nacht.

Mit dem ersten Schimmer des Tages meldete der dienstthuende Offizier auf dem Schiffe de Ruiter's, daß sich einige schwedische Kreuzer blicken ließen. Diese Meldung geschah in Gegenwart Olof Torstenson's, der den Vice-Admiral noch nicht verlassen, und durch seine offenherzige Darlegung der Thatsachen dessen ganzes Vertrauen gewonnen hatte.

„Ihr habt's vernommen!" sagte der Admiral, als

der Offizier sich wieder entfernt hatte. „Könnt Ihr ein leichtes Boot regieren?"

„Ich bin darin wohl erfahren."

„So stellt Euch unter den Schutz Eurer Landsleute! — Ich habe Euch geglaubt und will Euch rechtlichen Beistand nicht versagen!"

Bald darauf sah man ein leichtes Boot, worin nur ein Mann befindlich, das Schiff de Ruiter's verlassen, und nach den schwedischen Kreuzern abhalten. Eine Stunde darauf erschien Herr Fabritius vor dem Vice-Admiral: „Ihr habt gestern mit äußerster Gefahr einen jungen Mann in Schutz genommen, und seid bei dieser Gelegenheit von dem Pöbel beleidigt worden. Der Magistrat ist darüber höchlich entrüstet und welche Genugthuung Ihr fordert, sie soll Euch werden."

„O nicht doch, Herr Syndicus! Ihr kennt den jungen Mann?"

„Genau, Herr Admiral! Er ist ein Ehrenmann. Zu dem Duell ist er unbedingt gezwungen worden, denn sein Gegner war ein Tollkopf, ein Zänker, der mit Niemand in Frieden leben konnte und Händel über Händel hatte. Es ist kein Ehrenmann in Danzig, der Vater des Gebliebenen ausgenommen, der nicht von Herrn Torstensohn's Unschuld überzeugt ist.

„Wenn das ist," sagte de Ruiter, die Hand des Syndicus fassend, „so werdet Ihr es mir verzeihen, daß ich den Unschuldigen zu retten versuchte. Seht Ihr dort in der Ferne ein kleines Boot über die Wellen hingleiten? Darin befindet sich der junge Herr, und jene weißen Segel dort leewärts sind schwedische Kreuzer."

„Gott lohne Euch das!" sagte Herr Fabritius. „Ich will mich bemühen, dies durch eine gute Nachricht auszugleichen. Die Nachricht heute Nacht war voreilig: die Schlacht war zu unsern Gunsten ausgefallen. Die Schweden und Brandenburger haben sich mit schweren Verlusten zurückgezogen, Danzig ist weit weniger bedroht, und bald können wir der freudigsten Hoffnung Raum geben. Die Stadt wird diesen Sieg durch Geschützsalven und Glockengeläute feiern."

„Wir erwiedern den Gruß, mit Genehmhaltung unseres Ober-Admirals!" sagte de Ruiter.

Und als der Syndicus bald darauf zu Lande fuhr, als die Glocken der Stadt läuteten und die Kanonen auf dem Wall abgefeuert wurden, donnerten auch die Kanonen der niederländischen Flotte, und die Staatsflaggen breiteten sich vor dem frischen Morgenwinde aus.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Michael de Ruiter.

Bilder aus Holland's Marine.

Von

Heinrich Smidt.

In vier Bänden.

Zweiter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

XV.

Der Chevalier.

(1656.)

Die mit den Marine-Angelegenheiten beauftragte Deputation der Herren General-Staaten hatte eine Ordre bevorwortet und unterzeichnet erhalten, wodurch dem Vice-Admiral de Ruiter, bald nach seiner Heimkehr aus der Ostsee, befohlen wurde, sich mit seiner Escadre wieder in See zu begeben, und die Engländer, offen und versteckt, zu beläſtigen, zu schädigen und zu hindern in Ausübung des Seeverkehrs und des Handels mit fremden Völkern, indem man den festen Beschluß gefaßt habe, sie als Landesfeinde zu betrachten. Kaum aber war der Vice-Admiral in See, als man von allen Seiten Bedenklichkeiten erhob. Nicht nur, daß die Mitglieder der Marine-Deputation wankend wurden, und sich vor der Verantwortlichkeit fürchteten, welche sie übernommen, es war dies noch mehr bei vielen andern Deputirten der Fall,

denen aus den bisherigen Feindseligkeiten mit England wenig Heil erwachsen war, und diese erhoben ihre Stimme immer lauter und lauter, daß man nochmals versuchen möchte, einen Vertrag mit dem Lord-Protektor zu Stande zu bringen, dessen Inhalt solcher Art sei, daß die vereinigten Provinzen ihn ungehindert annehmen könnten, ohne ihrer Ehre etwas zu vergeben und ihren Vortheil aufzuopfern. Anfangs wurde diese Meinung entschieden bekämpft, als aber einige schlagende Gründe deshalb vorgebracht wurden, ward die Opposition schwächer; sie verstummte bald ganz und es ward allgemein beschlossen, die übereilt ausgestellte geheime Ordre zurückzunehmen. Herr van Coeverden erhielt den Auftrag, sich mit einem der Staatsschiffe in See zu begeben, den Vice-Admiral aufzusuchen, und ihm die gedachte Ordre wieder abzufordern. Er ward zu diesem Zwecke mit den nöthigen Vollmachten versehen.

De Ruiter hatte sich unterdessen nach der Nordsee begeben, und war daselbst nicht müßig. Er fing den Engländern manches reich beladene Schiff weg und sandte es als gute Prise nach Holland; einzelnen Kriegsschiffen, mit denen er zusammengetroffen, hatte er offenen Kampf geboten und war stets als Sieger aus demselben hervorgegangen, während er einer all-

zugroßen Uebermacht mit weiser Umsicht auszuweichen wußte.

Eines Morgens, als der größte Theil der Mannschaft sich zum Frühstück gelagert hatte, lehnte der Admiral gegen den Reiling und beobachtete einen der zahlreichen Küsten-Fischer, welche die Nordsee nach allen Richtungen hin zu jeder Tages- und Nachtzeit durchkreuzen. Wenig bekümmerte sich ein Flottenschiff um diese Logger und Barken, wenn es aber doch geschah, so war es nur, um einige frische Lebensmittel, oder ein Netz voll Fische zu empfangen. Aber dieses Fahrzeug hatte mit Recht die Aufmerksamkeit des Seemannes erregt, denn es steuerte nicht, unbekümmert darum, ob es einen Kauffahrer oder ein Kriegsschiff in der Nähe habe, unbefangen seinen Cours, sondern versuchte alle nur möglichen künstlichen Manöver, dem Admiralschiff zu entkommen, und den Luf desselben zu gewinnen, als wäre dort für seine Netze eine größere Ausbeute zu hoffen gewesen, wie er in dem Lee desselben vermuthen dürfte.

„Seht einmal nach dem Burschen da hinüber, Geschützmeister, und gebt ihm einen blinden Schuß, damit er von seinen seltsamen Capriolen läßt!“ befahl de Ruiter, und gleich darauf ließ eine der Backbords-Kanonen ihre Stimme vernehmen. Kaum aber hatte

der Fischersmann diesen Schuß gehört, als er alle seine Linnen aufzog und vor dem Winde zu entkommen suchte, so rasch er nur immer vermochte.

„Mit dem ist es nicht richtig!" sagte de Ruiter lebhaft. „Irgend ein Verrath oder eine Bosheit steckt dahinter. Segelmeister, in einer Stunde muß ich den Kerl zur Seite haben!"

„Will mein Bestes thun, Herr Admiral!" entgegnete der Segelmeister und ließ so geschickt steuern, daß die gestellte Frist von einer Stunde noch nicht verstrichen war, als das genannte Fahrzeug seitlängs vom Admiralschiffe lag und die Besatzung desselben, vier Mann stark, auf dem Hinterdeck vor de Ruiter stand. Es waren französische Fischer, die, in der Verlegenheit, vor einem hohen See-Offizier zu stehen, die Augen zu Boden schlugen und entweder an den Kleidern zupften, oder den Hut in der Hand drehten.

„Wie kommt's", fragte de Ruiter, nachdem er sie scharf angeblickt, „daß Ihr auf einem solchen Fahrzeuge mit vier Mann beschäftigt seid, da doch sonst all dergleichen Fischerböte nur drei Mann an Bord haben?"

„O, Herr Admiral!" sagte der Führer und Eigenthümer des Bootes, „das kommt daher, weil meine

Netze größer sind, als die Netze anderer Fischer, und bei den jetzt herrschenden schweren Stürmen —."

„Bursche, Du lügst! Wir haben das schönste Wetter und es weht eine mehr als leichte Brise. Aber sei dem, wie ihm wolle. Was Ihr zuviel habt, habe ich offenbar zu wenig —."

„Verstehe!" fiel der Fischer rasch ein. „Ihr leidet Mangel an frischem Proviant. Habe da einen Korb mit jungen Hühnern, ein Netz voll Eier, einen kostbaren Kohl und einen Zuber lebendiger Fische. Steht Euch gerne zu Diensten, werther Herr!"

„Du bist ja ausgerüstet wie ein Ostindien-Fahrer, und freigebig wie ein Dieb, der sich vom Galgen loskaufen will. Wie kommst Du zu all dem Kram, Kerl?"

Der Fischer zuckte die Achseln: „Man verdient damit ein Paar Sous. Wenn die Herren Capitaine lange in See gewesen sind, haben sie gern eine Erfrischung — ich habe meine Ersparnisse dazu angewendet."

„Behalte Deinen Kohl und Deine Hühner für Dich. Ich leide Mangel an Matrosen, da ich in dem letzten Gefechte einige tüchtige Burschen eingebüßt habe, und weil Ihr nun einen überzähligen Mann führt, so werde ich Einen von Euch pressen."

Die Fischer stießen einen Angstruf aus; die Aussicht, am Bord eines feindlichen Kriegsschiffes zu dienen, erfüllte sie mit Schrecken.

„Bedenkt unser Gewissen, gnädigster Herr!“ sagten die Fischer.

„Ich habe mit Euern Gewissen nichts zu schaffen, Einen von Euch behalte ich an Bord, und zwar: diesen da!“ Er deutete auf einen jungen Mann, dessen vornehmer Miene und weißen Händen man es ansah, daß er sich mit den Netzen und dem Segelwerk der Barke bisher wenig zu schaffen gemacht hatte. Der junge Mann hatte kaum vernommen, daß er dazu ersehen sei, am Bord des Holländers zurückzubleiben, als er alle Fassung verlor und in die Kniee sank: „Lassen mick fort, mäktik Admiral, lassen mik nicks dienen zur See! Ick macken Schimpf, ick macken Schande! Ick nicks Seemann! Ick seien Passagier, und haben nur angelegt der Kleid zum Spaß! Ick schwören! Alles zum Spaß!“

„Passagier! So? Und wo geht die Reise hin?“

„Das heißen, gnädiger Herr Admiral! Ick bin Passagier für kein Ort. Ick fahren hin und her, hin und her, kennen su lernen die See, su studiren die gewaltike Element, weil ick bin ein Maler.“

„Vortrefflich! Ich brauche einen Maler!“

„Ick meinen, nicks Maler, sondern Malerliebhaber, amateur, protecteur! Ick lieben der Kunst gewaltik; ick schätzen sie."

„So thue auch ich. Wir können uns also während der Reise vortrefflich unterhalten und jede Stunde, die Euch der Tag- oder der Nachtdienst frei läßt, soll dazu angewendet werden. — Hochbootsmann!"

„Herr Admiral!"

„Dieser Bursche wird eingekleidet und zum Vortopp beordert!"

„Ganz wohl, Herr Admiral!" entgegnete der Hochbootsmann, und streckte seine Hand nach dem Franzosen aus. Dieser aber wich zurück: „Erbarmen, Herr Admiral! Lassen mick gehen, haben gelogen aus Angst. Bin nicks Maler, nicks Amateur! Kann nicks thun in dieser schönen Schiff. Bin ein Handwerksmann, ein traurig Chirurgien, ein Barbier."

„Nun wieder ein Barbier? Auch das! Unser Doktor kann einen solchen Gehülfen brauchen, um die zerschossenen Arme und Beine desto rascher zusammen zu flicken. Du bleibst an Bord!"

„Rettung! Votre Altesse! Ick haben su versorgen großer Familie. Bin nicks erfahren als Barbier —."

„Schon wieder etwas Anderes?" rief de Ruiter, den die steigende Verlegenheit und Angst des Frem-

den weidlich ergötzte. „Kerl, Du bist ja ein wahrer Comödiant!“

Der Franzose sprang mit einem Saltomortale in die Höhe: „Reckt, Herr Admiral! Ick sein Comödiant, Schauspieler! — Vous l'avez deviné! Ick sein Schauspieler pour la tragédie, pour la comédie. Lassen mick bald gehen, Excellence! Ick haben genommen ein Engagement pour la province, und —“

„Schweig, Kerl!“ rief de Ruiter, seine Heiterkeit nur schlecht hinter ein angenommenes barsches Wesen versteckend. „Du treibst so vielerlei Gewerbe, daß Du Dein eigentliches kaum bezeichnen kannst. Comödiant bist Du auch nicht; wenigstens ein sehr schlechter, denn Deine Verstellung ist mangelhaft. Hochbootsmann, wir müssen ein Mittel hervorsuchen, um diesem Menschen ein wahres Wörtchen abzulocken. Laßt ihn über die Kanone legen und die Katze fünfundzwanzig Mal auf seinen Rücken niederfallen.“

Der Franzose erröthete lebhaft; er trat rasch einen Schritt vor und sich stolz aufrichtend, sprach er: „Herr Admiral!“

„Was beliebt?“

„Diese Drohung! — Ich hatte genügende Ursache, meinen wahren Stand vor Euch zu verbergen, nun

aber fordert eine höhere Pflicht Wahrheit von mir. Ich bin nicht, was ich scheine."

„Das habt Ihr schon vorhin dargethan."

„Ich bin Cavalier! Edelmann! Und verlange demgemäß behandelt zu werden."

„Euer Name?"

„Chevalier François d'Antin."

„Ist das abermals Comödie, oder —?"

„Wahrheit!" fiel Jener rasch ein. „Bei meiner Ehre!"

„Lieutenant Bergh! Führt diesen Herrn in Eure Kajüte, und überzeugt Euch von der Wahrheit seiner Aussage; dann —" — er flüsterte ihm einige Worte zu und sagte darauf zu dem Fischer: „Euer Fahrzeug hindert mein Schiff; darum geht und steuert in meinem Kielwasser dicht hinter mir her, versucht aber nicht, zu entweichen, sonst lasse ich Euch sogleich in den Grund schießen. Rasch, mein Junge!"

Der Lieutenant hatte die ihm gegebene Ordre vollzogen und begab sich in die Kajüte des Admirals: „Es ist Alles so, wie jener Herr gesagt hat. Seine Papiere weisen ihn aus als den Chevalier François d'Antin."

„Und wozu diese Vermummung? Was macht er

hier in einer Fischerbarke? Jedenfalls ein Spion oder Unterhändler."

„Darüber kann vielleicht dieses versiegelte Schreiben Auskunft geben, welches ich dem Gefangenen nicht ohne Anstrengung entrissen habe." Der Lieutenant legte das sorgsam versiegelte, mit keiner Adresse versehene Schreiben auf die Tafel und entfernte sich mit einer Verbeugung.

De Ruiter öffnete das ihm überbrachte Schreiben und las Folgendes:

„Dem frommen, hochgelahrten, tapfern und „wohlgesinnten Lord-Protektor von Eng„land, Sir Olivier Cromwell, Unsern „Gruß zuvor.

„Nachdem Wir Euer frommes und Gott wohl„gefälliges Schreiben empfangen, und Uns über„zeugt haben, daß Unsere Affairen sehr gut stehen, „welches immerdar der Fall sein wird, wenn „Frankreich und England treulich zu einander „halten und sich nichts von andern Mächten drein „reden lassen, weil sie uns gegenüber für keine „Mächte gelten, so eröffnen Wir Euch, daß Wir „mit Euren Anordnungen und Vorschlägen ganz „einverstanden sind und denselben in allen Stücken „beitreten. Ihr habt ganz recht, daß man diesen

„niederländischen Provinzen genau auf die Fin-
„ger sehen muß, und ihnen, wenn Wir bei allei-
„niger Geltung bleiben wollen, auch nicht die
„geringsten Rechte und Vorzüge einräumen darf.
„Es ist ein tapfres, unternehmendes Volk, und
„Ihr dürfet ihnen nicht, wie man zu sagen pfle-
„get, einen Finger reichen, wasmaßen sie sonst
„bald die ganze Hand nehmen würden, und um
„Unsere Herrschaft wäre es gethan. Wollet also
„mit allem Fleiße darüber wachen, Mylord und
„vielgeliebter Herr, daß die Holländer nach wie
„vor in allen Dingen kurz gehalten werden; wol-
„let danach trachten, sie zur See wie zu Lande
„zu schädigen, zu verderben, ja gänzlich zu ver-
„nichten, so viel Ihr immer könnt und Euch da-
„bei Unseres steten Beistandes und Unserer un-
„ausgesetzten Hülfe versehen. So ist es Uns
„vor allen Dingen hoch und werth, daß Ihr fest
„entschlossen seid, nicht von dem Rechte der Durch-
„suchung zu weichen, und daß Euer Fürnehmen
„stets sein wird, die holländischen Schiffe, sie seien
„zur Kauffahrtei, oder zu Orlog, überall, wo Ihr
„sie findet, auf das Strengste durchsuchen zu las-
„sen, und dabei zu chikaniren und zu tribuliren
„in jeder Art, wie es geschehen muß, wenn man

„den Schiffsleuten das Leben verbittern will;
„denn das ist das rechte Mittel, ihnen das See-
„wesen zuwider zu machen. Darin habt Ihr stets
„Unsere völlige Beistimmung und Unsere Beihülfe.
„Denn so wie Ihr Eures Landes Schiffe instrui-
„ret und sie hinaussendet in die verschiedenen
„Meere, um zu handeln nach Eurem Wohlgefal-
„len, also werden auch Wir Uns angelegen sein
„lassen, Unsere Schiffsführer dahin zu unterwei-
„sen, daß sie fleißig, offen und versteckt, wie es
„die Umstände irgend mit sich bringen, gemein-
„schaftliche Sache mit Euch machen, und solcher-
„gestalt Unsere gemeinsame Absicht fördern. Sen-
„den Euch diese Nachricht durch den Chevalier
„François d'Antin, dem Ihr gefälligst ein siche-
„res Quartier anweisen wollt, da er Uns hier
„im Wege ist und Wir ihn nicht ferner in Frank-
„reich dulden mögen.

„Da dies Schreiben keinen andern Zweck hat,
„so bitten Wir Gott, daß er Euch in Seinen
„heiligen und würdigen Schutz nehme.

Paris, 26. Novbr. 1656.

Der Cardinal-Minister,
Mazarin."

De Ruiter ließ den Gefangenen in seine Kajüte

bringen: „Mein lieber Chevalier, es ist mir lieb, Euch in dieser Eigenschaft vor mir zu sehen. Bei alledem habt Ihr ein schlimmes Handwerk getrieben. Ein Edelmann und ein Unterhändler, ein Spion! Pfui!"

„Herr Admiral! Es ist nicht edel, Gefangene schmähen!"

„Seid Ihr im offnen Kampfe, mit dem Degen in der Hand, gefangen und überwunden?" fragte de Ruiter ernst. „Dankt dem Himmel, wenn ich es vergesse. Das Schicksal eines Spions ist der Galgen, und den habt Ihr verwirkt."

„Der Tod des Verbrechers! Ich werde ihn zu sterben wissen."

„Beruhigt Euch, Herr Chevalier! Ich sagte Euch ja, ich würde zu vergessen trachten. Aber, was ich fragen wollte, Ihr müßt eine große Anhänglichkeit für Euren Herrn haben, daß Ihr Euch für ihn in eine solche Gefahr begebt?"

„Mein Blut, mein Leben für ihn!" rief der Chevalier feurig.

„Ihr thut mir leid, junger Mann! Solltet Ihr den Inhalt der Depesche kennen?"

„Da Ihr Euch des Rechtes der Stärkern bereits bedient habt", sagte der Chevalier, auf den offenen Brief deutend, „ist meine Erklärung überflüssig."

„Eure Treue hätte eine bessere Botschaft verdient, als die Ueberbringung eines solchen Urias-Briefes."

„Wie, Herr Admiral?"

„In Wahrheit, junger Mann, Ihr könnt Euch selbst keinen bessern Dienst leisten, als wenn Ihr Kenntniß von diesem Schreiben nehmt. Aber Ihr müßt es ganz zu Ende lesen."

Nur mit Mühe war der junge Mann zu bewegen, dem Ansinnen des Admirals Folge zu leisten. Als er es endlich gethan, zuckte er krampfhaft zusammen.

„Ihr seht", sagte de Ruiter, „welche Gefahr das Bestellen dieses Briefes Euch gebracht hätte. Wenn man mit den Cromwell's und den Mazarin's zu thun hat, muß man auf seiner Hut sein. Aber was in aller Welt kann den Cardinal bewegen, so gegen einen treuen Diener zu verfahren?"

„Der Cardinal", sagte der junge Ritter, „hat eine reizende Nichte. Ich darf sagen, die junge Dame ist die Krone der Schönheit, die Perle Frankreichs. Nur schüchtern wagte ich es, den Blick auf sie zu richten; ihre Kühnheit ermunterte mich; ich bekannte ihr meine Gefühle. Da erschien der Cardinal. Ich stürzte ihm zu Füßen. Er sagte, er wolle meine Treue gegen ihn auf die Probe stellen, ob sie eines so reichen Loh-

nes werth sei, und entsandte mich am folgenden Tage mit diesem Briefe."

„Ihr seht, welchen Lohn der Cardinal für Euch bestimmte. Darum ist es in alle Wege besser, daß Ihr in meine Hände gefallen seid, Herr Chevalier! Ich werde jetzt Ordre geben, daß man Euch eine anständige Haft ertheile."

„Wenn ich jemals diese höllische Verrätherei vergesse!" brauste der Chevalier auf.

„Ruhig, junger Mann! — Was giebt's, Herr Lieutenant?"

„Ein Staatenschiff hat uns aufgelaufen; es macht Signale und wünscht ein Boot an Bord zu senden."

„Führt diesen Herrn in meine Zwischendecks-Kajüte und sorgt bestens für ihn; dann seht nach dem gemeldeten Boote aus."

Jenes Boot brachte einen Deputirten der General-Staaten an Bord des Admiralschiffes. Die Ansicht der Gemäßigten hatte die Oberhand gewonnen, und Herr van Coeverden war abgesendet worden, um dem Vice-Admiral de Ruiter die früher ausgestellte Ordre wieder abzunehmen: „Ist das in Wahrheit die Ansicht der Herren Staaten?" fragte de Ruiter.

„So ist es", sagte Herr van Coeverden, „und ich kann Euer Edlen nur bitten, diesem Ansinnen Euch

zu fügen, zumal die Friedens-Unterhandlungen lebhaften Fortgang haben."

„Das stellt sich dar!" sagte de Ruiter bitter lachend, „und wird Euch noch begreiflicher werden, wenn Ihr jenes Schreiben lesen wollt, welches mir zufällig in die Hände gerathen ist. Indessen bin ich angewiesen zu gehorchen. Hier habt Ihr die Ordre! — Halloh, Segelmeister! Cours nach dem Terel! Wir sind nicht weit davon entfernt, und wenn Ihr mich für diese Nacht beehren wollt, setze ich Euch morgen sammt Eurer Vollmacht an's Land; nur daß Ihr mir gestattet, derselben einige Worte beizufügen."

Als man am andern Morgen zur guten Zeit vor dem Terel ankerte, und die übrigen Schiffe des Geschwaders sich um das Admiralschiff sammelten, hatte de Ruiter folgendes Schreiben entworfen:

„Edele Mögende Herren,

„Der Herr Coeverden, E. Edelmögender Ge-
„deputirter, hat mir zu verstehen gegeben, daß
„Ihre Hochmögenden hätten für gut gefunden, die
„geheime Ordre von dem dritten November, an
„mich vor unsere Esquadre gegeben, wiederum
„einzuziehen; welches sehr fremd ist, und für des
„Landes Diener und Soldaten unverträglich. Dan
„wir werden zu einer oder der anderen Zeit einen

„großen Affront leiden zu großer Schande unse-
„res Staats, und also werden wir bei unsern
„Kauffleuten und unserer Gemeinde für ehrlose
„Schelme ausgescholten werden. Dan niemand
„kann also sein Convoy beschirmen. Der ge-
„ringste von dem Staate von England wird uns
„suchen zu affrontiren und unsere Schiffe zu ih-
„rer Vergnügung visitiren, und dann auf die
„wenigste praetension mit unsern Kauffahrer-
„Schiffen durchgehen, und uns als blöde Lauren
„auslachen, welches ehrlichen Dienern des Staa-
„tes sehr übel ist, zu vertragen. Ich will ver-
„hoffen, daß Ihro Hochmögenden eine andere Re-
„solution werden bestimmen, und uns auf das
„Eiligste lassen zur Hand kommen. Wir sein
„mit unsern Schiffen völlig klar, um mit dem
„ersten bequemen Winde in See zu gehen. Hier-
„mit abbrechende, bleibe

Edlemögende Herren

Euer Edelmögenden

In Texel den 16. vom December 1656. dienstwilliger Diener Michael Adrianson de Ruiter."

Als der Deputirte das Schiff verlassen hatte, begab sich der Admiral voll Unmuth über das Hemm-

niß, welches man ihm in den Weg gelegt, zu dem Gefangenen: „Herr von Antin, Ihr seid frei; Anfangs habe ich die Absicht gehabt, Euch an die Herren Staaten nach Amsterdam zu senden, da diese aber in ihrer politischen Gesinnung plötzlich anderer Meinung geworden sind, so könnt Ihr Euch jene Reise sparen. Euer Boot hat, aus Furcht vor meinen Kanonen, treu bei uns ausgehalten, und ich will es seitlängs legen lassen, damit es Euch wieder aufnehme. Ihr seid ein junger, vielversprechender Cavalier; es soll mich freuen, bei einer ehrenvolleren Gelegenheit wieder mit Euch zusammenzutreffen. Damit Ihr aber, Ihr mögt nun in England oder Frankreich landen, Euch auszuweisen im Stande seid, wo das Euch abgenommene Schreiben geblieben, so erlaubt einen Augenblick."

Der Admiral setzte sich an den Tisch und schrieb Folgendes:

„Ich, der Vice-Admiral Michael Adrianson de „Ruiter, bekenne hiermit, dem französischen Edel„manne, François d'Antin, auf offener See ein „Schreiben abgenommen zu haben, welches von „Se. Eminenz, dem französischen Cardinal-Mini„ster Mazarin an den Mylord-Protektor von „England gerichtet war. Ich bescheinige den

„Empfang des Schreibens und ertheile dem Herrn
„von Antin diese Quittung.
Terel, am Bord des „Weltefreden"
16. Decbr. 1656.
Michael Adrianson de Ruiter."

Mit dieser Bescheinigung, einen tödtlichen Groll im Herzen, segelte der Chevalier mit dem Fischerboote davon.

XVI.

Der Corsar und sein Weib.

(März 1657.)

Das von Toulon unter Segel gegangene Geschwader, unter dem Commando de Ruiter's stehend, war von einem heftigen Sturm überfallen und getrennt worden. Der Admiral befand sich allein. Er war unmuthig, weil er seinen Zweck verfehlte. Längere Zeit hatte er die französischen Küsten besegelt, um sich der Corsaren zu bemächtigen, die, von Mazarin offenbar begünstigt, die Schifffahrt unsicher machten, und namentlich die schutzlosen holländischen Kauffahrer auf alle Weise schädigten und ängstigten. Manchen verwegenen Räuber hatte die Ankunft des gefürchteten Seekriegers verscheucht, man nahm auch ein Paar kleine Barken, die der Piratenschaft verdächtig waren, aber den eigentlichen Schrecken der Meere, den kühnen Corsaren-Häuptling, den Freund und

Feind fürchtete, und der sich den Namen Epouvantail erworben hatte, konnte er nicht finden.

Eines Morgens hatte das Admiralschiff ein französisches Küstenfahrzeug aufgelaufen. In jener Zeit, wo Alles Verdacht erregte, betrachtete man auch diese Barke mit Mißtrauen, zumal der wachthabende Offizier bemerkt haben wollte, daß am Bord derselben, die nur auf halbe Schußweite von ihnen entfernt war, sich eine größere Anzahl von Menschen befand, als man sonst auf solchen Schiffen anzutreffen pflegt, und daß sowohl am Vorder- als am Hintersteven ein Geschütz aufgestellt sey. Es ward sogleich Jagd auf die Barke gemacht, welche, sobald sie die Bewegungen des Admiralschiffes bemerkte, so schnell als möglich zu entkommen suchte, was ihr indessen nicht gelang. Der Offizier, welcher an Bord des genommenen Fahrzeuges gesandt wurde, um dasselbe zu untersuchen, stattete genauen Bericht ab. Es war eine Barke, die von Toulon aus längs der Küste Handel trieb und ihre Papiere wiesen sich als vollkommen richtig aus; aber in dem Schiffe selbst befand sich so Manches, was mit diesen Angaben in Widerspruch war, namentlich die Kanonen und die Ueberfülle von Mannschaft. Endlich entdeckte man auch noch einen ansehnlichen Vorrath von Munition und Waffen, so daß man anneh-

men durfte, der Führer der Barke sei, wenn nicht selbst ein Pirat, doch ein Bekannter oder Unterhändler derselben, der die Boten- und Adjutantendienste versehe; und dies war Grund genug, sich seiner zu bemächtigen.

Eine Dame, welche sich als Passagier am Bord der Barke befand, wurde, sammt ihren Kindern, vor de Ruiter geführt. Es war eine Frau von seltener Anmuth und Schönheit, sanft und schüchtern, mit klaren, milden Augen und einer zum Herzen dringenden Stimme. Ihre beiden Kinder, liebliche Mädchen in dem zartesten Alter, drängten sich scheu an die Mutter und wagten es nicht, den Offizier anzublicken, der vor ihnen stand.

Die Dame sagte, auf Befragen des Admirals, sie heiße Louison Charpentier, sei die Gattin eines Kaufmannes aus Brest, von dem sie seit zwei Jahren getrennt lebe, und jetzt eben auf einer Reise von Toulon nach Marseille begriffen, wo sie sich mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen hoffte.

„Wenn das ist," antwortete de Ruiter, „so müßt Ihr es mir Dank wissen, daß ich jenes Schiff, dem Ihr Euch und Eure Kinder anvertraut hattet, angehalten habe, denn ich kann Euch die Versicherung er-

theilen, daß es, anstatt nach Marseile, nach einer ganz entgegengesetzten Richtung steuerte."

„Unmöglich, mein Herr! Der Capitain ist mir zu wohl bekannt, als daß ich eine solche Täuschung glauben möchte."

„Meine Behauptung ist zuverlässig, Madame, und wenn der Führer jener Barke wirklich ein Bekannter von Euch ist, so muß ich Euch sagen, daß Ihr nicht Ursache habt, mit dieser Bekanntschaft besonders groß zu thun. Das Schiff ist von uns genau untersucht und wir haben gefunden, daß es entweder des Seeraubs dringend verdächtig, oder doch zu überweisen ist, daß es mit derlei Piraten-Gesindel in genauem Verkehr steht. Wie dem nun auch sei, so könnt Ihr nicht an Bord desselben zurückkehren, um Eure Fahrt, sie gehe nun nach einer Euch bekannten oder unbekannten Richtung, fortzusetzen. Aber Ihr könnt um Euret- und Eurer Kinder wegen ganz unbesorgt sein, wir führen keinen Krieg mit Weibern; Ihr sollt hier an Bord gut gehalten werden, und sobald sich Gelegenheit darbietet, lasse ich Euch an's Land bringen."

Er gab Befehl, der Dame eine seiner Kajüten einzuräumen, und vernahm dann den weitern Bericht seiner Offiziere, woraus hervorging, daß die Barke

ein Piratenschiff sei. Der Führer derselben hatte es nothgedrungen eingestanden; wer aber die Dame wäre, darüber behauptete er nichts zu wissen und betheuerte daß sie als Passagier bei ihm an Bord gegangen sei.

Nach einigen Stunden — die Sonne stand hoch im Mittage — erblickte man einen Kauffahrer, der vor dem Winde hintrieb und in seinem Aeußern kundgab, daß er entweder von furchtbaren Stürmen oder andern Unglücksfällen heimgesucht worden war. Der Kauffahrer seinerseits hatte nicht sobald das Admiralschiff erblickt, als er die holländische Flagge aufzog und Zeichen über Zeichen machte, daß man bei ihm an Bord kommen möchte.

„Das ist einer der Unsrigen!" rief de Ruiter lebhaft. „Ich will selbst hin und sehen, in welches Teufels Klauen dieser Unglückliche gefallen ist!"

Die Untersuchungen des Admirals bestätigten seine Ahnung. Der Kauffahrer war von einem Seeräuber geentert worden und die Piraten hatten am Bord erbarmungslos gehaust. Nicht allein hatte man Alles entwendet, was sich irgend Werthvolles an Bord befand, sondern weil sich die Kauffahrer Anfangs tapfer zur Wehre setzten, wobei einige der Piraten verwun-

det wurden, hatte man aus Rache die schändlichsten Grausamkeiten verübt. Keiner war ohne die empfindlichsten Mißhandlungen geblieben; der Proviant, den man ihnen zurückgelassen, war spärlich, den Wasserfässern hatte man den Boden eingestoßen und das Steuer auf eine Weise beschädigt, daß sie die Fahrt nicht fortsetzen konnten: „Wir hätten Alle elendiglich umkommen müssen, wenn Ihr uns nicht gefunden!“ schloß der Kauffahrer seinen Bericht.

„Ich hoffe zu Gott,“ rief de Ruiter voll edlen Zornes, „es wird mir gelingen, diese Schurken aufzufinden und sie gebührend zu züchtigen.“

„Das möge zum Heil der Schiffahrt geschehen!“ entgegnete der Kauffahrer. „Ach, wäret Ihr doch nur drei Stunden früher gekommen, denn so lange ist es ungefähr, daß mich jener Unhold verlassen hat. Ja, ich darf wohl mit vollem Rechte sagen, daß es ein Unhold war; es ist ein grausamer Wütherich, der mit kaltem Blute raubt und ohne Ursache mordet, nur aus Lust am Mord! Epouvantail nannte er sich, Epouvantail nannten ihn seine Gefährten und Epouvantail war auch ihr Schlachtgeschrei!“

„Ha! Epouvantail!“ rief de Ruiter rasch. „Das ist der Name jenes grausamen Piraten, der ein Schrekken des Mittelmeers wurde. Ich lasse nicht ab, bis

ich ihn in meine Gewalt bekommen habe. Geschwind, mein Freund, könnt Ihr uns genaue Auskunft geben, wie lange es her ist, daß der Räuber Euch verließ, wie damals der Stand des Windes und des Wetters war, und nach welcher Richtung er steuerte?"

Der Kauffahrer gab die erwünschte Auskunft und bald darauf steuerte de Ruiter den Cours des Piraten. Gedankenvoll ging er auf dem Verdecke hin und her. „Genau genommen ist zwischen diesen Schurken eine Art von Einverständniß," sprach er vor sich hin. „Wenn ich bedenke, welchen Cours die Barke steuerte, und welchen Cours der Pirat gesteuert haben soll, so ist es nur zu gewiß, daß sie noch vor Sonnen-Untergang hätten zusammentreffen müssen. Wenn ich dann ferner bedenke, daß jene Barke reichlich mit Schießbedarf versehen war, welches sie dem Räuber brachte, und dann wieder — mein Gott! Welch ein Gedanke kommt mir da? Sagte nicht jene schöne Dame, sie reise zu ihrem Manne, und könnte nicht jener Räuber dieser Mann sein? Hm! Hm! Ich muß klar sehen!"

Er stieg sogleich in die Kajüte hinab und trat bei der Dame ein, die sich bei seinem Anblick ängstlich erhob.

„Wollt Euch nicht stören lassen!" sagte der Ad-

miral freundlich. „Ich komme nur, um Euch eine einzige Frage vorzulegen. Sagtet Ihr nicht, Ihr wäret auf dem Wege zu Eurem Manne begriffen?"

„Das sagte ich, der Wahrheit gemäß."

„Ich habe mir genau den Cours gemerkt, den Eure Barke genommen hatte, und da ich jetzt ganz denselben Weg steuere, so ist nicht zu bezweifeln, daß wir bald mit ihm zusammentreffen müssen."

Die Dame sah erschreckt zu ihm auf. „Wie könnt Ihr wissen —?" sprach sie und hielt dann inne.

„Nun, wer weiß!" entgegnete der Seemann. „Ich habe mitunter die Gabe, die verborgensten Geheimnisse entdecken zu können, und in diesem Falle glaube ich gerade meiner Sache gewiß zu sein. Ihr sagtet, Euer Mann sei ein Kaufmann; ich setze hinzu, daß er ein Kaufmann ganz besonderer Art ist, denn er kauft ohne Geld und Kredit ein und zahlt die gelösten Waaren mit Pulver und Blei. Ich meine auch die Firma seines Hauses zu kennen, sie heißt: Epouvantail!"

„Jesus Maria!" rief die Dame und stürzte in die Kniee.

„Piratenweib!" rief zornig de Ruiter.

„O mein Herr, habt Erbarmen!" schluchzte das Weib. „Was habe ich verbrochen, außer, daß ich

meinen Gatten liebe? Als ich ihm mein Herz schenkte, wußte ich nichts von seinem Treiben, ich kannte ihn nur als den Wohlthäter meiner Familie. Als ich ihm meine Hand reichte, war ich selig! Ach, dieser kurze Traum des Glückes sollte bald zerstört werden. Was er auch gethan, wie er auch gelebt — er wird seinen Richter finden, allein mir steht es nicht zu, ihn zu verdammen. Mag die ganze Welt ihm fluchen, ich habe nur Segensworte für ihn."

„Ist es möglich —?"

„Herr Admiral! Er rettete meinen Vater und meine Brüder, die sich in eine Verschwörung wider Mazarin eingelassen hatten, von einem gewissen Tode; er sorgte unermüdlich, mit der treuesten Sorgfalt für Alle! Er ward mein Gatte, mein Herr und Gebieter! Er mag für Euch das Entsetzen, das Schrecken und die ewige Verdammniß sein, für mich ist er nur der Vater meiner Kinder!

„Das ist Alles gut!" sagte de Ruiter. „Es ist — es wird abermals eine traurige Scene des Blutvergießens. Ich will Euch glauben, daß Ihr unschuldig seid an den Räubereien Eures Gatten, daß Ihr seine Schlechtigkeiten nur mangelhaft, oder vielleicht gar nicht gekannt habt. Ihr verabscheut das

Morden der Unschuldigen und würdet gewiß dem Degen Eures Mannes Einhalt thun —."

„Wenn ich es vermöchte, gewiß! Es würde eine namenlose Wonne für mich sein. Aber wie sollte mir das gelingen?"

„Wer weiß! Vielleicht! Ich wüßte ein Mittel!"

„Nennt es, Herr!"

„Ihr war't im Begriff, Euren Gatten zu suchen. Gewiß waret Ihr im Besitz irgend eines Zeichens, um sicher an Bord seines Schiffes zu gelangen Dies Zeichen — nicht wahr, Ihr besitzt ein solches?"

„Und wenn ich es besäße?"

„Ihr müßt es uns nennen!" rief de Ruiter rasch. „Ihr werdet es thun, wenn ich Euch versspreche, jede Schonung walten zu lassen, von der nicht die Rede sein kann noch wird, wenn wir ihn mit den Waffen in der Hand ergreifen."

„Haltet ein! Ich durchschaue Euch; aber ich kann Euch sagen, daß Euer Bemühen vergeblich ist. Glaubtet Ihr im Ernst, ich würde Euch meinen Gemahl ausliefern, an den ich durch alle Bande der Liebe und Dankbarkeit gefesselt bin? Nein, Ihr dachtet es nicht!"

„Wohl dachte ich es!" entgegnete der Admiral. „Ich dachte, Ihr wäret ein vernünftiges Weib, aber

Ihr seid eine Thörin! Habt es denn! Aber das Zeichen will ich Euch entreißen und sollte ich —!" Er hob seine Hand und machte eine Bewegung gegen die Kinder. Die Mutter sprang auf und warf sich zu seinen Füßen: „Nein, nein! Berührt nicht meine Kinder! Ich flehe Euch an, um der Wunden Christi willen! Was thaten Euch die armen, unschuldigen Geschöpfe, was habe ich Euch gethan? Habt Ihr nicht auch ein liebendes Weib daheim?

„Ich habe!"

„Und auch solche unschuldige, liebe Kinder?"

„Ja!"

„Laßt sie meine Fürsprecher sein. Ich habe nichts als diese Thränen, um meine Kinder zu schützen und für sie zu bitten. Wenn diese Waffen nicht mächtig genug sind, so werdet Ihr sie mir nehmen; Ihr werdet — ach, ich vermag dies schreckliche Wort nicht auszusprechen. Ich könnte, von ihren Martern hingerissen, meinem Worte treulos werden, über die Pflicht der Mutter die Pflicht der Gattin vergessen! Ach Gott! Wollt Ihr in Wahrheit, daß ich den Vater meiner Kinder selbst auf das Schaffot führen soll?"

„Nein, das will ich nicht!" antwortete de Ruiter nach einer Pause. „Behaltet Euer Geheimniß für Euch. Ich werde suchen, auch ohne Euch fertig zu

werden. Und über Eure Zukunft möge Gott im Himmel wachen!" Er entfernte sich.

Am nächsten Morgen war es dem Admiralschiff gelungen, den Piraten, der so lange Zeit das Schrecken der mittelländischen See gewesen, aufzulaufen; zur selben Zeit sah man eines der holländischen Kriegsschiffe zwei Meilen abwärts im Lee. De Ruiter lief sogleich in den Luf des Piratenschiffes und ließ die Aufforderung ergehen, die Flagge zu streichen.

Der Seeräuber schlug bei dieser Aufforderung ein lautes Gelächter auf und überflog mit dem Bewußtsein großer Sicherheit sein eigenes Schiff. Es war ein Fahrzeug von zwanzig Kanonen, nach einer damals noch neuen Art gebaut; stark und kräftig, um einem heftigen Angriff mit Erfolg zu widerstehen, und zugleich leicht und flüchtig, wie der Schaum, der auf den Spitzen der Wellen leuchtet.

„Habt Ihr's gehört?" rief er seinen Genossen zu. „Wir sollen uns ergeben! Fünf Minuten giebt er uns Bedenkzeit! Nun, wir nehmen die fünf Minuten nicht an, und geben ihm für jede Minute zwei Kugeln zurück. Blutflagge auf! Feuer!"

Die zehn Backbords-Kanonen des Piraten wurden abgefeuert und der Kampf begann zur Stelle. Das Gefecht war hartnäckig, die Piraten schlugen sich mit

einer Tapferkeit, die des edelsten Zweckes würdig gewesen wäre.

„Wenn ich wüßte, wo die Barke geblieben ist, die mir mein Weib zuführen sollte, ich hackte mir einen Finger ab!“ sagte der Räuber zu seinem Unterbefehlshaber. „Dreifach größer wäre mein Muth, wenn ich sie in meiner Nähe wüßte!“

Zur selben Zeit hatte sich der Flaggen-Capitain des Admiralschiffes an de Ruiter gewendet: „Wir opfern eine Menge unserer Leute unnütz, Herr Admiral! Der Schurke von einem Räuber hat immer unser Hinterdeck im Auge und feuert eine Büchse nach der andern ab. Wie wäre es, wenn wir sein Weib und die Kinder hierher führen ließen? Das wäre eine gute Zielscheibe für den Patron, und ich bin überzeugt, daß er bald gelindere Saiten aufziehen würde.“

„Nein!“ sagte de Ruiter. „Ich will keinen Sieg durch die Schürze, weder auf die eine, noch auf die andere Art. Mir deucht es ehrenvoller, zu streiten durch eigene Mittel, mit eigener Kraft! Behaltet guten Muth! Dieser Corsar wird doch zu bewältigen sein!“

Und der Admiral hatte Recht. Noch eine Stunde, und beide Fahrzeuge lagen Deck an Deck, eine zweite Stunde, und die Piraten waren besiegt. Die Todten

wurden über Bord geworfen, die schwer Verwundeten trug man in des Doktors Kammer, die leichter Verwundeten wurden verbunden und dann, mit Ketten belastet, in den Schiffsraum geführt. Unter diesen Letzteren war Epouvantail. Er hatte mit beispielloser Ausdauer gefochten und selbst, als er am Boden lag, wüthete er noch wie ein angeschossener Eber. Aber endlich mußte er der Uebermacht weichen und ward, mit einer dreifachen Kette belastet, an Bord des Admiralschiffes gebracht.

Als das Gefecht beendigt war, kam das Kriegsschiff heran, welches man beim Anbruch des Tages im Lee erblickt hatte. Es war der Friese Douwe Aukes, der in der Schlacht vor Plymouth so tapfer focht. Seit jenem Tage hatte er den Dienst der ostindischen Compagnie aufgegeben und war als Capitain auf ein Staatenschiff übergetreten. Er kam bei de Ruiter an Bord und dieser übergab ihm das Piratenschiff, um es in Sicherheit zu bringen und die gefangenen Mannschaften an irgend einem Punkte der Küste auszuschiffen.

„Soll geschehen!“ sagte der wackere Friese und machte sich allstunds an das Werk. Er bemannte das Prisenschiff, welches eine kostbare Ladung an Geld und Waaren enthielt, mit einer hinlänglichen Anzahl von

Matrosen; dann nahm er die Gefangenen an Bord seines eigenen Schiffes auf; sie sollten unter dem Druck seiner Kanonen stehen, bis er sich ihrer entledigt hatte.

Während diese Arbeiten vorgenommen wurden, ließ der Admiral den Piraten-Häuptling vorführen. Dieser trat ein, keck und trotzig in seinem ganzen Benehmen. Er stand mit übereinandergeschlagenen Armen dem Admiral gegenüber, und nachdem er ihn scharf fixirt hatte, sagte er: „Herr Michael Adrianson de Ruiter, wir sind gute Freunde von früher her, und ich hoffe, Ihr werdet den Vertrag halten, den wir mitsammen geschlossen haben."

„Was meint Ihr damit?"

„Damit meine ich, daß wir uns vor vielen Jahren schon einmal in diesen Gewässern begegnet sind!" sagte der Pirat. „Kennt Ihr den Namen d'Argenson?"

De Ruiter besann sich einen Augenblick, dann rief er: „Ist es möglich?"

„Es ist so. Ihr waret ein junger Kauffahrer, als ich Euch aufbrachte. Man führte Euch in meine Kajüte; das Fieber schüttelte Euch und es erbarmte mich Euer Anblick, so daß ich Euch zu trinken bot. Da gabt Ihr mir zur Antwort: Bin ich ein Gefangener,

so gebt mir das Getränk der Sclaven, Wasser; bin ich aber ein freier Mann, so laßt uns zusammen Wein trinken."

„Bei Gott! so war es! Ihr gabt mir Wein, und ich war frei!"

„Jetzt stehen wir uns abermals gegenüber; ich bin derselbe, der ich früher war, aber Ihr seid ein Anderer. Der kleine Kauffahrer ist ein großer, mächtiger Seeheld worden. Sagt mir, Herr Admiral, wie Ihr Euer mir gegebenes Wort zu lösen gedenkt?"

Der Admiral sann einen Augenblick nach, dann ließ er Wein bringen und füllte die Becher. Als Beide getrunken, sagte der Admiral: „Jetzt zahle ich Euch das Lösegeld von damals!" Er öffnete die Thür zur nächsten Kajüte und herein flogen die Kinder mit lautem Jubel, die Gattin eilte herbei und sank lachend und weinend zugleich in die Arme des Mannes.

Eine Viertelstunde verstrich, nur von den Ausrufungen der Liebe und Zärtlichkeit ausgefüllt. De Ruiter betrachtete diese Scene mit stiller Rührung, dann aber, seine Empfindungen bewältigend, legte er seine Hand auf die Schulter des Piraten und sagte:

„Capitain d'Argenson, wir sind quitt!"

„Was heißt das?"

„Hört mich ruhig an. Das Gewerbe, welches Ihr betreibt, ist nicht besonders ehrenvoll, und nach allem Völkerrecht seid Ihr im Voraus nach den Gesetzen des Landes verurtheilt, dessen Schiffe Ihr molestirt. Aber dieser Empfang Eures Weibes und Eurer Kinder hat mir gezeigt, daß auch edlere, sanftere Empfindungen in Euch wohnen. Ich bin, um dieser armen Geschöpfe willen, geneigt, einen Vertrag mit Euch einzugehen."

„Redet!"

„In dieser bewegten Zeit der ewigen Aufregung haben sich seltsame Begriffe bei den Völkern gebildet. Was hier ehrlos ist, wird dort eine ruhmvolle Handlung genannt. Holland würde Eure Freibeuterei mit einem ehrlosen Tode bestrafen, während man Euch in Frankreich deshalb belobt und noch obenein mit Auszeichnungen und Geschenken ehrt. Nicht ohne zu erröthen, gestehe ich ein, daß man bei uns nach gleichen Grundsätzen handelt, und deswegen will ich nicht, daß Ihr an irgend einer Fockraa enden sollt. Andrerseits darf ich Euch nicht frei geben, ohne mir den Vorwurf zu machen, daß ich einen gefährlichen Feind unserer Seefahrt entwischen ließ. Wollt Ihr mir Euer Ehrenwort geben, vom Seewesen auszuscheiden, und wollt Ihr schwören, daß, wenn Euch die Nothwendig-

keit geböte, wieder an Bord irgend eines Schiffes zu gehen, Ihr niemals etwas unternehmen wolltet, was zum Schimpf, zum Schaden und Nachtheil der Kriegs- oder Kauffahrtei-Flagge Hollands gereichen könnte?"

„Schwöre, mein theuerer Gatte, schwör' es, und gieb Dich mir und Deinen Kindern wieder!" bat das schöne Weib mit überströmenden Augen.

Der Seeräuber schwieg und blickte finster vor sich hin.

„Bedenkt Euch wohl!" sagte de Ruiter ernst. „Die Zeit ist karg gemessen, und hier erscheint der Mann, der uns sagen wird, wie bald sie völlig abgelaufen ist. — Nun, Douwe Aukes," redete der Admiral den eintretenden Friesen-Capitain an, „wie weit seid Ihr?"

„Die Prise ist klar und kann fortsegeln nach dem Terel. Wollte Euch nur fragen, ob Ihr den Häuptling da mitzusenden gedenkt, oder ob Ihr irgend eine andere Absicht mit ihm habt?"

De Ruiter sah den Capitain d'Argenson an, aber dieser blieb stumm wie zuvor; seine Gattin streckte flehend die Hände aus, die Kinder weinten laut.

„Nun, mein lieber Kamerad Douwe Aukes," sagte de Ruiter freundlich; „ich habe mit diesem Herrn gesprochen und ihm sein Wort abgenommen, nicht mehr

gegen Holland zu dienen; damit ist dieser unglückliche Handel abgemacht, wißt Ihr. Es wird sich irgendwo ein Punkt an der Küste finden, wo ich diesen Mann mit seiner Familie aussetzen kann. Setzt also Euern Cours, laßt die Prise segeln, entledigt Euch Eurer Gefangenen und sucht mich dann wieder zu treffen. Behaltene Reise!"

„Dank' Euch! Das ist ein stillerer Tag als vor ein Paar Jahren in der Schlacht vor Plymouth, wo ich Seiner Herrlichkeit Lord Ascue den Gigbaum durchschoß. Lebt wohl, Herr, auf Wiedersehen!"

Der Friese ging. „Nun, Herr von Argenson," fragte de Ruiter, „habe ich zu viel in Eurem Namen gesprochen, oder hätte ich Euch nach dem Terel senden sollen?"

„So lange noch die Gewalt gegen mich war," sagte der Franzose langsam, „hättet Ihr mir das Geständniß nicht entrissen, daß ich bereit sei, für immer die Waffen zu strecken. Jetzt, wo Ihr so edelmüthig gegen mich handelt, will ich es nicht minder sein. Hier Hand und Schwur: Ich scheide aus dem Kaperdienst und ziehe mit Weib und Kind nach Amerika, um ihnen dort in der Ferne ein stilles, friedliches Loos zu bereiten. Genügt das?"

Mit dem Rufe des lautesten Entzückens warf sich

das Weib in ihres Gatten Arme und rief laute Segenswünsche auf de Ruiter herab.

„Es genügt," sagte de Ruiter. „Ich werde das Land anlaufen lassen und Euch Eure Freiheit geben."

Drei Tage später war der Pirat mit den Seinigen unfern eines kleinen Ortes an der französischen Küste ausgeschifft, und von jener Stunde an zitterten die Kauffahrer nicht mehr vor den Kanonen des Kapers Epouvantail.

XVII.

Douwe Aukes.

(April 1657.)

Der tapfere Friesen-Capitain fuhr mit seinem Schiffe, das an dem Spiegel den stolzen Namen „Oraniens Ehre" trug, fröhlichen Muthes dahin, und setzte den Cours zunächst nach Gibraltar. Es war ein eigenes Wesen mit diesem Schiffe. Von Außen wies es sich als ein wohlgetakeltes und wohlgerüstetes Schiff, dessen Kanonen hell glänzten, und dessen Seitenborde andeuteten, daß sie vor den ersten glatten Lagen des Feindes nicht auseinander wichen. Die Mannschaft benahm sich ernst und ruhig, wie am Bord jedes Staatenschiffes. Aber nur äußerlich war diese Harmonie, innerlich tobte und gährte es, wie ein Vulkan. Nur wenige Landeskinder befanden sich am Bord, die übrigen waren Seeländer, Norweger, Jüten, Schweden, Schotten, Russen, und aus allen diesen Ländern nicht eben die besten und erle-

fenſten; es war ein bunt zuſammengewürfelter Menſchenknäuel, deſſen einzelne Individuen nichts mit einander gemein hatten, als das Sonnenlicht, und keine andere Hoffnung auf Erden, als ihren Antheil am Priſengelde. Ihr ſtetes Dichten und Trachten nach einem freien, ungebundenen Leben ſtand im ſtrengſten Widerſpruch mit der unerbittlichen Strenge Douwe Aukes, der jedes noch ſo leichte Vergehen, den geringſten Verſtoß gegen die Subordination mit unnachſichtlicher Strenge beſtrafte. Insgeheim gährte es in den Gemüthern fort und es bedurfte nur eines äußern Anlaſſes, um ſich eben ſo plötzlich als verderbenbringend zu entladen.

In dem tief unterſten Raum von „Oraniens Ehre" herrſchte ein noch verwegenerer Geiſt, der das größte Unheil anzurichten drohte. Dort lagen auf dem eiſernen Ballaſt, mit Ketten oder Stricken gefeſſelt, die gefangenen Piraten und gingen ihrem ungewiſſen Schickſal entgegen. Hier war die Gährung in den Gemüthern noch wilder, noch ungezähmter, und je weniger ſie ſich Hoffnung machen durften, einen Gedanken der Freiheit zu faſſen, deſto ungebundener liehen ſie ihren Empfindungen Worte und brachen oft in ein lautes Wuthgeſchrei aus, von den wachthabenden Marine-Soldaten und den Bootsmanns-

Maaten, die mit starken Tau-Enden zwischen ihnen umhergingen, nur mit Mühe zur Ruhe gebracht. Der Capitain, der von allen diesen Vorgängen genau unterrichtet war und stets geschärftere Maaßregeln erließ, beauftragte seinen Hochbootsmann, den gefangenen Piraten anzukündigen, daß, wenn einer von ihnen wieder laut das Wort ergriffe, um verbrecherische Anreizungen zum Aufruhr vernehmen zu lassen, und er schwiege nicht gleich bei der ersten Aufforderung, er ohne alle weitere Prozedur erschossen werden solle.

Ein Gemurmel des Unwillens flog durch die Reihen der Gefesselten, als ihnen dieser Befehl kund gethan ward, und in ihrem Beisein die wachthabenden Soldaten von dem Geschützmeister scharfe Patronen empfingen."

„Oho!" rief ein athletischer Schotte. „Nun sollen wir nicht einmal reden? Wer will uns das verbieten?"

„Du hast es ja gehört!" sagte sein Nachbar, ingrimmig mit der Kette rasselnd.

„Der Capitain will es nicht?" fuhr der Schotte fort. „Was Teufel kümmere ich mich um diesen schäbigen Hund von Capitain? Nun gerade will ich toben und schreien, und will sagen, daß ich ihn verabscheue, und ihm in's Gesicht spucken, mit den Füßen treten und mit den Händen zerreißen will, so-

bald ich diese Kette von meinen Armen gestreift habe."

„Halte das Maul, Mac Keen! Du bringst uns mit Deinen nichtsnützigen Reden allesammt in's Unglück."

„In was für ein Unglück kannst Du noch kommen, einfältiger Narr! Liegst da gebunden, mußt vor Hunger und Durst verschmachten, hast keinen frischen Athemzug das ganze Etmal hindurch und mußt geduldig abwarten, ob sie Dich eines gesegneten Morgens hängen, oder an einem unwirthbaren Strand aussetzen."

„Vielleicht finden wir ein Mittel, uns frei zu machen!" flüsterte sein Nachbar.

„Frei?" rief der Schotte. „An solchen Unsinn denke ich nicht mehr. Wahrhaftig nicht! Aber wenn ich es könnte — oho! Kameraden! Faßt einmal Eure Ketten an und versucht sie zu zerreißen! dann wollen wir die Stücke diesen Hunden an den Kopf werfen, daß ihnen der Athem ausgeht, und ihrem Friesischen Satan von Capitain die Eingeweide aus dem Leibe treten! Hurrah! für unsere Freiheit!

„Hurrah!" schrieen die Piraten und rasselten mit den Ketten, die jeder Anstrengung spotteten.

Da erschien ein Offizier oberhalb der Luke: „Ruhe

da unten, Ihr Alle! Und vor allem Du da in dem rothen Hemde!"

„Ich will nicht!" rief der Schotte, der mit einem rothwollenen Hemde bekleidet war. „Ich will diese Kette zerbrechen und sie Euch in's Gesicht schleudern! Ueber Bord mit Euch Allen, wenn wir uns losgemacht haben, und dann wird dies Fahrzeug ein Piratenschiff. Frisch, Jungens, versucht's noch einmal!" — Und mit seinen nervigen Fäusten ergriff er die Kette, um sie zu zersprengen, aber in demselben Augenblicke hatte der wachthabende Soldat auf einen Wink des Offiziers sein Gewehr angelegt, die Kugel pfiff und der Schotte stürzte mit zerschmettertem Hirnschädel zusammen.

„Nehmt Euch ein Beispiel!" sagte der Offizier und zog sich zurück. Bald darauf erschienen vier Matrosen in dem Raum, um die Leiche wegzunehmen, die durch eine Kanonenpforte des Zwischendecks über Bord gelantscht wurde.

Diese rasche Vollstreckung eines erst kurz vorher gegebenen Befehls brachte einen tiefen Eindruck auf die Piraten hervor, und hatte zur Folge, daß der wilde Lärm plötzlich unterbrochen ward; nur ein leises Geflüster setzte sich fort.

„Dieser Schotte war ein Narr!" flüsterte ein Eng-

länder, der bereits den Dänen, Schweden und Norwegern davon gelaufen war, und sich's nun bei den Piraten versuchte, seinem Nachbar, einem Pommer, zu. „Mit solchem Teufelslärmen richtet man nichts aus. Alles muß fein angefangen werden, dann glückt es auch. Wenn ich nur erst meine Arme frei hätte, dann sollte es mir nicht fehlen!"

„Das glaube ich Dir!" brummte der Pommer. „Wenn jeder meiner Zähne ein Marlpfriem wäre, dann wollte ich bald Platz machen. Aber der holländische Hund, der mich gefangen nahm, hat sie mir mit seinem Gewehrkolben alle eingestoßen, weswegen es mich auch nicht sonderlich kümmert, daß ich nichts zu beißen habe."

„Gebt mir nur freie Arme! Nur freie Arme!" seufzte der Engländer. — Ein Franzmann, der in der zweiten Linie lagerte, hatte diese Worte gehört und wußte sich so geschickt zu wenden, daß er dem Engländer zur Seite kam: „Ist's wahr, daß Du etwas thun kannst, wenn Du die Arme frei hast?" sagte der Franzose.

„Ich kann's, Bruder! Mein Arm ist stark, mein Verstand ist scharf, ich habe einen Plan, wie wir uns dieses Schiffes ohne die geringste Mühe bemächtigen. Kannst Du mir die Arme frei machen?"

„Das hoffe ich!"

„Wie willst Du's anstellen?"

„Laß es meine Sorge sein. — Da ist einer von den Bootsmanns-Maaten, die des Abends den Appell halten, der mich von frühern Zeiten kennt; mit dem will ich ein Wort sprechen. Dazu ist es aber nöthig, daß ich ihn so unbemerkt als möglich anreden kann, darum laßt mich draußen am Ende der Reihe liegen, dann muß er hart an mir vorbei! Still, Leute, still! die verdammte weißjackige Schildwache da oben hat ihr Auge auf uns gerichtet und droht mit dem Gewehre."

Und die Piraten streckten sich nachlässig hin, als ob nichts vorgefallen wäre. Eine halbe Stunde später, als die Schildwache, durch die fortdauernde Stille getäuscht, ihre Aufmerksamkeit andern Theilen des Raumes zuwandte, kletterte der Franzose behende über seine Nachbarn weg und nahm den von ihm gewünschten Platz ein.

Die Gährung, welche unter den Gefangenen herrschte, war den Offizieren nicht unbekannt geblieben, und hatte bei mehreren derselben ein ernstes Nachdenken erweckt. Sie theilten sich gegenseitig ihre Besorgnisse mit, und kamen dahin überein, dem Capitain bescheidene Vorstellungen zu machen. Dieser lag in seiner

Kajüte halb ausgestreckt auf einer Bank und hörte die Mittheilung der Offiziere mit einem ungläubigen Lächeln an. „Bah, Ihr Herren, Wind, nichts als Wind! Sehen schwarz aus, Eure Träume, schwarz wie die Katzenpfoten, die sich bei einer Windstille auf hoher See zeigen. Aber wenn die Kralle sich kaum geöffnet hat, zieht sie sich auch wieder zusammen. Habt keine Furcht!"

„Mit Verlaub, Capitain!" entgegnete der erste Lieutenant ernst, „Furcht bleibt den Offizieren fern, welche die Ehre haben, unter der Flagge Hollands zu fechten. Aber selbst der Tapferste braucht sich der Vorsicht nicht zu schämen. Es ist Euch wohl erinnerlich, daß Herr de Ruiter selbst wünschte —"

„Es ist schon gut, Ihr Herren!" unterbrach Douwe Aukes unwillig seinen ersten Offizier. „So lange ich an Bord bin, geht Alles nach meinem Kopfe, so wahr ich allein den General-Staaten für Alles verantwortlich bin. Mir ist nicht unbekannt, welche Stimmung unter den Matrosen und Offizieren des Fockmastes am Bord dieses Schiffes herrscht; ich weiß wohl, daß sie lieber mit den Piraten in dem Raum gemeinschaftliche Sache machten und auf Seeraub auszögen, anstatt sich den Seegesetzen zu fügen, und als ehrliche Matrosen in den Tod zu gehen. Ich

weiß das Alles, Ihr Herren, aber ich bekümmere mich nicht mehr darum, als um einen Schluck Jenever, denn ich verlasse mich auf mich selbst und auf meine Herren Offiziere."

„Das könnt Ihr, Herr, im Leben und im Tode! Zur Ehre unserer Flagge und unseres Namens! Wenn wir aber dennoch —"

„Seht, Ihr Herren!" sagte der Friese sich von seiner Bank erhebend und die Offiziere mit blitzenden Augen ansehend, „seht, es wäre nichts leichter, als die Gefangenen irgendwo auszusetzen, oder sie zu tödten und über Bord zu werfen. Aber das ist nicht genug und hat keinerlei Zweck. Wir müssen diesen Franzosen zeigen, daß wir uns nicht vor ihnen fürchten, daß wir ihre sogenannten Kaper nicht respektiren und sie für nichts Anderes halten, als was sie wirklich sind, nämlich für verwegene Seeräuber und Diebe. Darum müssen die Kerle nach Holland; offen und frei vor aller Welt müssen sie verurtheilt und gehängt werden, mit allen gerichtlichen Proceduren, wie das Recht solches vorschreibt. Und dabei muß laut gesagt werden, aber so laut, daß es an allen Enden von England und Frankreich gehört wird: So soll es Jedem ergehen, der es wagt, seine Hand nach Hollands Ehre und Hollands Flagge auszustrecken.

Habt Ihr das begriffen, werthe Herren, dann ist es mir lieb, wo nicht, thut es mir leid; jedenfalls aber bleibt es bei meiner Verfügung."

Die Offiziere entfernten sich, sichtlich sehr unzufrieden mit diesem Ausspruche ihres Befehlshabers, und völlig einig, ihm bald noch dringendere Vorstellungen zu machen, wozu sich bei der Stimmung der Matrosen und der Verwegenheit der Gefangenen leicht ein Vorwand finden würde; Douwe Aukes aber blieb zurück und sann nach, welche neue Maaßregeln er zu nehmen hätte, wenn die Gährung, welche bereits alle Gemüther ergriffen hatte, nun auch noch seiner Offiziere sich bemächtigen sollte.

„Dann, Ihr Herren," sprach er vor sich hin, „dann kann es kommen, daß Keiner von Euch je seinen Fuß auf den Werften von Terel oder Vlissingen niedersetzt; dann keine Reisen mehr nach dem Haag, keine Gastereien in Amsterdam, keine Bankette zu Dordrecht. Pah! Wollt Ihr trotzen, oder seid Ihr feige? Sind das Offiziere, die sich vor einer Handvoll Lumpengesindel fürchten? Laß sie machen! Ich gehe meinen Weg!" Und voll dieses Entschlusses stieg er das Verdeck hinauf.

Die Stunde des Appells war gekommen. Unfern von dem Franzosen, der den Platz an dem äußersten

Ende seiner Linie erreicht hatte, stand einer der Bootsmanns-Maaten und hielt ein Tau-Ende in der Hand, um diejenigen damit zu züchtigen, welche während des Namens-Aufrufes eine Störung versuchen sollten. Der Franzose schob sich so dicht an ihn heran, daß er den Fuß des Maaten mit seinem Kopfe berührte.

„Lieg' still, Du Hund!" rief der Maat und holte zu einem tüchtigen Schlage aus. Der Franzose starrte ihn an, und der Maat, sichtlich erbleichend, ließ den Arm sinken.

„Nun!" flüsterte der Franzose. „Warum schlägst Du nicht zu, rother Fischer?"

„Still, um Gotteswillen, Du Satan! Still, bis nach dem Appell!" Und der Maat ging abseits, ohne sich nach einem der Piraten umzusehen.

„Merkt Ihr etwas?" sagte der Franzose zu seinen Nachbarn, dem Engländer und dem Pommer. „Wenn der Kerl wiederkommt und mit mir spricht, so thut, als ob Ihr nichts hört. Schnarcht lieber, so laut Ihr könnt, damit er denkt, daß Ihr schlaft!"

„Wollen's!" sagte der Pommer, und der Britte fragte: „Was ist's für Einer?"

„Der Kerl war, was wir sind. Fällt ihm jetzt ein, den ehrlichen Mann zu spielen, und trieb's drei Mal ärger, als einer von uns. Zwischen seinen

Schultern sitzt das Brandzeichen der Galeere. Er hat manches Goldstück aus dem Blute der von ihm Erschlagenen herausgefischt, und wurde deshalb rother Fischer genannt. Aber laßt mich jetzt in Ruhe, und achtet auf das, was ich Euch gesagt habe."

Eine Stunde später lag der Bootsmanns-Maat dem Franzosen zur Seite: „Was willst Du von mir?"

„Du sollst meine Kette losmachen, weiter nichts."

„Bist Du toll? Ich will nicht."

„Gut, mein Junge, dann halte Dich nicht weiter hier auf, aber sobald morgen die Wasser- und Brod-Ration ausgetheilt wird, verlange ich einen der Offiziere zu sprechen, und wenn er kommt, will ich ihn fragen, ob er nicht versuchen will, nachzusehen, was die beiden Buchstaben T. F. bedeuten, die —"

„Still, still! Du Teufel! —"

„Aha! Ich sehe, Du hast meinen Namen noch behalten! Jean Diable heiße ich! Nun also, nimm Vernunft an, rother Fischer. Mache mich los und bekümmere Dich dann um nichts, oder laß es bleiben und Du liegst morgen hier neben uns, um später mit uns gehangen zu werden."

„O Gott!" seufzte der Maat. Was soll ich thun? Ich habe so aufrichtig bereut."

„Da warst Du ein Narr!"

„Ich wollte ein ehrlicher Kerl werden!"

„Dafür allein schon verdienst Du den Galgen!"

„Alles ruhig da unten!" rief die Schildwache von oben herunter.

„Alles ruhig ist es!" antwortete der Bootsmanns-Maat mit lauter Stimme und fuhr dann flüsternd fort: „Jean Diable, ich bitte Dich —"

„Höre noch einmal!" sagte der Franzose leiser als vorhin, so daß die nächsten Nachbarn nicht mehr verstehen konnten, was gesprochen wurde. Dann streckte der Franzose sich aus und blieb regungslos liegen. Der Bootsmanns-Maat blieb noch einige Augenblicke an seiner Seite, ein leises Klirren der Kette ward gehört, dann war es wieder still. Der Maat erhob sich und ging der Leiter zu, die zum Zwischendeck führte.

„Wer da?" rief die Schildwache mit vorgestrecktem Gewehr.

„Bootsmanns-Maat von der Runde!"

„Alles wohl dort unten?"

„Alles wohl!"

„Ihr seid lange unten gewesen! Passirt! Gute Rüst!"

„Gute Wacht!"

Die Schildwache ließ den Bootsmanns-Maaten

vorüber, und als dieser bei seiner Hängematte anlangte, sagte der Franzose zu seinem Nachbar: „Ich bin los!"

Nach einer halben Stunde hatte der Franzose den vollen Gebrauch seiner Hände wieder, und benutzte sie dazu, um seinen beiden Nachbarn einen gleichen Vortheil zu verschaffen. Als der Morgen dämmerte, war Keiner der Piraten, der noch eine Kette an Armen oder Beinen hatte. Alles war still und geräuschlos vollbracht.

Als die Sonne aufgegangen war, wurden die obern Luken abgenommen; mit der frischen, erquickenden Luft drang auch das volle Licht des Tages in den Raum. Zu gleicher Zeit trat in dem Zwischendeck die Wache in's Gewehr, und die Bootsmanns-Maaten erschienen, um den Morgen-Appell zu halten. Kaum waren diese von der Leiter herunter, als die Piraten sich wie ein Mann erhoben; sie bemächtigten sich der Maaten, legten sie in Fesseln und nahmen ihnen die Waffen. Die Soldaten schlugen bei der ersten Bewegung der Piraten die Gewehre an und feuerten. Einige stürzten todt oder verwundet zusammen, aber dann wimmelte es auf den Leitern, und ehe sich die Soldaten von ihrer Bestürzung erholen konnten, waren sie von den Piraten zu Boden geworfen und entwaffnet.

Das Abfeuern der Gewehre hatte Alles im Schiffe aus dem Schlafe gerüttelt. Das Wachtvolk lief am großen Mast zusammen, die übrigen stürzten aus ihren Hängematten und rannten verstört nach oben.

Die Offiziere flogen die Treppe hinan, und der Capitain Douwe Aukes erschien mit gezogenem Säbel am Eingange der Kajüte.

„Was giebt's da?"

„Die Piraten sind los! Sammt und sonders!"

„Nein! Nein!"

„Gewiß, Capitain! Die Wache hat auf sie geschossen und diese ist bewältigt. Sollen wir angreifen?"

„Schießt die Hunde zusammen! Laßt mich vorn stehen! Geschützmeister! Zwei Geschütze mit gehacktem Blei geladen und dann in den Raum hinein gezielt."

Die Kanonen protzten ab und richteten eine furchtbare Verwüstung unter den Piraten an, die eben jetzt Alle der großen Luke zudrängten, um nach oben zu gelangen. Sie brüllten fürchterlich auf und stürzten rasend, schäumend vor Wuth auf die Marine-Soldaten und Matrosen los. Der rothe Fischer war leise abseits in das Kabelgat gegangen und hatte hier die geheime Luke geöffnet, welche in den Raum führte. Dicht daneben befand sich eine Kammer, wo die Reserve-Waffen aufbewahrt wurden. Jean Diable hatte

diese Vorkehrungen gesehen, und stürzte mit mehreren seiner Genossen und mit dem Rufe: „Hurrah, der rothe Fischer!" zu dem Kabelgat hinauf. Dort bewaffneten sie sich und fielen den Marine-Soldaten in die Flanken. Die wenigen Truppen waren bald erlegen. Die Matrosen kämpften nur schwach; Einigen lähmte Furcht den Arm; Andere hatten, wie der rothe Fischer, Kameraden unter den Räubern und wollten nicht gegen diese kämpfen, Manche aber fanden Behagen an dem Räuberleben, sie traten offen zu diesen über, wurden mit lautem Jubel empfangen und kehrten nun ihre Waffen gegen ihre Flagge und ihren Capitain.

Die Offiziere des Halbdecks, obgleich während der Berathung voll Bedenken und Sorgen, hatten sich in dem Kampfe wie tapfere, entschlossene Männer benommen. Sie waren alle, mit rühmlichen Wunden bedeckt, gefallen und hatten dem Vaterlande ihre Schuld bezahlt. Douwe Aukes kämpfte noch immer mit Löwenstärke. Ueberall auf dem Schiffe herrschte Unheil und Verwirrung; nur auf der Stelle, wo er stand, blieb der Sieg. Ein Wunder war es fast, das ihn bis jetzt erhalten; er blutete zwar aus mehreren Wunden, aber er stand aufrecht und bot den Angreifern die Spitze. Anfangs hatte er seine Leute

mit kräftigen Worten anzufeuern gesucht, aber allmählig wurde er stiller. Als er einen seiner Lieblinge, den Unter-Steuermann Dirk Smidt, einen Jüngling von kaum achtzehn Jahren, unter den Messerstichen eines Piraten hinsinken sah, durchrieselte ihn ein Fieberfrost. Fast in demselben Augenblick erscholl ein lautes Hurrah; die Seeräuber hatten die Backschanzen genommen und waren Herren des Schiffes.

„Hurrah!" riefen die beiden Kerle, welche mit dem Friesen kämpften, der nicht mehr angriff, sondern sich nur vertheidigte; sie ließen in ihrer Trunkenheit von ihm ab und liefen nach vorn, um die Blutflagge aufhissen zu sehen. Dort entstand ein lautes Getümmel, dorthin drängte sich Alles. Der Friese stand ganz allein auf dem Hinterdeck, das Steuer flog willenlos hin und her, alle Segel lagen back und das Schiff trieb leewärts ab.

„Alles ist verloren!" sagte Douwe Aukes vor sich hin. „Hast mir da eine verdammte Botschaft aufgeladen, de Ruiter; sie kostet mich den Hals! Nun, auch gut so! Niemand am Lande, der nach mir ausschaut! Alles für die Flagge! Hurrah!"

Er ging langsam in die Kajüte.

Die Blutflagge wehte; die Piraten überließen sich dem tollsten bachantischen Jubel. Einer von ihnen

schlug vor, die Kanonen zu laden und die Piratenflagge mit der glatten Lage zu begrüßen. Dieser Vorschlag ward mit lautem Jubel aufgenommen.

Es fehlte an Pulver, und junges, leichtfüßiges Volk eilte nach der Pulverkammer. Der Eingang zu derselben war durch die Kajüte des Capitains. Die Aufrührer stießen die Thür der Kajüte ein und wichen, vor Schreck erbleichend, zurück. Der Eingang zu der Pulverkammer war bereits geöffnet, an dem Rande derselben stand ein Faß mit Pulver, dessen Boden abgehoben war. In die Mitte des Pulvers war ein Endchen Licht gesteckt; das Licht brannte

„Hollah, Ihr Hunde!" sagte Douwe Aukes, der unfern von dem verhängnißvollen Fasse auf einem Stuhl saß und sichtlich ermattet war von dem starken Blutverlust. „Warum kommt Ihr nicht näher?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Meintet Ihr, ein holländisch Orlogschiff zu nehmen und damit auf verfluchten Seeraub auszuziehen? Als ich Euch auf der Treppe poltern hörte, steckte ich das Licht an. Ich hätte das Pulver gleich anzünden können, aber ich wollte nicht, daß Ihr ohne Vorbereitung zum Teufel fahren solltet. Nun, seht's Euch genau an! In zehn Minuten ist es herunter gebrannt; vielleicht fällt auch schon früher ein Funke ab und zündet. Dann Ade!"

Einer der Piraten ging vor. Er streckte die Hand aus, zitternd, von Angstschweiß überströmt, als wollte er es wagen, das brennende Licht aus dem Pulverfaß zu reißen.

„Zurück!" rief Douwe Aukes. Nur noch ein Haarbreit vor, und ich stoße mit dem Fuße gegen das Faß! Was? Seid Ihr Räuber, Mordbrenner, und könnt nicht dem Tod ruhig in's Auge schauen? Jammervolle Hunde!"

Heulend vor Angst und Wuth flogen die Piraten auf das Verdeck zurück, um zu verkünden, welches Loos ihnen bevorstände. Douwe Aukes blieb ruhig sitzen und sah auf das Licht: „Noch fünf Minuten!"

„Laßt mich hier sterben, Capitain!" sagte eine jugendliche Stimme in seiner Nähe.

Es war Jan, ein Waisenknabe, dessen sich der Capitain angenommen hatte, um ihn zum Seemanne zu erziehen. Dem Capitain kam plötzlich ein Gedanke.

„Du sollst nicht sterben, Junge! Vielleicht erhält Dich Gott, damit ein Zeuge dieser Stunde übrig bleibe. Kannst Du noch gehorchen?"

„Ja, Capitain!"

„Springe auf das Verdeck und auf die Galerie. Löse das Tau, woran der große Luftboje hängt; schlinge es Dir um den Leib und laß Dich über

Bord fallen. Wenn's Gottes Wille ist, wirst Du gerettet werden!"

Der Junge verließ die Kajüte und hörte noch den Capitain sagen: „Nun, mit Gott!" Er befolgte die erhaltene Weisung und ließ sich in die See fallen. Eine starke Bue hatte das Schiff gefaßt und drängte es hart nach dem Lee.

Am nächsten Morgen steuerte ein Kauffahrer denselben Cours. Beim Sonnen-Aufgang sah der Utkiekmann etwas Schwarzes in der See treiben. Man fischte einen Luftboje und einen Knaben auf. Es war Jan, der Kajütenwächter des Friesen Douwe Aukes, Er war der Einzige, der von dem Untergange des Schiffes und von dem Piratenkampfe erzählen konnte.

XVIII.

Graf du Thou.

(28. April 1657).

Bereits am frühen Morgen war eine lebhafte Bewegung in den Straßen zum Gravenhaage, absonderlich aber in denen, welche zu dem Hause führten, das der neue französische Gesandte inne hatte, der vor drei Tagen angekommen war, und heute in feierlicher Sitzung der General-Staaten erscheinen sollte.

Jacques Auguste du Thou, Graf von Meslai und Präsident des Parlaments von Paris, erschien im Gravenhaage, um Genugthuung für die Wegnahme der französischen Schiffe im mittelländischen Meere zu fordern. Diese Forderung, mit allen ihren Klauseln, so wie die Art und Weise, wie solche vorgebracht wurde, empörte alle Gemüther und veranlaßte eine nicht geringe Aufregung, sowohl unter den Mitgliedern der General-Staaten, als auch unter dem Volke, das sich nicht damit begnügte, sei-

nen Zorn in sich zu verschließen, und mit den Zähnen zu knirschen, sondern seine Verwünschungen laut ausrief und mit seinen Drohungen keineswegs kargte.

„Soll mich der Teufel holen, wenn ich diesen Kerlen nicht den Schädel einschlage, sobald sie mir in den Weg treten!" sagte ein vierschrötiger Geselle, der sich unfern von der Wohnnng des französischen Gesandten aufgepflanzt, und einige Männer, Weiber und Kinder um sich versammelt hatte.

„Du hast immer das Maul voll, Claas!" kreischte eine Weiberstimme.

„Still, Frau Ann-Margreth!" entgegnete Jener mit Stirnrunzeln; „seht nach Eurem Kohlenfeuer und Eurem Theetopf, aber bekümmert Euch nicht um Manneswerk. Oder habt Ihr die Absicht, einen jener geputzten Franzosen mit Eurem glattem Gesicht und Euren achtzehn Jahren zu erobern?"

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf, denn Frau Ann-Margreth war nicht achtzehn, sondern achtundfünfzig Jahre alt und ihr Gesicht wies Runzel an Runzel. Die Alte erhob drohend die Hand: „Daß Dich das böse Zeug! Du wirst noch durch einen solchen Franzmann verenden."

„Hat gute Weile!" lachte Claas auf. „Könnte vielmehr kommen, daß es umgekehrt der Fall würde.

Wenigstens lag die Schuld nicht an mir, daß so ein feines Bürschchen gestern Abend entkam, ehe ich ihn völlig todtgeschlagen hatte. Aber einige tüchtige Hiebe hat es doch gesetzt und er wird daran zu heilen haben."

„Was meint Ihr damit? riefen Mehrere. „Erzählt!"

„Nun, was wird's Großes gewesen sein!" sagte Claas, sich aufblähend. „Händel gab es, wie mir dergleichen täglich dutzendweise begegnen. Es dämmerte schon ziemlich stark und ich schlenderte müßig die Straßen auf und ab. Kam so ein schmuckes Junkerchen daher, das machte sich gewaltig breit und dachte mit keiner Sylbe daran, mir aus dem Wege zu gehen. Da sagte ich zu mir selbst: Der soll's fühlen!" und rannte gegen ihn an, daß er drei Schritte zurücktaumelte und beinahe in die Gosse gefallen wäre. Ich lachte laut über die seltsamen Capriolen, die er schnitt und ergötzte mich daran, daß er über Verletzung des Völkerrechts schrie, daß er ein Franzose sei und Genugthuung haben müsse für die Insolenz des Kabilaufressers. Versteht mich, der Kabilaufresser war ich. Das ist ein neues Schimpfwort, was diese Ausländer aufgebracht haben, um uns zu ärgern, aber sie sollen noch daran ersticken. „Gut, mein Junge," sagte ich also, „ein Kabilau ist mir nichts, dir nichts eßbar; aber ein Stockfisch, wie du, muß erst tüchtig

mit einem eisernen Hammer geklopft werden, bevor er genießbar wird." Und mit den Worten hob ich ihn in die Höhe, schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum im September, und begann darauf, ihn mit meinen Fäusten zu bearbeiten; er wäre auch wahrscheinlich todtgeschlagen worden, wenn er sich nicht loßriß und davonlief."

Als Claas seine Erzählung beendigt hatte, erscholl Musik an dem andern Ende der Straße. Das versammelte Volk rannte mit lautem Geschrei dahin, um die Ballade eines Bänkelsängers zu hören, und bald befand sich Claas mit der alten Ann-Margreth allein. Der Gesell war sehr ungehalten über die Gaffer, die seine Abenteuer, welche er für Hollands Ehre bestanden, so gering achteten, daß sie die Possen eines Gauklers vorzogen, und zankte mit dem alten Weibe, das ihm grinsend gegenüberstand. Beide aber hatten nicht auf das geachtet, was in ihrer nächsten Nähe vorging. Mehrere Männer, deren Gesichtsbildung und Kleider sie als Ausländer bezeichneten, hatten sich genähert; ihr Führer winkte, sie fielen über den großsprecherischen Gesellen her und rissen ihn rücklings zu Boden.

Frau Ann-Margreth schrie laut auf, denn sie glaubte nicht anders, als der Bursche sei erschlagen. Als sie

aber sah, daß er sich aufraffte und sich zur Wehre setzte, war es ihr recht, daß er für seine frühere Grobheit einige Püffe erhielt, und sie sah dem Kampfe mit großem Gleichmuthe zu. Claas rang muthig mit seinen Gegnern und rief laut: „Gottes Tod! diese Hunde kommen hieher, unser Land zu verkaufen, unsern Handel zu verderben, unsere Häfen versanden zu lassen! Und wenn ein patriotisches Landeskind ein Einsehen hat und mit Fäusten drein schlägt, soll er noch von ihnen gehänselt werden? Laßt mich los, sage ich!"

„Bindet ihm die Arme auf dem Rücken zusammen, wenn er sich rührt! sagte der Anführer der Franzosen, und Frau Ann-Margreth, des Spottes von vorhin eingedenk, schlug dem Gefangenen ein Schnippchen: „Habe ich es Dir nicht gesagt, mein Söhnchen? Jetzt hast Du Dein Theil! Nun kannst Du mich wieder ausbieten! Mit Vergunst, Herr Franzmann, wohin werdet Ihr denn das Großmaul bringen?"

„Seht Ihr's nicht?" sagte Jener, sich zum Weggehen anschickend und zeigte auf seine Genossen, die mit dem noch immer tobenden Gefangenen dem Gesandtschaftshause zueilten. „Dort soll der Kerl für seine Unverschämtheit gezüchtigt werden, und Jeder, der

seinem Beispiel nachahmte, würde ein gleiches Schicksal haben."

Er folgte stolz seinen Kameraden, die eben jetzt über die Schwelle des Gesandtschaftshauses schritten, und die breiten Thorflügel schlossen sich hinter ihnen. Das alte Weib aber lief eiligst davon, um ihre Gevatterinnen von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

In dem Hause des Gesandten, wohin so eben der Gefangene gebracht worden war, fand ein lebhaftes Treiben statt. Auf dem Flur eilten Lakaien des Hauses hin und her; fremde Diener harrten, auf den Bänken lungernd, ihrer Herrschaft, Alle aber unterhielten sich nur durch Zeichen oder leises Flüstern. In den Staatszimmern des obern Stocks bemerkte man eine Anzahl französischer, englischer, holländischer und spanischer Herren, die dem neuen Gesandten aufzuwarten wünschten, und die fast Alle nach der Ehre einer geheimen Audienz trachteten. Junge Cavaliere, der Gesandtschaft beigeordnet, gingen hin und her, sie fragten nach dem Begehr der einzelnen Herren, trugen dasselbe in ihre Schreibtafel ein und versprachen, es dem Herrn Grafen zur weitern Beschlußnahme vorzulegen.

„Wie kommt's" fragte der Marquis Delorme einen

der Attaché's und die Ironie des Tones zeigte genugsam, daß er die gestellte Frage sich selbst hätte beantworten können, „wie kommt es, daß Monsieur de Fleury, sonst der Erste auf dem Platze, uns heute Morgen die Ehre seiner Gegenwart entzieht? Er ist doch nicht krank?"

„Es ist nicht besonders discret von Euch, Herr Marquis," entgegnete der Attaché, mich zum Erzählen von Brutalitäten aufzufordern; wendet Euch damit an die Brutalität!" — wobei er im Weitergehen auf einen wohlbeleibten Holländer zeigte, der Wechselgeschäfte trieb und bei welchem mehrere Herren der Gesandtschaft accreditirt waren.

„Zu viel Aufhebens von einer Tracht Prügel!" rief dieser. „Euer Herr von Fleury wird diese Anleihe schuldig bleiben, wie so manche andere."

„Wahrhaftig!" riefen ein Paar junge flamändische Edelleute, und der Aelteste von ihnen fügte hinzu: „Die Einlösung hat allerdings ihre Schwierigkeiten!"

Es entstand ein lautes Gelächter, das der Obrist Pearce unterbrach: „Die Schwierigkeiten möchten zu beseitigen sein, und wenn die Einlösung beliebt wird, Herr von Fleury aber, seines Unwohlseins halber, einen Geschäftsführer braucht, so stehe ich zu Diensten!" Bei diesen Worten berührte er den Griff seines De-

gens, und die jungen Flamänder machten dem Britten eine Verbeugung. Man hatte sich verstanden.

Herr François, der vertraute Kammerdiener des Gesandten, durchschritt den Saal; ein spanischer Hidalgo trat ihm ceremoniös in den Weg: „Erlaubt, Herr! Wer ist jetzt bei Seiner Gnaden?"

„So viel ich weiß, Signor Taldini."

„Signor Taldini?" fragten Mehrere. „Wer ist es? Vielleicht ein lombardischer Unterhändler?"

„Keineswegs!" entgegnete der Kammerdiener lachend. „Signor Taldini ist Schauspieler."

„Caracho!" rief der Spanier. „Ein Schauspieler! Und hier harren Männer, denen jede Minute kostbar ist!"

„Die Minuten der Schauspieler sind auch kostbar," antwortete François leichthin im Weitergehen; „die Minuten der Schauspieler und Schauspielerinnen!"

Der Schauspieler Taldini befand sich in der That in dem Kabinette des Grafen. Er gehörte zu der Truppe des Joseph Gelosi, den der Cardinal Mazarin von Mailand nach Paris berufen hatte.

„Ich bin Euch für Euren Bericht sehr verbunden, mein lieber Taldini!" sagte der Graf herablassend. „Der Herr Cardinal, ist unablässig bemüht für das

Vergnügen der Pariser; sie können ihm nicht dankbar genug sein. Hoffentlich wird man in der nächsten Saison Gelegenheit genug haben, Eure und Eurer Kameraden Fähigkeiten zu bewundern."

„Euer Excellenz sind allzu gnädig! Ich bitte, im Namen unsrer Gesellschaft, Dero Erwartungen geneigtest etwas herabzustimmen, damit wir nicht zu sehr in Nachtheil gerathen, wenn dieselben sich später getäuscht finden. Das Wollen ist ein Riese, Excellenz, er glaubt Felsen versetzen und Eichenstämme brechen zu können; aber das Vollbringen ist nur ein schwacher Zwerg, dem die geringste Anstrengung Mühe verursacht. Milde und Nachsicht mit unsern geringen Leistungen, flehe ich."

„Gewährt, mein lieber Taldini! Setzt Eure Reise fort und bringt den Parisern etwas mehr geläuterten Kunstgeschmack bei, wenn es beliebt. Die wahre Grazie und Schönheit, welche das unvergängliche Attribut der Kunst sind, haben ihre Heimath doch nur in Italien. Aber wenn Italien ein kunstgeübter und befähigter Meister ist, so ist dagegen Paris ein dankbarer und gelehriger Schüler. Auf Wiedersehen!"

„Wenn Italien in der That einige der Vorzüge besitzt, welche Euer Excellenz demselben so bereitwillig spenden, so bedarf die keimende Pflanze der allbele-

benden Sonne; der Künstler lechzt nach der Gunst des Mäcen. Das große Frankreich| enthält solche hohe Gönner; einem der edelsten nehme ich mir jetzt die Ehre, mich auf das Angelegentlichste zu empfehlen."

Der Künstler machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich. Der Graf klingelte, François trat ein.

„Mon cher François," sagte Herr du Thou mit gnädigem Kopfnicken, wer ist im Vorzimmer?"

„Nichts von Bedeutung! Viele Leute, die ein großes Interesse haben, Euer Excellenz bald zu sprechen, aber Keiner, dessen Mittheilungen Sie nicht erwarten könnten."

„So laß sie warten! — Ah, Herr von Ancourt!" wandte sich der Graf an einen jungen Mann, der so eben eingetreten war. „Guten Morgen! Was bringen Sie?"

„Einige Papiere, die der Unterschrift Euer Excellenz harren, und einige mündliche Notizen."

„Sogleich! — François! Meinen Morgengruß an Demoiselle Jeannette, es soll mich freuen, sie beim Frühstück zu finden."

Der Kammerdiener ging und der Graf beschäftigte sich mit dem Unterzeichnen der Papiere, die Herr

von Ancourt ihm vorlegte. Nun, mon cher! Ihre Notizen?"

„Sind erwünscht. Unsere Agenten arbeiten vortrefflich. Der Handelsstand ist schwierig gemacht und die General-Staaten werden große Widersacher finden, wenn sie in ihrem Trotze gegen Frankreich beharren wollen. Der Kaufmann zittert vor dem Embargo, womit Mazarin ihre Waaren und Schiffe bedroht; er will nichts, als Ruhe und Frieden."

„Das ist gut! Was sagen die Werber unter dem Seevolk?"

„Alles nach Wunsch. Unsere Livres thun die beste Wirkung. Es giebt hier Matrosen genug, die den Henker nach der Flagge der Provinzen fragen und gern an Bord unserer Schiffe gehen wollen."

„Sehr gut! Mein lieber Herr von Ancourt, fahren Sie fort, den Geschäften eine gleiche Aufmerksamkeit zu widmen, und ich werde Ihrer bestens gedenken."

Ein leises Klopfen ward gehört. Der Graf vernahm es: „Nehmen sie diese Papiere wieder nach sich, mein Herr, und erpediren Sie schleunigst das Nöthige. Auf den Abend erwarte ich Sie wieder hier."

Der Attaché entfernte sich und der Graf zog eine Schnur. Ein schwerer Vorhang rauschte auf und

durch eine geheime Thür hüpfte eine Dame in das Kabinet. Sie war jung und schön, geschmückt mit dem ganzen Reichthum der Amoretten und Grazien. Leicht flog sie dem Grafen entgegen, aber als sie nahe vor ihm stand, that sie, als ob sie sich besönne, einen Schritt zurück, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Darf ich unterthänigst fragen, wie Euer Excellenz geruht haben?"

„Danke, meine kleine Närrin, danke! Und Du? Wie findest Du Dich in dem Lande der stolzen Mynheers zurecht? Wie gefällt Dir die Gravität und der feierliche Ernst, womit diese Herren stets einherschreiten?"

„Excellenz!" sagte la petite Jeannette lebhaft, „das ist Alles abscheulich. Diese Männer sehen aus wie Marionetten am Drahtseil, und dieses Land ist ein Theater mit schlechten Dekorationen; da sieht man nichts als lange Kanäle, Waarenballen und Matrosen; die ganze Atmosphäre riecht nach gesalzenen und gedörrten Fischen. Guter Gott, wie langweilig ist dieses Holland! Was machen wir nur hier?" —

„Ich dachte, ma petite Jeannette wäre vollständig in unsere diplomatischen Geheimnisse eingeweiht?"

„Laßt sehen, ob ich es weiß. Wir erscheinen hier,

um zwei Schiffe zu reklamiren, welche uns diese Holländer abgenommen haben."

„Du bist sehr genau von dem Stande der Angelegenheiten unterrichtet."

„Und Ihr wollt, daß ich das glauben soll? Um einer solchen Kleinigkeit willen diesen Lärmen, diese Kosten! Wenn Ihr Eure Schiffe durchaus hättet wieder haben wollen, so hättet Ihr sie mit Gewalt holen können, das wäre kürzer und wohlfeiler gewesen, und unsere jungen See-Offiziere, die nach dem Kranz des Ruhmes dürsten, hätten es Euch auch Dank gewußt."

„Das ist ganz charmant, mein Kind! sagte der Graf. „Du bist kurz und ohne Umstände. Aber die Freundin eines Gesandten sollte doch etwas mehr Scharfblick haben. Diese Holländer nahmen „La Reine" La! La! Sie nahmen „Le Chasseur" Bah! Bah! Warum waren die Capitaine solche Hasen und ließen sich ihre Schiffe nehmen?"

„Aber weshalb sind wir denn hier?" fragte la petite Jeannette ganz erstaunt.

„Nun, Du kleine Neugier!" entgegnete der Graf, „nicht um unsere beiden Schiffe wieder zu holen, sondern um, wo möglich, die ganze holländische Flotte in den Grund zu bohren."

„Wie, Excellenz? Aber wie wollt Ihr das machen? Bitte! Bitte! Ihr müßt es mir sagen!" Und sie schlang ihren Arm mit dem reizendsten Lächeln um den Nacken des Grafen.

„Ich werde wohl müssen!" antwortete der Graf. „Merke denn auf und suche meine Intentionen zu begreifen. Frankreich ist groß, es will größer werden. Wie kann es das? Durch eine ausgedehntere Herrschaft zur See. Um diese zu erreichen, muß es die Seemacht Hollands und Englands schwächen. Soll es seine junge Kraft daran wagen, um eine oder die andere dieser Mächte, ohne Aussicht auf bedeutenden Erfolg, anzugreifen? Nein! Frankreich zieht es vor, jene beiden Mächte sich unter einander selbst aufreiben zu lassen, und unterdessen in der Stille zu wachsen."

„Herrlich! Herrlich!"

„Darum bin ich hier, das ist mein Zweck! Zum Schein fordere ich zwei uns genommene Kaper, und suche in Wahrheit — doch das gehört nicht hieher. Ma petite Jeannette! Du machst mich zum Schwätzer! Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein. Aber lassen wir jetzt die langweiligen Geschäfte und versuchen wir, uns zu zerstreuen." — Er zog die Klingel. Der Kammerdiener trat ein.

„Mon cher François," sagte der Graf, „bittet

Herrn von Ancourt, sich in den Audienzsaal zu begeben, und mich zu entschuldigen. Ich sei zu sehr mit Geschäften überhäuft; morgen würde ich mit Vergnügen Jedermann empfangen."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Dies Schreiben an den englischen Botschafter. Still und heimlich. Tragt es selbst hin."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Ist das Frühstück bereit?"

„Ja, Euer Excellenz!"

„So laßt es sogleich auftragen! Jeannette, Deinen Arm! — Und wenn die Deputation der Herren General-Staaten kommt, um mich zur Versammlung abzuholen, laßt die Herren höchstens eine halbe Stunde warten."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

Eine Stunde später empfing der Graf die Deputation der General-Staaten welche ihn nach dem Sitzungssaale geleiten sollte. Als man über den Flur des Hauses ging, vernahm man von dem Hofe her ein furchtbares Geschrei. Die Deputirten stutzten und sahen den Grafen fragend an. Dieser befahl einem der Lakaien zu reden.

„Halten zu Gnaden!" entgegnete dieser. „Unsere Stallknechte haben den Handwerks-Gesellen, welcher es

in letztvergangener Nacht gewagt hat, seine Hand an Herrn von Fleury zu legen, eingefangen, und er wird eben jetzt durchgepeitscht."

„Die Deputirten ließen einen Ruf des Unwillens vernehmen, und ihr Wortführer sagte: „Wie, Herr Gesandter? Ein Bürger des Landes, das Euch gastfrei empfing —

„Mein Herr Deputirter!" unterbrach der Graf den Sprecher, „wenn einem Mitgliede Eurer Gesandtschaft in Paris solche Unbill widerfahren wäre, so würde der Herr Cardinal-Minister den Uebelthäter nicht bloß durchpeitschen, er würde ihn hängen lassen. Gehen wir, wenn es beliebt."

Die Versammlung der Deputirten war heute sehr stürmisch, und selbst bei dem Eintritt des französischen Gesandten wurde die Ruhe nur mit Mühe hergestellt. Herr van Gent, der zur Zeit den Vorsitz führte, erhob sich, um den Grafen mit einigen Worten zu begrüßen; und als dieser seinen Dank ausgesprochen und den Staatssessel eingenommen hatte, fragte der Vorsitzende mit abgemessenen Worten nach den Wünschen des Herrn du Thou.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt," sagte dieser mit hochfahrendem Tone, „den Edelmögenden Herren meine Forderung schriftlich in großer Ausführlichkeit

mitzutheilen, und fühle keinen Anlaß, alle Beschwerden wörtlich zu wiederholen. Ihr wißt es, worin meine Forderungen bestehen, und leicht könnt Ihr Euch darüber einigen, welche Antwort mir zu geben sei.

„Die Provinzen können durchaus nicht begreifen, daß sie im Unrecht sind!" sagte Herr van Gent. „Es ist vielmehr die allgemeine Ansicht, daß unser Admiral die Interessen Hollands wohl verstand, als er die französischen Kaper nahm. Indessen ist die Freundschaft Frankreichs ein schätzbares Gut, das man gern durch einige Opfer erkauft, und wenn es der besondere Wunsch Eures Souverains ist, Herr Graf von Meslai, so sind wir bereit, ihm die genommenen Schiffe zurückzugeben."

„Frankreich will kein Geschenk, sondern ein Recht!" entgegnete der Graf stolz. „Es will jene beiden Schiffe nicht als Gnade von Euch empfangen, sondern Ihr sollt sie ausliefern mit dem Bekenntniß, daß Ihr sie widerrechtlich genommen habt; Holland soll nicht bloß wieder erstatten, was ihm nicht gehört; es soll auch sein Unrecht eingestehen, und dies vornehmlich durch Bestrafung jenes übermüthigen Offiziers, jenes de Ruiter —"

Ein lautes Murren unterbrach den Gesandten; die Deputirten verließen ihre Plätze und bildeten Gruppen. Der Uebermuth des Franzosen hatte ihren Zorn

erregt, und nur mit der größten Anstrengung vermochte es der Vorsitzende, die Ruhe nothdürftig für einige Augenblicke wieder herzustellen. „Bedenkt es wohl, Herr Abgesandter, ist das Euer Ultimatum?"

„Ja!" entgegnete dieser mit lauter Stimme. „Ja! Und ich werde bei dieser Forderung beharren. Die Folgen der Weigerung fallen auf Euch!"

„Wir werden sie zu tragen wissen!" rief einer der Deputirten von seinem Platze aus.

„Ich will es Euch wünschen!" antwortete höhnisch der Gesandte. „Doch, denke ich, wir haben ein Mittel in Händen, Ihr Herren, Euch, wenn es nöthig sein sollte, zur Erfüllung unseres Wunsches zu zwingen. Um Euretwillen möchte ich Euch mehr Nachgiebigkeit wünschen, denn wenn ich nicht irre, ist schon jetzt von dem Kabinet des Herrn Cardinal-Ministers die Verfügung ausgegangen, sämmtliche holländische Schiffe in den französischen Häfen mit Beschlag zu belegen.

Auf's Neue ward die Ruhe unterbrochen. Geschrei ertönte von allen Seiten, einzelne Drohworte wurden dazwischen gehört.

„Das ist wider alles Völkerrecht!" rief Einer.

„Man muß Repressalien gebrauchen!" ein Anderer.

„Laßt uns die Unterhandlungen mit Frankreich ganz abbrechen!" rief ein Dritter. „Laßt ihre Schiffe,

die sich in unsern Häfen befinden, an die Kette legen, und verbietet die Einfuhr französischer Waaren!"

„Das heißt mit andern Worten", entgegnete ein Vierter, etwas besonnener „erklärt den Franzosen sofort den Krieg.

„Auch das! Krieg!" fielen Mehrere ein.

Der Lärm dauerte fort. Der Vorsitzende trat zu dem Gesandten: „Ihr habt durch Euer Benehmen die Gemüther entzündet; durch Eure maaßlosen Forderungen —"

„Hierüber kein Wort weiter!" entgegnete Herr du Thou höflich, aber fest. „Ich handle streng nach meinen Instruktionen."

Einer der Gesandtschafts-Cavaliere trat heran und reichte dem Grafen eine Depesche. Dieser eröffnete das Schreiben mit einer Verneigung gegen Herrn van Gent, und las mit der größten Aufmerksamkeit. Ein Strahl der Freude drang aus seinen Augen, der Mund verzog sich unwillkürlich zu einem feinen Lächeln; ehe aber noch einer der Deputirten das Benehmen des Gesandten bemerkt haben konnte, hatte dieser seine gewöhnliche Haltung wieder angenommen, und sagte zu dem Vorsitzenden: „Ihr seid wahrscheinlich mit mir überzeugt, werther Herr, daß unter den obwaltenden Verhältnissen an eine Wiederaufnahme der Verhand-

lungen für heute nicht zu denken ist. Lassen wir diese also jetzt fallen, und gestattet mir, mich zu entfernen. Vielleicht erlaubt Ihr, daß ich Euch heute Abend einen Augenblick in Eurer Behausung sehen darf?"

„Wenn Ihr meinem geringen Hause die Ehre Eures Besuches schenken wollt," entgegnete Herr van Gent verbindlich, „werde ich mich bemühen, Euch mit jeder Eurem Range schuldigen Rücksicht zu empfangen."

„Nichts von dergleichen, mein werther Herr Präsident. Ohne alle Ceremonien. Ich treffe Euch allein, oder unter Euern Freunden, wie es die Ordnung des Hauses will. Ich wünsche nicht zu stören, sondern zu fördern, das ist meine Absicht. Vielleicht — ich sage vielleicht — gelingt es mir noch heute, alle Mißverhältnisse zu beseitigen und ein freundschaftliches Vernehmen herzustellen, wenn ich dabei auf ein Entgegenkommen von Eurer Seite rechnen kann."

Er entfernte sich, höflich grüßend, und Herr van Gent murmelte vor sich hin: „Sonderbar! Was kann jene Depesche ihm gebracht haben?"

Als der Graf von Meslai nach Hause kam, eilte ihm Jeannette entgegen: „Nun, mein lieber Graf, wie weit seid Ihr mit Euren Unterhandlungen gediehen?

Muß ich lange in diesem Fischgeruch athmen und mich zum Sterben langweilen?"

„Keinesweges, ma chère! Wir können vielmehr schon morgen nach Paris zurückkehren."

„In der That?"

„Zuverlässig! Du sollst es sogleich sehen! François!"

Der Diener kam: „Zu Euer Excellenz Befehl!"

„Wir kehren morgen nach Frankreich zurück!"

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Benachrichtigt Jedermann davon, und laßt uns nicht durch langes Einpacken aufgehalten werden."

„Sehr wohl, Euer Excellenz! Wie wird es aber mit den auf morgen bewilligten Audienzen?"

„Sie werden bei unserer nächsten Wiederkehr stattfinden. Es ist nicht nöthig, die Vorkehrungen zur Reise geheim zu halten. Ich habe jetzt Geschäfte, mon ange! Auf Wiedersehn bei Tafel!"

Jeannette ging hocherfreut in ihr Kabinet zurück und François verbreitete die Neuigkeit von der Abreise in dem ganzen Hotel. Als der Graf allein war, zog er die empfangene Depesche hervor und durchlas sie noch einmal mit vieler Aufmerksamkeit. „Großen Dank! England leistet uns, ohne es zu wissen, abermals einen wesentlichen Dienst. Es zerrt neuerdings an Holland und wir können fortfahren, den ruhigen

Beobachter zu spielen. Auch Portugal leistet uns, ohne es zu wissen, angenehme Dienste. Ha! ha! ha! Ueber die weisen Herren! England glaubt uns zu schaden, indem es unvorsichtig in die glühenden Kohlen greift, und holt doch nur für uns die Kastanien aus dem Feuer! Ganz vortrefflich! Es lebe die Diplomatie!

Abends waren die Gesellschafts-Zimmer des Herrn van Gent mit erlesenen Gästen gefüllt. Der edle Wirth bildete den Mittelpunkt derselben, und unterhielt sich angelegentlich mit seinen politischen Freunden, die sich in seine Nähe gedrängt hatten.

„Wir müssen auf unserer Huth sein!" sagte der würdige Präsident. „Der Graf von Meslai ist ein sehr feiner Unterhändler, und gerade dann, wenn er sich am liebenswürdigsten zeigt, ist er am meisten zu fürchten. Darum meine ich auch, daß der Besuch, den er mir angekündigt hat, nur eine Falle ist."

Die Deputirten waren verschiedener Ansicht, Jeder theilte die seinige mit und es schien sich eine fast eben so verworrene Debatte zu bilden, wie solche am Morgen in öffentlicher Sitzung stattgefunden hatte, als Herr van der Wildt plötzlich ausrief: „Seht nur! Alle unsere Verlegenheiten haben aufgehört! Cornelius

de Baaker hat bereits den Mund gespitzt, um uns seine weisen Erfahrungen mitzutheilen. Redet, Cato!"

Cornelius de Baaker galt für den schärfsten Witzbold im Haag, kaum hatte daher van der Wildt gesprochen, als sich Jedermann an Cornelius de Baaker wandte, und Herr van Gent fast leidenschaftlich fragte: „Wißt Ihr in Wahrheit ein Mittel, uns aus dieser Verlegenheit zu reißen?"

De Baaker trat feierlich einen Schritt näher, verneigte sich tief vor dem Kammer-Präsidenten und sagte: Point du tout!"

Dies schlagende Witzwort rief ein schallendes Gelächter hervor, es flog von Mund zu Mund und beschäftigte die Gesellschaft so sehr, daß Niemand den Herrn du Thou bemerkte, der kurz zuvor eingetreten, und Zeuge der Wirkung war, welche dieses auf seine Kosten gemachte Bonmot hervorbrachte.

„Bravo, meine Herren! Bravo!" sagte er laut und mit großer Heiterkeit. „Ihr werdet den bisherigen Ruhm des Louvre verdunkeln. Point du Thou! Und in demselben Augenblick trete ich ein. Gesteht, Ihr Herren, die Situation ist pikant! Keine Entschuldigungen, bitte ich; allgemeine Amnestie; wir werden, hoffe ich, einen fröhlichen Abend mit einander zubringen."

Die Niederländer machten gute Miene zum bösen Spiel; Mynheer Cornelius de Baaker nahm mit affektirter Bescheidenheit die Complimente der französischen Gäste entgegen, und bald herrschte in der Gesellschaft eine heitere, ungezwungene Stimmung.

Der Gesandte und der Präsident gingen unterdessen Arm in Arm einem einsamen Kabinette zu. „Habe ich denn Euer Excellenz recht verstanden?" fragte der Niederländer.

„Vollkommen, mein werther Freund! Vollkommen, hoffe ich! Meine Regierung erklärt sich zufriedengestellt, wenn Ihr uns die beiden Schiffe „La Reine" und „Le Chasseur" freigebt, und für den Schaden, den sie genommen haben, Euch zu einer billigen Entschädigung anheischig macht. Gebt mir dazu Eure Einwilligung, und der Zweck meiner Mission ist erfüllt."

„Und das Embargo auf die holländischen Schiffe?"

„Soll, wenn es wider Vermuthen schon zur Ausführung gebracht ist, sogleich nach Eurer Erklärung wieder aufgehoben werden, vorausgesetzt, daß Ihr Eure Drohung, betreffend das Verbot der französischen Waaren, nicht zur Ausführung bringt."

„Das ist abgemacht, Herr Abgesandter!" rief fröhlich van Gent. „Zwar bedarf es, um der Form willen, noch der offenen Zustimmung der Herren

Staaten; aber seid gewiß, daß diese morgen unbedingt erfolgt. Was habt Ihr wegen Eurer Forderung in Betreff unseres Admirals de Ruiter beschlossen?"

„Ich überlasse das Eurem Ermessen!" sagte der Gesandte kalt, „und habe die Ehre, Euch einen guten Abend zu wünschen, Herr Präsident!"

Der Gesandte empfahl sich und Herr van Gent winkte seinem Secretair: „Habt die Güte, Herr Catt, ein Schreiben an den Herrn Admiral de Ruiter zu entwerfen, worin Ihr ihm sagt, daß die Umstände freilich geboten hätten, die beiden von ihm genommenen Schiffe an Frankreich zurückzugeben, daß aber die Herren Staaten nichtsdestoweniger sein Benehmen mit dem unbedingtesten Lobe anerkennten, daß er fortfahren möge, Hollands Interessen mit gleicher Aufmerksamkeit wahrzunehmen, und unserer fortdauernden Freundschaft versichert zu sein."

Kaum hatte der Präsident seinen Secretair mit dieser Weisung entlassen, als ihm gemeldet wurde, daß sämmtliche Franzosen sich bei der Gesellschaft beurlaubt hätten.

„Wohl!" sagte der Präsident aufathmend. „Man soll die Abendtafel anrichten!"

XIX.

Vor Spessa.

(1657.)

Graf du Thou hatte den Haag verlassen, um sich nach Paris zu begeben. Auf dem halben Wege begegnete ihm ein Bote des Cardinal-Ministers mit geheimen Depeschen, nach deren Empfang er wieder auf seinen Posten zurückkehrte. Im Haag angelangt, trat er sogleich handelnd auf. Er machte den General-Staaten bekannt, daß es der entschiedene Wille seines Allerdurchlauchtigsten Souverains sei, mit Holland in dem besten Einverständniß zu bleiben und mit demselben einen neuen Friedens- und Freundschafts-Traktat zu errichten. Bis dies aber geschehen könne, möge man, und zwar einstweilen auf drei Monate, den Vertrag annehmen, den Frankreich am 10. März 1655 mit den deutschen Hanseestädten abgeschlossen.

Holland bot willig die Hand zu dieser Uebereins

kunft. Der deutsch-französische Vertrag wurde für die Dauer von drei Monaten beliebt und von beiden Seiten Commissarien ernannt, um die einzelnen Artikel eines neuen Handels-Bündnisses wohl zu überlegen und festzustellen. Mit dem sorgfältigsten Fleiße ward diese Arbeit beendet und zur Genehmigung nach Paris geschickt, indem die Mitglieder des Handelsstandes, mit den Punkten dieser Uebereinkunft wohl bekannt, die besten Hoffnungen für die Zukunft hegten.

Aber bald gewann es den Anschein, als ob diese Hoffnungen nicht so bald in Erfüllung gehen sollten. Wochen, Monate vergingen, seitdem die General-Staaten ihre Bewilligung ausgesprochen hatten, und noch immer war die Ratification des Königs von Frankreich nicht angelangt. Diese Zögerung war nicht dazu gemacht, sich das Vertrauen der Holländer zu erhalten; man schöpft Verdacht; die Meinung, als habe man die Provinzen nur hinhalten wollen, um einen in der Stille vorbereiteten Schlag auszuführen, gewinnt täglich mehr die Oberhand und die Stellung des Gesandten wird immer schwieriger. Die General-Staaten glauben, diesen Zustand der Dinge nicht länger andauern lassen zu dürfen und geben die feste Erklärung ab, daß, wenn Frankreich demselben nicht

sogleich ein Ende mache, zu den entschiedensten Maaßregeln geschritten und das härteste Embargo ausgesprochen werden solle. Dieser Beschluß thut seine Wirkung und am 16. August erscheint der französische Gesandte, um den von dem Könige von Frankreich ratificirten Traktat zu überreichen, der als ein Pfand des Friedens von allen Seiten mit Jubel begrüßt wird.

Eine der ersten Folgen dieses Vertrages war das Einstellen jeder feindseligen Maaßregel, und es wurde sogleich eine außerordentliche Botschaft an den Vice-Admiral de Ruiter abgesendet, um ihm die nothwendig gewordenen Ordres zu überbringen.

Der Admiral, bisher ohne alle Nachricht von den schwebenden Unterhandlungen und dem allmähligen Fortgang derselben, setzte seine Bestrebungen fort und machte mit seiner Escadre Jagd auf alle französischen Schiffe, die nur irgend einen zweideutigen Charakter zeigten. Die Franzosen waren indessen sehr auf ihrer Huth und wußten dem tapfern holländischen Seekrieger in hundert Wendungen zu entgehen. Endlich gelang es ihm, mehrere Fahrzeuge, alle wohl bemannt und wohl ausgerüstet, sämmtlich den Charakter von versteckten Raubfahrzeugen tragend, vor den Schuß zu bringen. Aber in dem Augenblicke, da er den

Angriff beginnen wollte, über dessen Ausgang kein Zweifel war, sprang der Wind um. Die holländische Flotte, die bis dahin stolz den Luf gehalten, kam dadurch in Nachtheil und die Franzosen benutzten diese Gelegenheit, zu entkommen. Sie liefen Land auf, segelten in den Hafen von Spessa und gingen unter dem Schutze der genuesischen Kanonen vor Anker.

Die Holländer kreuzten auf der Rhede von Spessa, um die Franzosen am Auslaufen zu verhindern. Sie erklärten jene Schiffe in Blokade-Zustand, schnitten ihnen jeden Verkehr mit Außen ab, fingen alle Zufuhr von Lebensmitteln auf und suchten zugleich, so viel als möglich, durch bewaffnete Schaluppen den Verkehr mit dem Lande zu erschweren. Zugleich wandte sich der holländische Admiral mit dem Ersuchen an die genuesische Regierung, den französischen Schiffen, die theils des Seeraubes verdächtig, theils überwiesen wären, den Aufenthalt in einem ihrer Häfen nicht länger zu gestatten.

Die Regierung von Genua befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Sie hatte alle Ursache, mit den Holländern in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben und diesen, so viel als möglich, zu Willen zu sein, aber auch Frankreich war ein gefürchteter Grenznachbar und würde die Auslieferung seiner Schiffe

nicht gleichgültig ertragen haben. Man machte Ausflüchte, und als diese den holländischen Admiral nicht länger befriedigten, sandte man als Unterhändler Herrn Lazarus Maria Doria, einen Nachkommen jenes mächtigen und gefürchteten Geschlechts der Doria, das einst in Genua allmächtig herrschte. Doria war ein feiner, gewandter Unterhändler, und suchte alle möglichen Gründe und Scheingründe hervor, weshalb Genua nicht darein willigen könne, die französischen Schiffe, welche sich unter seinen Schutz gestellt hätten, auszuliefern. Es sei zwar wahr, räumte er nothgedrungen ein, daß jene fünf Kriegsschiffe, welche jetzt in dem Hafen eingeschlossen lägen, zu den berüchtigten Raubschiffen von Toulon gehört hätten, doch ständen sie jetzt in dem Dienst des Königs, sie hätten zu Via Regia Truppen ausgeschifft, und Genua dürfe in ihre Beschlagnahme nicht willigen. In der Hauptstadt des Landes wüthe die Pest mit allen ihren Schrecken und der holländische Admiral möge, unter Berücksichtigung der bedrängten Lage des Landes, seine Forderungen nicht bis zum Aeußersten treiben. Aber de Ruiter blieb unerschüttert und erklärte, daß er sein Ziel um jeden Preis erreichen müsse und nicht gesonnen sei, auch nur ein Haar breit von seiner Pflicht zu weichen.

Während diese Unterhandlungen täglich fortgesetzt wurden, ohne irgend einen Erfolg zu haben, verfuhr de Ruiter mit großer Umsicht. Seine Schiffe lagen stets mit losen Segeln, um jeden Augenblick fort zu können, und seine Böte und Schaluppen umschwärmten die französischen Schiffe von allen Seiten, um vor jeder Kriegslist sicher zu sein. Ein Franzose, der von seinem Schiffe desertirt war und Zuflucht bei den Holländern suchte, sagte aus: daß Jene beschlossen hätten, bei dem ersten Angriff, den de Ruiter unternehmen sollte, ihre Schiffe in Brand zu stecken und landeinwärts zu entfliehen. Es wurde demnach Befehl ertheilt, nach acht Uhr Abends kein Boot an Bord zu lassen, auch keines mehr an Land oder von Schiff zu Schiff zu senden; zugleich ein wachsames Auge auf die italienischen Barken zu haben, die erschienen, um Lebensmittel auszubieten, und ehe sie den Schiffen seitlängs legten, nachzusehen, ob nicht Brandzeug in denselben verborgen sei.

Noch immer blieb jede Nachricht von Genua aus, auch von Holland liefen ebenfalls keine neuen Verhaltungsbefehle ein. Der Admiral war fest entschlossen, nicht zu weichen, andrerseits aber dünkte es ihm auch gewagt, einen offenen Angriff, den er zuletzt nicht länger verschieben konnte, in einem Freihafen

stattfinden zu lassen, mit dessen Oberherrn man in keinerlei Feindschaft lebte. Eine Antwort, die zuletzt von Genua einging, war sehr zweideutiger Natur; man gab zu verstehen, daß die französischen Schiffe Genua's mächtigen Bundesgenossen gehörten, denen man den erbetenen Schutz nicht wohl versagen könne, und daß man den Admiral bäte, weniger beharrlich in dem Verlangen von Unmöglichkeiten zu sein. Zwischen den Zeilen konnte man übrigens sehr wohl lesen, daß die Kanonen der genuesischen Forts den Franzosen unbedingt zu Hülfe kommen würden, wenn die Holländer einen offenen Angriff unternehmen sollten.

Auf den französischen Schiffen war indessen das Leben nicht beneidenswerth. Die Ungewißheit, was über sie verhängt sein möchte, erhielt die Mannschaft in steter Aufregung; der zunehmende Mangel an Lebensmitteln steigerte diese, und drohte in offene Empörung auszubrechen. Andrerseits nahmen Einzelne zu dem leichtern Mittel der Desertion ihre Zuflucht, und verließen ihre Flagge, um sich dem stets wachsenden Elende zu entziehen. Viele entwichen landwärts, konnten aber nicht durch den Pest-Cordon dringen und wurden entweder erschossen, oder nach der Küste zurückgesprengt. Andere, theils eingeborne

Franzosen, theils Holländer, die sich in französischen Diensten befanden, sowohl Matrosen, als Seesoldaten und Offiziere des Fockmastes, suchten Zuflucht auf den holländischen Kriegsschiffen, und fanden bereitwillige Aufnahme, zumal sie erklärten, daß sie sich nur auf jenen Schiffen hätten anwerben lassen, weil sie dieselben für wirkliche Kriegsschiffe, nicht aber für Freibeuter gehalten. Nun aber fühlten sie lebhafte Reue und bäten um den nöthigen Schutz. Der Commandeur Fricambault, der die französischen Schiffe befehligte, und den die täglich wachsende Desertion sehr beunruhigte, verlangte von de Ruiter die Auslieferung der Deserteure, worauf dieser erwiederte: daß dies um so weniger der Fall sein könne, als ein solches Verfahren gegen allen Kriegsgebrauch sein würde, auch die Leute sehr wider ihren Willen zum Piratendienst gezwungen wären.

Das Unheil hatte den höchsten Grad erreicht; Hunger und Elend, Fieber und Aufruhr wütheten am Bord der französischen Schiffe, und trotz des genuesischen Schutzes waren Alle nahe daran, jämmerlich umzukommen, denn die Holländer gaben nur zu genau Acht und wußten auch die geringste Zufuhr den Schiffen abzuschneiden.

Da kam endlich Entsatz. Capitain Schey, der

nach Livorno gesandt worden, um die eingegangenen Briefschaften und Depeschen abzuholen, kehrte von dort zurück und brachte die unumstößliche Gewißheit von dem zwischen Frankreich und den General-Staaten abgeschlossenen Frieden. Die Herren Staaten selbst zeigten dies dem Admiral mit dem Befehle an, sofort jede Feindseligkeit einzustellen und die Franzosen als Freunde ihrer Nation zu betrachten. Diese Botschaft erreichte die Holländer zwei Stunden nach Sonnen-Untergang. Mit dem Anbruch des Tages erließ de Ruiter ein Schreiben an den Commandeur Fricambault, worin er ihm die eingegangene freudige Nachricht mittheilte, ihm meldete, daß er die Blokade aufgehoben habe, und die Schiffe sich nach ihrer Bequemlichkeit begeben möchten, wohin es ihnen gefällig sei. Zugleich bot er dem Commandeur jeden möglichen Beistand an, und ersuchte, ihm mitzutheilen, auf welche Weise er ihm irgendwie nützliche Dienste erweisen könne.

Die Franzosen, durch diese unerwartete Wendung der Dinge plötzlich einem gewissen Untergange entrissen, waren über die Maaßen fröhlich, und suchten diese Freude auf alle Weise an den Tag zu legen. Sie zogen ihre Staatsflaggen auf, lösten ihre Kanonen, die von den Forts und den holländischen Schif-

fen beantwortet wurden, sangen, tanzten und richteten von dem Proviant, den man ihnen eiligst zuführte, ein fröhliches Mahl her. Der Commandeur Fricambault seinerseits dankte höflich für die Mittheilung, welche ihm Seitens der Holländer gemacht worden, und zeigte an, daß er sobald als möglich von der freien Pratica Gebrauch machen werde. Zugleich bat er den Admiral um Auslieferung der Deserteure, insofern sie geborene Franzosen wären. Diesem Verlangen durfte man nicht entgegen sein, zumal aus dem Haag der Befehl gekommen war, den Franzosen Alles zu bewilligen, was innerhalb der Grenzen des Rechtes und der Billigkeit läge. Danach ließ de Ruiter den Franzosen bekannt machen, daß ihr Commandeur sie reklamirt habe, und er sie demgemäß in dem Laufe des Tages abliefern müsse.

Bei dieser Nachricht erhob sich von allen Seiten ein lautes Wehklagen. Sie flehten den Admiral an, sie nicht einem gewissen Tode zu überliefern, der ihrer harre, wenn sie an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht würden; de Ruiter versprach, sein Möglichstes zu thun, um sie zu beschützen, und erlangte in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Commandeur Fricambault das Versprechen, die Auslieferung der Deserteure erst nach einigen Tagen zu verlangen,

welche Zeit man damit zubringen wolle, die französischen Schiffe wieder auszurüsten und seeklar zu machen.

Seines gegebenen Wortes eingedenk, entwarf Admiral de Ruiter sogleich nach jener Conferenz das nachstehende Schreiben an den Chevalier de Paul, Unter-Admiral der Provence:

„Wohl Edler, Gestrenger Herr!

„Ich wünschte herzlich, Euer Edlen mit Ueber-„lieferung der in dem Hafen von Spessa auf die „holländischen Schiffe übergekommenen Matrosen „und Soldaten zu dienen, weil sie aber zum Höch-„sten bekümmert sind, wegen der Straffe, die man „ihnen deswegen möchte anthun, und daß sie sich „unter meine Beschirmung begeben haben, und „darin empfangen worden, urtheile ich's, unbillig „und unredlich zu sein, sie zum Hinweggehen zu „zwingen, oder an Euer Edlen über zu liefern, „ehe und bevor Euer Edlen mich mit einer Hand-„schrift oder mit Ew. Edlen Worte versichert, daß „ihnen wegen dieser Unthat nichts Uebeles wider-„fahren solle. Sobald ich solche Zusage empfan-„gen, will ich sie nach Euerm Wohlgefallen las-„sen abziehen; im Fall aber Euer Edlen solches „nicht einwilligen, bitte mich entschuldigt zu hal-

„ten, daß ich Euer Edlen in dieser Sache als-
„dann keinen weitern Dienst kann erweisen, wel-
„ches ich in andern suche einzubringen und bleibe

Wohl Edler, Gestrenger Herr,

Euer Edlen geneigter Freund und Diener:
Michael Adrianson de Ruiter."

Die menschenfreundliche Absicht des holländischen Admirals ward erreicht. Der Chevalier de Paul beeilte sich, Herrn de Ruiter mit der größten Artigkeit zu benachrichtigen, daß er allen Ueberläufern eine völlige Amnestie bewillige, und de Ruiter entließ seine Schutzbefohlenen mit freundlichen Worten und reichlichen Geschenken.

So endigte der französisch-holländische Streit, der dem holländischen Admiral, Seitens seiner Vorgesetzten, ein zierliches Dankschreiben und ein goldenes Ehrenkettlein eintrug.

XX.

Streit mit Portugal.

(1657—1658.)

1.

Es herrschte ein unruhiger Geist in den Niederlanden. Kaum waren die französischen Angelegenheiten geordnet und die Flotte wohlbehalten heimgekehrt, als sich abermals Mißbehagen mit auswärtigen Verhältnissen kund gab, und den Zunder zu einem neuen Kriege herbeitrug. Es liefen aus Portugal selbst sowohl, als auch aus Brasilien Nachrichten ein, daß die dort ansässigen Holländer auf jede Weise beeinträchtigt würden, und den Druck, unter dem sie lebten, nicht mehr zu ertragen vermöchten. Ein Schrei des Unwillens erhob sich, und der Haß, der schnell in Flammen aufloderte, fand willkommene Nahrung, denn jedes Schiff, welches aus einem portugiesischen Hafen

kam, wußte von neuer Unbill zu erzählen, und brachte dem Mutterlande die dringendsten Aufforderungen, das übermüthige Benehmen Portugals nicht länger zu dulden. Die General-Staaten durften ihr Ohr diesen täglich sich verstärkenden Anmahnungen nicht länger verschließen, und sandten die Deputirten Michael Ten Hove und Gisbert de Witt mit einem Staatenschiffe nach Lissabon. Zugleich erhielt der Lieutenant-Admiral von Holland und Westfriesland, Herr Opdam van Wassenaar, den Befehl, nach der Küste von Portugal abzusegeln, um den Forderungen der Deputirten mehr Nachdruck zu geben; der Vice-Admiral de Ruiter aber, der sich auf der Rhede von Malaga befand, empfing die Ordre, sich zwischen Lissabon und Oporto, bei den Barlings, mit der Flotte des Herrn van Wassenaar zu vereinigen, und sich unter dessen Befehl zu stellen.

Die Delegirten der General-Staaten waren mit einem Schnellsegler nach der Mündung des Tajo abgegangen, und die Flotte selbst folgte mit all der Bequemlichkeit, welche dem Führer derselben, Herrn van Wassenaar, eigen war. Am 24. September ankerte sie vor der Barre, im Schutze des Cap Rorend. Hier fand sich auch am folgenden Tage der Vice-Admiral de Ruiter mit seinem Geschwader ein, und stellte

sich zur Disposition seines Ober-Befehlshabers. Das Zusammentreffen dieser beiden Männer war interessant. De Ruiter, aus dem Volk entstanden, durch eigenes Verdienst zu hohen Ehren emporgestiegen, angebetet von der Flotte, aber, wie alles wahre Verdienst, einfach und bescheiden; — Herr van Wassenaar, aus dem ältesten Geschlecht des Landes, dem eigentlichen Seedienst fremd, nur durch die Zeit-Umstände und seine Verhältnisse zu dieser hohen Würde berufen, stolz auf seine Geburt, stets mit Glanz und Prunk umgeben — konnte man sich kaum größere Gegensätze denken.

Der Ober-Befehlshaber der gesammten holländischen Seemacht empfing den Vice-Admiral in seiner Staats-Kajüte. Er war mit seinem ganzen Stabe umgeben, und in seiner Nähe standen einige junge Edelleute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen hatten, um in diesem Feldzuge unter seiner Leitung die ersten Lorbeeren zu pflücken. Der Vice-Admiral überflog den glänzenden Kreis, und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als Herr van Wassenaar sagte: „Ihr trefft hier eine erlesene Gesellschaft, Herr de Ruiter; und es erfreut mich, daß die Herren General-Staaten Euch den Befehl ertheilten, Euch mit mir zu vereinigen, damit Ihr durch Eure Erscheinung diesem Kreise erst den rechten Glanz verleiht."

„Dazu möchte ich mich schlecht schicken, Herr Admiral!“ entgegnete de Ruiter scherzend. „Meine schlichte Seemanns-Jacke zeugt nur zu sehr, daß ich nicht würdig bin, ein Glied in einem so kostbaren Schmuck zu sein. Wenn ich indessen ohne allen Prunk erscheine, so liegt das daran, daß ich keine Zeit hatte, mich zu putzen, weil ich seit gestern Abend auf die brasilianischen Zuckerschiffe Jagd gemacht habe.“

„Wie, Herr Admiral! Ihr hättet —?“

„Ja!“ entgegnete dieser. „Ich traf sie gestern gegen Untergang der Sonne, und sie segelten so stramm, daß ich glaube, sie wären in der Nacht zwischen Euch hindurch in den Tajo eingesegelt, wenn ich nicht ihrem Eifer etwas Einhalt gethan hätte.“

Herr van Wassenaar war ein Mann von großer Eigenheit und vielen Schwächen; aber er war ein wahrhafter Edelmann, und ein tüchtiger Offizier. Er ging auf de Ruiter zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Seid bedankt für Euren Eifer; ihre unvermuthete Ankunft hätte die Flotte allerdings in Verlegenheit setzen können. Aber Ihr waret doch wohl versehen? Diese Zuckerschiffe sind stets bewaffnet und lassen sich überdem von Kriegsfahrzeugen geleiten.“

„Ja, das thun sie!“ antwortete de Ruiter lachend;

„und diese Portugiesen haben eine so eigenthümliche Weise zu escortiren, daß ich nicht klug daraus geworden bin! Ich wollte die Capitaine danach fragen, aber sie waren mir so schnell aus den Augen, daß ich mir die Lust dazu vergehen lassen mußte. Schmutziges, feiges Volk, diese Orangenfresser! Ich habe die Schiffe gezwungen, wieder seewärts zu halten, und Capitain de Wildt hat Ordre, sie zu beobachten."

„Herzlichen Dank, Herr Vice-Admiral! Ihr werdet mich unendlich verbinden, wenn Ihr mit gleicher Thätigkeit fortfahren wollt, der guten Sache zu dienen. Die Unterhandlungen mit dem portugiesischen Hofe dauern noch immer fort; während derselben dürfen wir begreiflicherweise keine Feindseligkeiten beginnen, aber wir können Repressalien gebrauchen für die Unbill, die man uns zugefügt. Die Umstände verbieten, uns der Zuckerflotte zu bemächtigen, aber sie gebieten uns, ihre Landung nicht zu gestatten. Lieber in den Grund geschossen, als in einem portugiesischen Hafen vor Anker! Darf ich Euch bitten, zur Ausführung dieser Ordre eine kräftige Hand zu bieten?"

„Ich werde sogleich wieder die Anker lichten, um mich noch vor Abend mit dem Capitain de Wildt zu vereinigen."

„Ihr werdet mir doch die Ehre Eurer Gesellschaft

an meiner Tafel vorher schenken?" fragte Herr van Wassenaar verbindlich.

„Euer Excellenz müssen mich entschuldigen!" entgegnete de Ruiter. „Aber die Zeit drängt und des Führers Auge entscheidet im Kriege. Sobald etwas vorgefallen ist, sende ich Euch Botschaft, und ich hoffe erfreuliche."

De Ruiter entfernte sich, geleitet von den Offizieren, und Herr van Wassenaar begab sich in die Hütte, wo er das Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Zu seiner Linken saß ein Herr van Brederode, zu seiner Rechten ein Herr van Egmont, die es sich Beide mit großer Sorgfalt angelegen sein ließen, ihren Führer und Gönner zu bedienen und mit Scherzen zu erlustigen.

Die Kunde, welche der Admiral de Ruiter brachte, und die den Holländern so große Vortheile einräumte, hatte den Ober-Befehlshaber fröhlich gestimmt, und er war geselliger, herablassender, als er sonst wohl zu sein pflegte. Er ermunterte seine Tischgenossen, sich der edlen Weine zu bedienen und dem Scherze freien Lauf zu lassen, als es einem der Tischgenossen einfiel, zu bemerken, daß der Admiral und seine Nachbarn dreien der edelsten Geschlechter angehörten, die schon längst im Volksliede lebten.

„Wie so das? Wie das?“ fragte der Admiral hastig, denn er wußte es wohl, aber er nahm gern die Gelegenheit wahr, sich einige Schmeicheleien sagen zu lassen.

„Wenn Ihr's erlaubt!“ entgegnete der junge Edelmann und ergriff ein gefülltes Glas, wobei er sagte:

„Als reichste Leut' in Niederland
Sind alle Egmont's wohl bekannt!“

Die Tischgesellschaft trank auf das Wohl aller reichen Egmont's, und der anwesende Repräsentant dieses Hauses sagte mit affektirter Nachlässigkeit: „Mag sein, daß ich den Weg von Amsterdam nach dem Haag nicht mit Goldgülden pflastern kann, wie einer meiner Vorfahren gethan, aber eine noch drei Mal größere Gesellschaft als die unsrige drei Wochen lang von edlem Metall speisen und ihnen die Schüsseln und Becher mit nach Hause geben, das möchte, ohne meine Finanzen zu verwirren, angehen.“

Der Toastspender hatte sein Glas auf's Neue gefüllt, neigte sich gegen den zweiten Nachbar des Ober-Befehlshabers und sagte:

„Es steh'n im Leben und im Tode
Am edelsten die Brederode!“

Alle klingelten mit dem Erben eines so edlen Hauses an, und dieser sagte, die Lippen aufwerfend: „Nicht

zu vergessen, daß es den Sprößlingen des Hauses Brederode mehrfach geboten wurde, sich mit gefürsteten Häusern zu verbinden, aber sie haben es ausgeschlagen."

Keiner von Allen hielt es für gut, hierauf etwas zu erwiedern, sondern Jeder wandte sich zu dem Sprecher, der sein Glas neuerdings gefüllt hatte, und, sich tief gegen den Ober-Befehlshaber verneigend, sprach:

„Allein in allerfrühster Zeit,
Von da bis in die Ewigkeit —
Das ist in Holland offenbar —
Erglänzt das Haus der Wassenaar!"

Laut stimmten Alle ein, und Herr van Wassenaar war entzückt über die Ehre, welche die edlen Herren ihm erwiesen. Er staunte über das so eben vernommene Volkslied und versicherte, es nie zuvor gehört zu haben; weshalb man als gewiß annehmen muß, daß er stets taub gewesen, als seine Wärterin es ihm schon in frühester Jugend vorplapperte, und als sein Herr Vater, hochseligen Andenkens, es bei jeder schicklichen Gelegenheit vor sich hinbrummte.

Die Gesellschaft überließ sich einer fröhlichen Ungezwungenheit, es ward gesungen, Reimsprüche wurden hergesagt, scherzhafte Gesundheiten ausgebracht, und schon dämmerte der Abend herein, als der wacht-

habende Offizier mit der Meldung eintrat, daß das Geschwader des Vice-Admirals de Ruiter nur noch in der äußersten Kimmung sichtbar wäre; zugleich überreichte er ein Schreiben, welches so eben mit einem Boten von Lissabon eingetroffen sei.

Herr van Wassenaar überflog dasselbe und sagte dann zu seinen Gästen: „Von unseren Herren Deputirten, die mir melden, daß sie morgen die längst erbetene Audienz bei der Königin Regentin haben und mich ersuchen, derselben beizuwohnen! Dies soll geschehen, und es wird mich freuen, wenn die Herren van Brederode und van Egmont mich begleiten wollen. — Herr Lieutenant!" fuhr er zu dem noch wartenden, dienstthuenden Offizier fort, „gebt Befehl, daß die Staats-Schaluppe sogleich in Stand gesetzt werde, ich will noch heute Abend mich an's Land begeben."

Der Offizier entfernte sich, um die ihm gewordene Ordre zur Ausführung zu bringen, die Tischgesellschaft zerstreute sich, und Jeder suchte seine Kajüte, um von dem anstrengenden Mittagsmahl auszuruhen. Nach einer Stunde nahm die harrende Staats-Schaluppe den Lieutenant-Admiral nebst seinen Begleitern auf und fuhr den Tajo aufwärts. Bald nachher hüllte tiefe Dämmerung Land und See ein, die Wacht-

laternen in den Mastkörben wurden angezündet, die Flaggen sanken nieder von den luftigen Toppen und der Nachtschuß donnerte von den Verdecken über die See hin.

2.

Der zur Audienz bestimmte Morgen brach an. In den Zimmern, welche die holländischen Gesandten bewohnten, liefen die Diener in ihren Staats-Livreen hin und her, um Alles zur feierlichen Abfahrt anzuordnen. Zwei vergoldete Kutschen, mit edlen Maulthieren bespannt, hielten vor der Thür und eine Abtheilung der reitenden Garde war in der Straße aufgestellt, um den Gesandten, welche sich an den Hof der Königin-Regentin begaben, zum Geleite zu dienen.

Herr van Wassenaar trat mit seinem Gefolge ein, und ward von den Deputirten, den Herren Ten Hove und Gisbert de Witt, mit großer Freundlichkeit empfangen.

„Wißt Ihr es schon, werther Herr Admiral," sagte Ten Hove, „wir werden uns eine ziemlich lange Spazierfahrt gefallen lassen müssen, denn Ihre Majestät die Königin befindet sich nicht in der Hauptstadt selbst, sondern hat uns nach ihrem Lustschlosse von Bethlehem, oder, wie sie es nennen, Belem be-

beschieden, und draußen hält schon die Escadron, die uns begleiten soll, denn hier zu Lande kann man keinen Schritt weit gehen, ohne von Bettlern, Straßenräubern, Banditen und anderem Gesindel angefallen zu werden."

„Unstreitig eine belästigende Partie in diesem Sonnenbrand!" fügte Herr de Witt hinzu, im Stillen über die Ströme von Schweiß seufzend, die er zu vergießen haben würde, und fragte den Admiral mit verbindlichem Lächeln: „Beliebt Euer Edlen vor dem Beginn der Fahrt einen kühlen Trunk zu nehmen? Es möchte uns späterhin heiß genug werden." Er gab den Dienern einen Wink, die sogleich den kostbarsten Wein in Kelchgläsern servirten."

„Und was werdet Ihr thun," fragte der Admiral, als er auf eine glückliche Beendigung des Streites getrunken hatte, „was werdet Ihr thun, wenn diese Portugiesen uns die verlangte Genugthuung weigern, und wohl gar noch Trotz zu bieten wagen? Ihr habt ohne Zweifel reiflich erwogen, daß Ihr hier als Repräsentanten des ganzen Landes steht."

Beide Deputirte blickten ernst auf den Admiral. Der komische Anstrich, welchen ihnen der Festschmuck verlieh, den sie nicht zu tragen gewöhnt, war verschwunden; vergessen alle schon erduldeten, so wie

noch zu erduldenden Strapazen, und Herr Ten Hove sagte mit Nachdruck: „Als wir die Mission übernahmen, Herr Admiral, dachten wir, daß die Ehre der niederländischen Provinzen in unsern Händen am besten aufbewahrt sei; das denken wir noch und werden dem gemäß handeln."

In diesem Augenblicke trat ein reichgeschmückter Diener ein und meldete Dom Pedro Vierra da Sylva, Geheimen Staats-Sekretair im Amte der auswärtigen Angelegenheiten Ihrer Majestät der Königin-Regentin von Portugal.

Dom Pedro war ein Mann, lang und hager, mit einem markirten Gesicht und schwarzen, stechenden Augen; seine Kleidung war reich, fast überladen und seine Vorliebe für äußere Förmlichkeiten ging bis in das kleinlichste Detail. Er stellte den edlen niederländischen Herren sein ganzes Gefolge vor, und hörte mit eben derselben Aufmerksamkeit, die er diesem Geschäfte gewidmet hatte, die Namen der niederländischen Herren an, die ihm aufgeführt wurden. Als diese lästige Ceremonie beendigt war und die Holländer noch eine lange Mittheilung über das bei Hofe übliche Ceremoniel hatten entgegennehmen müssen, gestattete der Minister-Staats-Sekretair endlich, daß

man die Wagen bestieg und gab den Befehl, nach Belem zu fahren.

Der Zug langte dort an. Von der untersten Stufe der Schloßtreppe konnten die Gesandten nur allmählig bis an die Schwelle des Audienz-Saales gelangen, denn überall fanden sie Mitglieder der höhern oder niedern Dienerschaft, Hof-Cavaliere und Granden, und überall wurden sie durch Anreden und sonstige Ceremonien aufgehalten. Endlich war auch das letzte Hinderniß überwunden und die Abgesandten standen vor der Königin-Regentin, welche die ehrfurchtsvolle Begrüßung derselben mit einer kaum merkbaren Neigung des Hauptes erwiederte. Dann blieben sie aufrecht stehen, um von Ihrer Majestät die Erlaubniß zu erhalten, ihre Botschaft vorzubringen.

Nach einer Pause, während welcher man vergebens erwartete, daß die Gesandten um die Ehre bitten würden, der Königin ihr Gesuch vorzutragen, sagte Dom Pedro Vierra da Sylva: „Ihre Königliche Majestät wollen gnädigst gestatten, daß Ihr an den Stufen Allerhöchst Ihres Thrones die Bitte der vereinigten niederländischen Provinzen niederlegen dürfet."

„Seine Excellenz der Herr Minister irrt," sagte Mynheer Ten Hove mit fester Stimme. „Wir erscheinen hier keinesweges, um eine Bitte der nieder-

ländischen Provinzen auszusprechen, da zu einer solchen nicht die geringste Veranlassung ist; denn ich wüßte in der weiten Christenheit nichts, was die niederländischen Provinzen entbehrten und deshalb von einer auswärtigen Macht sich erbitten müßten."

„Sehr kühn!" rief die Königin-Regentin.

„Keinesweges sind wir gemeint, Euer Königlichen Majestät," entgegnete Gisbert de Witt, „uns in Allerhöchst Dero Gegenwart ein Benehmen zu gestatten, welches weder Euch noch uns ziemlich wäre. Aber es war nöthig, um nicht den Standpunkt der Unterhandlung zu verrücken, einen Irrthum des Herrn Ministers zu berichtigen. Nicht eine Bitte führt uns her, sondern eine gerechte Beschwerde, wie aus dem Promemoria zu ersichtigen ist, welches wir die Ehre gehabt haben, Seiner Excellenz vor längerer Zeit zu überreichen, um es Eurer Königlichen Majestät vorzulegen. Und wir sind heute hier erschienen, die desfallsige Königliche Resolution zu vernehmen, die hoffentlich, in Anbetracht unserer gerechten Sache, so günstig ausfallen wird, als die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit der kühn errungenen Selbstständigkeit Portugals zwischen unsern beiden Ländern bestanden, es erheischen."

„Euer Promemoria, wie Ihr es nennt," sprach die Königin rasch, „enthält eben so viele Unrichtigkeiten,

als ungereimte Forderungen. Wenn Holland mit Uns irgendwie zu unterhandeln gedenkt, kann es nimmermehr auf Grund jenes Vertrages geschehen."

„Da befindet sich Euer Königliche Majestät — haltet mir zu Gnaden, Frau Königin! — in einem besondern Irrthum!" antwortete Ten Hove. „Wir haben lange Zeit von Euch Unbill ertragen, ohne uns deshalb zu beschweren, indem wir hofften, Dero Regierung werde endlich eine Einsicht haben. Es wohnt kein Niederländer in den Städten Eures gesegneten Königreiches, oder in den Pflanzstädten an der brasilianischen Küste, der nicht in seinem Rechte gekränkt worden wäre, und die Gerechtigkeit, welche Euer Majestät inne wohnt, wird keinen Augenblick anstehen —."

„Mit nichten, Herr Abgesandter!" unterbrach die Königin den Sprecher. „Die Fälle, von denen Ihr redet, sind so selten und von so untergeordneter Bedeutung, daß sie nicht würdig sind, Uns zu beschäftigen. Weit schwerer fallen dagegen die Ereignisse in's Gewicht, wo Portugal sich über die Holländer beschweren mag, welche in diesem Lande das Gastrecht nachgesucht und genossen haben. Hiernach würde es also an Euch sein, nachzugeben und gelinde Saiten aufzuziehen, wenn Ihr nicht gewärtigen wollt, daß Unsere Regierung kräftigere Maaßregeln ergreife."

„Und was nennt Euer Majestät, wenn ich so kühn sein darf, zu fragen, kräftigere Maaßregeln?"

„Sanct Sebastian!" rief die Königin mit zornfunkelnden Augen, „macht nicht, daß Ihr es durch die That erfahrt. Wenn jeder Niederländer ohne Ansehn der Person und seines Gewerbes bei Todesstrafe aus Unsern Landen verwiesen wird, wenn Wir alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter mit Beschlag belegen, wenn Wir über alle Schiffe, welche in Unsern Häfen mit holländischer Flagge liegen, das Embargo aussprechen —."

„Dann, Euer Königliche Majestät!" sagte Herr van Wassenaar, rasch einen Schritt vortretend, „dann werden Allerhöchstdieselben es nur thun, weil Ihr wisset, daß die also verstoßenen Niederländer nicht verlassen wären, sondern eine Zufluchtsstätte am Bord der Flotte ihres Landes fänden, die in der Mündung des Tajo Anker geworfen hat."

Die Königin biß sich auf die Lippen und schwieg; Dom Pedro da Sylva aber wandte sich heftig an den Admiral und entgegnete: „Wie konntet Ihr es wagen, eine solche Sprache gegen eine Königin anzunehmen, die Euch in Ihrem eigenen Palaste die Gnade Ihres Anblicks gönnt? Wahrhaftig, dies ist ein Vergehen, das Ihre Allerheiligste Majestät sich

nur wegen seiner Seltenheit zu vergeben geneigt finden wird!"

„Wenn wir im Ausdruck gegen die erhabene Person Eurer Königlichen Majestät irgendwie gefehlt haben sollten, so bitten wir deshalb demüthigst um Verzeihung," entgegnete Herr Ten Hove rasch. „Nicht im Entferntesten konnte es uns beikommen, eine Dame zu beleidigen, deren hoher Rang und seltene Eigenschaften die unbegrenzteste Ehrfurcht erfordern. Wir haben nur von unsern verletzten Rechten gesprochen und gewünscht, daß diese unverkürzt aufrecht erhalten würden; wir haben uns auf die Verträge gestützt, welche mit der Regierung dieses Landes abgeschlossen wurden, und gebeten, uns nicht in Güte zu verweigern, was wir sonst zu erzwingen genöthigt wären. Denkt der Flotte, die in der Mündung Eures Hauptstromes liegt."

Die Gluth des Zorns flog über das Angesicht der Königin, und die Audienz der holländischen Deputirten hätte vielleicht ein sehr unerwünschtes Ende genommen, wenn nicht Gisbert de Witt alsbald das Wort ergriffen hätte: „Ich flehe Euer glorreiche Majestät an, dem freien Worte eines freien Mannes keine Bedeutung unterzulegen, die dasselbe nicht hat, sondern vielmehr überzeugt zu sein, daß die Nieder-

länder nichts eifriger wünschen, als mit Portugal in Frieden und Freundschaft zu leben. Dazu bieten wir eifrig die Hand und verlangen nichts von Euer Majestät Regierung, als Gerechtigkeit. Portugal hat uns empfindliche Schläge beigebracht, die Wunden, welche wir in dem neunjährigen Kampfe, auf den Küsten Brasiliens, von Eurem kriegerisch gesinnten Kaufmann Bierra empfingen, bluten noch und werden nie ganz vernarben. Wir haben endlich, allseitigen Vortheil erwägend, unsere Rechte aufgegeben, und uns nur den Schutz der Unterthanen, die Unverletzlichkeit des Privat-Eigenthums vorbehalten. Feierlich hat Portugal uns dies zugesichert; möge es nun auch uns erhalten bleiben. Ich flehe Euer Majestät an, im Namen meiner Landsleute, die in ihren Rechten gekränkt wurden, strenge zu untersuchen, und nach dem Richtig-Befinden unserer Beschwerde Abhülfe zu leisten. Jahrhunderte lang haben Portugiesen und Holländer neben einander gewirkt und geschaffen; sie waren es, die den Handel jenseits der Meere aufrecht erhielten und andere Mächte von sich abhängig machten; sie haben vereint den Mercuriusstab geschwungen, der die höchste Gewalt übt in allen Ländern und auf allen Meeren. Laßt ein Bündniß, das Niemandem

schadete und allseitig Segen brachte, nicht an diesem Tage untergehen."

Die Worte des Deputirten hatten auf die Königin einigen Eindruck gemacht; vielleicht wäre dieser Augenblick der geeignete gewesen, die streitige Angelegenheit für immer friedlich beizulegen, hätte nicht ein Zufall die Ausführung verhindert. Eine Fensterscheibe klirrte und ein Federball flog herein, der den marmornen Fußboden des Audienzsaales entlang lief. Die Aufregung war allgemein und gab sich in halben Worten und Ausrufungen kund, so viel die unmittelbare Gegenwart der Königin dies irgend gestattete.

„Wer wagt es?" rief die Königin, und Dom Pedro da Sylva entsendete einige Cavaliere, um die Urheber dieses Majestäts-Verbrechens zu ermitteln, als ein junger Edelmann, Dom Castel Melhor, in den Saal trat und sich zu den Füßen der Königin niederwarf: „Verzeihung dem unbedachtsamen Frevler, der es gewagt —."

Die Königin ließ ihn nicht ausreden. „Ihr seid es, der sich erkühnte —?" rief sie zornentbrannt. „Habt Ihr vergessen, wie die Gewölbe in dem Fort von St. Joao aussehen, so will ich Euch auf's Neue dorthin senden, und Euch Zeit genug lassen, sie zu betrachten. Verhaftet diesen Frevler augenblicklich —!"

„Verzeihung, Euer Majestät!“ sprach der Edelmann, indem er sich erhob und den Trabanten nicht wehrte, die sich seiner bemächtigen wollten. „Wenn ich gefehlt, so geschah es nur, um dem Könige, meinem gnädigen und gebietenden Herrn, zu dienen.“

„Wie?“ fragte die Königin.

„Nimmermehr wage ich vorauszusetzen, Euer Königliche Majestät könnte glauben, einer der treuesten Diener Eurer Krone werde seine Hand zur Entheiligung des Ortes bieten, den Ihr durch Eure erhabene Gegenwart heiligt. Mein Königlicher Gebieter hatte, meiner ehrerbietigen Gegenvorstellung ungeachtet, das Ballspiel unter den Fenstern des Audienz-Saales angeordnet, und geruhten mir zu befehlen, Ihnen den Ball zuzuwerfen. Ich that es, und seine Majestät voll jugendlicher Lust fing denselben auf und schlug ihn kräftig zurück, ohne zu bedenken, welche unselige Richtung —.“

„Spare Dir diese Mühe, mein lieber Castel Melhor,“ sagte eine jugendliche Stimme, und man erblickte den minderjährigen König, der seinem Führer fast auf dem Fuße gefolgt war. „Ich will es meiner Königlichen Frau Mutter schon selbst sagen, daß ich den Ball in das Fenster geworfen habe. Es geschah nicht mit Bedacht, Euer Majestät —.“

„Wir werden Uns die Entschuldigung, welche Euer Majestät zu machen hat, zu einer gelegneren Zeit erbitten!“ sprach die Königin. „Wir sind hier mit so wichtigen Dingen beschäftigt, daß Wir Euch bitten müssen, diesen Saal ohne Verzug zu verlassen.“

„Warum, gnädigste Frau Königin?“ entgegnete Alfonso und wies den Grafen Castel Melhor zurück, der sich die Miene gab, ihn fortführen zu wollen. „Gestattet huldreichst, daß ich hier noch einen Augenblick verweile. Ihr ertheilt gnädigst diesen Herren eine Audienz? Dom Pedro da Sylva, was sind dies für Herren?“

Der Minister-Staats-Sekretair war in nicht geringer Verlegenheit, wie er sich in einem so delikaten Falle benehmen sollte, ohne der jetzt regierenden Königin und dem künftigen Beherrscher des Reiches entgegen zu sein. Er verbeugte sich tief gegen die Monarchin, im Voraus für das Wagniß, das er zu unternehmen im Begriff stehe, um Verzeihung flehend, und flüsterte dann dem jungen Könige zu: „Das sind, mit Allerhöchster Genehmhaltung Euer Majestät, die niederländischen Deputirten.“

„Wenn es wirklich die niederländischen Deputirten sind, Herr Minister,“ entgegnete der junge König, „so bleiben sie es mit und ohne meine Genehmhal-

tung. — Guten Tag, werthe Herren! Es ist mir angenehm, Euch hier zu sehen, und wenn die Audienz beendet ist, erfreut mich ebenfalls mit Eurem Besuche. Graf Castel Melhor wird Euch zu mir bringen."

„Zu Euer Majestät Befehl!" entgegnete Gisbert de Witt mit einer ernsten Verbeugung.

„Euer Majestät!" sagte die Königin mahnend.

„Gnädigste Frau Königin Mutter," entgegnete Alfonso; „ich will Euch gern gehorchen. Lebt wohl, werthe Herren; man hat mir viel Gutes von Euch und Eurem Lande erzählt. Mein Freund, Graf Castel Melhor, will Euch ebenfalls wohl —"

„Ha!" rief die Königin, und der Graf flüsterte erbleichend: „Euer Majestät!"

„Nun," sagte Alfonso verwundert, „ist es etwa nicht wahr? Hast Du mir nicht gesagt, Portugal könne nur glücklich sein, wenn die Niederländer seine treuesten Bundes-Genossen wären? Ich habe es wohl behalten, wenn Du mir auch sonst den Vorwurf machst, daß ich Alles vergesse, was Du mich lehrst."

„Nicht weiter, Euer Majestät!" gebot die Königin, heftig erregt. „Graf Castel Melhor! Es bleibt dabei, Ihr werdet dem Gouverneur von St. Joao noch heute Eure Aufwartung machen, und Wir werden Sorge dafür tragen, daß Ihr die Gastfreundschaft

desselben so lange als nur möglich in Anspruch zu nehmen habt. Dort findet Ihr bessere Muße, Euren politischen Träumereien nachzuhängen, als hier, mit der unausgesetzten Sorge für einen unmündigen Knaben beschäftigt. Entfernt Euch!"

Der Graf Castel Melhor befolgte den Befehl der Königin und die niederländischen Herren sahen ihm mit einem Blicke des Mitleids nach.

„Wie, Frau Königin-Mutter?" sagte der junge König erschreckt. „Euer Majestät nehmen mir meinen Freund, meinen Spielgenossen? den Einzigen, der sich mit mir beschäftigt?"

„Auch mit Euer Majestät haben Wir Uns angelegentlichst beschäftigt," fuhr die Königin fort, „und über Dero nächste Zukunft verfügt. Unser Minister-Staats-Sekretair wird dafür sorgen, daß Euer Majestät mit dem Ihrem Range ziemenden Gefolge noch heute nach Mafra abgehen, und dort, unter dem Schutze der frommen Augustiner-Mönche, ferneren Studien obliegen. Besorgt das sogleich, Dom Pedro da Sylva!"

Der Minister neigte sich tief vor der Königin und diese wandte sich an die Gesandten: „Ihr werdet Euch mit der Antwort begnügen, die Ihr empfangen habt. Die Forderungen, welche Ihr Uns stellt, können Wir

nicht genehmigen. Komme es, wie es muß. Ihr seid entlassen!"

Stolz winkte die Königin mit der Hand, und Ten Hove sagte, sich sammt den übrigen Herren beurlaubend: „Wenn es so steht, haben wir nichts weiter zu thun, als in Ehrerbietung unsern Urlaub zu nehmen. Möge nie ein Tag kommen, wo Portugal es zu bereuen hat, uns so abgewiesen zu haben."

Dom Pedro da Sylva, obgleich unter der Last des Ceremoniels erliegend, sah doch wohl ein, daß diese rücksichtslose Abweisung für Portugal sehr zum Nachtheil ausschlagen könne. Er wagte es deshalb, trotz der Anwesenheit der Königin, den holländischen Deputirten einen Blick zuzuwerfen und sagte, indem er sie bis an das Portal des Palastes geleitete: „Geduldet Euch nur wenige Tage, edle Herren, bis der Zorn Ihrer Majestät sich gelegt hat, es wird sich dann Alles in das rechte Geleise bringen lassen!"

„Wir werden jede Rücksicht walten lassen," antwortete Herr Ten Hove, sich bei dem Minister beurlaubend, „die sich mit der Ehre der Niederlande vereinigen läßt. Entscheidet Euch aber bald, so lange es Euch noch vergönnt ist, eine Entscheidung zu fassen."

Dies waren die letzten Worte, welche die Depu-

tirten mit dem portugiesischen Minister wechselten; ohne die Begleitung desselben kehrten sie mit dem Admiral nach der Hauptstadt zurück.

3.

Verdrießlich kreuzte unterdessen der Vice-Admiral de Ruiter mit seinem Geschwader auf hoher See, um die brasilianische Zuckerflotte zu beobachten und zu verhüten, daß sie in einen der portugiesischen Häfen einlaufe. Da die Zahl der portugiesischen Schiffe nicht geringe war, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Kräfte zu zersplittern und die einzelnen Schiffe seines Geschwaders nach verschiedenen Seiten hin zu senden, um unter allen Umständen die Landung auch nur eines Schiffes zu verhindern. So befand er sich eines Morgens, von all den Seinigen getrennt, ungefähr drei Meilen von der Mündung des Tajo entfernt. Seine Vice-Admirals-Flagge wehte damals von dem Vortopp eines Achtundzwanzig-Kanonenschiffes: „Der 26. August," welches diesen Ehrennamen zum Andenken an die Schlacht vor Plymouth führte, worin de Ruiter seinen ersten, so glänzenden Sieg über die englische Flotte errang. Es war dasselbe Schiff, welches de Ruiter in jener denk-

würdigen Schlacht befehligt hatte und das damals den Namen „Neptunus" führte.

Er war mit seinem Loggbuche beschäftigt, das er immer selbst zu führen pflegte, als der wachthabende Offizier in seine Kajüte trat und ihm meldete, daß man eine Flottille von zehn Brasilianern in Sicht bekommen habe, die nahe zusammenhielten und ihren Cours nach dem Tajo gesetzt hätten. An der Spitze derselben befinde sich eine portugiesische Brigantine, die alles Ernstes ihre Kanonenpforten geöffnet habe und sich den Anschein gebe, als würde sie Jeden, der ihr den Weg zu versperren gesonnen sei, mit Gewalt zurückweisen.

„Das müssen wir sogleich näher untersuchen, mein lieber Lieutenant Mahts!" antwortete der Admiral. „Vergönnt mir nur, mein Loggbuch in Ordnung zu bringen, und ich werde sogleich auf dem Verdeck erscheinen. Unterdessen haltet auf den kühnen portugiesischen Ritter ab und nehmt ihm, wo möglich, den Luf."

Der Lieutenant kehrte auf das Verdeck zurück, um die Befehle des Admirals buchstäblich zu vollziehen. De Ruiter kam bald darauf selbst, und als er sah, daß man sich der Brigantine bis auf Schußweite genähert hatte, befahl er, eine Kanone abzufeuern.

Diese Aufforderung, welche den Portugiesen zum Beidrehen veranlassen sollte, blieb ohne Wirkung, vielmehr zog er seinen Wimpel am großen Topp auf und wies eine rothe Flagge auf dem Vortopp.

„Oho, mein Junge!" sagte de Ruiter mit Laune, „hast du so viel Courage? Nun, da müssen wir ihm doch zeigen, daß wir es der Mühe werth halten, mit ihm anzubinden. Geschwind, Geschützmeister, eine Kugel nach seinem Vordersteven!"

Der Schuß ward abgefeuert und die Kugel flog hart an dem bezeichneten Punkte vorüber. Gleich darauf brannte man ein Geschütz am Bord der Brigantine ab und die Kugel fiel unfern von der Wasserlinie des holländischen Admiralschiffes nieder.

„Der Kerl hat Courage, oder er weiß sichern Beistand in der Nähe!" sagte der Admiral rasch. „Gleichviel, wir können einer solchen Aufforderung nicht gleichgültig zuschauen. Rasch, lauft ihm seitlängs und haltet die Geschütze klar."

Dem Befehl wurde Folge geleistet und bald lag das Admiralschiff der Brigantine gegenüber. Dies zeigte in diesem Moment von der Gaffel eine weiße Parlamentair-Flagge, und der Capitain erschien mit einem Sprachrohr auf der Galerie: „Ihr werdet hoffentlich die Königliche Flagge von Portugal respekti-

ren!" rief er laut. „Mir liegt es ob, jene Schiffe in den Tajo zu führen, und ich bitte Euch dringend, diesem Beginn kein Hinderniß in den Weg zu legen."

„Es thut mir leid, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können!" entgegnete de Ruiter. „Ich habe den strengsten Befehl, jede Landung zu verhindern. Ueberdies würdet Ihr nur schlecht im Tajo empfangen werden, indem die Mündung desselben von einem holländischen Geschwader besetzt gehalten wird. Sucht deshalb Euch an einen andern Ort zu begeben, denn hier findet Ihr schwerlich das gewünschte Unterkommen; ich bin hier, um es zu verhindern, sei es mit Güte, oder mit Gewalt!"

„Wie es Euch beliebt!" sagte der Portugiese stolz und verließ die Galerie.

„Habt Ihr das gehört?" sprach de Ruiter voll Staunen, zu seinen Offizieren gewendet. „Meine Vermuthung von vorhin bestätigt sich; laßt uns wohl auf unserer Huth sein."

Die brasilianischen Schiffe hatten unterdessen mit großer Geschicklichkeit ein eigenthümliches Manöver ausgeführt. Ein Schiff sank nach dem andern zurück, am meisten die Kriegsbrigg, dann luften die letzten wieder an, und in kurzer Zeit bildeten sie eine Linie; der Bugspriet des zweiten Schiffes wies nach dem

Spiegel des ersten und so fort bis zum letzten. Zu gleicher Zeit öffneten sich ihre Kanonenpforten, und eine lange Reihe glänzender Stücke wurde sichtbar.

„Aha!" rief der Admiral. „Ehe wir von diesem Zucker in unsern Jenever thun, müssen wir uns tüchtig heran halten. Frisch, Leute! Alle Mann bei den Kanonen! — Noch einen halben Strich anlufen! Jetzt! Feuer!"

Die Wirkung, welche die wohlgerichteten Geschütze hervorbrachten, war bedeutend. Einige der schwereren Kugeln bohrten sich fest in das Plankenwerk der Brigantine, die andern fuhren in die Takelage und richteten große Verwüstungen darin an. Die Vorderstenge kam gleich bei dem ersten Male auf das Verdeck nieder und das große Stag war abgeschossen. Die Holländer waren nicht müßig; bei der vierten Lage wurden die Geschütze der Brigantine zum Schweigen gebracht und diese suchte ihr Heil in der Ferne.

Die Flucht des Kriegsschiffes, welches die Kauffahrer schützen sollte, brachte an Bord dieser letzteren eine nicht zu beschreibende Verwirrung hervor. Einige brachen sogleich aus der Linie und steuerten der Brigantine nach, andere feuerten ihre Kanonen auf das Gerathewohl ab, und trafen auch nicht im Entfern-

testen das holländische Schiff, und kaum war eine halbe Stunde vergangen, als die Zucker-Fahrzeuge mit so vielen Linnen, als ihr Mastenwerk irgend tragen wollte, nach allen Seiten hin sich zerstreuten.

Mit übereinander geschlagenen Armen sah de Ruiter diesem Schauspiele zu. Von dem Augenblicke an, als die Brigantine in voller Flucht ihm den Spiegel wies, hatte er keinen Schuß gethan. An eine Verfolgung der Kauffahrer, die wie ein Haufen Spreu auseinanderfuhren, konnte nicht gedacht werden; er mußte sich darauf beschränken, den beiden, die ihm zunächst lagen, nachzusegeln. Sein leicht gebautes Schiff lief bald diese unförmlichen Gefäße auf, die sich sogleich gefangen gaben, ohne nur den geringsten Widerstand zu versuchen.

Das Glück, welches de Ruiter während seines Lebens zur See bis dahin nicht verlassen hatte, blieb ihm auch jetzt treu. Der Wind, welcher so schwach geworden war, daß nur noch „Der 26. August" sich einigermaßen schnell bewegen konnte, hörte bald ganz auf, und die Schiffe lagen machtlos neben einander auf einer Distance von drei Meilen. Der Admiral ließ die Böte aussetzen und durch diese den zunächst gelegenen Kauffahrer nehmen. Hierauf mußte er seine Thätigkeit beschränken; er hatte jetzt bereits drei Prisen

mit seinen Leuten besetzt, und mehr konnte er nicht entbehren. Zudem brach die Dämmerung herein, und die Böte wurden zurückbeordert, das letzte erschien erst bei völliger Dunkelheit. Während der Nacht wurde scharf ausgelugt, ob sich irgend etwas in dem Zustande des Wetters verändern würde, welches die Holländer veranlassen könnte, andere Maaßregeln zu ergreifen; aber die Atmosphäre blieb still und ruhig, kein Athemzug bewegte die lang herabhängenden Wimpel.

Mit dem Anbruch des Tages erhob sich ein frischer Seewind und sogleich entstand am Bord der sieben noch nicht genommenen Brasilianer ein reges Leben. De Ruiter hielt diesen kostbaren Schatz bereits für sich verloren, als er zu seinem Staunen gewahrte, daß sämmtliche Schiffe, die in seinen Luf gerathen waren, keine Kenntniß von der Blokirung des Tajo zu haben schienen, denn einmüthig setzten sie dorthin ihren Cours. Der Admiral ließ sie ungehindert steuern und begnügte sich damit, ihnen in angemessener Entfernung zu folgen.

Während de Ruiter in solcher Weise thätig war, hatten auch die Deputirten der General-Staaten das Ihrige gethan. Sie überreichten dem Minister-Staats-Sekretair ihr Ultimatum und kehrten zur Flotte zurück,

wo sie ihre Wohnung am Bord des Admiralschiffes „Die Eintracht" nahmen, um die Wirkung dieses ihres Schrittes abzuwarten. Diese trat nach einigen Tagen ein. Die Königin ließ die Gesandten nochmals in ihren Palast entbieten, allein diese machten Schwierigkeiten, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten, bevor sie nicht von dem Minister irgend eine Entscheidung, hinsichtlich des von ihnen überreichten Ultimatums, empfangen hätten. Am folgenden Tage erschien der Minister selbst am Bord des Admiralschiffes und ward mit allen seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Er trat mit hochfahrendem Wesen auf und machte Forderungen, welche zu erfüllen den Holländern auch im Entferntesten nicht einfallen konnte. Sie wiesen ihn kalt, aber höflich zurück. Diese Art des Benehmens brachte ihn außer Fassung; er vergaß seine Grandezza, übersprang alle Formen und sagte mit vor Zorn bebender Stimme: „Derlei Vorschläge und derlei Benehmen gehen nur von Männern aus, die sich für den Augenblick unter dem Schutze ihrer Kanonen sicher wissen, und in ihrem Uebermuth statt das Recht der Völker, nur das Recht des Stärkern gelten lassen. Aber unsere Flotte wird heimkehren, sie wird sich sammeln, und wenn wir mit gleichen Kräften einander gegenüber liegen,

mag es sich zeigen, auf wessen Seite der Sieg zu finden sein wird."

Und als wollte ein neckischer Kobold sogleich die prahlende Rede des Ministers zu Schanden machen, erschien ein Offizier, welcher meldete, daß eine ganze Reihe von Seglern nach der Mündung des Flusses zu steuere. Der Minister, welcher so eben im Begriff gewesen war, aufzubrechen, betrat mit dem Ober-Admiral und dessen Offizieren das Verdeck, und hier erblickte man ein Schauspiel, das die kühnen Prophezeiungen Dom Pedro Vierra's völlig zu Schanden machte. Die ganze Zuckerflotte war im Ansegeln begriffen; de Ruiter trieb sie vor sich her und jagte sie den holländischen Schiffen gerade entgegen. Als die Brasilianer ihren Irrthum einsahen, war es zu spät zum Wenden, es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Flagge zu streichen, und die fremden Herren an Bord zu empfangen. Bleich, ohne ein Wort zu sagen, verließ der Minister in seiner Barke das Admiralschiff, während de Ruiter von der ganzen Flotte mit Jubelrufen empfangen wurde.

Am folgenden Tage ward beschlossen, der allzu vorgerückten Jahreszeit wegen, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen und nach der Maas zurückzukehren, wo man kurz vor dem Ausbruch des Winters

anlangte. Aber mit dem Beginn des Frühjahrs 1658 ging die Flotte, unter dem Commando de Ruiter's, wieder nach der portugiesischen Küste ab. Dem tapfern Seehelden ward leider keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, denn die Portugiesen, zur Schlacht nicht zu bewegen, wußten den Holländern stets in Masse auszuweichen; der ganze Sommer beschränkte sich auf den sogenannten kleinen Krieg und die Wegnahme einzelner Schiffe. Keine Großthat ward vollbracht, die ein Blatt in der ruhmvollen Geschichte der holländischen Marine hätte füllen können, und laut jauchzte de Ruiter auf, als endlich durch beharrliches Unterhandeln ein vorläufiger Friede zu Stande kam und man die Flotte nach Hause berief, um bei den wichtigen Ereignissen, die sich im Norden vorbereiteten, sogleich bei der Hand zu sein. Nur wenige holländische Schiffe blieben als Kreuzer an der portugiesischen Küste zurück.

XXI.

Nordische Wirren.

(1657—1658.)

Bei der Wichtigkeit, welche der Ostseehandel für Holland hatte, war es natürlich, daß die Ereignisse, welche zu dieser Zeit in Skandinavien stattfanden, die Aufmerksamkeit der General-Staaten auf sich zogen, und eine neue Expedition nach dem baltischen Meere beschlossen wurde.

Mit Unwillen dachte der König von Dänemark, Friedrich III., der Zeit, da die Schweden seinen Vater überfallen und Christian IV. mancherlei Unbill hatte ertragen müssen. In seinem Herzen sehnte er sich nach Wiedervergeltung, und da er den Schwedenkönig Karl Gustav hinlänglich mit den Polen beschäftigt glaubte, rückte er mit seinen Truppen in das Herzogthum Bremen und nahm Bremervörde weg, anstatt einen Angriff auf Schweden selbst zu machen. Allein ehe man sich dessen versah, kehrte

Karl Gustav aus Polen zurück, fiel in Holstein und Schleswig ein, eroberte beide Herzogthümer und drang nach Jütland vor. Der König von Dänemark schickte dem unaufhaltsam vordringenden Feind seinen Feldmarschall Anders Bilde entgegen; aber Letzterer benahm sich so unverzeihlich nachlässig auf diesem Zuge, daß nicht nur die Schweden in ihrem Vordringen nicht gehemmt wurden, sondern auch, nach einem kaum merklichen Widerstande, die Festung Friedericia eroberten, ein Besitzthum, das für Schweden von außerordentlicher Wichtigkeit war. Der Winter war hart und schwer; Karl Gustav unternahm das Wagestück, mit 7000 Mann nach Fünen hinüber zu marschiren, schlug die Dänen, welche sich ihm hier noch einmal entgegenstellten, und nahm dann die ganze Insel in Besitz. Dieses fortdauernde Glück machte ihn stolz, und er faßte den Entschluß, das dänische Reich ganz und gar zu vernichten; er wollte dies herrliche Inselreich zu einer schwedischen Provinz machen. So schritt er nun auf seinem Siegeszuge immer weiter vor, nahm die Inseln Langeland, Laaland und Falster, ohne auf einen besonderen Widerstand zu treffen, und faßte Fuß auf Seeland. Hier waren die Vertheidigungs-Anstalten in einem so schlechten Zustande, daß die Schweden bereits vor Wordingborg standen, ehe

man in der Hauptstadt noch irgend etwas davon wußte, daß er den großen und kleinen Belt überschritten habe.

Hier überlegte man nun in aller Eile, was zu thun sei. Von einer Vertheidigung war keine Rede, und man sandte dem Könige zwei Reichsräthe entgegen, welche einstweilige Aufhebung der Feindseligkeiten nachsuchen und Friedens-Unterhandlungen beginnen sollten. Aber der König von Schweden hatte hierzu nicht besondere Lust; mit den Worten: „Ich habe diesen Krieg nicht angefangen!" wies er die dargebotenen Anträge zurück und machte dagegen so übertriebene Forderungen, daß an eine Erfüllung derselben nicht zu denken war. Durch nichts aufgehalten, rückte Karl Gustav gegen Kopenhagen vor; er hatte die Absicht, diese herrliche Stadt ganz zu vernichten, und wollte, wenn er ganz Dänemark für sich erobert, in Schoonen residiren. Indessen konnte er seine Pläne nicht völlig so ausführen; die Furcht, ganz Europa gegen sich in die Schranken zu rufen, hielt ihn hiervon zurück. Von allen Seiten liefen Vorstellungen ein, und mehr als eine Macht bot ihre Vermittelung an. Der Lord-Protektor sandte den Obersten Meadau, und durch dessen geschickte Unterhandlungen kam ein Frieden zu Stande, der in Roeskilde abgeschlos-

sen wurde. Dieser Frieden war im höchsten Grade nachtheilig für Dänemark. Nicht nur sorgte Karl ungebührlich für sich selbst, sondern auch für seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich von Holstein, dem er die Unabhängigkeit von Dänemark erwirkte.

Als der Frieden zu Stande gekommen war, stattete der König von Schweden seinem vielgeliebten Bruder von Dänemark einen Besuch in Kopenhagen ab, und beide Monarchen lebten einige Tage lang in vollkommener Eintracht auf dem Schlosse Frederiksborg. Man gab sich Feste, überhäufte sich mit Artigkeiten, und es hatte den Anschein, als ob hier ein dauernder Freundschaftsbund geschlossen sei. Allein dies war keineswegs der Fall. Die Kommissarien beider Souveraine, welche zusammengetreten waren, um die Friedens-Bedingungen in Ausführung zu bringen, stießen auf Schwierigkeiten mancherlei Art und konnten nicht einig werden. Ein Haupthinderniß war auch, daß die Schweden noch immer keine Anstalt machten, ihre Truppen zurückzuziehen, wodurch es den Anschein hatte, als ob das Land noch immer von dem Feinde besetzt gehalten werde. Karl Gustav, der nicht bloß tapfer, sondern auch schlau und gewandt war, setzte unterdessen seine Beobachtungen in der Stille fort.

Die Schwäche des dänischen Reiches, das geringe Einverständniß, welches zwischen dem Könige und dem hohen Adel des Landes herrschte, blieb ihm nicht verborgen, und er fand hierin Veranlassung und Bürgschaft, seine früheren Entwürfe jetzt zur Ausführung bringen zu können. Er beurlaubte sich bei seinem königlichen Wirthe, rief bald darauf die Kommissarien ab, behauptete, daß gleich zu Anfang der Friedens-Vertrag von Roeskilde verletzt worden sei, und erschien mit einer Flotte im Sunde.

In der That stand es jetzt um die Existenz des dänischen Staates nicht besonders; die Lage desselben war um so gefährdeter, als das Mißverständniß, welches zwischen dem Könige und dem Reichsrathe herrschte, fortdauernd im Zunehmen war. Am feindseligsten bewies sich der Adel; theils stand er unter schwedischem Einfluß, mehr aber noch beschäftigte er sich in egoistischer Weise mit seinen eigenen Privilegien, und kämpfte blind gegen Alles an, was dieselben gefährden konnte. Man rieth dem Könige allgemein, sich in Sicherheit zu bringen und entweder nach Norwegen oder zu seinen Bundesgenossen, den Holländern, zu flüchten. Aber der König antwortete muthig und unerschrocken: „Und wenn Alles verloren ist, so will ich doch, wie der Adler, auf meinem Horste sterben!“

Er verließ den falschen, zweideutigen Adel und wandte sich an die Bürger, die Studenten und die wenigen Bauern der Landmiliz. Ihnen vertraute er seine Hauptstadt an; er versprach ihnen Schätze und große Privilegien, die sie besitzen sollten, wenn die Freiheit errungen wäre; die Leibeigenen unter den Landleuten gab er sogleich frei, denn er wollte nur mit freien Männern kämpfen. Durch diese und ähnliche Handlungen erwarb er sich die Herzen des Volks, und mit unerschütterlicher Ausdauer hielten sie eine sechsmonatliche Belagerung aus. Ein betrübendes Ereigniß war es, daß auch der Schlüssel des Sundes, die Festung Kronborg, durch das jämmerliche Benehmen des Kommandanten Benfold, in die Gewalt der Schweden fiel; aber die Bürger von Kopenhagen begrüßten diese Nachricht mit einem Schrei des Unwillens, sie machten unter Anführung ihres Stadthauptmanns Turnsen einen Ausfall und brachten den Belagernden, die sich eines so heftigen Angriffs nicht gewärtig waren, eine tüchtige Niederlage bei.

Wiederholt hatte Dänemark seine holländischen Bundesgenossen zum Beistande aufgefordert; bisher hatten diese noch immer gezögert, aber nun schien es den General-Staaten an der Zeit, etwas Entscheidendes zu unternehmen, denn ein längeres Zögern konnte für

sie selbst verderblich werden. Schweden hatte den Einfluß Hollands in der Ostsee immer mit Neid betrachtet; siegte es jetzt, so würde Karl Gustav keinen Augenblick Anstand genommen haben, den Handels-Unternehmungen der Holländer in den Ostsee-Ländern eine gewichtige Schranke entgegenzusetzen. Die General-Staaten säumten nicht, die Ausrüstung der Flotte sofort zu befehlen. Das oberste Kommando fiel dem Herrn van Wassenaar zu; unter ihm standen die Vice-Admirale Witte, Cornelius de Witt und Pieter Floriſſon. Die Flotte bestand aus vierzig Schiffen und sechs Brandern, außer einer bedeutenden Anzahl von Fluitschiffen und Galioten, die als Transportschiffe benutzt wurden. Außerdem schifften sich am Bord dieser Fahrzeuge zweitausend Soldaten ein, die unter dem Kommando des Obersten Pichlers standen und dazu bestimmt waren, die Besatzungen von Kopenhagen und Kronborg zu verstärken, denn man wußte in Holland noch nicht, daß diese Festung bereits den Schweden in die Hände gefallen war.

So ausgerüstet und mit den bestimmtesten Ordres versehen, lichtete die holländische Flotte die Anker am 17. Oktober und setzte ihren Cours nach der Ostsee.

XXII.

Die Schlacht vor Kronborg.

(8. November 1658.)

Eine frische Kühlte wehte am Morgen des genannten Tages, der Zeuge einer furchtbaren Seeschlacht werden sollte. Der Himmel war einförmig grau und das Wasser im Sunde in bedeutender Aufregung. Auf den Wällen der Festungen Kronborg und Helsingborg, welche sich an der schwedischen und dänischen Küste drohend gegenüber liegen, damals aber nur einem Herrn gehorchten, war eine lebhafte Bewegung; namentlich am erstgenannten Orte, wo die unmittelbare Anwesenheit des Königs Alle zur erhöhten Thätigkeit trieb. Die schwedische Flotte, achtunddreißig Schiffe stark, unter den Befehlen des ritterlichen Admirals Gustav Wrangel, lag eine halbe Meile abwärts, und der ihr scharf entgegenstehende Wind verhinderte sie, auf die Holländer einzusegeln; sie mußten diese herankommen lassen.

Die Holländer setzten unaufgehalten ihren Weg fort. Mit einfach gerefften Toppsegeln schossen die Schiffe, welche die Vorhut der Flotte bildeten, heran, und ungefähr um acht Uhr früh befanden sie sich den Festungen gegenüber. Der Führer dieser Abtheilung, Vice-Admiral Pieter Floriſſon, hatte die drohende Gefahr wohl erwogen und suchte sie so viel als möglich unschädlich zu machen, indem er den Befehl ertheilte, genau die Mitte des Sundes zu halten, wobei er indessen nicht ganz verhindern konnte, daß Wind und Strömung ihn mehr nach der dänischen Seite zu trieben.

„Seht einmal, Vater Knudsen", sagte ein junger Soldat zu einem alten Artilleristen, der gegen seine Kanone lehnte und nicht sonderlich auf das achtete, was um ihn her vorging, „seht einmal die Menge Offiziere an, die hier den Wall heraufkommen. Das hat etwas zu bedeuten!"

„Was geht's mich an?" brummte der Alte. „Swenn! dummer Junge, laß mich zufrieden! Ich habe es Dir heute Morgen schon einmal gesagt. Ich bin bei meiner Kanone alt und grau geworden, und kenne kein anderes Geschäft, habe keine andere Freude, als sie zu laden und abzuprotzen. Nun, geladen ist sie, und losbrennen werde ich, wenn es befohlen wird."

„Aber wenn Ihr die Kanone abfeuert, fliegt doch die Kugel irgendwo hin, und wo sie hinfliegt, richtet sie Schaden an, und man denkt doch auch ein Bischen an den Schaden, den man verursacht. He?"

„Halte das Maul mit Deinem Wischiwaschi!" entgegnete scheltend der Alte. „Ich habe keine Lust, Schaden anzurichten oder zu verhüten; ich brenne blos meine Kanone ab, wenn es befohlen wird. Hast'n Schluck?"

„Hier, Vater Knudsen, habt Ihr meine Ration! Ich habe keine Freude am Branntwein. Trinkt ihn aus, und laßt ihn Euch etwas milder stimmen. Ihr müßt nachdenken, was Ihr thut, so lehrt's der Regiments-Schulmeister, der zu mir gesagt hat, ich sei ein offener Kopf."

„Laß mich zufrieden, Swenn. Ist Dein Kopf offen, so laß ihn verbinden. Du verleidest mir den Branntwein. Ich habe nichts zu denken, ich habe nur loszubrennen."

„Und thut's Euch nicht leid, daß Ihr im Handumdrehen Menschen und Vieh, Schiffe und allen Teufel in Grund und Boden zusammenschießt? Man muß doch ein Einsehen haben, wenn man an seine Nebenmenschen denkt."

„Ich habe keine Nebenmenschen zu bedauern," sagte

Knudsen beharrlich, „ich habe nur eine Kanone zum Losbrennen.“

„So seht doch nur das Schiff da mit der schönen rothen, weißen und blauen Flagge; es glänzt, trotz der trüben Luft, wie Gold und ist von oben bis unten mit schneeweißen Segeln bedeckt. Es geht so still und ruhig durch's Wasser, als ob's mit der See und dem Sturm nichts zu thun hätte. Mir lacht's Herz im Leibe, wenn ich es ansehe, und ich danke Gott, daß ich nicht Kanonier bin, denn ich könnte es nicht über mich gewinnen, darauf zu schießen.“

Nach diesen Worten wandte der junge Soldat sich erschrocken um, denn er fühlte eine gewichtige Hand auf seine Schulter fallen. Er sah einen Mann vor sich stehen von hoher Gestalt, der ihn mit blitzenden Augen ansah: „Was ist das? Kannst keine Kanone abfeuern? Bist Du ein schwedischer Soldat?“

Der junge Mann war in die Kniee gesunken und sagte, heftig zitternd: „Ach Gott! Herr König! Ich kann Alles, ja! Ach, laßt mich nur nicht niederschießen! Ach Gott! Ach Gott!“

„Fort!“ herrschte der König, und Knudsen, der sich ein wenig umgedreht hatte, riß den jungen Mann vom Boden auf, schob ihn beiseite und sagte dann:

„Halten zu Gnaden, Herr König! Ich bin hier für das Losbrennen hergestellt.“

„Warte noch!“ befahl Karl Gustav, „die Kugel kommt sonst zu früh! — Hier, Ihr Herren!“ wandte er sich an die Offiziere seines Gefolges, „hier müßt Ihr Euch aufstellen. Von diesem Punkte aus könnt Ihr das ganze Schauspiel übersehen. Dort sind die Holländer, eins, zwei, drei, zehn Stück nach einander; die übrigen lassen sich Zeit, können nicht schnell genug hinter dem Lap hervorkommen. Aber nun wird es schicklich sein, den Herren da unten einen Gruß zu bieten und meinen Bruder Frederik in Kopenhagen aus dem Schlaf zu wecken. An die Geschütze!“

„Soll ich?“ sagte Knudsen und hob die Lunte in die Höhe.

„Freilich! — Her mit der Lunte! Frisch, meine Herren, ich gehe Euch mit einem guten Beispiel voran; thut mir Bescheid!“ Und der König nahm dem alten Kanonier die Lunte aus der Hand und feuerte selbst das erste Geschütz ab.

„Da!“ rief der König laut, als er die Wirkung des von ihm abgefeuerten Schusses sah, der einige Risse in dem Takelwerk des holländischen Admiral-Schiffes machte, „ich sehe, Dein Geschütz war gut gerichtet, Alter! Laß Dir von meinem Adjutanten einen

Bankothaler zur Extra-Ration reichen. Graf Magnus de la Gardie, beliebt's Euch, näher zu treten?"

Der aufgerufene Offizier trat näher und empfing die Befehle des Königs, während die übrigen Herren des Gefolges sich ehrerbietig zurückzogen. Unterdessen donnerten die Kanonen der Citadelle unaufhaltsam, die Geschütze von Helsingborg antworteten, und mitten durch diesen Kugelregen segelte die Flotte der Holländer den schwedischen Schiffen entgegen, die sich in einen Halbmond aufgestellt hatten und sich zum Empfange rüsteten.

Der König entließ jetzt den Grafen Magnus, und dieser eilte weiter, um die Befehle seines Gebieters zu erfüllen. Karl Gustav ging bis zu dem höchsten Punkt des Walles, und trat erstaunt einen Schritt zurück, als ihm von der andern Seite eine Dame entgegen kam.

„Sehe ich recht?" rief der König überrascht. „Ew. Majestät wagen sich bei so früher Tageszeit in diese feuchte Winterluft? Haben Euch die Kanonen geweckt? Ich bin untröstlich, Euch auf eine so rauhe Art aus Euren Morgenträumen aufgescheucht zu haben."

„Ich komme, mein Gemahl", entgegnete die Königin, „um Zeugin des großen Schauspiels zu sein,

das Ew. Königliche Majestät hier im Angesicht zweier Völker aufführt, und habe zugleich die Bitte auszusprechen, daß es Ihnen gefallen möge, dem Ritter, der mich so treu hierher geleitet hat, einen kleinen Theil der Ausführung zu übertragen."

Der Prinz von Holstein-Gottorp, der bescheiden zur Seite getreten war, näherte sich jetzt und sagte mit einer Verbeugung: „Gebieten Sie, Sire! wohin ich mich begeben soll."

„Ich dachte", antwortete der König mit leichtem Stirnrunzeln, „weil ich Euch nicht in meinem Gefolge fand, Ew. Liebden hätten es vorgezogen, mir die Ehre des Tages allein zu überlassen. Die Posten sind alle besetzt."

Der Prinz entfärbte sich; die Königin aber fiel rasch ein: „Urtheilen Ew. Majestät von der Anhänglichkeit des Prinzen an unser Haus; er wußte das Loos, das ihn treffen würde, und wankte doch nicht in der Ritterpflicht, die er mir gewidmet."

„Wenn es so steht, kann ich den Prinzen nur bitten", sagte der König, „sich, sobald er seine Pflicht gegen Ihre Majestät erfüllt hat, zu mir zurückzubegeben, und an meiner Seite die Geschicke dieses Tages zu erwarten. Wir werden wohl bei einander aushalten, denke ich!"

„Im Leben und im Tode!“ entgegnete rasch der Prinz.

Der Donner der Geschütze verstärkte sich von Augenblick zu Augenblick, aber der Schade, den sie anrichteten, war nur gering. Die Kanonen, welche auf der schwedischen Seite abgefeuert wurden, blieben ganz wirkungslos, die Kugeln reichten nicht herüber, und die Geschütze von Kronborg vermochten ebenfalls nicht, den niederländischen Schiffen bedeutend zu schaden, geschweige ihre Fahrt zu hemmen. Mit zusammengekniffenen Lippen sah der König diesem Zuge nach, zu Zeiten ein flüchtiges Wort an die Königin, oder an den Prinzen von Holstein richtend, ward aber immer einsylbiger, da ihm sein Plan ganz zu mißlingen schien; war auch ein Sieg zu hoffen, so mußte er die Ehre des Tages seinem Admiral überlassen. Als er dem Prinzen einen Wink gab, die Königin in das Innere der Festung zurückzuführen, war auch die letzte Hoffnung verschwunden.

Schon war die erste Abtheilung der Flotte, unter Pieter Floriſſon's Befehlen, bei der schwedischen Linie angelangt; seine Flagge wehte vom Vortopp. Er stellte sich an der linken Seite auf. Ihm gegenüber legte sich Witte de Witt, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Das weite Centrum blieb für den Ad-

miral van Wassenaar, der sich dem Linienschiff des Ritters Wrangel gegenüber legte.

Die Holländer handelten gemeinsam nach einem wohl überlegten Plan. Pieter Florisson segelte mit seinen Schiffen so nahe als nur möglich an die Schweden, als ob er sich mit ihnen Bord an Bord legen wollte. Er that dies, um die Schweden zu veranlassen, das Gefecht zu beginnen. Dies geschah aber nicht; die Holländer segelten ungehindert auf die Linie ein, und einen Augenblick lang glaubte Pieter Florisson, er würde die Durchfahrt erzwingen. Aber zur rechten Zeit entging er der ihm gestellten Falle; nur noch eine halbe Kabellänge weiter, und die schwedischen Schiffe hätten ihn eingeschlossen. Er braßte seine Segel back und gab dem schwedischen Contre-Admiral Brahe die glatte Lage aus seinen Steuerbords-Kanonen. Gleich darauf war die Schlacht allgemein, überall auf der Linie griffen die einzelnen Schiffe einander an und ein dichter Pulverdampf verhüllte die Scene. Dies war der Moment, wo der Prinz aus dem Innern der Citadelle zurückkehrte und sich zur Verfügung des Königs stellte.

Der Dreimaster „Groningen", auf welchem Pieter Florisson befehligte, gerieth so nahe mit einem der schwedischen Schiffe zusammen, daß sich ihr Takelwerk

verwickelte und sie nicht wieder von einander loskommen konnten. Die Geschütze mußten schweigen, aber desto erbitterter wüthete der Kampf auf den Verdecken; die Schweden enterten den Holländer, die Holländer den Schweden; Mann gegen Mann ward der Streit geführt, Matrosen, Soldaten und Offiziere nahmen es mit einem würdigen Gegner auf, während die Scharfschützen auf beiden Schiffen in den Marsen lagen und von oben herab ihren Mann auf's Korn nahmen; jeder neue Schuß forderte ein neues Opfer.

„Frisch, Jungens! Frisch!" rief der Admiral, der bereits aus mehreren Wunden blutete und die Zahl der Matrosen, die sich um ihn gesammelt hatten, mit jedem Augenblick sich vermindern sah. „Ein Hurrah für Hollands Flagge! Laßt Euch nicht werfen von diesen schwedischen Hunden! Drauf! Drauf!"

„Drauf! Drauf!" wiederholten die Matrosen und drangen mit erneuertem Muth auf die Feinde ein; aber diese standen fest wie Eisen, und keinen Fußbreit Raum gewannen die Holländer auf ihrem eigenen Verdecke.

„Mit Gunst, Herr Admiral!" sagte ein junger Offizier, der ihm zur Seite focht, „Ihr blutet bereits aus mehreren Wunden. Wollt Euch zurückziehen und verbinden lassen!"

„Mit nichten, Herr Lieutenant! Bin nur geschrammt! Frisch mit mir voran! Weg da, schwedische Bestie! Hier! Da! Da! Gebt Raum!"

Mit hohem Muthe focht der Admiral, und wohin er sich wandte, wichen die Schweden zurück, während sich die Lücke, welche er hinter sich gelassen, sogleich wieder mit Feinden füllte. Der junge Offizier hielt an seiner Seite aus und hatte die Augen überall, um seinen Führer, so viel er vermochte, vor feindlichen Waffen zu schützen. Er gewahrte einen Schweden, der sich auf die Hütte des Admiralschiffes geschwungen und auf Pieter Floriſſon angelegt hatte. Nicht vermögend, den Kreis zu durchbrechen, schleuderte er seinen Dolch nach dem Soldaten; aber zu spät, der Schuß ging los, und Pieter Floriſſon stürzte zusammen. Ein lautes Hurrah von schwedischer Seite ertönte bei diesem Sturze. Mit erneuerter Wuth warfen sich die Holländer ihren Feinden entgegen, um den Fall eines Offiziers zu rächen, der bei der ganzen Flotte in Achtung stand. Die Verzweiflung verlieh ihnen doppelte Kraft; die Schweden wurden zurückgetrieben, und die Holländer, welche sich auf dem feindlichen Verdecke befanden, kehrten an Bord ihres Schiffes zurück, von dem dunklen Gefühl geleitet, noch einmal in das sterbende Angesicht ihres Admirals zu

sehen und sich um seinen Leichnam zu schaaren. Der Wind frischte zur selben Zeit mehr auf und riß die beiden Schiffe aus einander. Der „Groningen" holte sein Steuer auf und segelte abseits, um die theuere Leiche in Sicherheit zu bringen. Kein feindliches Fahrzeug unternahm es, ihn zu verfolgen.

Während dieser Zeit war das Gefecht auf der entgegengesetzten Seite der Kampflinie nicht minder heftig. Witte de Witt hatte seine Schiffe mit Umsicht geordnet und den ihm an Kräften gleichen Feind angegriffen. Er glaubte diesen durch einen energischen Angriff zu erschrecken, aber er fand einen würdigen Gegner. Der Kampf wurde mit steigender Erbitterung geführt, und die Meldungen, welche von Zeit zu Zeit auf dem Halbdeck bei dem Admiral anlangten, gaben Zeugniß von der Bravour, womit man sich von beiden Seiten schlug.

„Feuer am Steuerbord!" rief de Witt in seiner rauhen Weise, die ihm bei der Flotte so sehr geschadet hatte; „Feuer! oder ich haue Euch bei Euren Kanonen nieder! Wenn mir ein Schwede zu nahe kommt, sollt Ihr es büßen! Was da?"

„Ein schwedischer Brander hat sich an den „Vlissingen" gehangen und diesen in Brand gesteckt!"

sprach der Meldende. „Die Mannschaft wirft sich in die Böte!"

„Schießt die feigen Hunde in den Grund, die ihr Schiff verlassen!" zürnte der Admiral. „Wenn sie hier landen, stürzt sie vom Fallreep in . . . ." Ein furchtbarer Lärmen unterbrach den Admiral. „Was war's?"

„Der „Vlissingen" ist in die Luft geflogen."

„Zum Teufel mit ihm; wollte, sein Volk wäre mit aufgeflogen, dann brauchte man es nicht todtzupeitschen! Feuer! Achtet auf Euer Werk, Herr Lieutenant, und steht nicht da, wie eine Waschlappe!"

„Erlaubt, Herr Admiral! . . . ."

„Nichts erlaube ich, als daß Ihr Eure Pflicht thut! Was habt Ihr da an Eurem Arm herumzukrabbeln?"

„Er ist zerschmettert!"

„So laßt'n baumeln und nehmt den Degen in die andere Hand. Hollah! Neuer Feind am Bug! Werft dem Hund die Kugeln in's Gesicht und jagt ihn zu allen Teufeln! Hat unser Bugspriet zerbrochen!"

Aber der Feind war nicht so schnell zurückzuweisen. Es war der „Dalarner", an dessen Bord der Contre-Admiral Liliensträm kommandirte. Die beiden Admiralschiffe geriethen heftig an einander, und der Kampf wurde von den verschiedenen Seiten mit gleicher Er-

bitterung geführt. Kugeln sausten, das Plankenwerk zersplitterte, die Takelage flog abgerissen hin und her, das Verdeck war aller Orten mit Leichen bedeckt.

Das Bugspriet des Holländers war zerbrochen, ihm folgte die Vorderstenge und Kreuzstenge; jetzt schwankte auch der Fockmast, und am Steven hatten sich die Fugen so weit aufgethan, daß das Seewasser ungehindert eindrang.

„Meldet's dem Admiral!" befahl der Offizier, der auf der vorderen Schanze kommandirte. „Meldet's ihm, Ihr Leute! Schnell!"

Von mehreren Seiten zugleich gelangten Meldungen an den Admiral, aber dieser stand nicht mehr auf seinem Platze. Der Schwede hatte den Holländer über die Galerie weg geentert und ein furchtbares Blutbad war auf der Hütte und am Fuße derselben entstanden. Witte de Witt lehnte sich an den Besanmast und vertheidigte sich mit Löwenstärke gegen die angreifenden Schweden. Aber endlich mußte er der Uebermacht erliegen; er fiel, mit mehreren Wunden bedeckt, zerspaltenen Hauptes, ohne einen Laut auf das Verdeck nieder. Die Holländer brachten das zweite große Opfer in dieser verhängnißvollen Schlacht.

Eine Anzahl niederländischer Matrosen bildete einen Kreis um die Leiche.

„Er ist todt!“ sagte Einer. „Ganz todt!“

„Wird seinen Mund nicht mehr öffnen, um zu verfluchen und zu verdammen!“

„Hat nun auch sein Theil, und ist nicht besser oder schlechter daran, als alle Anderen, die heute daran glauben mußten.“

„Was hat er nun davon, daß er sein Lebelang das arme Seevolk hudelte und es wie Hunde behandelte?“

„Laß nur, Bruder Martin. Es kommt ihm Alles zu Gute, da oben!“

„Meinst Du?“

„Gewiß! Der Ober-Admiral im Himmel führt auch ein Loggbuch, sagte der vorige Schiffspastor, und so gewissenhaft, wie kein Schiffsschreiber auf Erden. Darin steht Alles verzeichnet, Gutes und Böses!“

„Nun, vom Guten wird auf seinem Blatte wohl nicht viel zu finden sein. Er war ein grausamer Mann und ein Fluch für arme Matrosen.“

Der Kampf hatte unterdessen aufgehört; die Schweden waren Sieger geblieben und die Holländer wurden entwaffnet; von dem Vortopp verschwand die niederländische Flagge und das gelbe schwedische Kreuz

auf blauem Grunde wurde an dessen Statt sichtbar. Zu der Gruppe von Matrosen, die sich um die Leiche des Admirals gebildet hatte, trat einer der Schiffs-Offiziere, bleichen Angesichts, den Arm in der Binde, ohne Degen: „Was steht Ihr da und habt ein ungewaschenes Maul? Schämt Euch!"

„Herr Lieutenant . . ." entgegnete einer aus der Menge, aber der Offizier unterbrach ihn: „Seid Ihr Richter, die über diesen Todten zu Gericht sitzen? Noch einmal, schämt Euch!"

Die Männer schwiegen.

„Hebt die Leiche auf und tragt sie hinab in die Kajüte!"

Es geschah. Die Leiche Witte de Witt's ward auf eine Tafel gelegt, und die Matrosen warfen noch einen letzten Blick auf ihren todten Tyrannen.

„Die Hüte ab!" befahl der Offizier. „Laßt uns für die letzte Ruhe des Gefallenen beten und des Himmels Segen auf ihn herabrufen."

Stumm blieben die Matrosen; einer derselben aber faßte sich und sagte zu dem Offizier: „Mit Verlaub, Herr! Dieser Mann hat stets den geringen Leuten jedes gebrannte Herzeleid angethan, wie er nur konnte und wußte; wir sind Christen und wollen's vergeben. Aber für Den beten, der uns mit Füßen trat, Den

segnen, der uns und unseren Kindern fluchte, das wollen wir nicht!" Langsam gingen sie hinaus.

Der Offizier blieb allein bei der Leiche zurück. Nach einer Viertelstunde trat der Contre-Admiral Lilienström ein: „Was ist das?"

„Die Leiche meines Admirals, Witte de Witt!" antwortete der Offizier. „Ich bin ihr Wächter."

„Und sollt es bleiben!" entgegnete Lilieström. „Ich entferne mich sogleich wieder. Er war ein tapferer Offizier, und soll seine Ehre finden im Tode, wie er sie im Leben fand."

Der schwedische Admiral und sein Gefolge entblößten das Haupt und sprachen ein Gebet; dann sagte der Erstere: „Das Schiff mit der Leiche geht sogleich nach Landskrone ab; Capitain Arvidson eskortirt dasselbe. Ich fürchte, dieser einzelne Sieg wird uns nicht viel helfen! Laßt uns sehen, wie die Schlacht im Centrum steht."

Aber im Centrum raste sie mit unbeschreiblicher Wuth. Gustav Wrangel und Opdam van Wassenaar kämpften auf Tod und Leben mit einander. Unaufhörlich versuchten es die Holländer, die schwedische Linie zu durchbrechen; jedesmal mußten sie zurückweichen. Herr van Wassenaar lag krank in der Kajüte und leitete von hier aus die Schlacht. Als aber der

Kampf immer hartnäckiger wurde, als die Schweden eine Zeitlang die Oberhand gewannen und die Holländer daran verzweifelten, den Sieg zu erringen, befahl er, ihn auf einen Stuhl zu setzen und auf das Verdeck zu tragen.

Die Offiziere widersetzten sich diesem Ansinnen: „Thut es nicht, edler Herr! Verlaßt Euch auf die Umsicht Eures Flaggen-Capitains und Eures Segelmeisters!"

„Schont sich Einer von Euch?" entgegnete der Admiral, den Schmerz gewaltsam niederkämpfend, der in seinem Körper raste. „Tragt mich nach oben!"

„Laßt mich nur noch einmal nachsehen!" bat einer der Offiziere, derselbe, der ihm die Nachricht von dem Tode Pieter Florisson's gebracht hatte. „Ich bringe Euch gewissenhaften Rapport."

„Ein wackerer Mann, der Pieter! Thut mir leid, herzlich leid!" fuhr der Admiral fort. „Horch! Wie es donnert! Jetzt setzen sie wieder ein! — Haltet Euch brav, Leute! Haltet Euch brav! Was fragt Ihr nach den schwedischen Kugeln? Unsere Schiffe sind von Eisen, sie dringen nicht hindurch!"

Ein junger Offizier flog die Kajütstreppe hinab und trat, bleichen Antlitzes, zitternd vor seinen Chef hin: „Herr Admiral!"

„Was giebt's?“ stöhnte der Kranke.

„Ein neues Unglück, Herr. Nachricht vom rechten Flügel ....“

„Dort donnert de Witt, wie ein zweiter Cerberus!“ unterbrach ihn van Wassenaar. „Was läßt er mir melden?“

„Von ihm empfangt Ihr keine Meldung mehr; er ist todt!“

„Todt!?“

„Contre-Admiral Lilienström hat ihn geentert. Es hat auf dem Verdeck ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden, und der Admiral ist, mit Wunden bedeckt, gefallen. Die Schweden haben Schiff und Leiche mit sich hinweggeführt.“

„Und ich noch immer hier? — Bringt mich auf das Verdeck, befehle ich! — Seht Ihr mich voll Mitleid an, oder ist's Spott, weil ich eigentlich kein Seemann bin! Edelmann bin ich, und Soldat! Auf das Verdeck!“

Der Wille des Kranken ward erfüllt. Man trug ihn nach oben, band ihn auf seinen Stuhl fest und diesen wieder an den großen Mast. Er ertheilte seine Befehle, und der Angriff begann auf's neue mit zwiefacher Erbitterung. Der schwedische Admiral eröffnete das Feuer mit erneuerter Stärke.

„Brav, Wrangel, brav!“ rief Herr van Wassenaar. „Bist ein tüchtiger Gegner. Wir dürfen uns einander nicht schämen.“

Mit dreifachen Kräften griffen die Schweden das holländische Admiralschiff an, dessen Flagge auffordernd vom großen Topp wehte, und schon waren die Enterhaken gehoben, die auf das Verdeck des Holländers niederfallen sollten. Da kam Entsatz; starker, muthvoller Entsatz. Die dem Admiral zunächst liegenden holländischen Fahrzeuge hatten die Schweden von sich abgeschlagen und die Linie durchbrochen. Die beiden tapferen Capitaine Art van Neß und Jan van Kampen erschienen vor dem Spiegel und am Backbord des Admirals Wrangel und eröffneten ein mörderisches Feuer auf diesen. Eine Stunde dauerte dieser entsetzensvolle Kampf, dann hatte er sich zu Gunsten Hollands entschieden. Es wurde Raum an allen Enden, die Schweden zogen sich immer weiter zurück, und auch am Bord des Admiralschiffes ward der Befehl zum Weichen gegeben.

„Und wohin setzen wir den Cours?“ fragte der Segelmeister ehrerbietig.

„Nach Landskrone!“ entgegnete Admiral Wrangel mit halber Stimme, „und vertrauen wir dort auf Hollands Ohnmacht, sonst ....“

„Hurrah! Hurrah!“ rief Herr van Wassenaar. „Jetzt muthig vorwärts! Das Feld ist unser! Sieg! Hurrah!“

Und „Hurrah!“ erscholl es längs der ganzen holländischen Linie.

Der König Karl Gustav stand noch immer auf den Wällen von Kronborg; er hatte sie während der Schlacht nicht einen Augenblick verlassen. Unfern von ihm stand der Prinz von Holstein-Gottorp im Gespräch mit dem Grafen Magnus. „Ihr solltet doch Se. Majestät nochmals ersuchen, den Wall zu verlassen, Hoheit“, bat der Graf.

„Es ist umsonst, ihn zu bewegen!“

„Sechs volle Stunden steht er auf derselben Stelle. Um Gott! Was ist das? Der König wankt!“

In diesem Augenblicke war es, wo die schwedische Flotte vollends zurückwich und den Holländern freien Durchzug gab; mit straffen Segeln flogen diese dahin. Sechs lange Stunden hatte der Kampf gerast, jetzt war er vorüber.

„Ist Ew. Majestät nicht wohl?“ rief der Graf besorgt, und der Prinz fragte: „Was ist Euch begegnet, königlicher Herr?“

„Ich habe den Schlüssel von Kopenhagen verloren!“ sagte der König mit dumpfer Stimme, und verließ in sich gekehrt den Wall.

XXIII.

Nach der Schlacht.

(1658.)

Die blutige Schlacht vor Kronborg war geschlagen und der letzte Donner der Geschütze verhallt. Die schwedischen Schiffe flüchteten einzeln dem gemeinschaftlichen Sammelplatze zu, denn sie fürchteten eine Verfolgung von Seiten der Holländer und glaubten, sie auf diese Weise unwirksam zu machen. Aber diese verhielten sich still; auch ihre Kräfte waren erschöpft. Als sie die beiden Flügel der Schweden gesprengt und das Centrum derselben durchbrochen hatten, ließen sie das gelbe Kreuz unangefochten der Küste von Schoonen zusteuern. Die Holländer setzten ihren Cours nach Kopenhagen, aber sie vermochten diese Stadt an dem Tage nicht mehr zu erreichen; man ging im Schutze der Insel Hven vor Anker.

Schon dämmerte der Abend stark herein. Am Bord des Admiralschiffes waren die Capitaine zur ernsten

Berathung versammelt. Zwar hatte man gesiegt, aber dieser Sieg hatte viel gekostet. Starke Havarie war gemacht worden, und die Mannschaft arbeitete unausgesetzt, um den gefährlichsten Schaden zu ersetzen. Herr van Wassenaar hatte einen Schlachtenbericht an die General-Staaten entworfen und denselben seinen Capitainen zur Unterschrift vorgelegt: es war augenscheinlich, daß eine Verstärkung erbeten werden mußte, und am meisten nothwendig war es, an die Stelle der gefallenen Admirale neue Befehlshaber zu ernennen. Einstweilen bekleidete der Admiral den Capitain Jan Aldag mit der Würde eines Schout by Nacht und entließ dann, von Krankheit gefoltert, die Offiziere, die ihrerseits an Bord ihrer Schiffe eilten, um die Intentionen des Admirals soviel als möglich fördern zu helfen.

Der Schout by Nacht, Jan Aldag, blieb vorerst am Bord des Admiralschiffes zurück, um von dort aus die Angelegenheiten der Flotte zu leiten. Er und der Flaggen-Capitain standen auf dem Halbdeck in ernster Unterredung beisammen, als sie durch einen dumpfhallenden Schuß gestört wurden.

Eine Galiotbrigg von holländischer Bauart war im Anseglen begriffen. Von ihrer Gaffel wehte die schwedische Orlogsflagge, auf dem Bugspriet die Flagge

der Vereinigten Provinzen und von dem großen Topp eine weiße Parlamentairflagge. Alle diese Flaggen waren auf halber Stange gehißt. Nach Verlauf einer halben Minute fiel ein zweiter Schuß, und sofort in Zwischenräumen von dreißig zu dreißig Sekunden.

„Das ist ein seltsamer Anblick, Herr Schout by Nacht," sagte der Flaggen-Capitain des Admiralschiffes. „Habt Ihr jemals einen solchen Parlamentair gesehen? Freundes- und Feindesflagge wehen am Bord eines und desselben Schiffes, als Trauersignale, und dazwischen hoch oben das Zeichen friedlicher Besprechung."

„Allerdings seltsam genug!" entgegnete Jener. „Indessen müssen wir für einen würdigen Empfang Sorge tragen. Wollt Ihr das gefälligst einleiten, Herr Capitain? Und Ihr, Herr Lieutenant, geht und stattet Sr. Edelmögenden, Herrn van Wassenaar, Bericht von dem, was Ihr seht."

Die Galiotbrigg steuerte unangefochten näher, und als sie sich seitlängs vom Admiralschiff befand, braßte sie ihre Segel back. Auf der Galerie derselben erschien der Befehlshaber derselben, zur Seite einen holländischen Offizier, mit der Bitte um freies Geleit, da er eine Botschaft Sr. Majestät des Königs von Schwe-

den an den Ober-Befehlshaber der holländischen Flotte auszurichten habe.

Das erbetene Geleit ward ohne Zögerung zugesagt und dem Ober-Admiral die nöthige Meldung gemacht. Die Offiziere des Admiralschiffes traten sogleich zusammen und geleiteten den Gesandten zu ihrem Führer.

„Enschuldigt, Herr Admiral, den vielleicht nicht ganz angenehmen Besuch eines Feindes kurz nach der Schlacht; mich sendet Se. Majestät der König mit der Botschaft an Euch: „„Im wechselnden Glücke dieser Schlacht ist das Befehlshaberschiff des rechten holländischen Flügels in Meine Hände gefallen, ein Schiff, das von einem der edelsten Seehelden Hollands befehligt wurde. Er ist vor diesem Unglücksfall als ein echter Held gestorben, mit Wunden bedeckt. Mein Herz ist voll Freude über den einen Sieg, inmitten der allgemeinen Niederlage, aber Ich bin weit entfernt, ein Schiff an mich reißen zu wollen, auf welchem einer von Hollands Helden starb, und das ein Denkmal dieser Nation bleiben muß. Empfangt es zurück und mit ihm die Leiche des Helden, würdig aufgestellt in der Staatskajüte. Es sei den Holländern dies ein Beweis, daß Ich den Krieg nicht gegen Einzelne führe, sondern weil Ich nicht anders kann. Am Bord befinden sich alle die Of-

fiziere und Matrosen, welche bei der Gefangennehmung des Schiffes sich auf demselben befanden. Sie haben ihre Freiheit empfangen, nachdem sie eidlich gelobten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Mich zu dienen; mögen sie ihren ehemaligen Führer in seine Heimath geleiten.““ — „Dies,“ schloß der schwedische Offizier, sind die Worte meines königlichen Herrn an Euch, und wenn Ihr beabsichtigt, dieses Schiff mit seiner unschätzbaren Last nach Holland zu senden, so nehmt diesen Paß, der Euch überall, vor Kronborg, wie vor jedem schwedischen Schiffe vorüber, die Wege öffnet und jeden nöthigen Beistand bietet; es ist der Geleitsbrief eines edlen Königs.“

Der Schwede hielt inne. Mit tiefer Bewegung hatten die Holländer das Geschenk ihres königlichen Feindes empfangen. Der Gesandte kehrte am Bord einer Schaluppe, welche im Geleit der Galiotbrigg gekommen war, nach der schwedischen Küste zurück, und die gesammten niederländischen Schiffe feuerten eine Trauersalve ab.

Am andern Morgen früh steuerte die Galiotbrigg nach der Richtung von Kronborg. Am Bord derselben befanden sich die Leichname der Vice-Admirale Cornelius Witte de Witt und Pieter Floriſſon im Paradeschmuck. Sie wurden in Holland mit tiefer

Trauer empfangen und zu ihrer ewigen Ruhestätte geleitet. Witt liegt in Rotterdam, und Florisson in Horn; beides sind Wallfahrtsstätten für jeden echten niederländischen Seemann.

Die holländische Flotte war dagegen bei dem ersten Schimmer des Tages unter Segel gegangen und warf bald darauf ihre Anker vor Kopenhagen. Mit großer Freude ward sie hier empfangen; man begrüßte sie mit Kanonendonner, Trompetengeschmetter und Jubelgeschrei; es ward mit sämmtlichen Glocken geläutet, und die Einwohner sammelten sich in zahllosen Schaaren auf den Bollwerken und den Brücken; die Holme und die Zollbude waren mit Menschen besäet.

Eine Staatsschaluppe legte an den Bord des Admiralschiffes. Ein dienstthuender Kammerherr lud den Herrn van Wassenaar zu einem Besuche bei Sr. Majestät dem Könige ein. Aber der Admiral befand sich so krank, daß er seine Kajüte nicht verlassen konnte und sich vielfach entschuldigte, daß er dem königlichen Befehl nicht nachkommen könne. Nach zwei Stunden kehrte dieselbe Schaluppe mit dem Könige zurück; Friedrich III. schenkte dem Repräsentanten seiner Bundesgenossen die Ehre seines königlichen Besuches; er begrüßte die holländischen Offiziere mit höchst gnädi-

gen Worten und stellte ihnen dann seinen Admiral Bielke vor, der den Befehl habe, sich morgen mit seinem Geschwader der niederländischen Flotte zuzugesellen und ihr in diesen Gewässern, wo er ganz und gar zu Hause gehöre, als Führer zu dienen.

Am folgenden Tage ward dieser Vorsatz ausgeführt, und kaum hatten die beiden Flotten sich zusammengefunden, als auch ein gemeinschaftlicher Streifzug nach Landskrone, wo sich die gesammte schwedische Flotte befand, beliebt wurde.

Es fehlte nicht viel, so wäre es, trotz des glänzenden Empfanges, trotz des königlichen Besuches und der vielen Freundschafts-Versicherungen, zum offenen Bruche zwischen Niederländern und Dänen gekommen, die doch dazu bestimmt waren, für längere Zeit Verbündete zu bleiben. Admiral Bielke war ein eifriger, hitziger Herr, voll Feuer und Leben, dem es nur an Mitteln gefehlt hatte, etwas gegen Schweden zu unternehmen; jetzt, wo er seine Schiffe durch die holländische Hülfsmacht so ansehnlich verstärkt sah, hielt er sich für unüberwindlich. Er drang darauf, augenblicklich nach Landskrone abzusegeln und nicht eher von dort zu weichen, bis die schwedische Flotte, so wie die Festung, das Eigenthum der Dänen geworden sei. Und in der That, hätten die Holländer

und die Dänen gemeinsam und eifrig diesen Zweck verfolgt, es hätte ihnen gelingen müssen; einer der wichtigsten befestigten Orte Schwedens wäre an Dänemark gekommen, die Flotte Karl Gustav's vernichtet worden, und wer weiß, welche Wendung dieser berühmte nordische Krieg genommen hätte. Allein Bielke fand die Holländer nicht zu einem so entscheidenden Schlage geneigt; sein Eifer scheiterte an der übergroßen Besonnenheit des Herrn van Wassenaar. Entweder machte die Krankheit, woran er litt, diesen Offizier für den Augenblick unfähig, die Wichtigkeit des Unternehmens zu begreifen, oder es widerstrebte seiner Natur, einen raschen Entschluß zu fassen, oder er hatte geheime Instructionen, die seine Handlungsweise bestimmten. Es hieß allgemein, wenn freilich die Holländer es nicht gerne hören wollten, es sei den General-Staaten wenig Ernst mit dem dänischen Bündniß; sie dächten nicht daran, die Schweden ganz und gar zu unterdrücken, vielmehr sähen sie es am liebsten, wenn zwischen den beiden nordischen Königen ein gewisses Gleichgewicht bleibe, da dies unbedingt für Holland den größten Nutzen haben müsse. Hiernach konnte die Unterhandlung, welche die beiden Ober-Befehlshaber der vereinigten Flotten gleich nach dem Lichten der Anker mit einander hatten,

nicht von sonderlichem Erfolge sein, und man sah sich bei dem Schlusse der Konferenz mit weit ungünstigeren Augen an, als bei dem Beginn derselben.

Unterdessen rückte die Flotte vor Landskrone und blokirte den Hafen einstweilen. Man machte auch Miene, durch Einsenkung von Steinen und Schiffstrümmern die Mündung desselben zu verstopfen, aber diese Arbeit wurde so mangelhaft und mit einer solchen Unkenntniß des Terrains betrieben, daß hiervon nicht der geringste Erfolg erwartet werden durfte.

Der Schwedenkönig Karl Gustav befand sich auf seiner Flotte in Landskrone, als die Expedition der Dänen und Holländer vor der Mündung anlangte. Als der König die Meldung empfing, befand er sich gerade am Bord bei dem Admiral Wrangel, und mehrere fremde Herren bildeten seine Umgebung. Es herrschte ein dicker Nebel, so daß man kaum von einem Schiffe zum andern deutlich sehen konnte, was auf dem Verdeck desselben vorging, und der König bezeigte nicht geringe Lust, seinen Feinden unerkannt einen Besuch abzustatten. Zwar erhoben die schwedischen Seeleute ihre Stimmen und suchten den König von diesem Gedanken abzubringen; aber Karl Gustav, der niemals eine persönliche Gefahr gefürchtet hatte, und dem man eine einmal gefaßte Idee nur

schwer ausreden konnte, hörte nicht auf die Einwendungen seiner Offiziere, sondern wandte sich an seine ausländischen Gäste und fragte, was sie davon hielten.

Der Gesandte des deutschen Kaisers, Baron Thüring, neigte sich tief vor dem Könige und meinte, Seine Majestät werde sich einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussetzen, die dem ganzen Norden zum dauernden Unheil gereichen könne, und der Botschafter des Protektors verbeugte sich stumm, auf den Baron deutend, zum Zeichen, daß er ihm beistimme; der französische Gesandte, Ritter Terlon, aber rief mit leichtem Sinn: „Ei nun, Ew. Majestät! Wenn Sie glauben, daß dieser Nebel ein eben so treuer Bundesgenosse Schwedens ist, als Frankreich, so können wir in seinem Schutze immer die Fahrt wagen."

„Das glaube ich," entgegnete der König rasch, „und nehme Eure Begleitung an. Laßt uns sehen, was wir erkunden."

Schnell war, zum Staunen der übrigen Gesandten und zum Schrecken aller guten Schweden, die bei diesem Wagniß ihres Königs zitterten, eine Schaluppe mit erlesenen schwedischen Matrosen bemannt, und diese flog auf die Rhede hinaus. Das Glück war ihrer Kühnheit hold; der Nebel stand fest wie eine Mauer und war so dicht, daß sie bereits gegen den

Bug des ersten feindlichen Schiffes stießen, bevor sie dasselbe gewahrten.

„Wer da am Bug!" rief es vom Verdeck herunter.

Schnell besonnen nahm, auf einen Wink des Königs, der Quartiermeister das Wort: „Armer Küstenfischer, der das Land nicht wiederfinden kann und nur durch Zufall in die Nähe Eures Schiffes gerathen ist"

„Ein Küstenfischer?" rief eine andere Stimme von oben herab. „He! haben schon lange Appetit auf ein Gericht guter Fische gehabt! Kommt seitlängs, Kerle! Wir wollen Euch gut bezahlen."

Der König gab einen Wink, und das Boot trieb rückwärts über sein Steuer. Die Holländer merkten die Bewegungen, die das Boot machte, und es erhob sich Tumult am Bord: „Das ist Verrath! Da unten sind Spione! Meldet es nach dem Halbdeck!"

„Das schwedische Boot flog mit außerordentlicher Eile nach der entgegengesetzten Richtung und trieb bald darauf vor dem Spiegel eines zweiten holländischen Schiffes vorüber, nicht ohne für einen Augenblick bemerkt zu werden. So, bald rascher, bald langsamer vorwärts eilend, trieb das Königsboot längs einer großen Zahl der niederländischen Schiffe, und nur der König bewahrte seinen hohen Sinn, so daß

er selbst in dieser eigenthümlichen Lage noch scherzen konnte; denn das erste Schiff hatte, zum Zeichen, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Werke war, seine Glocke angezogen; alle Schiffe folgten diesem Beispiel; das Geläute verstärkte sich mit jeder Minute, und auf allen Verdecken ward scharf ausgelugt.

In diesem Augenblicke änderte sich die Scene, und eine entschlossene Handlung eines Matrosen der holländisch-dänischen Flotte hätte dem nordischen Kriege sogleich ein Ende gemacht. Die Sonne brach sich Bahn in den oberen Regionen des Nebels; der Wind, der von seewärts her scharf auffrischte, kam ihr zu Hülfe, und in wenigen Minuten war der Himmel klar und heiter. Das Schwedenboot lag Angesichts der feindlichen Flotte, und der überraschende Wechsel der Witterung hatte die Schweden so verdonnert, daß sie vergaßen, die Ruder zu bewegen. Erst als auf den holländischen Schiffen die Soldaten nach ihren Gewehren griffen, als man Miene machte, die Böte vor den Fallreep zu ziehen, gewannen die Schweden ihre Besonnenheit wieder.

„Die Königsjagd beginnt," sagte Karl Gustav. „Wie wäre es, Herr Abgesandter, wenn eine jener Kugeln mich träfe?"

„Königlicher Herr!" rief der Ritter von Terlon,

„Frankreich ist die natürliche Brustwehr seiner Freunde! Die holländischen Jäger würden mich bei dem Leichnam des Löwen treffen."

„Diesmal nicht!" entgegnete der König, dem Franzosen die Hand schüttelnd. „Seid gewiß, Ihr werdet noch Gelegenheit haben, in Euren glänzenden Schlössern zu Versailles und Trianon von dieser Löwenjagd zu erzählen; aber das Alles nur, weil die Holländer schlafen, wo sie wachen sollten. Da ist Landskrone."

Und in diesem Augenblicke befand sich das Königsboot unter dem Schutze der schwedischen Kanonen.

XXIV.

Fortgang des nordischen Streites.

(Januar bis Juli 1659.)

Die General-Staaten waren den Bewegungen im Norden mit Luchsaugen gefolgt; nichts entging diesem Scharfblick, und ängstlich bewachten sie jeden Schritt, den irgend eine auswärtige Macht im Interesse dieser Angelegenheit that. Neue und dringendere Aufforderungen zur ferneren Unterstützung waren von Seiten des Königs von Dänemark im Haag angelangt. Anfangs schwankte man, ob diesen Anforderungen Folge zu geben sei; aber kaum hatte man die Gewißheit erhalten, daß der Lord-Protektor von England, Richard Cromwell, der Sohn Oliver's, eine Flotte dahin zu senden beabsichtige, als man beschloß, die Wünsche des Königs von Dänemark zu erfüllen. Da indessen der Winter bereits zu weit vorgerückt war, um von den Operationen der Flotte noch viel erwarten zu können, wurde die Absendung

der Verstärkungen bis zum Eintritt des nächsten Frühjahrs verschoben.

Diese Angelegenheit ward auch mit dem Beginn des Jahres auf das lebhafteste betrieben, aber man stieß plötzlich auf ein eben so unerwartetes als gefährliches Hinderniß. Während Alles, was man zur Ausrüstung einer Flotte bedurfte, vollauf vorhanden war, fehlte es an Matrosen, und die General-Staaten sahen sich genöthigt, zu einem Mittel zu greifen, das einen Theil des holländischen Kaufmannsstandes stark beeinträchtigte. Es ward nämlich befohlen, daß keine Schiffe in diesem Jahre nach Grönland ausgerüstet und die zahlreichen Equipagen der Grönlandsfahrer zum Flottendienst verwendet werden sollten. Um diesem bedrohlichen Schlage zu entgehen, einigten sich die Grönlands-Rheder mit einander und versprachen, dafern man sie ungehindert walten ließe, den Staaten zu Hülfe zu kommen und ihnen eine Anzahl von 1200 Matrosen, mit einer monatlichen Gage von 15 Gulden pro Kopf, zum Dienst der Flotte zu stellen. Dies Anerbieten wurde angenommen, und der Robben- und Wallfischfang litt keine gefährliche Unterbrechung.

So kam nun in den ersten Monaten des Jahres die Ausrüstung der Hülfsflotte zu Stande; sie war

imposant und eines so mächtigen Bundesgenossen wie Holland würdig. Es waren 40 Schiffe, welche mit 1743 Kanonen bewaffnet und mit 7683 Matrosen und Soldaten bemannt waren. Die Letzteren, unter den Befehlen des Obersten Killegrew, 4000 Mann stark, waren dazu bestimmt, in Dänemark an's Land gesetzt zu werden. Zum Befehlshaber dieser Flotte hatte man de Ruiter ersehen; das Dekret, welches die General-Staaten deshalb erließen, enthält Nachstehendes:

„Die Staaten-General der Vereinigten Nie-
„derlanden allen den Jenigen, welche dieses wer-
„den lesen oder hören lesen, Unsern Grus. Thun
„hiemit zu wissen, daß Wir Uns verlassend auf
„die Erfahrenheit, welche der Ehrenfester, Mann-
„hafter, Frommer, Unser Lieber getreuer Michael
„Adrianson de Ruiter, Vice-Admiral von Hol-
„land und Westfriesland in Seesachen hat, den-
„selbigen beordert und authorisiret haben, wie
„Wir Ihn beordern und authorisiren mit die-
„sem, um vorerst über des Landes Kriegsschiffe
„unter seiner Aufsicht nach Dänemark gehend, zu
„commandiren und sich mit denselben auf die
„bequemste und sicherste Weise zu begeben unter
„die Flagge des Herrn van Wassenaar L. Admi-

„rals, sich jetzund mit einigen andern des Landes „Kriegsschiffen vor und bei Kopenhagen befin„dend, und weiter in Allem die Ordre desselben „L. Admirals zu folgen; Befehlen demselben wei„ter, im Fall er die Flotte des Herrn Protectors „von Engelland, Schottland und Irland, oder „einiger anderer dieses Staates Freunden und „Allirten Schiffe möchte antreffen, dieselben mit „aller Freundschaft und Höflichkeit zu begegnen; „darum wir auch allen andern Vice-Admiralen, „Schulzen bei Nacht, Capitainen, Befehlhabern, „Soldaten und Matrosen, in dieser, des Landes „Flotte dienend, befehlen, den vorgemeldeten Mi„chael Adrianson de Ruiter vorerst, und bis „er unter die Flagge des obenbemerkten Admirals „wird angekommen seien, vor Ihrem Comman„deur zu erkennen und zu respectiren; auch de„nen Befehlen, die Er geben wird, genau nach„zukommen; mit Bedrohung, Denjenigen, der es „anders thut, dafür anzusehn, und als einen Wi„derspänstigen zur gebührenden Strafe zu ziehen, „weil wir solches zum Dienste des Landes und „zur Unterhaltung guter Ordre in vorgedachter „Flotte also gut befunden haben. Gegeben im „Haage unter Unserm Siegel und Paraphure

„auch Unterzeichnung Unseres Greffiers am 15. Mai
„MDCLIX. J. van Gent. Vr.

Auf Ordre der Hochgemeldeten Herren
Staaten-General. N. Ruisch."

Bei Einhändigung dieser Ordre wurde dem Vice-Admiral de Ruiter noch besonders kundgethan, daß ihm, im Fall einer Krankheit, oder des unvorhergesehenen Ablebens des Herrn van Wassenaar, der Oberbefehl über die gesammte Ostsee-Flotte zustehe. Zum Vice-Admiral dieses stolzen Hülfs-Geschwaders ernannte man Jan Evertson, den tapferen Gefährten de Ruiter's in der Schlacht der fünf Admirale, und zum Schout by Nacht den früheren Capitain Jan Cornelisson Meppel. Diese imposante Flotte ging in der dritten Woche des Mai, am 18ten oder 19ten des genannten Monats, in See. In dem ersten Augenblicke des Auslaufens erfuhr man von einem heimkehrenden Fischerboot, daß sich eine englische Flotte in See befinde und nach dem Sunde zusteuere. Dies erweckte nicht geringe Unruhe; denn wenn England auch seine friedliche Gesinnung offen ausgesprochen hatte, so wußte man doch auch andererseits von geheimen Unterhandlungen mit Frankreich, und die Klugheit gebot, auf der Huth zu sein.

Kaum war die Flotte in See, als der französische

Gesandte, Graf du Thou, und der englische Resident Downing im Haag auftraten, um, von dem Könige von Schweden beauftragt, vorerst die Bedingungen zu einem Waffenstillstand mit Dänemark und Holland festzustellen und dann die weiteren Friedens-Unterhandlungen zu beginnen. Zur Leitung dieser Unterhandlungen ernannte Holland seinerseits den ersten Rath Pensionarius von Dordrecht, Godart van Hingeland; den Rath Pensionarius von Amsterdam, Peter Vogelsang; den Secretair der Staaten von Seeland, Peter de Hubert, und den Friesen Willem van Haren Grietmann van der Bildt. Sie wurden mit dem größten Eifer betrieben und der vorläufige Friedens-Vertrag bereits am 21. Mai unterzeichnet. Da der dritte Artikel desselben besonders wichtig war, indem der Befehlshaber der holländischen Flotte bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten sehr leicht mit den englischen Schiffen in Kollision kommen konnte, so ward ihm eine Abschrift dieses Artikels nachgesendet, den er auf offener See, unfern von dem Sunde, empfing. Kaum hatte der Vice-Admiral de Ruiter denselben empfangen, als er sich beeilte, sämmtliche Befehlshaber der Schiffe seines Geschwaders von dem Inhalte in Kenntniß zu setzen. Er hatte sie in seiner Kajüte

versammelt, und als die nöthige Ruhe eingetreten war, las er Folgendes:

Dritter Articul

des Tractats, geschlossen im Hage 21 Maji MDCLIX.

„Ist vertragen, daß die Flotte, welche der durch-
„lauchtigste Herr Protector von Engelland, als
„Freund der beiden Könige von Dänemark und
„Schweden, nach dem Orisund gesandt hat, sich
„mit keiner der Flotten der Hochgemeldeten Kö-
„nige conjugiren, noch an keiner von beiden
„einige Hülfe erweisen, wie auch gegen keiner der
„beiden sich feindlich erzeigen soll; drei Wochen
„nach einander, Anfang nehmend mit dem Tage
„oder Zeit, daß dieser Vertrag dem englischen Ad-
„miral oder Obersten selbiger Flotte wird bekannt
„seyn, zu welchem Ende man ihm eine authen-
„tique Abschrift desselben durch unterschiedliche
„Wege zu Wasser und zu Lande in aller Eile
„solle zusenden, wie dann auch weiter vertragen
„ist, daß die Flotte, welche durch die Vereinigten
„Niederlanden ausgefertigt und dahin gesandt
„wird, von diesem Tage an, bis zum Ende der
„vorbemeldeten drei Wochen, keinem der beiden
„Hochgemeldeten Könige einige Hülfe leisten,
„noch sich gegen keinen von beiden feindlich

„erweisen, auch mit keiner der beiden königlichen „Flotten conjugiren solle, selbst auch nicht mit „derjenigen Flotte, die unter dem L. Admiral „Herrn van Wassenaar allbereits zu Hülfe des Kö„nigs von Dänemark abgesandt ist; daß auch die„selbe Flotte unter dem mehr gemeldeten Herrn „van Wassenaar zu Hülfe des Königs von Dä„nemark vorabgesandt, in wehrender Zeit der dreien „Wochen, keine Kriegsvölker, unter was Vorwand, „daß es auch möge Namen haben, nach einigen „Insuln oder anderen Orten in Dänemark zum „Nachtheile des Königs von Schweden solle ver„mögen über zu bringen, oder derselben Ueber„bringung beförderen und behülflich zu seyn, noch „auch denselben König feindlich anzufallen; daß „auch die vorgemeldete niederländische Flotte, „welche itzund nach Dänemark gesandt wird, von „diesem Tage an, bis zum Ende der vorgedach„ten drei Wochen, nicht solle vermögen oder trach„ten, zu Copenhagen an Land zu setzen, wie „auch nicht durch den Sunt oder den Belt in „die Ostsee zu laufen, und daß die französische, „englische und niederländische Abgesandte, welche „sich dann der Orten befinden werden, mit allem „Fleiß und Eifer, es sey insgesammt oder ein Je„

„der absonderlich, jedoch mit gemeiner Wissenschaft „und Berathschlagung, trachten sollen, zu Wege „zu bringen, daß unter wehrender Zeit der drei „Wochen ein fester und beständiger Friede zwi„schen den zweien Höchstgemeldeten Königen ge„troffen werde.

„Nach gethaner Collation gegen das Originale „Translatirte, ist dieses damit allerdings über„einstimmend befunden, nach welcher und kei„ner anderen Abschrift der Vice-Admiral de „Ruiter sich solle haben zu richten.

N. Ruisch."

Die holländischen Schiffsführer, welche sich alle mehr oder weniger auf ein Zusammentreffen mit den Schweden und auch wohl mit den Engländern gefreut hatten, knirschten mit den Zähnen, als sie die ihnen mitgetheilte Ordre vernahmen, doch gelobten sie mit einem Handschlage, sich streng nach derselben zu richten, und kehrten an Bord ihrer Schiffe zurück, um die Zeit einstweilen durch ein müßiges Hin- und Herkreuzen zu tödten. Indessen verstrich der in dem dritten Artikel des Vergleichs festgesetzte Zeitraum von drei Wochen, und die holländischen Flotten vereinigten sich im Belt, wodurch ihre Gesammtmacht 78 Schiffe, ohne Brander und Transportfahrzeuge, be-

trug, die mit 3200 Kanonen bewaffnet und mit 12,900 Mann bemannt waren; der 4000 Hülfs-Soldaten nicht zu rechnen, welche noch immer der Ausschiffung harrten.

Nun endlich glaubte man den Augenblick gekommen, da die langgefesselte Thatkraft die ersehnte Erlaubniß erhalten sollte, sich frei zu bewegen, als man zur großen Bestürzung vernahm, daß der Termin zur Unterhandlung des Friedens abermals auf drei Wochen verlängert war. Nicht wohl zu ermitteln ist, wie ein solcher Aufschub erlangt werden konnte, von dem diejenigen der niederländischen Unterhändler, die an dem Hoflager des Königs von Dänemark sich befanden, nichts wußten und die Prolongation nicht unterzeichnet hatten; vielmehr — leider ohne einigen Erfolg — Protest gegen dieselbe einlegten. Genug, der Waffenstillstand dauerte jetzt drei Wochen länger, welche Zeit die Schweden fleißig dazu benutzten, um Truppen nach Dänemark überzuführen und Schiffe auszurüsten.

Als der englische Admiral Montague vernimmt, daß die beiden holländischen Flotten sich im Belt vereinigt haben, segelt er mit seinen 42 Schiffen eben dahin ab und erreicht dieselben am 26. Juni bei der Insel Syro, woselbst sich ein paar Tage später auch die dänischen Admirale Juul und Bielke mit ihren

Geschwadern begeben, um sich den holländischen Flotten anzuschließen. Wohl selten sahen diese Gewässer solche Streitmassen einander gegenüber; aber noch seltener, — wohl nie, — wurden solche Kräfte unbenutzt gelassen und die Zeit mit Unterhandlungen vergeudet, deren Zweck und Ziel Niemand abzusehen vermochte. Die Führer der verschiedenen Flotten suchten Gelegenheit, sich gegenseitig zu besuchen und Ehren aller Art zu erweisen; es wurden Briefe und hochtönende Phrasen gewechselt, während der Geist der Mannschaft durch die fortdauernde Unthätigkeit verdummte und eine Krisis herbeizurufen drohte.

Ein heiteres Intermezzo unterbrach dieses düstere Gemälde, als die holländische Flotte sich veranlaßt fand, im Angesicht der Hauptstadt Anker zu werfen.

XXV.

Die Feste vor Amak.

(Juli 1659).

Abermals wurde die holländische Flagge mit lautem Jubel auf der Rhede von Kopenhagen begrüßt. Die lange, stolze Reihe der Schiffe, alle wohlbewaffnet und wohlgeordnet, untermischt mit Brandern, Transport- und Lazarethschiffen, imponirte den Seeländern, und sie schöpften neue Hoffnungen, durch diesen mächtigen Bundesgenossen von der drückenden Last des Krieges befreit zu werden. Vor der Insel Amak dehnte sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit aus. Diese Insel, die jetzt einen Haupttheil der glänzenden nordischen Residenz ausmacht und Christianshafen genannt wird, hat noch immer einen Theil der Eigenthümlichkeiten ihres früheren Ursprungs beibehalten. — Es war sonst eine für sich bestehende Stadt mit eigenem Magistrat und besonderen Privilegien. Christian IV. vereinte sie mit Copenhagen, erweiterte den

großen Hafen, der gegen 500 Schiffe fassen kann, und zugleich eine Station der Kriegsflotte ist. Vor seinem Eingange liegen die Inseln Alt- und Neuholm, und darauf die Magazine und Arsenale der Flotte, die Werfte, das Admiralitätshaus, so wie andere merkwürdige, dem Seedienst gewidmete Gebäude.

Der damalige König, Friedrich III., hielt diese Anlagen, welche sein Vorgänger Christian IV. während seiner langen Regierung mit Beharrlichkeit ausgeführt, in Ehren und suchte sie, so viel die rauhe, stürmische Zeit es ihm gestatten wollte, der Vollendung immer mehr entgegen zu führen. Vordem war Gestalt und Bestimmung der Insel Amak eine andere; ihre Bewohner stammten von Holländern ab, und die vereinigten Flotten van Wassenaar's und de Ruiter's befanden sich gewissermaaßen zu Hause. Anderthalb Jahrhunderte vorher hatte Königin Elisabeth von Dänemark, Gemahlin König Christian's II. und Schwester Kaiser Karl's V., eine große Anzahl von Holländern hierher kommen lassen, welche die Insel bald in den trefflichsten Kulturstand setzten und diese für die Hauptstadt zu einer bedeutenden Wichtigkeit erhoben; sie war eine nie zu erschöpfende Vorrathskammer für dieselbe. Jetzt freilich erhebt sich an der Stelle der bescheidenen Pachtwohnung das prachtvolle

königliche Schloß, und wo sonst der Fischer seinen Nachen anlegte, trägt jetzt der seufzende Helgen ein Achtzig-Kanonenschiff. Hier ist der Markt des Glanzes und des Ruhmes in Scandinavien.

Und hier hatte der König seinen holländischen Gästen mehrere Festlichkeiten gegeben, und sie zu öftern an seiner Tafel gesehen; in den Sälen des königlichen Schlosses herrschte eitel Fröhlichkeit, und wer die glänzenden Bankette gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß der politische Horizont von so finstern Wolken umdüstert gewesen wäre.

Die holländischen Herren ihrerseits waren Jeder bei sich selbst darüber einig, daß man diese Höflichkeiten des Königs in irgend einer Weise erwiedern müsse. Sie waren nicht Diener des Landes, die von dem Herrn desselben einen Beweis der Gnade empfangen, indem sie an seinem Tische Platz nehmen dürfen; sie waren freie, unabhängige Männer, Bundesgenossen eines Königs, mit dem sie einen Vertrag geschlossen hatten, und wohl berechtigt, das empfangene Gastrecht in ihrer Weise zu erwiedern. Die reichen, jungen Edelleute, welche auf der Flotte als Freiwillige dienten, trugen dem Herrn van Wassenaar den Wunsch vor, dem Könige von Dänemark am Bord der Flotte ein Fest zu bereiten, und dieser, der

darin eine Gelegenheit sah, den alten Ruhm seines Hauses von einer neuen Seite zu bewähren, begab sich mit einem stattlichen Gefolge in den königlichen Palast, um die Einladung zu überbringen, die mit huldvollen Worten angenommen wurde.

Der Tag des Festes brach an. Er war licht, und wolkenlos; Meer und Himmel strahlten in gleicher Bläue. Als die fünfte Morgenstunde anbrach, fiel am Bord des Admiralschiffes ein Kanonenschuß, und die Staatsflagge stieg an der Gaffel empor; am Bord jedes einzelnen Schiffes wiederholte sich dieses Manöver, und dann rief die Trommel zum Appell. Als dieses vorüber war, begannen am Bord jedes Schiffes die Glocken zu läuten; die Masten bedeckten sich vom höchsten Topp bis fast auf das Verdeck herab mit bunten Flaggen und Wimpeln; blendend weiße Zelte wurden über die Verdecke gespannt und die Räume unter denselben mit Blumenkränzen und Laubgewinden geziert. Die großen Ladestöcke schmückte man mit bunten Bändern und pflanzte sie, in Schäferstäbe verwandelt, neben den Kanonen auf, während diese mit Tannenreisern besteckt wurden; aus der Mündung derselben schaute ein Blumenstrauß hervor, und in dem Zündloche steckte eine Zitternadel, worauf sich ein künstlich ausgestopfter Vogel bewegte. Die Ma-

trosen und Soldaten hatten ihre Festuniformen angelegt, und jede Spur einer Werkeltags-Thätigkeit war auf das sorgfältigste aus dem Wege geräumt worden.

Mit dem Schlage neun Uhr waren alle Vorkehrungen am Bord der Schiffe beendet, und gleich darauf verfügten sich sieben Staatsschaluppen an's Land, jede von einem Ober-Offizier der Flotte befehligt. In der vordersten derselben, welche des Königs Majestät einnehmen sollte, befand sich Adrianson de Ruiter als Kommandirender. Als die Schaluppen in gehöriger Ordnung am Königswerft neben einander lagen, erschien zuerst das Gefolge des Königs, zwölf Pagen, roth und weiß gekleidet, zwölf andere in himmelblauer Tracht und noch zwölf andere grün mit Gold. Nach ihnen folgte ein Zug von Posaunenbläsern und Trompetern in langen Waffenröcken, worauf das königliche Wappen gestickt war, und mit silbernen Instrumenten, die mit Goldschnüren umwunden waren. Darauf aber kam der König selbst, prachtvoll in Gold und Scharlach gekleidet, umgeben von einem erlesenen Kreis von Edelleuten, die sich einander in Pracht und Geschmack überboten, so daß man nachweisen mochte, es trage Einer den Werth seines und mehrerer anderer Gehöfte auf seinem Leibe,

und war nicht zu sehen in diesem Augenblicke, daß eine so große Kriegsnoth im Lande herrschte.

Als de Ruiter den König mit der geziemenden Ehrfurcht bewillkommnet hatte und weiterer Befehle harrte, reichte der König dem Admirale freundlich die Hand und sagte: „Ei, mein werther Admiral! Welch ein stattliches Geleit habt Ihr mir zugedacht, indem Ihr sieben Schaluppen zu meinem Empfange an das Land beordert."

„Halten zu Gnaden, Königliche Majestät!" antwortete der Admiral, „das ist des Niederländers gute Gewohnheit und ehrliches Herkommen. Ihr werdet wohl bemerken, daß jede Schaluppe auf eine andere Weise gemalt und mit besonderen Tüchern und Flaggen geziert ist. Diese deuten an die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande. Indem wir uns erlaubten, sie alle Sieben hierher zu senden, solltet Ihr daraus sehen, daß es das gesammte Holland ohne Ausnahme ist, das sich der Ehre des heutigen Tages freut und Euch ehrerbietig und herzlich willkommen heißt."

Nun bestieg man die Böte, und als die königliche Schaluppe abstieß, gefolgt von den sechs übrigen und mehreren dänischen Barken, von denen die Danebrogs-Flagge wehte, sämmtlich besetzt mit festlich gekleideten

Gästen, wurden am Ufer die Kanonen gelöst, die Musiker stießen in die Trompeten, und das zahllos versammelte Volk brach in ein lautes Freudengeschrei aus.

Als die königliche Schaluppe sich dem ersten holländischen Schiffe bis auf Schußweite genähert hatte, bestieg der Capitain desselben die Galerie und gab ein Zeichen; desgleichen that das nächstfolgende, und so fort bis zu dem im Centrum liegenden Admiralschiff, und von diesem wieder abwärts bis zum äußersten, jenseitigen Flügel. Zugleich war ein reges Leben in den Wanten und auf den Stagen, die Raaen wurden lebendig, und hoch aufrecht standen die Matrosen auf denselben, Hand in Hand bis zur schwindelnden Höhe des Bramtopps, eine lange Reihe beweglicher Pyramiden. Ein lautes Hurrah erscholl als Bewillkommnungs-Gruß; in demselben Augenblick traten die Soldaten in das Gewehr, die Musikbanden der Befehlshaberschiffe begannen zu spielen, die Schiffsglocken läuteten, die Trommeln wirbelten, und das Admiralschiff gab die glatte Lage als Festgruß, worauf sämmtliche Schiffe eine gleiche Ceremonie beobachteten. Die königliche Schaluppe bewegte sich unterdessen langsam längs der Linie; bei jedem einzelnen Schiffe ward angehalten und der Festschmuck

desselben in Augenschein genommen. Bei dieser Gelegenheit, wo das königliche Boot vor dem Schiffe anhielt, erschienen der Commandeur nebst seinen Offizieren auf dem Fallreep, und der König richtete einige huldvolle Worte an sie. So gelangte man endlich zum Admiralschiffe, und obgleich man sich absonderlich beeilt zu haben glaubte, war es doch schon Mittag, als das königliche Boot sich vor der Staatstreppe befand, die zu beiden Seiten mit jungen, phantastisch gekleideten Seeleuten besetzt war. Zu gleicher Zeit flogen aus den Mündungen der Kanonen die Blumensträuße herab in die unten liegenden Böte, und von dem Verdeck herab ergoß sich ein feiner Sprühregen von wohlriechenden Wassern.

Als die ersten Herren des Gefolges die Treppe hinangeeilt waren und nun der König seinen Fuß auf die Schwelle des Fallreeps setzte, begannen die Kanonen auf's neue zu donnern, welcher Ehrengruß vom Lande aus beantwortet wurde, und zugleich ward von allen Thürmen der Stadt mit sämmtlichen Glocken geläutet, Alles zum Zeichen, daß der Beherrscher von Dänemark und Norwegen auf holländischem Boden erschienen war. Nachdem die Begrüßungen vorüber waren, geleitete Herr van Wassenaar den König in eine wohleingerichtete Kajüte, ihn einladend, hier eine

kurze Zeit der Ruhe zu pflegen, denn die vielen Ehrenbezeugungen, die dem Könige von dem Königswerft bis hierher zu Theil geworden waren, hatten ihn sichtlich ermüdet, und zur Fortsetzung der Feierlichkeiten waren neue Maaßregeln nöthig. Die ansehnlichsten Herren des Gefolges so wie die unmittelbaren Diener des Königs fanden ihren Platz auf dem Admiralschiff selbst, die übrigen wurden auf die zunächst liegenden vertheilt, wo alle Anstalten zu ihrer Bewirthung getroffen waren.

Ein prachtvolles Bankett ward gehalten am Bord des Admiralschiffes. An dem oberen Ende der Tafel saß des Königs Majestät und neben ihm die Herren van Wassenaar und de Ruiter, worauf einige dänische Herren von hohem Adel folgten, untermischt mit den Ober-Befehlshabern der holländischen Schiffe, und so fort bis an das unterste Ende der Tafel. Bereits waren viele Gesundheiten ausgebracht und beantwortet worden, von den Holländern, den Dänen und den Gesandten fremder Nationen, sogar von den schwedischen Abgeordneten, und hätte man alle gute Wünsche für Wahrheit genommen, es wäre ein gesegneter Friede geworden, der weit über den heutigen Tag hinaus gedauert hätte.

Da erschienen vier holländische Seeleute, die trugen

einen Tafelaufsatz in Form eines dreimastigen Schiffes, den setzten sie nicht ohne einige Anstrengung gerade vor dem Könige hin. Als nun dieser das kunstvolle Werk in genauen Augenschein nahm und seiner mit vielem Lobe erwähnte, begann aus dem Bauche desselben eine liebliche Musik zu ertönen; aus den Speigaten von dem Verdeck herab träufelte wohlriechendes Wasser in untergestellte Schalen, und aus den Kanonen flogen künstliche Gold- und Silberblumen. Dann aber öffnete sich das Verdeck, und aus dem Raume kam ein Knabe hervor, der war gekleidet wie ein Engel, mit einer Posaune in der Hand und Flügeln an den Schultern. Er erhielt sich einige Zeit schwebend und richtete einige zierliche Verslein an den König, worauf er demselben ein reichgearbeitetes silbern und goldenes Friedenskränzlein verehrte und ihm dasselbe auf das Haupt zu setzen sich unterstund, wobei er sagte: dies sei der Ort, von welchem der Frieden ausgehen müsse über die Welt. Und es heißt: „der König sei hiervon so gerührt geworden, daß er den Knaben herzte und küßte, wobei ihm die Thränen über die Backen gelaufen."

Wie es nun allmählig dunkler wurde, das Bankettiren aber mit nichten ein Ende hatte, geschah es, daß die Zelte, welche über Deck ausgespannt waren,

am Sehen hinderten und man sich in einer Art von Dämmerung befand, worüber die Wirthe sich von ihren Gästen allerlei scherzhafte Anspielungen mußten gefallen lassen, woran sich diese aber nicht sonderlich kehrten. Als nun die Dunkelheit so sehr überhand nahm, daß sie genirte, und der König deshalb bei seinen Nachbarn sich befragte, rollte sich das große Zelt plötzlich von selbst zusammen und ein Strom des Lichts drang über die Tafel hin. Man hatte eine freie Aussicht und sah nun die Masten der Admiralschiffe, sammt allen Raaen und Rundhölzern mit einer Menge farbiger Lampen und Laternen bedeckt; gleicherweise war es auf den übrigen Schiffen der Flotte, und dazwischen schwammen Böte mit brennenden Theerkesseln und Pechkränzen umher, so daß sich fast eine Tageshelle verbreitete und der Sund sich darstellte, wie ein Stück Zauber, das aus einem orientalischen Märchen hierher gekommen war.

Die überraschten Gäste begrüßten das Alles mit lautem Jubel und Entzücken; der König selbst schüttelte den Admiralen die Hand und weidete sein Auge an dem ergötzlichen Schauspiel, das sich vor ihm ausbreitete, bis auch dies von einem neuen verdrängt ward.

Es erschien nämlich plötzlich ein großer, hellerleuch-

teter Dreimaster, der von einigen Böten heranbugsirt ward und sich gerade dem Schiffe zur Seite legte, auf welchem sich der König von Dänemark mit den übrigen erlauchten Gästen befand. Zwischen den beiden Fahrzeugen war nicht mehr Raum als eine Viertel Kabellänge. Als nun dieses Schiff die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wandte sich Herr van Wassenaar an seinen königlichen Gast mit der Bitte, ihm zu erlauben, den fremden Segler zu fragen, wer er sei und was er um diese Zeit hier zu suchen habe? Als der König die erbetene Erlaubniß gern ertheilte, bestieg Herr van Wassenaar mit dem Sprachrohr die Galerie und rief mit starker Stimme: „Schiff ahoi!"

Nicht lange darauf erschien auf der Hütte jenes Schiffes ein Mann, der war gekleidet wie ein vornehmer Türke. Er hob das Sprachrohr und fragte gegen alle Seemanns-Regel: Was man von ihm wolle? Als nun Herr van Wassenaar ihm dies bündig auseinandersetzte, gab er zur Antwort, er sei ein Türke, der sich um christliche Satzungen und Bräuche nicht sonderlich kümmere; da indessen hier ein nordischer Sultan sein Hoflager halte, so sei er gern erbötig, dieses Fest, so viel er irgend im Stande, zu verherrlichen. Als der Türke dies gesagt, stieg er

von der Galerie herab, und am Bord seines Schiffes ließ sich eine sanfte Musik vernehmen. Dann tauchten von allen Seiten türkische Krieger und reichgekleidete Sklavinnen auf, die führten einen kunstreichen Tanz aus, mit den seltsamsten Verschlingungen und den halsbrechendsten Stellungen, daß mancher der Zuschauer in ein ängstliches Staunen gerieth, und meinte, dies müsse ein betrübendes Ende herbeiführen. Aber das geschah mit nichten, sondern die Lustbarkeit nahm eine ganz andere Wendung. Als der Tanz immer wilder und verschlungener ward, und die Gäste vor dem schnellen Drehen der Tänzer ihren Bewegungen nicht mehr folgen konnten, erschien plötzlich eine Anzahl schwarzer Sklaven, die warfen sich unter die Menge, ergriffen die schönen weißen Sklavinnen und eilten mit ihnen hinweg. Die Krieger setzten sich zwar zur Wehre, aber es half ihnen nichts, und indem sie ihre Säbel zogen, ordneten sie sich zu einem Waffentanz; sie riefen ihren Gebieter und stimmten einen lauten Schlachtgesang an. Als dieser verhallte, erschien der vornehme Türke abermals auf der Galerie und rief nach dem Admiralschiffe hinüber: Der Raub der Sklavinnen sei auf Veranstaltung der Christen geschehen, und man solle sie ihm sogleich ohne Widerrede ausliefern. Es half nichts, daß

Herr van Wassenaar dieser Behauptung widersprach und den Türken zu besänftigen versuchte. Dieser wurde immer ungeberdiger, und sagte zuletzt, jene räuberischen Mohren seien verkleidete Christen gewesen, und seine jungen Männer erwarteten sie zum Kampf. Da erschienen plötzlich vor seinem Fallreep zwei Böte; Niemand hatte darauf geachtet, woher sie kamen; deren eines war mit dänischen, das andere mit holländischen Soldaten angefüllt; die enterten das Verdeck, und sogleich entspann sich ein künstliches Gefecht, das seiner seltsamen Evolutionen wegen vielfach bewundert ward, und mit dem endlichen Siege der Christen über die Türken endete. Nun erschienen auch die Mohren mit den Sklavinnen wieder, es ward ein allgemeiner Frieden geschlossen und des Tanzens wurde kein Ende.

Als es bereits nach Mitternacht war, und der König sich erhob, um für die kostbare Bewirthung zu danken und sich nach dem Lande zurückzubegeben, stieg plötzlich am Bord des türkischen Schiffes ein Feuerwerk von Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, das glänzte weithin wie lichter Sonnenschein, und Herr van Wassenaar brachte Seiner Majestät in einem goldenen Pokale den Abschiedstrunk. Der König erwiederte mit dem Wunsche eines dauernden

Bündnisses zwischen Holland und Dänemark, so wie auf endliche Beilegung des Zwistes mit Schweden, der seines Volkes Wohlfahrt zu untergraben drohe. Dann befahl er, daß seine Schaluppe seitlängs gelegt werde, und ging mit seinem Gefolge über den Fallreep.

De Ruiter hatte den König bereits in der Schaluppe von Westfrießland empfangen und geleitete ihn in derselben Ordnung und mit denselben Ehrenbezeigungen nach dem Lande zurück, wie er am Morgen abgeholt worden. Als aber die Böte sich zur Rückkehr wandten, verlief sich das Volk von den Werften, die Lampen auf den Schiffen erloschen, die Pechfackeln wurden über Bord geworfen, und wo noch vor kurzem mehr als Tageshelle geleuchtet hatte, herrschte jetzt finstere, undurchdringliche Nacht.

XXVI.

Im Oeresund.

(September, 1659.)

Eine schwedische Fregatte, unter dem Schutze der Kanonen von Kronborg, lichtete die Anker und steuerte vor einer steifen Kühlte nach Landskrone. Auf dem Halbdeck stand Karl Gustav, ihm zur Seite der Admiral Wrangel, vor ihm die Gesandten Frankreichs und Englands und die holländischen Kommissarien.

„Nein, Ihr Herren, nein!" sagte der König lebhaft. „Auf diese Weise gelangen wir nimmer zum Ziel. Noch sind die Unterhandlungen nicht weiter gediehen, als an dem Tage, da sie begannen. Eine starke Landmacht harrt unserer Ordre, eine Flotte ist in den nordischen Gewässern versammelt, wie sie seit Menschengedenken nicht gesehen worden, und wir vergeuden unsere Zeit mit dem Entwerfen von Traktaten, die nicht ratifizirt werden."

„Dann, Ew. Majestät! entgegnete Godart van Hingeland, einer der Kommissarien der Republik Holland, „dann ist es nicht die Schuld der Vermittler, die sich alle nur erdenkliche Mühe geben, um Ruhe und Frieden in den nordischen Reichen wieder herzustellen und dem Handel eine freie Straße anzubahnen."

„Sollte darum so viel reger Eifer verwendet, so viel Kraft und Einsicht vergeudet sein, um auf halbem Wege stehen zu bleiben und ein schreckliches Blutbad zu beginnen?" sagte Pieter Vogelsang. „Ew. Majestät bedenke wohl, was auf dem Spiele steht; die Lage Dänemarks ist zwar nicht besonders günstig, aber auch Schwedens Wohlfahrt ruht nicht auf granitenen Säulen, und es könnte leicht kommen, daß ein unbedachtsam erregter Sturm auch Euer Staatsschiff in Gefahr brächte, selbst wenn es von so kundiger Hand gelenkt wird, als die Hand Karl Gustav's."

„So beeilt Euch denn, Ihr Herren, beeilt Euch!" entgegnete der König ungeduldig. „Ich kann nicht länger warten."

„Ew. Majestät verlangen Unmögliches!" entgegnete der Oberst Lerton, Gesandter des Lord Protektor. „Wer zu sehr eilt, eilt auch oft dem Ziel vorbei. Wir

sind die von den betreffenden Mächten ernannten Kommissarien, und bitten Ew. Majestät ehrfurchtsvoll, uns volles Vertrauen zu schenken und zu glauben, daß selbst unser Zögern...."

„Nein!" unterbrach der König den Obersten lebhaft. „Nein! dieses Zögerns bin ich satt, und ich ersuche Euch ernstlich, jeder Ungewißheit so schnell als möglich ein Ende zu machen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich daran erinnern soll, daß ich zu einem Friedens- wie zu einem Kriegs-Traktat Entwurf und Ausführung hier an der Seite trage!" Und bei diesen Worten schlug der König mit der Hand an den Degen, während Oberst Lerton einen Blick des Staunens auf die holländischen Kommissarien warf.

Der französische Gesandte, Chevalier Terlon, der nicht nur im Interesse des Landes sich dem Könige nahe hielt, sondern auch persönliche Theilnahme für Karl Gustav empfand, hielt es an der Zeit, diesen Auftritt zu unterbrechen, und wußte die Aufmerksamkeit des Königs geschickt auf ein Paar dänische Kreuzer zu richten, die der Fregatte die Fahrt nach Landskrone abzuschneiden suchten, aber des ungünstigen Windes wegen ihr Vorhaben vereitelt sahen. Der König und der Ritter waren bis an das äußerste

Ende der Galerie gegangen und ließen die Unterhändler im Gespräch mit dem Admiral Wrangel zurück.

„Ich verstehe Euch, Ritter!" sagte der König, „und danke Euch für die Bereitwilligkeit, mir eine Uebereilung zu sparen. Gewiß, ich hätte nicht übel Lust, meinen Degen zu ziehen und alle diese überlästigen Gesellen wie Taubenkrämer aus dem Tempel zu jagen."

„Und doch muß ich Ew. Majestät inständigst bitten, dieses Feuer zu dämpfen," sagte der Ritter. „Bei Gott, es lebt Niemand, der den tapferen Sinn Ew. Majestät bereitwilliger anerkennt, als ich, aber wir müssen uns öfter von unserer Klugheit, als von unserem Muthe bestimmen lassen. Auf die Gefahr hin, Dero hohes Mißfallen zu erregen, muß ich bemerken, daß die Lage der Dinge in diesem Augenblicke für Schweden nicht besonders günstig ist, und Ew. Majestät besser thun würden, die Verlängerung der Unterhandlungen zu begünstigen, statt sie übereilt abzubrechen."

„Steht es so?" sagte der König und richtete einen forschenden Blick auf den Ritter.

„Es ist in Wahrheit so," entgegnete dieser, „und Ew. Majestät selbst sehen es am deutlichsten ein, wenn

Sie es auch nicht gestehen wollen. Bis jetzt sind Holland und England friedlich für Euch gesinnt; sie scheinen es wenigstens. Wenn Ihr Euch absichtlich ihren Bemühungen entgegensetzt, ist diese schwache Freundschaft sehr gefährdet. Die bedeutenden Flotten des Herrn van Wassenaar und des Lord Montague könnten sich vereint gegen Schweden richten...."

„Nicht weiter, Ritter!"

„Wie Ew. Majestät befiehlt; doch erachte ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Karl Gustav bei sothaner Lage der Dinge sehr leicht genöthigt werden könnte, einen Frieden abzuschließen, der weniger vortheilhaft wäre." —

Der König sah einen Moment lang vor sich hin, dann ergriff er die Hand des Ritters, drückte sie lebhaft und sagte: „Und wenn es wäre, so will ich dies Ungemach lieber tragen, als zugeben, daß zwei gekrönte Häupter von zwei Republiken am Narrenseile herumgeführt werden." Mit diesen Worten verließ der König das Verdeck und ward nicht eher sichtbar, als bis die Fregatte unter den Kanonen von Landskrone zu Anker ging.

Als die Aufwallung des Königs vorüber war, hatte er doch, dem Drange der Umstände nachgebend, den Unterhandlungen ihren Fortgang gelassen. Er

fand es sogar nach einiger Zeit für sich vortheilhafter, die Sache in die Länge zu ziehen, und zu verhindern, daß ein entscheidender Schritt geschehe. Auch trat ein neues Ereigniß ein, welches den Stand der Angelegenheiten in der Ostsee veränderte. Eine neue Staats-Umwälzung bereitete sich in England vor; der General Monk suchte es auf alle Weise dahin zu bringen, das Protektorat gänzlich abzuschaffen und den jungen König Karl II. auf den verwaisten englischen Thron zu setzen. Admiral Montague, ein Freund des Generals Monk und mit den Absichten desselben völlig einverstanden, sagte diesem den kräftigsten Beistand zu und segelte mit seiner Flotte unverzüglich nach England ab. Ein großes Gegengewicht war dadurch verschwunden, Holland konnte sich freier bewegen und seine Sympathieen für Dänemark mehr durchblicken lassen.

Abermals steuert eine Fregatte, aber in entgegengesetzter Richtung, durch den Oresund, und in dem Gefolge derselben ist ein ganzes Geschwader. Alle Schiffe zeigen die holländische Flagge und am Bord des Hauptschiffes kommandirt de Ruiter. Gedankenvoll lehnt der Admiral am Besanmast, die Arme übereinandergeschlagen, und beachtet es nicht, daß sein Flaggen-Capitain ihm zur Seite steht.

„Ihr verzeiht mir, Herr Admiral," sprach dieser endlich ziemlich laut, „wenn ich Euch störe."

„Was giebt's? fragte de Ruiter, aufsehend.

„Eine Botschaft von der Hauptflotte," war die Antwort. „Herrn van Wassenaar's Zustand verschlimmert sich; die General-Staaten haben endlich seinen dringenden Bitten Gehör gegeben und gestatten ihm, daß er nach Holland zurückkehren darf. In diesem Briefe, den ich die Ehre habe, Ew. Edlen zu überreichen, zeigt Euch Herr van Wassenaar dieses Ereigniß selbst an. Durch diese Veränderung geht nun der Ober-Befehl auf Euch über, wozu ich Euch meinen besten Glückwunsch darbringe."

De Ruiter lächelte bitter: „Worüber soll ich den Ober-Befehl führen? Ueber eine Flotte, die sich selbst verzehrt und aufreibt? Bei meiner Ehre, wir hätten größeren Ruhm davon, im Terel auf der Bärenhaut zu liegen, die Soldaten in die Kasernen zu schicken und die Matrosen in den Magazinen zum schimannen anzuhalten, als hier Alles müßig verkommen zu lassen; thatenlos zu liegen, Krankheiten zum Opfer fallen, — Alles um Nichts!"

„Wer weiß, Herr Admiral, ob nicht die Entfernung der englischen Flotte.... Wenn Ihr jenes Schrei-

ben gelesen habt, ist hier eine zweite Depesche, welche das Siegel der General-Staaten trägt."

„Gebt her! Ich will sie mit Ueberlegung durchsehen. Habt die Güte, mich hinunter zu begleiten! Vielleicht, daß jetzt geschieht, was längst hätte geschehen sollen. Vor Landskrone schon mußte sich das Schicksal des Nordens entscheiden. Die ganze schwedische Flotte lag im dortigen Hafen; wir durften nur wollen, und kein Jollboot wäre ohne unsere Erlaubniß herausgekommen, statt daß jetzt der Schwedenkönig selbst uns in einem Ruderboote aufsuchte... es ist unerhört."

Die Offiziere waren unterdessen in der Kajüte angelangt und de Ruiter las die ihm zugefertigten Depeschen aufmerksam durch; sein Gesicht erheiterte sich nach und nach; in einzelnen abgerissenen Sätzen ließ er seine Empfindungen laut werden und ertheilte zugleich dem ihm gegenüber sitzenden Capitain seine Befehle.

„Es ging nicht anders, sagen sie. Höhere Interessen haben vorgewaltet, die jedes entschiedene Verfahren für den Sommer unmöglich machten; aber jetzt will man es einbringen."

„Führt uns nur an, Admiral! Ihr werdet gehorsame Nachfolger finden."

„Daran wird's nicht fehlen. — Wie ich es gedacht und wir es längst besprochen. Englands Anwesenheit in Belt hat die General-Staaten sehr wider ihren Willen zu Rücksichten genöthigt; das ist jetzt aus, und hier steht es deutlich schwarz auf weiß, daß ich unbeschränkte Vollmacht habe, die Feindseligkeiten gegen Schweden zu beginnen. Da leset selbst; überzeugt Euch, ob ich mich irgendwie geirrt habe."

„Hurrah, Admiral! Es ist Alles, wie Ihr sagt. Endlich werden wir uns frei bewegen dürfen. Wo soll es zuerst losgehen und wo zuletzt? Ich bin kein junger Kerl mehr, aber diese Nachricht jagt das Feuer durch meine Adern, und ich bin überzeugt, daß der geringste Bootsknecht in unserer Flotte eben so denkt. Die Schweden haben uns viele Unbill zugefügt in Worten und Thaten, ohne daß wir mucksen durften. Aber jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen."

„Schon gut, Capitain!" entgegnete de Ruiter hastig. „Ich bin Eurer Meinung. Aber diese veränderte Lage wird unsere Vereinigung mit der Hauptflotte nöthig machen. Laßt deshalb sogleich den Cours abändern."

„Allstunds, Herr Admiral!"

„Die Schweden haben noch einen großen Theil,

ihrer Flotte in Landskrone," fuhr de Ruiter fort; „wir müssen sie am Auslaufen hindern. Dann soll eine Abtheilung nach Kiel! Hollah, Capitain, laßt Signale machen und beordert die Capitaine Schey und van Saan sogleich zu mir an Bord."

Der Capitain entfernte sich, um die verschiedenen ihm ertheilten Befehle so schnell als möglich auszuführen. Der Admiral blieb allein zurück und ging in großer Bewegung auf und ab. „Abermals stellst Du mich an die Spitze einer Flotte, in dem Augenblicke, wo es gilt, einen entscheidenden Schlag zu thun!" sprach de Ruiter, den Blick aufwärts gerichtet. „Gieb mir Kraft und Muth, die Last, die mir aufgelegt wird, zu tragen und zur Ehre meines Vaterlandes auch aus diesem Kampfe siegreich hervorzugehen!"

Bald kehrte der Capitain des Admiralschiffes zurück, und de Ruiter theilte diesem seine Dispositionen mit, während er seinem Schreiber, der gerufen wurde, eine Ordre diktirte. Als die Schiffsführer, die mittelst Signale an Bord beordert waren, in der Kajüte des Admirals erschienen, ging ihnen dieser mit großer Lebhaftigkeit entgegen: „Ihr Herren, ich wünsche Euch Glück dazu, daß die Zeit der Unthätigkeit vorüber ist. Man wird Euren ganzen Eifer in Anspruch nehmen."

„Ihr habt mich mit Leib und Seele, Admiral!“ antwortete Capitain Schey.

„Ich weiß es, mein Freund, und darum sollt Ihr auch sogleich einen Platz einnehmen, der Euch Gelegenheit zur Auszeichnung darbietet. Mittelst dieser Ordre, die ich in Eurer Gegenwart unterzeichne, ernenne ich Euch zum Befehlshaber derjenigen acht Schiffe, die darin genannt sind und die sich in meinem Geschwader befinden. Ihr segelt damit nach Landskrone ab und blokirt den Hafen. Es liegt ein großer Theil der schwedischen Flotte darin, und Ihr müßt doppelt wachsam sein. Seht zu, daß Keiner entwischt, und habt Acht, daß ihnen Niemand von Außen etwas zuführe. Geht mit Gott an Euer Werk.“

„Das will ich,“ entgegnete der bezeichnete Capitain, „und gebe Euch im Voraus die Versicherung daß keine Maus aus dem Loche entwischen und keine Katze hinein soll, es sei denn, ich läge todt auf dem Grunde der See.“

„Glück mit Euch!“ rief der Admiral ihm nach und wandte sich dann an den Capitain van Saan: „Ihr werdet, laut dieser Ordre, mit den darin genannten Schiffen, nach dem Kieler Fiord absegeln, um dort, nach Anweisung, dänische Kavallerie und Infanterie

einzuschiffen und zunächst nach dem Belt zu bringen. Die nöthigen Transportschiffe werden Euch ungesäumt folgen. Ich empfehle Euch Vorsicht und Eile! Mit Gott!"

„Lebt wohl, Herr Admiral! Wir sehen uns bald und glücklich wieder!"

Als sich die Capitaine entfernt hatten und de Ruiter nochmals Befehl ertheilt hatte, so schnell als möglich die Vereinigung der verschiedenen Flotten-Abtheilungen zu bewerkstelligen, entwarf er einen vollständigen Plan, wie er dem unwillkommenen Kriege für immer ein Ende machen wollte.

XXVII.

Vor Kierteminde.

(8. November 1659.)

Hatten die Holländer, mit oder ohne gegründete Ursache, gezögert, in dem nordischen Streite einen entscheidenden Schritt zu thun, so handelten sie, als er einmal gethan war, um so energischer. Die General-Staaten erließen eine Verordnung, worin sie dies ohne allen Hehl aussprachen und worin befohlen ward, daß jeder Holländer, der auf irgend eine Art bei der Person des Königs von Schweden, bei dem Staate oder bei Privatpersonen im Dienste sei, denselben binnen drei Monaten verlassen solle, bei der doppelten Strafe der Konfiszirung aller ihrer Güter im Gebiete der Vereinigten Provinzen und der ewigen Verweisung aus dem Vaterlande. Gleichermaßen wurde es bei schwerer Strafe verboten, den Schweden von Seiten holländischer Staatsbürger eine Unterstützung angedeihen zu lassen, und setzte man auf

die Zufuhr von Waffen, Munition und Lebensmitteln eine namhafte Pön.

Während die General-Staaten daheim diese und ähnliche Maaßregeln trafen und lebhafte Sorge für ihre in der Ostsee stationirte Flotte trugen, war diese bemüht, für die lange, unfreiwillige Ruhe sich zu entschädigen. Es galt zunächst, die Ausschiffung der Truppen auf Fühnen zu bewerkstelligen, indem man hier die Schweden zuerst mit Erfolg anzugreifen hoffte. Die feste Stadt Nyborg war das lockende Ziel, welches man sich gesteckt hatte, und von hier aus wollte man den Eroberungskrieg fortsetzen. Aber dies war nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen, denn die Elemente traten mit Schweden in einen Bund; Wind und Wetter verhinderten die Holländer, diejenige Stellung einzunehmen, die für ihre Erfolge ihnen nöthig war. Auch hatten die Schweden die Absichten der Holländer gemerkt und hielten eine so scharfe Wacht am Strande, daß eine Ausschiffung der Truppen in der Nähe von Nyborg nicht hätte stattfinden können, ohne diese zu einer Niederlage zu machen. Da faßte de Ruiter den Entschluß, den wachsamen Feind zu täuschen und sie von der rechten Fährte durch List abzulenken. Einige Kriegsschiffe von schwerem Kaliber, besonders dazu ausersehen, die

Stadt Nyborg zu bombardiren, blieben nicht allein auf dem Platz, den sie bei dem Beginn der Belagerung eingenommen, sondern segelten so nahe heran, als es, ohne Gefahr für ihren Kiel, nur irgend thunlich war, und mehrere kleine Fahrzeuge wurden ihnen beigegeben, welche die verschiedenartigsten Scheinmanöver ausführten, alle darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Schweden zu fesseln und von der eigentlichen Gefahr abzulenken. Unterdessen verschwand ein Transportschiff nach dem anderen aus der Nähe von Nyborg und trieb, unter dem Schutze eines wohlbewaffneten Geleites, bis in die Nähe der Stadt Kierteminde, deren Bewohner bei dem Anblick des holländischen Geschwaders von einem panischen Schrecken ergriffen wurden. Die wenigen schwedischen Soldaten, welche hier garnisonirten, hätten, im Fall eines Angriffs, wenig vermocht, und ihr Befehlshaber sandte Boten nach Nyborg, um die nothwendige Hülfe herbeizurufen.

Der 8. November des gedachten Jahres war ein trüber Tag. Es wehte ein empfindlich kalter Wind, der stoßweise zur Sturmesmacht anschwoll; die Wolken hingen dicht herab, und einzelne Regen- und Hagelschauer wechselten mit flüchtigen Sonnenblicken. Die Transportschiffe, welche die Landtruppen am Bord hatten, lagen in einer Linie, theils vor Anker, theils

vor back gebraßten Segeln; die Verdecke wimmelten von Menschen, die der Ausschiffung sehnlichst entgegen harrten, denn Monate lang waren sie in den engen Raum eines Schiffes eingepfercht. Das Admiralschiff lag an dem oberen Ende, und nach seinen Signalen wurden die verschiedenen Arbeiten vorgenommen. Vor dem Fallreep der Transportschiffe lagen die Böte, mit den nöthigen Ruderern bemannt. Jetzt erschien auf der Spitze des großen Topps am Bord des Admiralschiffes ein blaues Signal, und alsobald wurde am Bord sämmtlicher Transportschiffe die Trommel gerührt. Die Soldaten traten unter Gewehr, und der Appel begann. Gleich darauf wies das Admiralschiff ein weißes Signal, und in demselben Augenblick steigt Oberst Killegreff, von etlichen Offizieren begleitet, über den Fallreep zu Boot und hält nach dem Lande zu ab. Die Schweden, welche inzwischen aus der Umgegend so viel Truppen, als nur irgend möglich, zusammengezogen haben, sammeln sich am Ufer und nehmen eine drohende Stellung an. Kaum hat der Oberst seinen Zug nach dem Lande begonnen, als auch die anderen Böte sich mit Soldaten bemannen und, funfzig an der Zahl, in einer Linie nach dem Strande steuern. Muth und Entschlossenheit beleben jedes Herz, und ungeduldig

ballt sich die Faust; der Moment der Landung wird sehnsüchtig herbeigewünscht.

Da tritt ein neues, unerwartetes Hinderniß ein. Der Strand von Fühnen streckt sich lang vom Ufer aus in die See hinein, und die kurzen Wellen stürzen tobend und brausend darüber hin; die Böte sind noch mehrere hundert Schritte von dem Landungspunkt entfernt, als sie mit dem Vordersteven fest gerathen. Auf der ganzen Linie vernimmt man einen Ruf des Staunens und Schreckens. Die Soldaten erbleichen und blicken auf ihre Offiziere, die selbst rathlos sind; die Seeleute suchen ihre Böte wieder flott zu machen, aber vergebens; die an dem Ufer versammelten Schweden brechen in ein Freudengeschrei aus. Da erhebt sich in einem der vorderen Böte ein junger französischer Edelmann, Herr André de Fleuron, der freiwillig in den Dienst der General-Staaten getreten ist, um diesen Zug nach Norden mitzumachen. Er tritt mit dem Fuß auf den Vordersteven, schwingt den gezogenen Degen, ruft den nahe liegenden Böten mit lauter Stimme zu: „Kameraden! Dort ist der Feind!“ und springt über Bord, mit lautem Gesange dem Ufer zu watend. Dies Beispiel wirkt elektrisch; die Soldaten, welche mit dem jungen Franzosen in demselben Boote sind, folgen ihm auf dem Fuße;

Einer reißt den Andern unwillkührlich mit sich fort, und binnen einer Viertelstunde sind sämmtliche Böte bereits auf dem Rückwege nach den Schiffen, um neue Zufuhr in Empfang zu nehmen. Aber ehe die neuen Truppen nur daran denken können, ihren Gefährten zu folgen, haben diese bereits das Ufer erreicht und werden von den harrenden Schweden mit Wuth angegriffen; noch im Wasser stehend, müssen sie auf Tod und Leben kämpfen, und blutig röthen sich die heranbrausenden Wellen.

Neues Signal am Bord des Admiralschiffes, und gleich darauf beginnt dieses, ein lebhaftes Kanonenfeuer auf die Stadt Kierteminde zu eröffnen. Die erschreckten Einwohner, von Neugier auf die Wälle gelockt, fliehen nach allen Seiten und suchen Hab und Gut in Sicherheit zu bringen; die Transportmittel steigen mit der Sekunde im Preise, und lange Reihen von Wagen, Packpferden und einzelnen Menschen, die sich mit ihrer besten Habe beluden, fliehen landeinwärts.

Unter dem fortgesetzten Donner der Kanonen stößt die Schaluppe des Admirals vom Bord. Sie ist mit kräftigen Matrosen bemannt, und der Admiral de Ruiter steht selbst im Hintertheil derselben hoch aufrecht, um sich nach dem Landungsplatze zu begeben und die

Ausschiffung zu beschleunigen. Der Matrose, der den ersten Riemen führt, ist ein alter, bärtiger Geselle, dem das Salzwasser schon oft den Rücken gewaschen hat. Sein Haar ist silberweiß, von fünfundsechzig Wintern gebleicht, aber seine Arme sind noch kräftig und das Feuer seiner Augen nicht erloschen. Er hat einen Blick auf den Admiral gerichtet und sagt leise: „Mit Gunst, Herr Admiral!"

„Was willst du, alter Flores?"

„Mit Gunst, Herr! Es ist mir heute Morgen wunderlich um's Herz. Es mag schon spät sein, aber bei mir ist's noch Morgen, weil ich meine Genever-Ration nicht bekommen habe."

„Wir wollen den Bottelier tüchtig auszanken, wenn wir wieder an Bord kommen, alter Flores", sagte der Admiral mit gutmüthigem Scherz.

„Es ist nicht darum, Herr Admiral; es ist mir nur seltsam zu Sinne, und es wäre möglich, daß wir nicht mehr an Bord und zu unserer gesegneten Flagge zurückkehrten.

„Wie?" sagte de Ruiter mit einem Tone des Vorwurfs, „Furcht, alter Flores?"

„Furcht!" antwortete dieser und sah den Admiral groß an, als verstände er ihn nicht. „Ihr wißt doch, daß ich schon ein befahrener Matrose war, als Ihr

an Bord des Schiffes von Lampsin als Bootsmannsjunge eingeschrieben wurdet? Nun, ich bin befahrener Mann geblieben für das Boot und den Fockmast, während Ihr hoch gestiegen seid. Die Hände, die Euch das erste Splitzeisen gebrauchen lehrten, segnen Euch, und ich wünsche Euch Heil und Glück. Aber ich sage Euch, daß ich nie Furcht gekannt habe, doch ist mir wunderlich zu Sinne, und ich hätte es gern gesehen, wenn Ihr an Bord geblieben wäret."

De Ruiter sah den alten Seemann ernst an, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und rief, seine Matrosen anfeuernd: „Hurrah, Jungens! Hurrah!"

„Hurrah!" antworteten die Bootsgasten, und vor schnelleren Rudern flog das Boot durch die Wellen.

Dem Capitain zur Seite saß ein Knabe, fast noch Kind; es war der Sohn eines wackeren Flotten-Offiziers, und de Ruiter, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn zu sich an Bord genommen, um seine seemännische Erziehung zu leiten. Der Knabe sah freundlich zu dem Admiral auf und sagte unbefangen: „Glaubt ihm nicht, dem alten Flores!"

„Warum nicht, mein Junge?"

„Ei nun, Herr Pathe! — Ach, verzeiht, Herr Admiral! Ich hatte heute Nacht einen wunderschönen Traum; ich stand plötzlich in einem Tempel von wei-

ßem Marmor, und da erschient Ihr mir, mit einem goldenen Kleide, einen Kranz auf dem Kopfe, und Euer Angesicht strahlte, als ob es die Sonne wäre; in der Luft aber schwebten Engelein auf und ab, die sangen heilige Lieder. Das bedeutet etwas Gutes, meine ich; und dann . . . —"

„Nun, Junge, und dann?"

„Und dann war es mir, als ob ich einer von den Engeln wäre und als ob ich Euch den Kranz auf den Kopf gesetzt hätte."

„Das sind Träumereien, mein Junge, nichts als Träumereien!" — sagte de Ruiter mit mildem Ernst. „Daran mußt Du nicht denken. Da sieh hin, da sind die Schweden und dort unsere Leute! Sie werden handgemein! Was wirst Du thun?"

Der Knabe war bei dem Verweise des Admirals unmerklich zusammengefahren; er hob das erröthende Antlitz und sagte laut: „Ich trage einen Degen, Admiral, und heiße van der Zaan!"

„Du bist mein braves Pathchen!" entgegnete de Ruiter, dem Knaben die Hand reichend; der alte Flores aber schüttelte mit dem Kopfe und brummte, den Riemen fester einsetzend, vor sich hin: „Es ist mir aber doch wunderlich zu Sinn."

Die Admiral-Schaluppe war jetzt dem Strande

nahe. Als der Kiel auf den Sand stieß, sprangen die Matrosen von beiden Seiten über Bord; dadurch hob sich das so erleichterte Fahrzeug und schob sich hoch auf den Strand. Oberst Killegreff und mehrere andere Offiziere hatten sich beritten gemacht und sprengten dem Admiral entgegen. Zwischen diesem und den Landsoldaten befanden sich noch mehrere hundert Fuß Raum, und hinter einem Zaun versteckt, lauerten mehrere schwedische Soldaten. Als de Ruiter sich mit seinen Matrosen fortbewegte, feuerten diese, und eine Kugel sauste nahe an dem Admiral vorüber. Dieser sah sich um und erblickte den alten Flores, der, in die Brust getroffen, zu Boden fiel; der Admiral war ihm schnell zur Seite: „Alter Kamerad! Ermanne Dich! Steh' auf! Gieb mir die Hand."

„Es geht nicht mehr!" sagte Flores sterbend. „Laßt mich nur hier liegen. Darum war mir's also so wunderlich."

Der alte Seemann hatte seine Seele ausgehaucht; de Ruiter wandte sich tief erschüttert von ihm ab. Er schied von dem Manne, der ihm bei seinem ersten Erscheinen an dem Bord eines Schiffes freundlich die Hand gereicht hatte.

Die Schweden wurden aus dem Versteck vertrieben und in die Flucht gejagt; zwar wehrten sie sich

tapfer und leisteten hartnäckig Widerstand; Einige von ihnen lagen todt auf der Wahlstatt, Andere kämpften, aus mehreren Wunden blutend, muthig fort, aber immer neue Böte kamen von den Schiffen heran, und die Reihen der Holländer verstärkten sich in dem Maaße, als sich die Reihen der Schweden lichteten.

Da trat der junge van der Zaan an den Admiral heran und sagte: „Erlaubt Ihr, daß ich mich diesen Soldaten anschließen darf? Ich möchte mir auch einen schwedischen Federbusch erobern."

„So geh', mein Junge, aber sei vorsichtig! Achtet auf ihn, Leute!" antwortete de Ruiter, und der junge Seemann stürmte den holländischen Matrosen voran.

„Hurrah! Hurrah!" rief der Oberst dem Admiral zu. „Jetzt ist das Feld unser. Da fliehen sie nach allen Seiten aus einander, und die Straße nach Nyborg ist frei. Was giebt's, Herr Adjutant?"

„Botschaft vom Westen der Insel", entgegnete dieser. „Capitain Scheidt ist von Kiel eingetroffen und schifft die brandenburgischen Hülfstruppen aus. Das Schwedenreich hat hier ein Ende!"

Diese Neuigkeit verbreitete sich wie ein Blitz längs dem Strande und fachte den Eifer der Soldaten noch mehr an. Die Stadt, welche bereits von den holländischen Geschützen arg mitgenommen war, wurde

jetzt von den flüchtigen Schweden überschwemmt, welche die geängstigten Einwohner mißhandelten und den Feuerbrand in ihre Häuser warfen.

„Das ist schändlich!" rief de Ruiter, als er die Rauchsäule aufwirbeln sah und die Kunde des Frevels zu seinen Ohren drang. „Hin zur Stadt und laßt uns Hülfe bringen." Aber ehe er sie erreichte, kamen ihm die Matrosen seiner Schaluppe entgegen; sie waren niedergeschlagen und hatten den Blick zur Erde gesenkt. „Wir kommen nicht Alle wieder, Herr!" sagte der Quartiermeister.

„Um Gott!" rief de Ruiter, die Reihe überfliegend. „Wo ist Johannes van der Zaan?"

„Von einer feindlichen Kugel getödtet; wir bringen ihn zurück." Die Matrosen traten aus einander; vier von ihnen trugen die Leiche. De Ruiter stand blaß, mit geschlossenen Lippen vor dem Todten; sein Herz schlug gewaltig.

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; „Sieg! Sieg!" rief es von allen Seiten.

Die Flotte hatte das Schießen eingestellt. Das Feuer griff um sich. Die Flamme flog an den hölzernen Kirchthurm empor; sie ergriff den Glockenstuhl, verkohlte die Balken, und die Glocken stürzten mit lautem Krachen, dumpf tönend, zu Boden; die Ma-

trosen standen harrend neben ihren Böten am Strande; die Soldaten zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die Straße nach Nyborg. De Ruiter hatte die Flagge über den todten Knaben ausgebreitet und kehrte tief erschüttert an Bord zurück.

Der Greis, der des Admirals ersten Schritt auf der See geleitet, und der Knabe, den der Admiral auf eine Heldenbahn führen wollte, liegen, zur ewigen Ruhe bestattet, neben einander auf dem Kirchhofe zu Kierteminde.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Michael de Ruiter.

Bilder aus Holland's Marine.

Von

Heinrich Smidt.

In vier Bänden.

Dritter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

RBR
Jantz
#235
bd.3,4

XXVIII.

Der Ritterschlag.

(August 1660.)

Vor Kierteminde war der erste entscheidende Schlag in dem blutigen Ostsee-Kampfe geschehen; er dauerte den ganzen Winter hindurch, mit wenigen Unterbrechungen, bis in die Mitte des folgenden Jahres. Die Holländer, im Verein mit den Dänen, verrichteten Heldenthaten und entrangen den Schweden ein Stück nach dem anderen von den in Besitz genommenen dänischen Ländern. Während dieses Kampfes wurden zugleich die Unterhandlungen unermüdlich fortgesetzt; der Friede kam zu Stande, und kaum war er unterzeichnet, als auch die Artikel des Vertrages so schnell zur Ausführung gebracht wurden, daß zu Ende Juli kein dänisches Eigenthum mehr in schwedischer Hand war und kein schwedischer Kriegsmann mehr auf den Inseln weilte.

Bei dieser Lage der Dinge empfing die holländische Flotte den Befehl, die nordischen Gewässer zu verlassen und sich nach dem Terel zu begeben. Die Schiffe wurden segelfertig gemacht; de Ruiter setzte den König von der ihm zugegangenen Ordre in Kenntniß und bat um die Erlaubniß, sich von Sr. Majestät beurlauben zu dürfen. Friedrich III. sandte dem wackeren Seemann seinen Kanzler mit der herzlichen Einladung, ihn am folgenden Morgen in Frederiksborg zu besuchen.

Die Thurmuhr des Schlosses verkündigte die zehnte Stunde, als der diensthuende Kämmerer dem Könige meldete, daß der holländische Admiral mit seinen Begleitern vor dem Schlosse erschienen und von dem Feldmarschall Schack und anderen vornehmen Personen empfangen sei. Der König, rasch und feurig, voll Eifer, dem Manne zu danken, der ihm so treulich beigestanden, wäre ihm gern gleich selbst bis an die Treppe entgegen gegangen, doch mußte er sich entschließen, dem Zwange der Etikette huldigend, ihn an der Schwelle des Audienzsaales, von seinen Edlen umgeben, zu erwarten.

Die Kammerjunker, welche den Dienst in der unmittelbaren Nähe des Königs hatten, steckten unterdessen die Köpfe zusammen und flüsterten sich ihre

Bemerkungen zu. Einer derselben, Graf Oskar Banner, der jüngere Sohn eines der ältesten dänischen Geschlechter, blies über die flache Hand hin und rief: „Pah!“ —

„Was wollt Ihr damit sagen?“ —

„Pah! So viel Wesens um einen holländischen Bauern! Der König wäre ja beinahe die Treppe hinabgestürzt, um ihn nur desto eher zu sehen!“ —

„Es ist aber doch ein merkwürdiger Mann! Bedenkt nur, was er Alles gethan.“ —

„Meint Ihr? Die Banner haben auch Seesiege erfochten. Hätten nur einem dänischen Seemann die Schiffe geben sollen, er hätte es ihm gleich gethan! Und solcher Empfang für einen Republikaner, der sich über Alles erhaben dünkt; es muß dem ganzen Adel zum Aergerniß sein.“

„Was er nur für eine Figur spielen mag?“ —

„Erbärmlich genug, das könnt Ihr denken! Auf seinen Schiffen, zwischen den Theerwänden, mag es noch angehen; aber hier, in diesen Sälen, auf diesem Marmorboden! Gebt Acht, es wird zu lachen geben.“

„Freilich. Wo sollte er es auch herbekommen haben? Man hat mir gesagt, er habe zu seiner Zeit ein Handwerk getrieben.“

„Nicht möglich!“

„Und was für eines!“ eiferte Oskar Banner. „Er war auf den Werften von Vlissingen, wo er beim Zusammenschlagen der Reepe das Rad drehte. Für jedes Tau, das schlecht gedreht war, bekam er mit einem guten Tau die nöthigen Hiebe. Sein hochgeborner Herr Vater schenkte während der Zeit für gutes Geld den Matrosen und Werftarbeitern schlechtes Bier aus.“

„Wißt Ihr das ganz gewiß? —

„Verlaßt Euch darauf. Er war Seilerjunge zu Vlissingen; das ist noch weniger als ein Bootsjunge, wie sie hier auf Nyholm herumlaufen. Ich möchte darum auch nicht, daß ich mit ihm persönlich in Berührung käme, denn ich weiche ihm nicht einen Schritt.“

„Das würde sich finden; es sprechen Manche so, die nachher klein beigeben. Wenn es dem Könige einfiele, den Admiral an seiner Tafel zu bewirthen, und Ihr hättet den Dienst, so würdet Ihr ihm geduldig den Teller reichen, ohne ein Wort zu sagen.“

„Ich würde es nicht!“ sagte Banner entschieden. „Bei meiner Ehre nicht!“

Die letzteren Worte hatte der junge Graf in seinem Eifer so laut gesprochen, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs erregten. Er wandte sich um und fragte: „Was giebt's?“

Der Kammerjunker wäre in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort gewesen, wenn nicht die Ankunft des Kanzlers ihn davon befreit hätte, der den Admiral der niederländischen Flotte einführte. Als de Ruiter dem Könige gegenüberstand, machte er eine tiefe Verbeugung und erwartete dann, von Friedrich III. angeredet zu werden. Dieser aber stand im Anschauen des Helden verloren, der, im kräftigsten Mannesalter, die reichsten Kränze des Ruhmes auf sein Haupt gesetzt und doch so anspruchlos, so bescheiden vor ihm stand, als ob er Dank und Lohn zu spenden komme, statt ihn zu empfangen. Aber nicht lange vermochte der König das mächtig in ihm aufsteigende Gefühl zu unterdrücken; er eilte dem Seemann entgegen und ergriff seine Hand. Zu tief bewegt, um viel zu sprechen, sah er ihn lange an; seine Augen feuchteten sich, und lautlos schloß er den Seemann in seine Arme. Alle Umstehenden blickten tief gerührt auf diese Gruppe; nur Graf Banner zuckte unmerklich mit den Achseln.

Als die erste Aufwallung vorüber war und der König den Admiral bei der Hand nahm, um ihn in den Saal zu führen, malten sich Stolz, Freude und Verlegenheit in rührender Mischung auf dem Gesicht de Ruiter's; er ging, gesenkten Hauptes, neben dem

Könige her, als verdiene er eine solche Ehre gar nicht. Daher kam es, daß, als er die Mitte des Saales erreicht hatte und der König plötzlich stehen blieb, de Ruiter seinen Hut fallen ließ, was seine Verlegenheit noch steigerte. Der König bemerkte es nicht, wohl aber das Kichern, welches die Kammerjunker vernehmen ließen. Rasch wandte sich der König zu diesen und fragte: „Worüber lacht Ihr, wenn's gefällt, Graf Banner?"

„Ew. Majestät halten zu Gnaden," entgegnete der Kammerjunker erröthend; „ich habe es nicht gewagt, mit meinem Wissen in Allerhöchster Gegenwart zu lachen. Wenn es doch geschehen, war es unwillkührlich und zugleich verzeihlich weil...." Er hielt inne, aber sein Blick streifte den Admiral und den Hut, der unfern von diesem am Boden lag. Der König bemerkte die Pantomime, und mit mühsam verhaltenem Zorn rief er: „Graf Banner: Hebt den Hut des Herrn Admirals auf, wenn's gefällt."

Der Kammerjunker trat einen Schritt zurück und sagte in sehr übermüthigem Tone: Ew. Königlichen Majestät und Eurem Hohen Königlichen Hause bin ich zur schuldigen Dienstleistung und steter Ergebenheit verpflichtet. Aber der Zweig eines Baumes, der Jahrhunderte lang in dänischer Erde wurzelt, ist zu

zähe geworden, um sich nach dem Hute eines Emporkömmlings zu bücken."

Ein Schrei des Unwillens erscholl aus den Reihen der holländischen Offiziere, die das Gefolge des Admirals bildeten. Dieser war bleich geworden und stützte sich auf die Schulter seines Schout by Nacht, der zu ihm geeilt war. Die dänischen Edlen blickten mit unverhehltem Staunen auf den kecken Kammerjunker, und die Gefährten desselben beeilten sich, die Unschicklichkeit desselben so viel als möglich gut zu machen, aber der König wies sie entschieden zurück.

„Herr Admiral!" sprach Friedrich III. mit starker volltönender Stimme. „Das Benehmen dieses Vorlauten erinnert mich an meine Pflicht. Nicht von Vergeltung kann zwischen uns die Rede sein, aber ich wünsche die Erinnerung dieses Tages an ein Ereigniß zu knüpfen, das Dänemark Ehre bringt. Herr Kanzler! Habt Ihr meine Befehle vollzogen?"

„Alles zur hoben Ordre, mein Königlicher Herr!" sagte der würdige Kanzler und stellte sich dem Könige zur Seite; von einem seiner Secretaire eine Pergamentrolle empfangend.

„So leset denn dieser ehrenwerthen Versammlung Unseren Königlichen Beschluß vor."

Der Kanzler verneigte sich, entrollte das Perga-

ment und las unter der tiefen Stille der Versamm-
lung Folgendes:

„Wir Frederik der Dritte von Gottes Gna-
„den, König von Dänemark und Norwegen, der
„Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig
„und Holstein, Stormarn und Ditmarschen, Gra-
„fen zu Oldenburg und Delmenhorst, bezeugen
„hiermit öffentlich so in Unserem Namen, als im
„Namen Unserer Nachkommen und Regierungs-
„Nachfolger in den dänischen Reichen, und machen
„Jedermänniglich bekannt, daß, obschon Wir aus
„Königlicher Gnade und angeborner Milde geneigt
„seyen, an Jedermann, so sich dessen würdig
„zeigt, Unsere Königliche Gnade zu bethätigen,
„Wir solches doch noch im höheren Grade Den-
„jenigen erzeigen wollen, welche bei dem jüng-
„sten, nun beigelegten schwedischen Kriege, wo
„Wir, von unseren Feinden belagert, durch den
„Beistand Unserer Nachbarn und Bundesgenossen,
„vornehmlich durch die Kriegsflotte der Vereinigten
„Niederlande sind geholfen worden, da sie Uns
„und Unseren Reichen, Provinzen und Uns un-
„terthänigen Landschaften absonderliche Dienste er-
„wiesen haben. Wenn wir derohalben betrachten
„und erwägen die heldenmüthige und beständige

„Tugend, die getreuen und unablässigen Dienste,
„welche der Vice-Admiral Michael Adrianson de
„Ruiter, Befehlshaber der holländischen Flotte,
„mit eben dieser Flotte und dessen tapferen See-
„leuten, in Zeiten der Belagerung dieser Unserer
„Stadt, so wie bei Eroberung der Insel Fühnen,
„ferner nach dem Friedensschlusse zwischen Uns und
„dem Könige von Schweden, durch das Ueber-
„führen der schwedischen Kriegsmacht von See-
„land nach Schoonen, und in vielen anderen
„Vorfällen und Seekämpfen mit glücklicher Voll-
„bringung, großer Mannhaftigkeit und tapferem
„Muthe, worin er weder Blut noch Kräfte ge-
„spart hat, fertig und standfestiglich Uns und Un-
„seren vorgemeldeten Reichen erwiesen hat, so ha-
„ben Wir, durch solche glorreiche Vorgänge auf
„das tiefste bewegt, mit allem Vorbedacht, reifer
„Ueberlegung und eigenem Willen, auch mit Zu-
„stimmung Unserer Reichs-Räthe, Ihn und sei-
„nen rechtmäßigen Erben und Kindern in abstei-
„gender Linie, ohne Ansehen, Mann oder Weib,
„in den edlen Ritterorden, welche ihren Sitz in
„denen Ritterspielen dieser Unserer Reiche und
„Fürstenthümer haben, aufnehmen wollen; gleich
„wie Wir in guter Wissenschaft und in Kraft

„dieses offenen Briefes den vorgemeldeten Vice-
„Admiral de Ruiter mit seinen rechtmäßigen Er-
„ben in niedergehender Linie beiderlei Geschlechts,
„in die Gesellschaft und Brüderschaft dieses Un-
„seres Adels auf- und annehmen, und demselben
„gleichstellen, dergestalt und in solcher Meinung,
„als ob dieselbe von ihren Voraltern, so von
„Väterlicher, als von Mütterlicher Seite, in bei-
„den Linien, rechtmäßige Edelleute wären gebo-
„ren, zu dem Ende ihnen alle Wohlthaten, Rechte,
„Ehre, Würde und Präminentien, welche Unsere
„vorgemeldeten Edelleute genießen, hiermit schen-
„ken und antragen, um zu desto mehrerer Glaub-
„würdigkeit und Gedächtniß dieser Unserer König-
„lichen Erhebung zum Stande und Orden der
„Edelleute dieser Unserer Reiche und Fürstenthü-
„mer, haben Wir zum Dienst und Vortheile die-
„ses mehr gemeldeten Edelmannes, de Ruiter und
„seiner rechtmäßigen Erben, sein altes Schild
„und Geschlechts-Wappen also vergrößert, daß die-
„selben fortan einen offenen freien gekrönten Helm,
„mit einem darauf stehenden gewaffneten Manne,
„der mit seiner ausgestreckten Hand und gezoge-
„nem Schwerte zu schlagen dräuet, führen mögen;
„und auf daß derselbe Adel klärer erscheine, ha-

„den Wir dies Wappen und Zeichen des Adels
„zu ihrem immerwährenden Gebrauche, gleichwie
„es oben abgemalet steht, ihnen schenken wollen,
„nämlich einen Schild in vier Theile getheilt, die
„in dem obersten Viertheile zur rechten Hand ent-
„halten einen ganz geharnischten Reuter, der mit
„gehobenem Arme ein gezogenes Schwert hält und
„drein zu schlagen dräuet, im untersten Viertheil
„rechts im blauem Felde ein bleichgelbes Stück
„Geschütz, und darunter drei gelbe Kugeln; oben
„zur Linken, im dritten Viertheil, ein weißes
„Kreuz in einem rothen Felde, und im letzten
„Viertheil, zur Linken unten, ein weißes Admi-
„ralschiff im himmelblauen Felde. Und also ha-
„ben Wir ihn und seine rechtmäßigen Erben mit
„diesem Wappen verehren, erheben und zieren,
„und in den Orden unseres Adels für alle Zeiten
„und ewiglich stellen wollen, und haben weiter
„zugestanden, daß dieselben sothane Ehre und
„Würde ohne einige Hinderung genießen, und
„das edele Schild und Wappen, so hier oben
„abgemalet, führen mögen, welches Wir mit die-
„sem, von Unserer Hand unterschriebenen und
„mit Unserem Königlichen Siegel besestigten of-

„senen Brief Allen und Jeden haben wollen be-
„kannt machen. Gegeben in unserer Königlichen
„Stadt Kopenhagen am ersten August im Jahre
„MDCLX.

Frederik.

Auf Befehl:

T. v. Lenten.

(Unten am Pergament hing an einer sei-
denen Schnur des Königs Siegel mit dem
Wappen seiner Reiche und Fürstenthümer im
rothen Wachse).

Als der Kanzler zu Ende gelesen, verbeugte er sich abermals und trat einen Schritt zurück. Der König winkte dem Feldmarschall und empfing von diesem das königliche Reichsschwert. Er ersuchte den Admiral, niederzuknieen, berührte seine Schulter und sagte: „Duldet diesen Schlag und hinfort keinen, Herr Ritter de Ruiter! Steht auf und umarmt mich als Euren Lehnsherrn und Freund. Diese goldene Kette aber tragt mir zur Erinnerung und als ein Angedenken dieser Stunde."

Der Admiral war tief bewegt und konnte die Gefühle seines Herzens nur durch einzelne Worte kundgeben; der König ließ sein blitzendes Auge durch den Kreis der ihn umgebenden Edelleute schweifen

und fixirte den Grafen Banner, der mit bleichem Gesichte dastand und sich auf einen seiner Gefährten stützte.

„Nun, Herr Graf!“ sagte der König streng. „Wenn es Euch jetzt gefällig ist, den Hut da!“

Der Graf entgegnete kein Wort; zitternd, die Augen zu Boden geheftet, ging er mit wankenden Knieen der Stelle zu, wo der Hut lag, hob ihn auf und reichte ihn dem Admiral. De Ruiter ergriff denselben, faßte die Hand des Jünglings und sagte: „Ihr seid sehr höflich, werther Herr Graf, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir möglich wäre, Euch von der Redlichkeit meiner Gesinnung zu überzeugen. Bedürft Ihr in Holland eines Freundes, so wendet Euch vertrauensvoll an mich.“

Der junge Graf erwiederte hierauf nichts und trat in die Reihen zurück; der König aber rief ihm zu: „Wenn Ihr eine Reise in das Ausland machen möchtet, so habt ihr unbeschränkten Urlaub! Hört Ihr? Unbeschränkten! — Kommt, Herr Admiral!“

Und mit diesen Worten ging der König mitten durch die erschreckten Kammerjunker und führte den neuen Ritter zum Bankett.

XXIX.

Der Negerkönig.

(Oktober 1664.)

Eine stattliche Flotte, welche die General-Staaten nach Afrika gesandt, und unter den Befehl de Ruiter's gestellt hatte, lag unter der Insel Gorée vor Anker.

Die Schiffe, mit Flaggen, Wimpeln und Stannern geziert, glänzten im hellen Farbenschmuck, und die Musik, welche von dem Mitteldeck des Admiralschiffes erscholl, verkündete, daß ein Theil der Sendung glücklich beendet worden sei; zwischen den englischen Behörden, welche bis dahin auf Gorée befehligten und dem holländischen Admiral wurden die Ratificationen der Verträge ausgewechselt, wonach diese Insel fortan der Ober-Herrschaft Hollands übergeben ward.

Es war ein wunderschöner Tag, und ein tiefblauer Himmel umschloß das ruhige Meer. Am Strande

herrschte ein reges Leben. Unter den hohen Palmen lagen die niedrige Erdhütte des Negers und das glänzend-weiße Zelt des holländischen Soldaten friedlich beisammen. Die englischen Truppen zogen aus dem Fort mit klingendem Spiele, von der anderen Seite rückten die Holländer ein, und in dem nächsten Augenblicke wehte die Flagge der sieben vereinigten Provinzen auf den Wällen, begrüßt von dem Jubelgeschrei der Schwarzen und dem Donner der Geschütze am Bord der holländischen Schiffe.

Alle Ceremonieen waren jetzt vorüber; die Menge vermischte sich zwanglos, und bildete die verschiedensten Gruppen. In einem offenen Zelte saßen niederländische Offiziere um einen mit Flaschen besetzten Tisch, vor dem Zelte lagerten ganze Reihen Matrosen, in ihrer Mitte ein Fäßchen mit Branntwein, daneben ein Haufen Taback und irdener Pfeifen. Um diese Gruppen schlichen halb neugierig, halb furchtsam einige Neger, und warfen lüsterne Blick nach dem Eldorado der Holländer, das ihre Begier im hohen Grade erregte.

Ein ältlicher Neger wagte es zuerst, sich dem Kreise zu nähern; er trug ein mit Binsen geflochtenes Körbchen in der Hand, worin einige Eier lagen. Mit solchem Reichthum ausgerüstet, berührte er die

Schulter eines behaglich schmausenden Niederländers der sich rasch umwandte: „Was giebt's, Schwarzer! Was willst Du?"

„Hollandaise viel gut! viel gut!" entgegnete der Neger furchtsam und hielt sein Körbchen dem Niederländer entgegen.

„Ich glaube, der Kerl will mir etwas schenken!" sagte der Matrose lachend zu seinen Kameraden. „Ha! Ha! Ha! Muß wohl etwas Offiziermäßiges an mir haben, daß er justement zu mir kommt. Nun, die Dinger werden gerade zu einem tüchtigen Pfannkuchen langen. Macht ihn mir da am Feuer zurecht!"

Mit diesen Worten nahm er das Körbchen aus der Hand des Schwarzen und gab es einem Kochsmaaten seines Schiffes, der sogleich damit zum nächsten Feuer sprang.

Betrübt sah der Schwarze darein, seine Hoffnungen waren getäuscht; der Holländer bot ihm kein Gegengeschenk, sondern schmauchte behaglich weiter, und schwatzte mit seinen Kameraden.

„Dein Schwarzer ist noch immer da," sagte nach einer geraumen Zeit ein anderer Seemann. „Es muß ihm mit dem Geschenke doch nicht so ganz Ernst gewesen sein, und er harrt auf eine Bezahlung."

„Was? Bezahlung? Der schwarze Hund! Ich will ihn mit meinen Fäusten bezahlen."

„Du nimm Dich in Acht! Denk an den Tagesbefehl des alten Michel. Wir sollen emsig darnach trachten, das gute Einvernehmen mit den Negern zu erhalten, und ihnen ganz besonders nichts abnehmen, was ihnen gehört, ohne es seinem vollen Werthe nach zu bezahlen. He? Michel ist strenge, und die Tauenden seiner Bootsmanns-Maaten sind nicht weich."

„Ja! Hast recht! Mit dem Alten ist nicht zu spaßen, und überdies haben wir ja das liebe Gut in der Tasche. Ha! Ha! Ha! Wie der arme Teufel da steht! Hei, Schwarzer! komm her, heidnischer Hund! Wie ist's? Was willst Du für Deine Eier?"

„Hollandaise viel gut!" lispelte der Neger und ein Strahl der Hoffnung leuchtete aus seinen Augen.

„Ja, das ist wahr," entgegnete der Matrose, „denn sonst hätten wir Euch als englische Spione sammt und sonders hängen müssen. Aber unsern Handel betreffend, was sagst Du zu einem Zehnstüberstück? Sieh, wie es blinkt!" Der Matrose hielt das Silberstück zwischen den Fingern, und ließ es im Sonnenschein hell aufleuchten.

Der Neger machte eine abwehrende Bewegung und trat einen Schritt zurück.

„Was?" rief der Seemann verwundert, „willst kein Geld? — Seht Ihr's, Leute! Der Kerl will kein Geld, es ist, wie es die Offiziere drinnen nennen, so zu sagen eine Huldigung, die er mir darbringt. Mich wundert's nur, daß der Kerl nicht niederkniete und sich vor mir in den Sand warf, wie es sonst ihre Gewohnheit ist! Nun Alter, geh Deiner Wege, es ist gut so! Oder willst Du noch etwas sagen?"

Der Neger antwortete nicht, aber er warf einen so sehnsuchtsvollen Blick nach dem Branntwein-Fäßchen, und machte dazu eine so ausdrucksvolle Geberde, daß er unmöglich mißverstanden werden konnte.

„Ha! Ha! Ha! Saufen will der Schwarze! Branntwein will er saufen! Nun, das kann er haben!" Er nahm einen hölzernen Becher, über die Hälfte mit Genever gefüllt, und reichte ihn dem Neger: „Da trink, Du Hund! Wirst Du aber betrunken und fängst Händel an, so Gnade Dir Gott!"

Gierig griff der Neger nach dem Becher, den er mit beiden Händen umklammerte und zum Munde führte. „Hollandaise viel gut!" rief er aus und setzte den Becher nicht eher ab, als bis der letzte Tropfen daraus verschwunden war. Dann kauerte

er still am Boden hin, und zog aus seinem Gürtel eine kleine Tabackspfeife hervor.

Die Matrosen schwatzten unterdessen weiter und kümmerten sich nicht um den Neger. Nur drei oder vier Schiffsjungen machten sich an ihn und knüpften ein Gespräch mit ihm an. Der Alte beschenkte sie mit seltenen Muscheln, und schwatzte dabei so viele holländische Brocken, daß selbst die unbefangenen Knaben erstaunten.

„Wo er's nur her haben mag?" fragte Einer.

„Muß früher in Holland gewesen sein," entgegnete ein Anderer.

„Mir Holland gewesen," rief der Neger. „Mir Amsterdam, mir Vlissingen!"

„Nun seh Einer an! Der Alte ist in Holland zu Hause! — Wie mag er dahin gekommen sein? — Erzähle weiter, Schwarzer! Ha! Ha! Ha! Der in Holland!"

Mehrere Seeleute hatten sich nach und nach um diese Gruppe gesammelt. Je mehr der Branntwein bei dem Neger seine Wirkungen äußerte, je lauter er schwatzte, und je mehr er von Holland und seinem dortigen Aufenthalt erzählte, je lebendiger wurden die Matrosen, und das Lärmen nahm nach und nach so

überhand, daß die unweit davon zechenden Offiziere aufmerksam darauf werden mußten.

„Was giebt's da, ihr Leute," fragte eine helltönende Stimme.

„Mit Verlaub, Capitain Albers! — He, Jungens, seht Ihr den Capitain nicht? — Hut herunter, Du Maulaffe! — Mit Verlaub, Herr Capitain, wir haben da einen alten Neger in der Mache!"

„Nehmt Euch in Acht! Denkt an den Tagesbefehl!"

„O, es ist nicht so gemeint! Wir thun dem Schwarzen Gutes, mit Genever und Tabak. Er spricht einiges vernünftige Holländisch, wie unsereins, Capitain; sagt, er sei in Vlissingen und Amsterdam gewesen und kennt dort viele Leute. Wir glauben's nicht, aber es ist spaßig anzuhören, wenn der Kerl so kauderwelsch radebrecht.

Ein lautes Gelächter aus dem Innern des Kreises, wo man die Aufmerksamkeit des Offiziers nicht bemerkt hatte, schien die Ansicht des Matrosen zu bestätigen.

„Da hört Ihr's selbst, Herr!" sagte dieser." „Gewiß hat der Alte wieder recht etwas Dummes gesagt. Das Tollste aber ist, daß, als er zufällig den Namen des Herrn Admirals aussprechen hörte,

er mit weitaufgerissenen Augen betheuerte, er habe auch einen de Ruiter gekannt, und sei mit ihm zusammen auf Tagelohn gegangen. Nun, — mit Verlaub, Capitain! Das ist doch offenbar eine pure Verrücktheit!"

„Ich will den Mann selbst sprechen!" entgegnete Capitain Albers.

„Sehr wohl, Capitain! — He da! Platz! Wollt Ihr aus dem Wege! — He! Raum für Capitain Albers! — Hier, Herr, ist der Schwarze, von dem wir sprechen. Hollah, Alter, hier ist ein Offizier, der mit Dir sprechen will."

Der Neger warf einen halb scheuen, halb neugierigen Blick auf den Capitain, dann kreuzte er die Arme und neigte sich tief, still wartend, was Jener ihm zu sagen habe.

Capitain Albers war ein Freund des kommandirenden Admirals. Er kannte das frühere Leben desselben genau und betrachtete den Neger mit forschender Neugier: „Du bist in Holland gewesen, alter Mann! Wie heißest Du?"

„Jan Compannei!*) entgegnete der Alte sich tief verneigend.

---

*) Vergleiche Band 1. Kapitel I.

„Bist Du der Jan Companneі, der vor vielen Jahren in Vlissingen auf den Werften der Gebrüder Lampsin beschäftigt war?“

„Ja, Mynheer Capitain,“ entgegnete der Alte. „Mir viel arbeiten mit Adrian de Ruiter, mir trinken viel Bier mit alte de Ruiter... Oh, alte Kopf viel schwach! — Adrian de Ruiter kommen nach Gorée? Oh! Oh!“

„Komm mit mir, Alter! Ich will Dir Deinen alten Spiel-Kameraden zeigen!“

Nicht ohne lebhafte Verwunderung sahen die Seeleute den Capitain sich mit dem alten Neger entfernen. Als sie außerhalb des weiten Kreises anlangten, gewahrte man zahlreiche Negerhaufen, die theils furchtsame, theils drohende Bewegungen machten, und bei dem Anblick des alten Jan Companneі ein lautes Geheul ausstießen. Mit jedem Augenblick vergrößerte sich das Gedränge und von allen Seiten eilten Neger herbei.

„Was bedeutet das?“ rief der Capitain. „Leute, seid auf Eurer Huth!“ Und Waffen blinkten sogleich rings umher.

„Nicks, Gewehr!“ rief Jan Companneі. „Neger nicks thun; Hollandaise viel gut! — Mir König!

Mir sprechen! — Viel brav Capitain! — Neger fürchten, alter König gefangen! Mir sprechen."

Mit diesen Worten ging Jan Compannei den Negern entgegen, die ihn mit einem Jubelgeschrei empfingen, tanzten und sprangen. Jan Compannei redete sie an; seine Haltung war ernst, seine Rede rasch und überzeugend. Als er geendet hatte, wandten sich die Neger und liefen davon. Der Alte kehrte zu dem Capitain zurück und begab sich mit ihm nach dem Landungsplatze.

Admiral de Ruiter hatte so eben den Bericht über die Besitznahme von Gorée an die General-Staaten entworfen, als der Capitain Albers zu ihm in die Kajüte trat. „Mit Vergunst, Herr Admiral....

„Willkommen, Albers!" entgegnete de Ruiter lebhaft. „Freut mich, daß Ihr von Eurem Rechte Gebrauch macht, jeden Augenblick unangemeldet bei mir einzutreten. Setzt Euch zu mir daher. Was bringt Ihr mir?"

„Ich komme, Euch einen Besuch zu melden, Herr Admiral. Ein alter Neger...."

„Was will er? Fordert er etwas, das man ihm gewähren kann? Oder bringt er gar eine Klage vor? Da Ihr ihn selbst einführt und meldet, muß es etwas besonderes sein."

„Nun ja, besonders für ihn; vielleicht auch für Euch. Ihr erinnert Euch wohl noch der Zeit, da Ihr zu Vlissingen, — — verzeiht, Herr Admiral....“

„Ihr meint,“ entgegnete de Ruiter freundlich, „als ich bei Lampsin's das Rad drehte? Habe mich nie meiner Herkunft geschämt, und jedes Mal, wenn der Hochmuthsteufel mir zu Kopfe will, denke ich geflissentlich daran! Ja, ja, die Leute glaubten immer, es würde nicht viel aus mir werden, absonderlich an jenem Tage, als ich auf dem Vlissinger Marienthurm herumkletterte, weil mich der vertrackte Schwarze so in Harnisch gebracht hatte. War ein Blitzkerl, dieser Jan Companneï.“

„Da habt Ihr Euren alten Jan Companneï!“ sagte Capitain Albers rasch, indem er den alten Neger eintreten ließ, und sich dann still entfernte.

Der Neger und der Admiral waren allein mit einander. De Ruiter hatte fest den Blick auf den Alten gerichtet. Eine tiefe Bewegung hatte sich seiner bemächtigt, und seine ganze freudenlose Jugend stieg wie mit einem Zauberschlage vor ihm auf.

„Jan Companneï, wer hätte das gedacht!“ rief er nach einer Pause.

„Oh! Weiß meinen Namen! Michael Adrianson viel

gut! Oh! Mynheer Admiral, viel gut! Denken arme Neger!"

Der Admiral hatte sich bald gefaßt und unterhielt sich von vergangenen Tagen. Nach einer halben Stunde führte er seinen Gast auf das Verdeck, wo unter dem Sonnenzelt eine Collation aufgetragen war. Jan Companei war ganz unbefangen geworden; er ließ sich die dargereichten Leckerbissen wohl schmecken, und wiederholte sein: „Hollandäise viel gut!"

„Ja, Ihr Herren!" wandte sich der Admiral gut gelaunt an die ihn umgebenden Offiziere. „Jan Companei und ich sind ihren geraden Strich fortgesteuert. Als wir auf den Werften arbeiteten, stand er drei Nummern höher als ich und jetzt ist er König auf der Westküste von Gorée, während ich nur ein einfacher Flotten-Offizier bin. Seine Majestät erwarten uns übrigens zum Besuche in Ihrem Reiche und ich habe für Alle zugesagt. Jetzt aber wünschen Seine Majestät an's Land zurückzukehren, und dies soll mit allen seinem Range gebührenden Ehren geschehen!"

Jan Companei hatte noch nicht seine Freude und sein Staunen über die schönen Geschenke ausgedrückt, die de Ruiter ihm hatte reichen lassen, als er abermals Gelegenheit hatte, sich lebhaft zu verwundern. Eine vierrudrige Offizier-Schaluppe legte an den Back-

bord des Fallreeps, und zwei Kadetten leiteten den Negerkönig in dieselbe. Als er sich niederließ, ward auf dem Verdecke die Trommel gerührt, und das sich entfernende Fahrzeug wurde von der Schanze des Admiralschiffes mit sechs Salutschüssen begrüßt.

Am andern Morgen war bereits der Befehl zum Absegeln der niederländischen Flotte ertheilt worden, als der Admiral mit seinen Offizieren sich dem Landungsplatze näherte. Die versammelten Neger empfingen ihn mit lautem Freudengeschrei und von ihnen umtanzt und umjubelt, erreichte man einen Platz, wo Jan Companei in einer großen Laube seinen frühern Spielkameraden erwartete. Er führte die Offiziere zu ihren Sitzen, bot ihnen Palmwein und frische Milch dar, und munterte seine Untergebenen auf, die Gäste mit lustigen Tänzen zu unterhalten.

„Mein guter Spielkamerad," sagte der Admiral gutmüthig scherzend. „Weit scheint es mir mit Deinem Königthum nicht her zu sein. Jetzt, wo Deine Unterthanen meinen Branntwein trinken, scheinen sie Deine Befehle etwas gering zu achten, und Dein Palast zeugt nicht von besonders großen Einkünften."

„Neger viel arm!" seufzte Jan Companei.

„Und wie steht es mit Deiner Religion?" fragte der Admiral ernster. „Du bist in Holland getauft

und im Christenthum unterrichtet. Betest Du noch zu dem einzig wahren Gott, oder bist Du zu dem Fetisch der schwarzen Heiden zurückgekehrt?"

„Mir Christ!" sagte Jan. „Mir guter Christ! Mir beten zu Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Aber beten heimlich, sonst..."

„Höre, Alter!" sagte de Ruiter. „Ich will Dir einen Vorschlag machen. Du hast unter Christen Jahre lang gelebt; Du hast Dich dort wohl befunden; kehre zu ihnen zurück. Ich nehme Dich mit nach Holland; Du wohnst in meinem Hause und ißt von meinem Brode. Dir soll fortan nichts mangeln und Du wirst ein ruhiges Leben führen."

Einen Augenblick lang schien sich Jan Compannei dieses Erbietens auf das Innigste zu freuen. Er jauchzte laut auf, Thränen stürzten aus seinen Augen, er warf die Arme in die Höhe und tanzte jubelnd zur Laube hinaus, dem Landungsplatze zu. Die Offiziere folgten ihm. Aber bald wurde sein Gang langsamer, er sah vor sich hin, stand einen Moment still, und sagte dann leise: „Mir kann nicht."

„Und warum nicht, mein Junge? Was ist im Wege?" fragte de Ruiter.

Jan Compannei erhob sein Haupt, sah auf die Neger rings umher, sah auf die Palmen über seinem

Haupte, und auf die Laube, die er so eben verließ, raffte dann eine Hand voll Erde vom Boden auf und drückte sie mit überströmenden Augen an seinen Mund.

„Das ist gut, alter Spielkamerad!“ sagte der Admiral bewegt. „Das genügt! — Leb wohl, sei glücklich! Adieu! Fort, Ihr Herren! Der Wind frischt auf und die Anker stehen auf und nieder! — Adieu, alter Mann!“

Eine Stunde nachher steuerten die Schiffe der holländischen Flotte um die Nordspitze der Insel; am Strande stand Jan Companneï noch immer unbeweglich, als schon längst das letzte Segel hinter den hohen Felsen verschwunden war.

XXX.

Der Kauffahrer.

(24. December 1664.)

Ein Theil der holländischen Handelsflotte, welche aus der Levante heimkehrte, passirte die Höhe von Cadir. Eine Staatenbrigg von zwanzig Kanonen steuerte den Kauffahrern voran, eine Fregatte folgte, zwei leichtere Fahrzeuge waren voraufgesegelt, um Kundschaft anzustellen und die Handelsschiffe vor unvermuthetem Ueberfall zu schützen.

Es war am heiligen Weihnachts-Abend. Die Luft war balsamisch mild, von Blüthendüften durchhaucht, die der Landwind auf die hohe See hinaustrieb, der Himmel lachte tiefblau, und das Meer lag ruhig und still, die Wellen, leicht gekräuselt von der schwachen Brise, die die Segel ebenmäßig gefüllt hatte, hüpften an den Seitenborden der Schiffe vorüber.

Am Bord der verschiedenen Schiffe war das hohe Fest des Friedens und der Freude Gegenstand des

Gesprächs, und manche Hand war beschäftigt, irgend eine Ueberraschung für den bevorstehenden Abend zu bereiten. Eine besondere Leckerei, ein seltener Tropfen wurde aufgestöbert und prangte schon lange vor dem Beginn des Festes auf der Back im Roof.

In der ersten Reihe der Flotille segelte um eine Kabellänge voran der Dreimaster „König Salomo." Er ging über die Maaßen tief, fast war die Wasserlinie nur einen Fuß von den Speigaten entfernt, und doch war er stets den andern voraus, denn der „König Salomo" war ein tüchtiger Segler und mußte oft die Hälfte seiner Leinwand in den Geitauen hängen lassen, um nicht aus dem Bereich des Convoi's zu gelangen.

Die Mannschaft des Schiffes befand sich, angelockt von dem herrlichen Tag, sammt und sonders auf dem Verdeck und stand schwatzend neben einander.

„Seht mal hinüber nach dem langen Peter," flüsterte Einer, „wie er auf der Ankerspille sitzt und den Kopf in die Hand stützt. Ich glaube, der Kerl schläft am hellen, lichten Tage, und man sollte ihm, zum Schimpf, einige Quartier Wasser in's Gesicht spritzen."

„Sage Euch, er schläft nicht!" entgegnete ein Anderer." Er denkt nur über mancherlei nach. Heute

Abend bei der Back wird er schon sagen, worüber er jetzt spintisirt."

Der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ließ den Arm sinken, er erhob das gefurchte, wettergebräunte Gesicht und sagte mit einförmiger Stimme: „Der Matrose ist auch ein Mensch, so zu sagen."

„Ja", lachte der Bootsmann, „wenn Du weiter nichts weißt, so brauchtest Du es nicht erst eine Stunde lang zu beschlafen. Das wissen wir schon vom Mutterleibe her. Habt Ihr's Alle gehört, Jungens? Der Matrose ist auch ein Mensch, so zu sagen."

„Wir haben's gehört! Wir haben's gehört!" riefen Alle, und sammelten sich um den alten Peter, denn die Worte des Bootsmanns waren ihnen das Signal, sich in Spott und Sticheleien über den Mann zu ergehen, der am Bord des Schiffes die Zielscheibe jeder guten und bösen Laune war. Dieser aber ließ alle losen Reden unbeachtet an sich vorübergehen, und sagte nach einiger Zeit:

„Ein Matrose ist auch ein Mensch, sage ich noch einmal, aber es wird ihm nicht gegönnt. Es ist heute das heilige Weihnachtsfest, und jeder Christenmensch, wo er immer sei, sitzt in seiner Kajüte und feiert's in aller Stille. Nur der Matrose auf der

See hat nicht Zeit dazu und muß den Tag eben vorbei gehen lassen, wie jeden Andern."

„Das brauchen wir nicht! Das wollen wir nicht!" riefen die Seeleute durcheinander. „Wir wollen den Weihnachten feiern nach Gebühr, wollen wir!" Und mit diesen Worten rechneten sie sich gegenseitig vor, was sie thun wollten, um sich einen frohen Abend zu machen.

Peter schüttelte mit dem Kopfe: „Das ist nichts! Schlampampen kann man alle Tage, dazu braucht's nicht Weihnachten zu sein. Gebt mir einen trockenen Zwieback mit einer halben Ration Wasser, und ich will doch den Weihnachten feiern. Im Herzen steckt's, und wenn Ihr den ganzen Tisch voll Leckerbissen habt, und es ist da drinnen nicht lebendig, so wird's all mein Lebstag keinen Weihnachten für Euch geben. Darin liegt's; das habe ich von meinem Vater, der lange Jahre Prediger im Geldernschen war."

„Laßt Euch nur mit Dem nicht ein!" warnte Einer den Andern. „Ich glaube, das ist ein Sonntagskind, und das sind stets unheimliche Menschen. Es ist nicht geheuer mit ihnen."

Das Geflüster nahm zu; der Ausdruck „Sonntagskind" war den Leuten durch den Sinn gefahren. Sie wichen vor Petern zurück, hefteten scheue Blicke auf

ihn, und stießen mancherlei Drohworte aus. Die Aufregung wuchs.

„He! Hollah!“ rief eine helltönende Stimme über Deck hin. „Was ballt Ihr die Faust und brummt in den Bart? Was giebt es da am Fockmast?“

„Der Capitain! Der Capitain!“ riefen sich die Matrosen einander zu und stellten sich aufrecht; auch Peter hatte seinen Sitz verlassen und drehte verlegen den Hut in der Hand.

Ein kräftiger Mann, im Anfange der vierziger Jahre, lebhaft, gewandt und voll des freundlichsten Wohlwollens, sah die Matrosen der Reihe nach an. Das war Mynheer Jan Roeloffs van Horn, Capitain des Dreimasters „König Salomo“.

„Nun denn, was giebt's?“ fragte der Capitain wiederholt. „Soll ich's wissen?“

„Es ist nur, Capitain“, antwortete zögernd der Zunächststehende. „Es ist nur wegen des Peters da!“

„Was giebt's wieder mit dem Peter?“ fragte der Capitain und eine leichte Wolke des Unmuths flog über seine Stirn. „Der Mann ist gut und thut allewege seine Schuldigkeit! Ihr sollt ihn ein- für allemal ungehudelt lassen. Ich warne Euch zum letzten Male! Versteht Ihr's?“

„Es hudelt ihn Niemand, mit Verlaub, Capitain!

Es war nur, weil er sagte, wir sollten den Weihnachten inwendig feiern. Das ist Unsinn, Capitain, und wir verstehen's nicht."

„Glaube Dir's, mein guter Mann, da Du Alles gern nach Außen hin zur Schau trägst, wie Dein Speckwanst zur Genüge zeigt. Bei alledem ist heute Weihnachten, und es ist eine christliche Sitte, daß wir einander aufbauen zum Fest. Die Aeltern thun's für die Kinder, und da ich nun hier wie Euer Vater zu betrachten bin, obgleich ich nicht einen solchen Haufen ungerathener Jungen haben möchte, so kommt nur mit mir. Es ist zwar noch früh am Tage, aber wir sind auf offener See, John Bull ist in der Nähe, und wir können nicht wissen, was uns zur Nacht bevorsteht."

Capitain Jan Roeloffs van Horn wandte sich nach der Kajüte, und die Uebrigen folgten ihm Alle, aber nur langsam, und nicht ohne sich Seitenblicke zuzuwerfen, denn der beherzteste Matrose hat immer einige Scheu, wenn er die Treppe hinabsteigen soll, die unter das Quarterdeck führt, und auf dem Kajütsgange hat der Schiffsjunge mehr Courage als der durchwetterte Seemann des Fockmastes. Peter war der letzte in der Reihe, und als er die Treppe hinabstieg, sagte

er vor sich hin: „Der Matrose kann seinen Weihnachtsapfel nicht immer in Ruhe essen.“

Als die Seeleute unten anlangten, wußten sie nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten. Capitain und Steuermann hatten längere Zeit damit zugebracht, der Kajüte ein festliches Ansehen zu geben. Die Fenster waren dicht verhangen, und rings umher bunte Lampen angezündet. Auf dem großen Tisch stand ein kunstreich aus Holz und Papier zusammengefügter Baum, und dieser war mit kleinen Lichtern besteckt. Die Aeste des Baumes aber beugten sich unter der Last der herrlichen Gold-Orangen und der großen smyrnaer Feigen. Rund um den Baum lagen kleine Geschenke, bestehend in Taback, seltenen Messern, farbigen Mützen und andern Dingen, wie sie der Seemann liebt, und auf jedem Päckchen las man den Namen dessen, der es empfangen sollte. An einer Ecke des Tisches aber hatte der Steuermann die Gläser mit starkem spanischen Wein gefüllt und reichte jedem der Männer das Seinige.

„Nun, Ihr Leute! Ich bringe es Euch zu“, sagte der Capitain, sein Glas leerend. „Möge es uns immerdar wohl ergehen in Fröhlichkeit, und Jeder seine Schuldigkeit thun, dann bleibt uns auch Zeit, eine Stunde lang Weihnachten zu feiern. Langt nun

zu, Jedem das Seine! Es ist Euch gerne gegönnt. Steuermann, noch ein Glas Wein den Leuten! Und hört! Vergeßt mir nicht, die Orangen und Feigen von dem Baum zu naschen!"

Die Leute waren seltsam bewegt von dieser Festlichkeit ihrer Jugend, die ihnen der Capitain mitten im Meer bereitet; sie standen so unbeholfen da, wie ein Bauernknecht, der zum ersten Mal in die Wanten hinauf soll; sie fühlten unbewußt etwas in ihrem Herzen sich regen von Peter's innerlicher Weihnacht, und als der Steuermann die Gläser wieder vertheilt hatte, rief der Bootsmann: „Gott spare Ihn gesund, Capitain! Das war ein gutes Ding für inwendig und auswendig, und wir haben eine Zeitlang daran zu denken. Stehen wir nicht Alle da, wie die halbgrünen Jungens in Vaters Hause, wenn sie noch nicht zu Gottes Tisch gewesen sind? He! Hollah Jungens! Dieses Glas unserm Capitain und schönen Dank für mich und für uns Alle zusammen! Hurrah! Und nochmals Hurrah! Und zum dritten Mal!"

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!" erscholl es von allen Seiten, aber mitten durch den Jubelruf der dankbaren Matrosen rollte langsam und nachhaltig ein leiser Donner über ihre Häupter hin.

„Was war das?" rief der Capitain.

„Das ist, mit Wohlnehmen, ein Schuß!" entgegnete der Bootsmann, und war schon auf dem Kajütsgange hinaus. „Hollah noch Einer! Schade um unsere Lichter! Frisch, nach Oben, Jungens!"

In wenigen Augenblicken war Jedermann, sowohl Offiziere als Matrosen, auf dem Verdeck und Peter sagte im Hinaufsteigen für sich: „Wußte es wohl, wir würden den Weihnachtsapfel nicht in Ruhe essen."

Eine Stunde später hatte die ganze Scenerie einen andern Charakter angenommen. Wolken jagten am Himmel von Nord nach Süd; eine frische Brise wehte, die ein einfaches Reffen der Segel nöthig machte, und die See regte sich in jeder Minute mehr auf. Die leichten, abgeordneten Orlogsschiffe waren von ihrem Streifzuge zurückgekehrt, und hatten die Nachricht mitgebracht, daß eine englische Flotille in der Nähe sei, die auf die Smyrnafahrer lauere. Die Signalschüsse hatten die Kauffahrer aufmerksam machen sollen, und diese achteten nun mit großer Sorgfalt auf die Signale, die von dem voransegelnden Kriegsschiffe gemacht wurden, um diese sogleich in Ausführung zu bringen.

Die Mannschaft des „König Salomo" war vor allen Andern thätig und alert.

„Wollen sehen, was wir thun können, Jungens!

wenn uns ein Engländer seitlängs kommen sollte," sagte der Bootsmann zu seinen Leuten, als er von seiner Musterung der Takelage nach dem Fockmaste zurückkehrte. Alles Tau- und Spiehrenwerk ist wohl in Ordnung, und die sechs Kanonen, die wir haben, liegen fest auf ihren Raperten. Thut mir leid, daß wir sie nicht einmal zur Probe losbrennen dürfen; hätte gerne gehört, nach welcher Melodie sie singen. Da, ein neues Signal! Was giebt's?"

„Zwei englische Fregatten in Sicht!" verkündete der Steuermann, und bald sah man deutlich, wie die beiden Kriegsschiffe auf die Kaufmanns-Flotille einsegelten, die sie bereits für eine gute Ptise erklärten.

Capitain Jan Roeloffs van Horn sah die Engländer mit einer gemischten Empfindung herannahen, und von dem größten Theile seiner Mannschaft umgeben, sagte er zwischen Schmerz und Spott getheilt: „Sie werden bald kommen und die Feigen und Orangen von unserm Weihnachtsbaum stehlen."

„Sie sollen es nicht!" rief der Bootsmann leidenschaftlich. „Straf mich Gott, oder hol mich der Teufel! Aber sie sollen's nicht! Nicht wahr, Jungens? Wir wollen es ihnen wehren. Laßt ein Mal hören, ob Ihr die Weihnachtslichter wollt gutwillig von den Engländern ausblasen lassen?"

„Nein, nein! Wir wollen's nicht!" war der einstimmige Ruf, und der Capitain sagte: „Das ist gut, Leute! Wenn Ihr es nicht wollt, wird es auch nicht geschehen! Was fragen wir nach den englischen Kanonen! Wir sind Niederländer, wir! Ich kann mich also auf Euch verlassen, Jungens?"

„In Noth und Tod!" riefen Alle.

„Das ist gut! Das ist brav! Nun gehe ich mit leichtem Herzen daran! An Euer Werk, Leute! Ich nehme Alles auf mich, noch weiß ich nicht, wie ich's mache, aber den „König Salomo" und seine Weihnachtslichter sollen diese englischen Rundköpfe nicht haben, darauf verlaßt Euch!"

Die Leute gingen still auseinander und thaten ihr Werk, unbekümmert darum, daß die Lage der Dinge kritischer wurde. Die englischen Schiffe liefen die Holländer mehr und mehr auf und wurden endlich alle, sieben an der Zahl, sichtbar, die Brise ward frischer und die Distanze zwischen den Schiffen stets geringer; die Holländer kamen in eine bedrängtere Lage, da der Feind, schlau genug, ihnen die Flucht auf die See hinaus unmöglich gemacht hatte, und sie so nahe unter Land drängte, daß sie nicht weiter gehen durften, sondern den Feind herankommen lassen mußten.

Während dieser Zeit war Capitain Roeloffs auf

dem Hinterdeck im ernsten Sinnen auf und abgegangen. Er schien endlich einen Entschluß gefaßt zu haben, und rief den Steuermann und den Bootsmann zu sich, um sich mit ihnen zu besprechen. Auch der Schiffszimmermann wurde mit in die Berathung gezogen. Die Verhandlung ward so leise geführt, daß der Mann am Steuer, der nicht weit von den Offizieren stand, trotz seines aufmerksamen Hinhorchens nichts davon verstand, und nur als jene Männer aus einander gingen, vernahm er, wie der Bootsmann sagte: „Nun bin ich gewiß, daß sie nichts kriegen."

Die Sonne schwebte auf der Scheide des Horizontes, aber das Auge der Seeleute konnte sie nicht mehr schauen. Der Angriff hatte englischer Seits bereits begonnen und die weite Fläche umher war in Pulverdampf gehüllt. Nur wenn der Wind die sich ballenden Wolken auseinanderriß, sah man auf Augenblicke einen Theil des Rumpfes oder des Takelwerkes einzelner Schiffe, und das regsame Leben, welches auf den Verdecken herrschte. Die holländischen Kriegsschiffe hatten den ihnen von den Engländern gebotenen Kampf angenommen, und fochten mit dem Muth der Verzweiflung. Diesem Muth war es gelungen, zwei englische Fahrzeuge dienstunfähig zu machen; sie

rückten zwischen den übrigen und den Kauffahrteischiffen ein, und gab diesen Gelegenheit, in der Richtung nach Cadix abzuhalten. Nur wenige derselben lagen so weit nach Lee hinüber, daß sie die Höhe nicht erreichen konnten, und trotz aller Anstrengungen in dem Bereich der englischen Kanonen blieben. Unter diesen war der „König Salomo."

„Sage Euch, es geht nicht ruhig mit uns vorüber, und wir stoßen mit einem der Engländer zusammen. Ihr werdet's sehen!" sagte der Bootsmann und die Uebrigen pflichteten ihm bei. Nur Peter stand schweigend bei der Kanone, zu der er gewiesen war, drehte die Lunte in der Hand und blickte fest in die vorüberrauschende See.

„Was giebt's da im Wasser?" fragte der Bootsmann unwirsch. „Willst Fische fangen?"

„Glaube vielmehr, die Fische werden uns fangen!" sagte Peter langsam. Das ist ein Vortheil des Seemanns, daß er im Voraus seinen Kirchhof ungestört besehen, und ausmessen mag, wie tief er zu liegen kommt."

„Das letzte Wort verschlang ein scharfer Schuß, der in dem Takelwerk des großen Mastes viele Verwüstungen anrichtete. Zwei andere Kugeln flogen wirkungslos über die Häupter der Leute hin.

„Frisch, Jungens!“ rief der Capitain. „Gebt es dem englischen Hunde wieder. Er soll sehen, daß auch ein niederländischer Kauffahrer das Herz auf der rechten Stelle hat. Gebt mir die eine Lunte her! Nun! Backbords-Kanonen! Feuer! —“

Die drei Kugeln schlugen in die Schanzkleidung der englischen Fregatte; der Kauffahrer hatte mittlerweile gewendet und machte dasselbe Manöver am Steuerbord. Einen Moment war es still am Bord der Fregatte, als ob ihre Offiziere und Matrosen über den Muth des Kauffahrers erstaunten, dann aber spie sie eine solche Masse von Kugeln auf denselben, daß seine Masten schwankten, und die Breitseiten klaffende Wunden zeigten. Die Fregatte hielt mit Feuern inne und strebte, dem Kauffahrer seitlängs zu kommen.

Der Steuermann und der Bootsmann hatten unterdessen die Heckjolle am Spiegel so weit gestrichen, daß sie vor den Kajütsfenstern hing. Der Zimmermann war hinunter gestiegen, um diese von innen zu öffnen. Der Capitain ließ den Peilstock in die Pumpen hinab; dieser und die ersten Zolle der Leine waren vom Wasser feucht, das durch die Lecke eindrang. Der Kajütswächter kam mit einigen Säbeln und Hirschfängern auf das Verdeck, und gab sie, nach Verlangen, den Matrosen, die begierig darnach griffen. Der

alte Peter schwang eine von des Zimmermanns Aexten und sagte: „Ihr wißt doch die Ordre? Wenn die Engländer das Verdeck entern, sollen wir uns nach der Kajüte ziehen, um mit dem Heckhanger zu entwischen. Dacht' es wohl, erst Weihnachtslichter, dann Blut."

„Die alte Heckjolle wird uns nicht Alle tragen," bemerkte einer der Matrosen. „Ich mag garnicht hinein."

„Ich auch nicht", sagte Peter. „Erst aber will ich jedenfalls einem Paar von diesen englischen Hunden den Garaus machen."

„Ich auch! Ich auch!" riefen Mehrere, und sahen mit einer Mischung von Schauer und Lust durch die stark hereindämmernde Nacht den Rumpf der englischen Fregatte sich seitlängs des Kauffahrers legen.

Von dem Verdeck derselben erscholl eine laute Stimme: „Mannschaft bereit!"

„Alles bereit!" war die Antwort, und in demselben Augenblick schwang sich ein rascher Midshipman in das Takelwerk des Kauffahrers, gefolgt von zwanzig Matrosen, um von der Prise Besitz zu nehmen."

„Habt Ihr Grund?" fragte die laute Stimme von vorhin.

„Ja, Sir!“ war die Antwort und die Fregatte steuerte in die Nacht hinaus.

„Einen Fuß Wasser mehr, in fünf Minuten!“ flüsterte der Bootsmann dem Capitain zu, der in der Kajütskappe stand, und den größten Theil seiner Leute bereits um sich versammelt hatte.

„Was giebt's hier?“ fragte der Midshipman. „Ist kein Capitain da, zum Donner? Wo sind diese holländischen Bestien?“

„Hier!“ rief Peter, und schlug mit seiner Art dem jungen Offizier so heftig vor die Stirn, daß er lautlos auf das Deck niederstürzte. Mit Wuthgeschrei stürzten sich die Engländer auf den stillen Peter und bohrten ihm ihre Messer in die Brust.

Die Holländer waren indessen in der Kajüte angelangt, zwölf an der Zahl. Die Engländer hatten es bemerkt und wollten hinab. Der Meister des Quartiers aber sagte: „Nicht doch! Wollen uns erst vorsehen, damit wir nicht in eine Falle gelockt werden. Wir dürfen nicht Alles muthwillig auf's Spiel setzen. Denn wir haben hier eine fette Prise, denke ich. Was ist das für Lärmen!“

„Hinten am Heck!“ lautete die Antwort. „Es war, als ob etwas in's Wasser fiel!“

Man eilte hin, und sah, wie die Heckjolle sich eben

von den Takeln losmachte und vom Schiffe entfernte. Zugleich brauste das Wasser wie ein Strudel um die Hacke des Steuers. Der Zimmermann hatte die halb unter der Wasserlinie liegende Ballastpforte geöffnet und die Fluth stürzte jetzt unaufhaltsam hinein."

„Gebt Feuer auf die Hunde!" schrie der Meister des Quartiers, und die Engländer, die Pistolen bei sich führten, brannten diese los.

„Gefehlt!" rief Capitain Jan Roeloffs, während sein Boot in den Nachtnebel hineinschoß. „Seht zu, daß Ihr von der Prise nicht einen zu fetten Bauch kriegt, und wenn Ihr Gelüsten nach einem Gericht Fische tragt, so kann ich Euch sagen, daß es nicht weit ist!"

„Was will der Kerl damit sagen!" rief der Quartiermeister, von einem unwillkührlichen Schauer geschüttelt. „Seht nach, wie es mit dem Schiffe steht. Es scheint mir, als ob wir immer tiefer sänken. Peilt, Leute, peilt!"

„Sieben Fuß Wasser im Raum!" war die Antwort.

„Teufel! Boot heraus! Boot und Schaluppe."

„Wird sich nicht thun lassen!" entgegnete trocken ein alter Irländer. „Die Planken zunächst dem Kiel sind durchgespalten. Wir müssen dran."

Eine tiefe, schauerliche Stille folgte diesen Worten;

der Prisen- und Quartiersmeister stand bleich mit schlotternden Knieen; alle seine Kameraden blickten rathlos auf ihn. Ganz von fern sah man einen Stern schimmern; es war die Laterne in dem großen Mast ihrer Fregatte.

Da warf ein scharfer Windstoß das Schiff leewärts über; die geplatzten Planken des Backbords rissen vollends auseinander, ein Brausen und Schäumen in dem Raum des Schiffes tönte grauenhaft aus der Tiefe empor. Die Engländer stießen ein thierisches Geheul aus. Der Kauffahrer war gesunken.

XXXI.

London und Texel.

(Mai 1665.)

Der Ober-Ceremonienmeister Sr. Majestät Carl Stuart II. führte den Lord Mayor und die Aldermen der City von London in die Staats-Gemächer des Königlichen Palastes von Windsor.

„Eurem Wunsche ist gewillfahrt worden, edle Herren," sprach Lord White beim Eintritt in den Audienzsaal. „Der König bewilligt die erbetene Audienz. Möge sie zum Glücke für Euch ausschlagen."

„Wenn Königliche Majestät irgend einige Sympathieen für die Wohlfahrt der City empfindet, und wir sind hiervon auf das festeste überzeugt, so wird Er uns gewiß mit einem günstigen Bescheide entlassen. Es ist jetzt nicht wohlgethan, die Nordsee und den Kanal zu dem abermaligen Schauplatz eines Krieges zu machen. Kaum ist der Donner früherer Schlach-

ten verhallt und die Männer des Krieges beschwören schon ein neues Ungewitter herauf, um ihren Muth zu zeigen, den Niemand bezweifelt. Es wird ein ungeheurer Weheruf durch das Land erschallen, der in das innerste Mark dringt und das Blut in den Adern erstarren macht."

„Man wird sich die Ohren verstopfen müssen, um einen solchen Weheruf nicht zu hören," entgegnete Lord White rasch. „Indessen versucht, würdige Herren, was Eure glühende Beredtsamkeit vermag; Ihr wißt ja, das Herz unseres Königs ist nicht von Granit. Ich gehe, um Sr. Majestät Eure Ankunft zu melden."

Der Ober-Ceremonienmeister ging und der Lord Mayor sagte zu den ihn begleitenden Aldermen: „Diese Höflinge sind ein leichtsinniges, übermüthiges Volk, ohne Gefühl für den Ernst der Zeit und ohne Sympathieen für den redlichen Bürger. Nur die Ueppigkeit des Hoflebens hat für sie irgend Sinn und Bedeutung, alles Andere gilt ihnen nichts. Gott schütze England und seine Söhne."

Der König trat ein mit seinem Gefolge und ging raschen Schrittes dem Lord Mayor entgegen: „Seid gegrüßt, Ihr Herren! Was bringt Ihr mir?"

„Der Lord Mayor und seine Begleiter machten dem

Könige eine tiefe Verbeugung, dann richtete Ersterer sich auf und begann mit lauter Stimme: „Sire! Wir, der Lord Mayor und die Aldermen der City von London erscheinen hier vor Euer Majestät....“

„Ich bitte Euch um des Himmels willen, Mylord!“ unterbrach der König den Redner, „nur jetzt keine überflüssigen Ceremonieen. Spart den Eingang, wenn's beliebt; die Zeit eilt, darum thut Ihr es auch. Was wünscht die City?“

„Die City, Sire, und mit ihr alle treuen Unterthanen in den Reichen Euer Majestät, wünschen dringend, daß Sie den Stand der Dinge noch einmal sorgsam erwägen möchten, bevor Sie der Republik Holland den Krieg erklären. Ist das Schwert einmal gezogen, vermögen wir nicht zu sagen, wann es wieder in die Scheide zurückfährt. Darum kann man nie zu ernstlich erwägen, wenn Alles auf dem Spiel steht.“

„Was nennt Ihr Alles?“ fragte der König rasch. „Euere Handels-Interessen, denke ich. Wären Eure Schiffe daheim, die jetzt auf hoher See eine Beute der Holländer werden können, Ihr würdet Euch wenig um den Sturm kümmern, der den Thron von Windsor-Schloß bedroht. Aber freilich, Eure Pfeffer-

säcke und Claretfässer sind einer ernsten Beachtung werth."

„Sire! entgegnete der Lord Mayor bescheiden, aber fest. „Die Stärke der Bürger macht die Könige mächtig. Und wenn Ihr, um Eurer selbst willen, den Frieden des Landes mit einigen Opfern erkaufen müßtet ..."

Ein Ausruf des Unwillens unterbrach den Sprecher. Das junge, ritterliche Gefolge des Königs sah in dem Ansinnen des Lord Mayors eine Schmach für den ganzen Adel und gab dies in den unzweideutigsten Ausdrücken zu verstehen. Der König rief: „Ruhig, Mylords! Euer König wird nichts bewilligen, was nur einen vorübergehenden Schatten auf Euere und Englands Ehre zu werfen vermag! — Was habt Ihr mir noch zu sagen, Mylord?"

Aber der Lord Mayor war nicht der Mann, den man so leicht verwirrte. Er stand fest bei seinem Rechte und that Alles, um es geltend zu machen. Mit Unerschrockenheit entwarf er dem Könige ein treues Bild von dem Handel und dem Fabriken-Zustand des Landes, von der Gefahr, die diese bedrohe, von dem Unheil, was ihre Zerstörung in England hervorrufen könne, und welche furchtbare Verantwortung

Derjenige auf sich lade, der ein solches Unglück auf das gemeinsame Vaterland herabrufe.

Der König war sichtbar erschüttert; das Schwankende seines Charakters trat unverhüllt hervor. In diesem Augenblick gab er dem Lord Mayor völlig recht und hätte er die Kriegs-Erklärung rückgängig machen können, in dieser Stunde wäre es geschehen. Die Ueberzeugung, dies nicht zu können und durch einen übereilten Schritt vielleicht das Unglück seines Vaterlandes verschuldet zu haben, brachte sein Blut in Wallung; ein leises Zittern überflog seinen Körper und rasch ging er einige Male im Saal auf und ab.

Da traten die jugendlichen tapferen Begleiter des Königs, die Grafen von Portland und von Marlborough in den Saal und verneigten sich tief vor dem Gebieter: „Wir flehen um Urlaub, Sire, um in diesem Kriege unsere Degen dem Vaterlande zu weihen."

„Gegrüßt, meine tapferen Vettern!" entgegnete der König nicht ohne Verwirrung. „Wir ertheilen Euch jeden Urlaub, den Ihr verlangen mögt und wünschen Eurem Schwerte einen ruhmvollen Sieg, vorausgesetzt, daß wir in Wahrheit einen Krieg..."

„Euer Majestät geruhen zu scherzen!" rief der Graf

von Portland. „In demselben Augenblicke, wo die Herolde bereits durch die Straßen der Stadt reiten und dem Volk unter Trompetenschall den Ausbruch des Krieges verkünden, wollt Ihr unsere Zweifel rege machen!"

„Ihr sagtet?...." warf der König hin.

„Eure Herolde rufen den Krieg aus und die Bürger verkriechen sich hinter Fensterläden und Hausthüren, die sie verrammeln!" lachte Portland. „Ueberdies, wenn Euer Majestät, diesen Holländern gegenüber, die großmüthigsten Gesinnungen hegte, so dürfte doch, nachdem, was kürzlichst sich ereignete...."

„Was ist geschehen?" fragte der König rasch.

„Eine Beschimpfung unserer Flagge!" sagte der Graf von Marlborough mit Unwillen, „und ich werde nicht eine ruhige Stunde haben, bis diese Schmach mit dem Blute Holland's von uns abgewaschen ist. Ein Schiff mit Eurer Majestät Flagge ist von diesen Häringskrämern angegriffen; man hat es geentert, die Masten gekappt, die Flagge.... ich schäme mich, es zu sagen...."

„Was? Was?" entgegnete der König mit lebhafter Ungeduld.

„Die Flagge an Bord des Staatenschiffes gebracht, sie auf des Kochs Kambüse, umgeben von Töpfen

und Pfannen, aufgehißt und sie mit einem dreifachen Hohngelächter begrüßt!"

„Rache! Rache!" schrieen die Edelleute des Königs und schlugen gegen die klirrenden Schwerter.

„Das ist zuviel!" rief der König „und geht über die Gränzen der Langmuth hinaus. Wo ist der Führer meiner Flotten? — Ihr Lord Mayor und Aldermen der City habt gehört, was hier gesprochen wurde und werdet nicht versuchen, uns jetzt noch zum Frieden stimmen zu wollen! — Geht und meldet meinen guten Bürgern, was geschehen ist und was ich von ihren loyalen Gesinnungen erwarte! — Der erbetene Urlaub ist Euch bewilligt, Mylords! Ist nach Seiner Herrlichkeit, dem Lord Groß-Admiral gesendet?"

„Hier, mein Herr und König!" sprach der mannhafte Herzog von York und trat in den Saal.

„Mein guter Bruder von York! Reicht mir die Hand! Wir sind beschimpft, wir Alle, das ganze Volk von England, und in Eure Hände lege ich die Macht, uns von dieser Schmach wieder zu reinigen."

„Ich danke Euer Majestät und werde den mir gewordenen Auftrag pünktlich erfüllen. Schon morgen bin ich auf hoher See und Gnade Gott allen Feinden unseres Vaterlandes! Dafür, daß sie unsere

Flagge auf einen Kochtopf stellten, will ich nicht ruhen, bis sie in den Kochtöpfen Alt-Englands schwitzen.„

„Ihr seid guten Humors, Bruder" entgegnete der König, trüb lächelnd. „Alles nehmt Ihr mit Euch: Unsere Wünsche und Hoffnungen."

„Ich hoffe, sie zu verwirklichen!" antwortete der tapfre Herzog. „Gebt Ihr mir Urlaub hoher Herr?"

„Zieht in Gottes Geleit!" sprach der König und schloß den Bruder tief bewegt in seine Arme.

In diesem Moment zog der Herold unter den Fenstern des Schlosses vorüber und verlas unter dem Schmettern der Trompeten und dem Geschrei des Pöbels die Kriegs-Erklärung Englands, und den Aufruf, der das gesammte Volk zu den Waffen rief.

Vor der Wallfischschenke auf dem Terel saßen unter den hohen Linden einige Seeleute trinkend beisammen.

„Wie war das?" fragte der Eine.

„Wie wird's gewesen sein?" war die Antwort. „Sie zogen die Flagge auf der Kambüse auf und brauchten das englische Flaggentuch dazu, den Rost von dem Fischkessel zu reiben."

„Ha! ha! ha! Das ist ein lustig Stück! Möchte wohl dabei gewesen sein!"

„Ja!" rief ein kecker Halbmatrose. „Und absonderlich möchte ich das Dings angestiftet haben. Mein Lebstage würde ich in ganz Holland für einen großen Mann gehalten, der's Vaterland gerettet."

„Könnt's nicht sagen!" entgegnete ein Ober-Kanonier, der eben herzutrat. „Es hat dem Capitain Obenhinaus nicht viel Nutzen getragen. Die Hochmögenden haben's krumm genommen und der Rathpensionarius hat ihm tüchtig die Leviten gelesen. Das Schiff ist ihm abgenommen und er für unwürdig erklärt worden, dem Vaterlande jemals wieder zu dienen."

„Nein! nein!" riefen Alle durcheinander „Ein holländischer Offizier! Und darum, weil er den Feind geschlagen?"

„Er hat ihn aber nicht geschlagen, er hat ihn gemißhandelt!" fuhr Jener fort. „Ihr sollt dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, sagt die Schrift, aber nicht dem Wehrlosen die Schmach des Hundes anthun. Der Holländer schlägt sich mit einem starken Gegner und stirbt lieber, als daß er sich unterkriegen läßt, aber einen hilflosen Mann kann er nicht kränken, und wenn er ihn schwanken sieht, giebt er ihm eher einen Schluck aus seiner Flasche, als daß er ihn hinterrücks niederschlägt. Ist's nicht so, Leute! Machen's nicht so alle braven Niederländer?"

„Ja, ja! So machen sie es!" riefen die Seeleute. „Wir bauen goldene Brücken, und theilen unsere Ration! Wir sind brave Kerls und keine Verräther! Ueber Bord mit dem feigen Hund von Capitain! Werft ihm seinen Degen in's Gesicht! schrieen Alle laut durcheinander.

Neue Gäste traten herzu: „Es ist nun Alles heraus!"

„Was ist heraus? Was meint Ihr?"

„Wie's werden soll, heißt das. Der Spektakel geht ehestens los. In ganz England und absonderlich in London haben sie es austrompeten lassen, der Krieg mit Holland ginge nun an; die Pfaffen sagen, es sei ein heiliger und gerechter Krieg!..."

„He! He!" lachte der Wirth zum Wallfisch dazwischen, „das sagen ja unsere Pfaffen auch."

„Weiß wohl, mein Junge! 'S ist die Sprache der schwarzen Herren in allen Ländern. Aber, geh' hin und hole mir eine Kanne Genever mit Wasser und dann höre weiter."

„Hier ist Alles bei der Hand, Herr Bottelirer. „Wer wird denn Euch nicht gern bedienen? Wir gehören ja zu einem Stande. Nun, was wißt Ihr noch?"

„Es wird toll hergehen!" fuhr Jener fort, „und

für uns Seevolk wieder eine lustige Zeit anbrechen. Ueber hundert bewaffnete Schiffe sollen in See gehen, die Brander und Transportschiffe nicht gerechnet. Die Admirale Evertson, Kortenar, Stellingwarf und Cornelius van Tromp sollen's befehligen."

„Brave Kerle! aber schade, daß der de Ruiter nicht dabei ist."

„Den haben sie ja nach Afrika geschickt, um sich mit den Negern gemein zu machen. Wenn der nur hier wäre, der machte die Engländer ganz allein klug."

„Ja, der de Ruiter! Hoch de Ruiter! Er lebe!" Hoch! Hoch! Hurrah!" jauchzten Alle.

„Was giebt's da? riefen zwei Neue. „Warum schreit Ihr so?"

„Wir lassen den de Ruiter leben! Was geht's Dich an!"

„Glaubte schon, Ihr schrieet so, weil Ihr es wüßtet vom Placat!"

„Von welchem Placat?"

„Nun von dem neuen Placat, welches die Herren General-Staaten erlassen haben. Da haben sie die Gebühren für uns erhöht; versteht mich, die Gebühren für unsere Gliedmaaßen und zwar, daß wir für

jede hundert Gulden noch fünf und zwanzig außerdem bekommen sollen!"

„Das ist gut! Das ist gut!" jubelten die Matrosen. „Nun sehen wir, daß wir etwas werth sind. Die General-Staaten schmeicheln uns. Frisch, Ihr Leute! Diesen Tropfen auf das Wohl der edelmögenden Herren! Was steht noch in dem Placat?"

„Item, das von den Herren Offizieren! — Ist das erste Mal, daß die Offiziere so öffentlich ermahnt werden, und es paßt sich auch wohl nicht, weil es wider den Respekt ist! Versteht mich!"

„Gut das! Aber wovon handelt's denn?"

„Daß sie treu und wachsam sein sollen im Dienst zu dieser Zeit der Noth; daß sie bei Tage und bei Nacht des Schiffes Bestes wahrzunehmen haben; daß die General-Staaten Alles thun wollen, dem dienstbereiten Offizier in allen billigen Forderungen zu Willen zu sein und ihm nach Kräften seine Fortüne zu machen; daß aber der nachlässige Offizier dagegen auf keine Schonung zu rechnen hätte, sondern die ganze Strenge des Gesetzes erfahren solle."

„Das haben sie von den Offizieren gesagt?"

„Sie haben's! Könnt es lesen, schwarz auf weiß, wenn Ihr hingeht zum Rathhause, wo sie's an die Thüren geklebt haben zu Jedermanns Wissenschaft."

Dieser Umstand machte tiefen Eindruck auf die Matrosen und nahm ihre Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch. Sie waren so eifrig im Gespräche, daß sie das Glas und die Pfeife vergaßen und kaum bemerkten, daß der Abend bereits hereindämmerte."

„Ihr müßt nun nach Hause gehen, Jungens!" rief der Wirth mit lauter Stimme.

„Was ist das? Zeigt Ihr uns die Thür, Kerl?"

„Muß wohl! Uebermorgen soll unsere Flotte in See und Morgen ist auf Befehl im ganzen Lande Bet- und Fasttag. Da dürft Ihr keinen Grog trinken, und wenn Euch ein Schenkwirth etwas reichte, so büßte er es mit hartem Gefängniß. Es soll still und ehrbar zugehen in ganz Holland und Ihr sollt auch einmal daran denken, daß ein Gott im Himmel ist! Versteht Ihr? Nun marsch, nach Eurer Schlafstelle, oder an Bord! Ich mache die Laden zu und schließe die Thüren. Verlauft Euch nicht, wenn Ihr morgen früh den Weg nach der Kirche sucht." —

Die Seeleute wollten noch einiges darein reden, aber plötzlich begann das Geläute der Glocken auf den Thürmen der Stadt; zur gleichen Zeit wurden die Glocken auf den Schiffen angezogen, die auf der

Rhede lagen, und das Geläut schallte ernst und feierlich auf das Meer hinaus. Die Matrosen zogen die Hüte und gingen schweigend nach den verschiedensten Richtungen hin auseinander.

XXXII.

Die Schlacht auf Doggersbank.

(13. Juni 1665.)

Holland's Flotte hat den Terel verlassen. Sie zählt hundert kampffähige Schiffe, nicht zu rechnen die Brander und die wohlversehenen Transportschiffe, die sich in der Nachhut befinden. Den größern Fahrzeugen kühn voran eilt ein leicht getakeltes und bewaffnetes Geschwader, das sich nach verschiedenen Richtungen hin ausbreitet, um nach dem Feinde zu spähen, der sich, der Aussage kundschaftender Fischer zufolge, in der Nähe der „Gründen von Doggersbank" befinden soll. Mitten in dem Kern der Flotte bewegt sich langsam und majestätisch der Dreidecker von 84 Kanonen, an dessen Bord sich der oberste Commandeur, Herr van Wassenaar, befindet. Die 500 Mann, welche die Besatzung des Schiffes ausmachen, gehören zu den erlesensten der Flotte; die Offiziere, welche unter dem speziellen Befehl des ersten Admirals ste-

hen, sind die zuverlässigsten und gewandtesten im Dienst. Hinter ihm erscheint das Sechzig-Kanonenschiff, an dessen Bord der Vice-Admiral Kortenar seine Flagge aufgezogen hat. Der jüngere van Tromp ist mit seinem Kollegen Stellingwarf den übrigen zur Seite, während Evertson in seiner gewohnten Weise mit Bedacht am Ende der stolzen Reihe sichtbar wird.

Herr van Wassenaar hat seine Ober-Offiziere zu einer letzten Berathung in seiner Staats-Kajüte um sich versammelt gehabt und ertheilt ihnen Urlaub. Sie zerstreuen sich und fliegen in ihren Böten nach allen Seiten hin; nur Kortenar bleibt einige Augenblicke auf der Schwelle.

„Ihr habt mir noch irgend etwas zu sagen, Herr Admiral?" fragte der Ober-Befehlshaber.

„Nichts!" entgegnete Jener. „Indem ich bei'm Scheiden den Blick auf Euch richtete, bemächtigte sich eine trübe Ahnung meiner Seele und ich mochte mich in dieser Aufregung nicht öffentlich zeigen. Es ist schon vorüber, aber eine innere Stimme sagt mir, daß wir uns nicht wiedersehen werden."

„Um Gott, Herr!" fiel Herr van Wassenaar ihm in die Rede, und zwang sich zur Heiterkeit. „Welche Leichenbittermiene am Tage einer fröhlichen Schlacht, denn daß wir heute schlagen werden, ist gewiß! Ich

wittere die Nähe von Doggersbank und der Loodmann wird uns bald ansagen, daß wir auf ihren Gründen sind. Lustig, Herr, lustig!"

Er schüttelte dem Herrn van Kortenar die Hand und Beide trennten sich.

Der Ober-Befehlshaber der Flotte hatte sich in seine kleinere Kajüte begeben, wo sein Schreiber mit der Führung des Tagebuchs beschäftigt war. Der Admiral war mit der Arbeit unzufrieden, der Schreiber gab eine ausweichende Antwort.

„Ich habe Euch schon einmal um Eurer Nachlässigkeit willen gestraft, Pieter!"

„Weiß es, Mynheer! Mit Fußtritten, in Gegenwart aller Offiziere."

„Macht's nicht darnach, daß ich die Lection wiederhole; sie wird diesmal derber. Ihr kennt mich, denke ich."

„Hoffe, es soll nicht wieder dazu kommen! entgegnete der Schreiber mit einem stechenden Blick und entfernte sich nach einer tiefen Verneigung.

„Ich hasse den Kerl, wie ein böses Gewissen," sprach der Admiral vor sich hin, „und mache mir Vorwürfe, ihn wieder mitgenommen zu haben. Man sollte sich nicht von solchen Creaturen beschwatzen lassen. Er wird jetzt wieder beflissen sein, in der

Offiziers-Kajüte eine lange Litanei von meiner Strenge und Ungerechtigkeit zum Besten zu geben."

Aber der Schreiber hielt sich von der Offiziers-Kajüte weit entfernt. Er war in den tiefunterſten Raum hinabgestiegen. Mehrere Matrosen, die ihm begegneten, waren nicht wenig erstaunt, was der Schreiber des Admirals hier zu suchen habe; aber in Betracht des Respektes, den an Bord Jedermann für den Höhergestellten hat, wagte es Keiner, ihn zu fragen. So gelangte er zuletzt unten an; er hatte eine Zunderbüchse in der Hand, dazu große Stücke Schwamm und ein Bund mit Schwefelfäden. Eine satanische Freude blitzte aus seinen Augen, als er eine halbe Stunde später auf das Verdeck zurückkehrte.

„Wo steckt Ihr denn?" fragte ihn hier ein Kadet. „Ich suche Euch überall. Ihr sollt mit diesem Briefe an Bord bei dem Admiral Evertson und dort einige Berechnungen machen. Herr van Wassenaar läßt Euch Eile und Genauigkeit anbefehlen. Macht, daß Ihr fortkommt, ehe er wieder auf dem Verdeck erscheint; das Boot harrt Eurer an Backbords Fallreep."

„So?" fragte der Schreiber mit gedehntem Tone. „Nun, gebt her den Brief. Ich werde sogleich ab-

fahren. Wünsche nur, daß Herr van Wassenaar Zeit genug behalte, meine Schreibereien mit Muße durchzusehen." Damit ging er über den Fallreep und sprach im Hinabsteigen für sich: „In einer Stunde Alle zum Teufel schicken, die mich jemals mißhandelten, und selbst noch davon kommen, das ist mehr, als ich irgendwie geglaubt! Ich bin ein Glückskind!"

Die englische Flotte, 105 Segel stark, unter den Befehlen des Herzogs von York, wurde vor Doggersbank sichtbar, und setzte sogleich scharf auf die Holländer ein; diese hielten Stand und ließen den Feind nahe an sich herankommen. Beide Reihen lagen sich einander drohend gegenüber. Einzelne Schüsse flogen her und hin; mit lebhafter Begier wurde der Anfang der Schlacht ersehnt.

„Ein Signal hinüber zum Admiral Kortenar!" sagte der Ober-Admiral zu seinem Flaggen-Capitain. „Er soll mit zehn Schiffen das Centrum angreifen. Vorher war er etwas mißmüthig, ich denke, das soll ihn aufheitern."

Das Signal wurde gegeben und sofort beantwortet. Kortenar signalisirte darauf, daß die zunächst liegenden zehn Schiffe ihm folgen und Alles thun sollten, was das Admiralschiff thäte, ohne deshalb

irgendwie eine Rückfrage zu halten. Und gleich darauf ließ er seine Segel vollbrassen und segelte straff auf die englische Linie ein.

„Höre, Meister Jakob Quick!" sprach der Admiral Kortenar zu seinem Ober-Steuermann. „Meine Offiziere sind alle unerfahrene, junge Kerle und ich fürchte, sie haben außerdem nicht besondere Umsicht; darum denke ich zunächst an Dich! Wenn mir heute etwas begegnen sollte..."

„Davon müßt Ihr ganz und gar nicht sprechen, lieber Herr!" entgegnete der Steuermann.

„Warum nicht? Bist Du ein Kind, oder ein befahrner Mann? Ich muß meine Dispositionen treffen und Du wirst mich anhören und mir gehorchen. Wenn mir etwas Menschliches begegnet und die Kugel findet ihren Weg zu meinem Herzen, so folgst Du mir im Commando."

„Ich, Herr? Nein, ich nicht!"

„Bist Du bei Sinnen mit Deiner Weigerung? Mein Flaggen-Capitain ist krank am Lande zurückgeblieben; die jungen Offiziere kennen den Dienst nicht, Du bist ein befahrener Mann. Sie haben meine Willensmeinung schon erfahren und werden Dir gehorchen. Schütze die Ehre unserer Flagge."

Der Admiral stieg auf die Schanze; der Ober-

Steuermann schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief: „Mir solchen Auftrag! Weiß er denn nicht, daß ich keine Kanone brummen hören kann, ohne vom Fieber geschüttelt zu werden! Mit Zittern und Zagen vermochte ich bisher kaum zu gehorchen und soll nun befehlen! Das bringt mich um."

Die ersten holländischen Schiffe waren jetzt der englischen Linie ziemlich nahe gekommen, und der Angriff nicht länger zu vermeiden: „Hollah!" rief der Admiral. „Jedermann an sein Werk und Acht auf mein Wort! Feuer am Backbord! Hurrah! Feuer am Steuerbord! Hurrah!"

Sowohl von dem Admiralschiff, als von den übrigen, die ihm folgten, wurde die glatte Lage von beiden Seiten abgefeuert und richtete eine leichte Verwirrung unter den Engländern an, die sich eines so heftigen Angriffs nicht gewärtig waren.

„Noch ein Mal! Frisch!" rief Kortenar. „Feuer am Steuerbord und am Backbord! — Luf't scharf an da am Steuer! — Hurtig bei den Kanonen! — Ha! — Wehe mir!" Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Eine feindliche Musketenkugel hatte ihren Weg nicht verfehlt. In dem Augenblicke, als der Admiral zusammenstürzte, begann am Bord seines Schiffes

die schrecklichste Verwirrung, und die nachfolgenden Schiffe wußten nicht, was sie thun sollten.

Die Engländer erhoben ein lautes Freudengeschrei und begannen nun ihrerseits den Angriff mit unerschrockenem Muthe.

„Herr Ober-Steuermann!" rief einer der jüngern Offiziere, „Ihr seid jetzt unser Ober-Befehlshaber. Auf Euch blicken alle. Was soll geschehen?"

„Ich weiß nicht!" rief dieser, in Angstschweiß gebadet, und lief selbst zum Steuerruder, indem er schrie: „Abfallen! Abfallen!" Ein Schrei des Entsetzens tönte über das Verdeck hin.

Herr van Wassenaar hatte sein Auge keinen Augenblick von den voransegelnden Schiffen gewendet. Anfangs erfreute ihn der unerschrockene Muth, mit dem sie vorwärts gingen, und er berechnete schon die Minute, da er ihnen folgen könne, aber als sie ihr Feuer einstellten, als nun das Admiralschiff plötzlich vom Winde abfallen ließ und mit seinem Geschwader schimpflich das Weite suchte, als man den Hohnschrei der Engländer hörte, da verließ ihn die Besonnenheit und glühend vor Zorn rief er: „Der feige Hund flieht! — Kortenar! Schande Dir! — Braßt auf! Rasch heran an den Engländer, oder die ganze Schlacht ist verloren! Vorwärts!"

Die Befehle des Ober-Admirals wurden sogleich befolgt, und majestätisch schwamm das Admiralschiff seine Bahn. Ihm folgten die übrigen in dichtgedrängter Reihe, und rechts und links wurde es von Briggs und Fregatten umgeben, die mit ihm die Ehre des Tages theilen wollten. Da kam die Botschaft von dem Fall des Admirals Kortenar.

„Ich wußte es wohl, daß er nicht fliehen würde!" entgegnete, erleichterten Herzens, der Ober-Befehlshaber. „Schande über seinen Nachfolger! Er soll dem Strick nicht entgehen! — Aufgemerkt, Ihr Herren! Die Geschütze in Ordnung! So wie wir einen Engländer seitwärts haben, brennen wir los!"

Unterdessen hatte sich in dem Admiralschiffe schon längst eine ängstliche Bewegung kund gegeben; die Mannschaften liefen hin und wieder, sie flüsterten mit einander; die Offiziere des Zwischendecks steckten die Köpfe zusammen, die Offiziere des Halbdecks erhielten Nachricht und begaben sich zum Admiral. Eine laute Stimme rief durch die Luken des Mitteldecks und Alle fielen ein: „Feuer im Schiffe!"

Alle Anstalten wurden getroffen, dem verzehrenden Elemente Einhalt zu thun; aber dies hatte schon zu weit um sich gegriffen und nahm einen immer bedrohlicheren Charakter an. Die Flammen schlugen aus

den Kanonenpforten und hielten das Schiff von allen Seiten umschlungen, sie reckten zu den Wanten auf und das Segelwerk sammt der Takelage standen in Flammen. Wild und wilder ward der Lärm, die Offiziere waren verstört und wußten nicht, welche Anordnungen sie treffen sollten, die Soldaten und Matrosen fluchten und schrieen, oder stürzten in die Kniee und beteten; die Flammen hatten gierig der einzigen Rettungsmittel sich bemächtigt, auch die Böte standen in Flammen. Von den Schiffen, die zunächst dem Admiralschiff sich befanden, wagte man keine Böte abzusenden; die Gluth war bereits zu mächtig, als daß sie ungefährdet hätten an Bord gelangen können, und der Feind zu nahe, er würde die wehrlosen Fahrzeuge sogleich in den Grund gebohrt haben, noch ehe sie den Ort erreicht hätten, wo ihre Hülfe noth that.

Der letzte Strahl der Hoffnung war verschwunden. Man hatte sich einen Weg zur Pulverkammer bahnen und diese unter Wasser setzen wollen, aber umsonst; der Rauch hatte so sehr überhand genommen, daß Niemand bis dahin vordringen konnte, und die Flamme leckte schon an den eisenbeschlagenen Wänden derselben.

„Holländische Männer!“ rief Herr van Wassenaar.

„Unsere Stunde ist gekommen! Es lebe unsere Republik! Wir sterben für das Vaterland! Wollt Ihr fallen wie Memmen, oder wie Männer?"

„Wie Männer!" riefen sie.

„So fallt! — Lebt Alle wohl! Ich danke Euch für Eure Treue! Unsere Namen wird dereinst der späte Enkel noch mit Dankbarkeit nennen. Knieet nieder, damit wir zu Gott beten, daß er uns gnädig aufnehme."

Der Ober-Admiral kniete mitten auf dem Verdeck nieder; ihm folgten seine Offiziere. Und rings um ihnen her knieten die Zwischendecks-Offiziere, die Beamten, die Matrosen, Soldaten und Schiffsjungen. Der Geistliche aber erhob beide Hände wie zum flehenden Gebet und sang unter dem Prasseln der Flammen mit lauter Stimme:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!"

Aber kaum waren diese Töne verhallt, als das schwankende Schiff bis in seine Grundvesten erbebte; eine Flamme, riesengroß zum Himmel sich emporstreckte, ein Knall, furchtbar und laut donnerte, als ob die Erde bis zu ihrem Mittelpunkt auseinanderriß, ein tausendfaches Knittern und Prasseln, Zischen und Schäumen, ein mächtiges Aufrauschen der Wellen,

ein weitverbreiteter, erstickender Dampf, und von dem stolzen Admiralschiffe sammt seinen fünfhundert kampffähigen Männern ward nichts mehr gesehen.

Dies zweite Ereigniß hatte die Holländer vollends entmuthigt. Als das Admiralschiff in die Luft flog, ertönte ein lauter Weheruf längs der ganzen Linie. Die Engländer fielen mit klingendem Spiele ein und begannen einen mörderischen Angriff. Die Holländer wichen überall zurück, keiner hielt in dem dargebotenen Kampfe mehr Stand; wer noch irgend die Wahl hatte, aus dem furchtbaren Getümmel zu entkommen, wandte sich zur Flucht.

„Hol's der Teufel!" brummte der Vice-Admiral Evertson, der unbeweglich auf dem Verdeck seines Schiffes stand. „Noch ist der Tanz nicht einmal losgegangen, und wir bekommen nichts ab. Aber laßt alle feigen Memmen laufen; der Engländer, der mir seitlängs kommt, stößt sich den Schädel ein. Was giebt's da?"

„Mit Gunst, Herr Admiral! Das ist da eine verzwickte Geschichte mit dem Schreiber Pieter vom Befehlshaberschiff!" sagte einer der Offiziere.

„Der Duckmäuser! der Kriecher!" schalt der Admiral. „Warum ist der Hund hier an Bord gekommen?"

„Es war wegen eines Rechnungs-Abschlusses, den der Ober-Admiral noch vor der Schlacht in Ordnung bringen wollte. Der Kerl kam schon halb betrunken an Bord und wußte sich hier mehr Branntwein zu verschaffen. Er war ausgelassen lustig und ließ verdächtige Redensarten fallen von Rache und Vergeltung, von dem rothen Hahn auf dem Bramtopp und sonstige Dummheiten. Als aber der Unglücksfall kam mit dem Admiralschiff, wurde er plötzlich bleich, er zitterte heftig, rief laut: „Ach Gott! Ach Gott!" und sank in die Kniee. Das ist Alles sehr verdächtig!"

„Ich sage es, der Hund ist ein Duckmäuser!" sprach Jan Evertson. „Her mit dem Kerl! Wir wollen's ihm gerade auf den Kopf zusagen, daß er ein Mordbrenner ist!"

Der Schreiber Pieter ward nach dem Halbdeck gestoßen und dort fiel er kraftlos, todesbleich, mit Zähnklappen zu den Füßen des Admirals. Dieser setzte den Fuß auf seinen Nacken und sagte: „Bekenne, Du Hund, Du hast das Admiralschiff in Brand gesteckt?"

„Gnade! Gnade!" wimmerte der Verbrecher.

„Bekenne! Oder ich trete Dich zu Schanden!"

„Ja! Ja! — Ach Gott, die Gewissensangst! — Ach Gott, Herr Admiral!"

„Still, Du Hund! Peitscht ihn mit den brennenden Lunten! Stoßt ihm die glühenden Eisenpoker in's Gesicht. Hollah! Block an die Fockeraa! Der Hund soll hängen.

Das Geschrei der Entrüstung übertönte das Gekreisch des Mordbrenners; er hing nach zehn Minuten.

Unterdessen war die Flucht allgemein geworden und überall hin sah man flüchtige holländische Schiffe. Auch die englische Linie hatte sich aufgelöst und nach allen Richtungen hin begann eine tolle Jagd. Cornelius van Tromp und Stellingwarf hatten von allen Offizieren die meiste Besonnenheit gezeigt; ihren vereinten Bemühungen gelang es, ungefähr sechzig Schiffe zu sammeln, und mit diesen steuerte van Tromp direkt nach dem Terel zurück, während Stellingwarf hinter dem Spiegel seines Freundes Jan Evertson weghielt und diesen zum Rückzuge aufforderte.

„Rückzug? He? rief dieser. „Ich gehe nicht gern vorwärts, ohne im höchsten Nothfalle, aber, wo ich einmal bin, da bleibe ich und zurück habe ich in

meinem Leben noch keinen Zollbreit gethan. Ich will nicht."

„Ihr müßt, Evertson!"

„Muß? Wer will mich zwingen, wie ein ehrloser Hund zu handeln? Sollen sie Spottlieder auf mich singen?"

„Euer ist nicht die Schuld. Die Flucht ist allgemein. Wenn Ihr hier bleibt, müßt Ihr in die Gewalt des Feindes fallen; statt, daß Ihr jetzt diese Kräfte noch für einen glücklicheren Tag retten könnt. Bedenket das."

Diese Worte leuchteten dem Admiral ein, und fluchend gab er den Befehl, die Raaen abzubraffen und den übrigen zu folgen.

Der Kampfplatz bot einen traurigen Anblick: hier Schiffe, die mit vollen Segeln entflohen, dort andere, die mit vollen Segeln nachsetzten; am Bord der einen dumpfe Grabesstille, am Bord der andern lautes Hohngelächter und jubelnder Siegesgesang. Vereinzelte Schüsse hallten über die Fläche hin, und als die Sonne im Westen untersank, ward am Bord des Admiralschiffes Sr. Großbritannischen Majestät die glatte Lage abgefeuert, während die Schiffsmusik einen fröhlichen Marsch spielte.

In diesem Augenblick empfing der Herzog von York seine Ober-Offiziere und ritterlichen Freiwilligen in der Staats-Kajüte, um den errungenen Sieg durch ein glänzendes Bankett zu feiern.

XXXIII.

Volks- und Kriegsgericht.

(Juli 1665.)

Die ersten der von Cornelius van Tromp geretteten Schiffe langten mit starker Havarie auf der Rhede des Terels an. Durch sie kam die Nachricht von der schimpflichen Niederlage der Landesflotte zuerst an die heimische Küste und verbreitete sich mit der Schnelligkeit eines Orkans durch die sämmtlichen Provinzen. Ein lautes Wehklagen erscholl durch das ganze Land, ein Schrei des Unwillens sprach das Todesurtheil über die feigen Verräther aus. Die Edelmögenden Herren traten zusammen und überlegten, was in diesem Falle zu thun sei, um das Ansehn der Gesetze aufrecht zu erhalten und dem gerechten Zorne des Volks genug zu thun. Es ward beschlossen, ein förmliches Kriegsgericht zu ernennen, das diese unselige Angelegenheit auf das Strengste

untersuchen sollte. Das Volk wurde hiervon durch öffentliche Ausrufer und vielfache Placate in Kenntniß gesetzt und dringend ermahnt, dem Arm des strafenden Gesetzes nicht vorzugreifen.

Aber das einmal erregte Volk ist schwer zu bändigen, und ist erst ein Opfer seiner blinden Wuth gefallen, fordert es deren mehrere; Blut will Blut; der Tropfen wird zum Strom.

Auf dem freien Raum des Admiral-Werftes zu Amsterdam drängten sich große Haufen von Land- und Seevolk. Abgedankte Soldaten, müssige Hafenarbeiter, meistens Gesindel, liefen bunt durcheinander. Hier bildete sich eine dichte Gruppe um einen Bänkelsänger, der auf die Offiziere der Flotte derbe Spottlieder sang, und die Menge begleitete abwechselnd jeden Refrain mit Gelächter und Verwünschungen.

„Nochmals das Lied, Meister, nochmals! Hier ist ein Stüber für Eure trockne Kehle!" rief Einer.

„Erst singen und dann Geld! Gebt Ihr ihm den Stüber gleich, bleibt ihm der Gesang in der Kehle stecken!" fiel ein Anderer ein.

„Erst singen! Erst singen!" brüllte die Menge.

Und der Bänkelsänger begann:

Der Compas ist entzwei!
Von Süden und von Norden,

Ist uns nur Schimpf geworden!
Von Westen und von Osten,
Gereicht uns nichts zum Trosten:
Der Compas ist entzwei! —

„Ha! Ha! Das ist wahr!" riefen Einige dazwischen. „Vorbei mit dem Compas und allem Teufel!"

Mit den Admiralen ist's vorbei,
In die Luft da fliegt der Kortenar,
In's Wasser plumpt der Wassenaar,
Tromp brasset an den Wind gar scharf,
Und nach ihm folgt der Stellingwarf:
Mit den Admiralen ist's vorbei,
Kommt, schlagt die Kerls zu Brei!

„Schlagt sie zu Brei! Schlagt sie zu Brei!" jubelte die Menge und schwang drohend Knittel und Messer. „Hast recht, Bänkelsänger! Hurrah! Weiter! Weiter!"

Und dieser fuhr fort:

Die Admirale sind Pack!
Sie machen nur dummen Schnack!
Allein der Schande Kranz und Kron',
Das ist der lange Evertson!
Der ist erst recht uns überlei,
Den schlag'n wir auch zu Brei!

„Ja, das thun wir!" rief ein langer Schiffszimmermann und hob seine Axt drohend empor. „Kommt,

laßt uns hören, wo wir ihn finden! Habt Ihr's gehört, wir schlagen ihn auch zu Brei! Fort! Fort!"

„Erst den Stüber! Erst den Stüber, den Ihr mir versprochen habt!" rief der Bänkelsänger.

„Was? Will der Kerl seinen Patriotismus bezahlt haben? Schlagt ihm seinen verstimmten Dudelsack um die Ohren!"

„Bursche!" rief ein relegirter Student von Leyden, „Du bist ein Rhapsode Deines freien Volkes! Was kümmert Dich schnöder Mammon?"

„Ei was, Soden! Rappssoden oder Torfsoden!" schrie der Bänkelsänger. „Ich muß mein Geld haben."

„Unverschämter Hund!" schalt ein stämmiger Friesländer und riß ihm das Instrument weg, das er mit Füßen zertrat. „Willst freie Leute brandschatzen? Werft ihn in den Kanal!"

„Werft ihn in den Kanal! In den Kanal!" kreischte der Pöbel und stürzte sich auf den erschrocknen Sänger, den einige Betrunkene, trotz alles Sträubens, auf ihre Schulter nahmen und mit ihm dem nächsten Kanal zueilten.

Am andern Ende des Werfts stand ein ehemaliger Notar, der, um mannigfachen Betruges willen, von dem hohen Gerichtshofe seines Amtes entsetzt worden war, auf einem Haufen hochgethürmten Bauholzes,

und haranguirte das unten stehende Volk, das ihn mit offnem Maule angaffte.

„Sage Euch, es wird ein schlechtes Ende nehmen, wenn Ihr es noch lange müßig mit anseht!" schrie der Ernotar. „Der Ausgang dieser Schlacht hat's Euch deutlich gezeigt. — Was sagt Ihr da, Ihr junger Grünschnabel? Es wäre blos die Feigheit der Offiziere gewesen, wodurch wir die Schlacht verloren? — Denkt nicht daran! Abgekartet war Alles!"

„Hört den Gelehrten! — Der weiß Bescheid! — — Was heißt das, abgekartet? — Erklärt Euch!" so tönte es aus dem umherstehenden Haufen.

„Abgekartet war es, sage ich Euch! Abgekartet von Hause aus! Was fragen sie nach unserer freien Republik? Sie schlagen sie los um dreißig Silberlinge, wie Judas den Herrn! Gebt nur Acht! Die Franzosen da haben ein Auge auf unser flandrisches Land, und sobald nur irgend eine Gelegenheit da ist, haben wir die Kerle darin, Gott besser's! Und hier unser Pampus, unser Terel. Das wäre so ein fetter Bissen für die Engländer! Darum haben wir uns ja schlagen lassen müssen, damit sie freies Fahrwasser finden. Sollte mich gar nicht wundern, wenn

schon in diesem Augenblicke ihre vermaledeite Flagge vor dem Texel wehte! Hol's der Teufel!"

„Unmöglich!" riefen Einige. „Wenn er's sagt?" erscholl's von der andern Seite und die Aeußerungen der Einzelnen verschmolzen sich zu einem einzigen Ruf des Entsetzens.

„Bleibt mir doch mit einem solchen Unsinn vom Halse!" sagte ein ehrsamer Bürgersmann zu seinem Nachbar. „Wenn Ihr Eurem Lande etwas Gutes erzeigen wollt, so nehmt den Kerl da von oben herunter, und Alle, die so denken und reden, wie er, ebenfalls; werft sie in ein tiefes Loch und laßt sie nie wieder das Tageslicht sehen; dann habt Ihr ein gutes Werk gethan."

„Wer ist das da? Was will Der?" riefen mehrere Stimmen.

„Das ist Meister Rolffs, der Ankerschmied!" war die Antwort. „Der ist ein gewichtiger Mann; steht in Ansehen und hat Geld die Fülle! Den laßt sprechen!"

„Ja, sprecht, Meister Rolffs! — Steigt Ihr auf die Balkenlage! Redet!"

„Ich sage," sprach der Ankerschmied, „daß dies Alles Gewäsch ist, und daß ein braver Niederländer nicht darauf hören muß. Es geht uns schon schlimm

genug; sorgt, daß es nicht ärger wird. Was leiht Ihr Euer Ohr dem Querulanten und Rechtsverdreher? Er belügt Euch, um nachher im Trüben zu fischen!"

„Ja, das ist auch wahr! Der Kerl ist ein Rechtsverdreher! — Herunter Du da! Werft ihn mit Steinen."

Der Ernotar fühlte, daß es ihm nach der Kehle zuckte, er faßte einen verzweifelten Entschluß: „So ist's recht! Wenn's nicht anders geht, sucht man die ehrlichen Leute zu verleumden, um seine eigene Verrätherei zu verstecken! Du Judas!"

„Was? schrie Meister Rolffs und schwang sein spanisches Rohr. „Ich bin ein Verräther! Ein Judas!"

„Ja Du!" rief der Ernotar mit frechem Trotze. „Hast Du nicht immer englisches Volk in Deinem Hause? Hast Du nicht schon lange nur für englische Rechnung gearbeitet, oder willst Du uns weismachen, daß alle Anker, die aus Deiner Werkstatt hervorgegangen sind, nur an den Krahnbalken holländischer Schiffe hängen? Hast Du nicht die halbe englische Flotte mit Deinen Ankern versorgt, und können sie nicht jetzt schon vor dem Terel unser gutes holländi-

sches Schmiedeeisen in guten holländischen Grund gesenkt haben? Du hast das Land verrathen!"

„Hört mich, Leute!" sagte der Meister kleinlaut, als er die zornglühenden Gesichter der Umstehenden sah. „Ich bin ein Handelsmann, und meine Waare geht durch's ganze Land!"

„Das ist nicht wahr!" rief der Ernotar, „sie geht außerhalb Landes! Seht ihn nur recht an. Wo käme denn das feine Tuch zum Wamms her und die großen silbernen Knöpfe daran? — Wer giebt uns solches Wamms und solche Knöpfe?"

„Ja, das ist auch wahr! Wer giebt uns solche Knöpfe? Man kann Guldenstücke daraus prägen! Reißt sie ihm ab!"

„Und seinen Hut!" schrie der Ernotar. „Seinen Hut seht Euch an! Das ist offenbar ein englischer Hut! — Herunter damit vom Kopfe, Meister Rolffs, und bittet alle guten Bürger Eurer Verrätherei wegen um Verzeihung."

„Bitte um Verzeihung!" brüllte der Haufen. „In die Kniee! In die Kniee!"

Drohend umstand der halbtrunkene Pöbel den geängstigten Bürgersmann, der zitternd in die Kniee gesunken war, keines Wortes mächtig, die Hände faltend und den Todesstreich erwartend, als plötzlich

ein greller Trompetenstoß dem Volke in die Ohren schrillte und seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt lenkte. In dem allgemeinen Aufruhr gelang es dem Ankerschmied zu entwischen.

Ein Marktschreier hatte sein leichtes Gerüst in der Nähe des Tummelplatzes aufgeschlagen und lud durch Trompetenschall zu dem Besuch seines Schauplatzes ein. Dieser stellte das Verdeck eines Schiffes vor und auf demselben standen einzelne Puppen, mit Uniformen bekleidet, welche die Admirale sein sollten, die in der Schlacht von Doggersbank den Befehl führten. Man hatte den einzelnen Puppen theils die lächerlichsten, theils die entwürdigendsten Stellungen gegeben, und Jeder hatte man ein Papier angeheftet, worauf der Name dessen geschrieben stand, den sie vorstellen sollte. Der Marktschreier stieß fortwährend in die Trompete, um noch mehr Volks herbei zu locken, während sein Weib mit einem Zinnteller umherging und schmutzige Kupfermünzen einsammelte.

„Recht, meine Landsleute!" rief der Marktschreier, als abermals eine Münze auf den Zinnteller fiel. „Bringt Eure Gaben auf dem Altar des Vaterlandes dar; sie sollen gut angewendet werden. Was Ihr zum Besten gebt, ist nur da, um Euch Genugthuung zu

verschaffen. Hört mich, edle Niederländer! Hier seht Ihr die Verräther Alle vor Euch! Hört!

„Der Wassenaar, der Kortenar,
Das ist ein wahres Lumpenpaar;
Und ist der Eine zu kort,*)
Der andre ragt über ihn fort;
Und thut der Andre zu viel im Wassen**)
Ein Strick wird doch für Beide passen!
Mit Admiral van Tromp, dem Sohn,
Die Flotte fernerhin verschon',
Viel lieber sonst am hellen Tag,
Sich selber er nur hängen mag.
Der Stellingwarf, der Stellingwarf,
Sich nirgends sehen lassen darf;
Sonst nehm'n wir ihm den Degen weg,
Und thun ihn selber in den Dreck.
Und käme gar der Evertsen,
Das ist ein trauriger Patron,
Schmeißt über Bord ihn, holt ihn Kiel,
Was wieder aufkommt, ist nicht viel.
Der Admirale fünfe sein,
Der beste ist ein fettes Schwein!

Während noch rings umher Alles laut jauchzte und lachte, richtete sich die Aufmerksamkeit Einzelner

*) Kurz.
**) Wachsen.

auf eine von zwölf Ruderern gepeitschte Staatenschaluppe, die gegen das Admiralswerft heranflog. —

„He! Ho! He! Wer kommt da so großschiffsmäßig herangeflogen?" rief Einer, der eine breite Schmarre über das ganze Gesicht hatte. „Denke doch nicht, daß es einer von den saubern Gesellen ist, die uns den Engländern verrathen haben? Sonst, bei dieser Schmarre, die ich von einem Türkenhund von Seeräuber empfing, ich reiße ihm die Uniform von dem Leibe herunter."

„Wie kannst Du nur glauben, daß ein Solcher hierher kommen wird?" entgegnete sein Nachbar. „Die halten sich versteckt und werden uns nicht vor Augen kommen. Wird wohl ein Anderer sein, der sonst wohin gewesen ist, und sich nun melden will, als heimgekehrt. Könnt's nicht der de Ruiter sein? He?"

„Der könnt's wohl sein!" sagte ein Dritter. „War lange genug fort und könnte immer wieder kommen! Wenn er's ist, bringen wir ihm ein Hurrah!"

„Versteht sich! Versteht sich!" riefen Mehrere. Ja, der de Ruiter! Das ist ein Kerl! Wäre der mit dabei gewesen, hätten uns die Engländer das nicht bieten dürfen!"

„Gewiß nicht! Er wäre mit seinem eisernen Bug gegen die feindlichen Schiffe gerannt und hätte sie

alle in den Grund gebohrt; ihre Flagge hätte er als Sacktuch gebraucht und dann hätte es lustige Geschichten gegeben obenein."

„Laßt uns dem de Ruiter ein Hurrah bringen!" rief ein Dritter. „Ein lautes Hurrah, das er hören kann, noch ehe er mit der Schaluppe landet! Schreit!

„Schreit! Schreit!" rief ein Jungmatrose und schwang die Mütze. „Ich springe in's Wasser und schwimme dem Herrn Admiral entgegen."

„Halt! Steht still!" rief der Kerl mit der Schmarre. „Gebt keinen Laut von Euch! Das ist ja der de Ruiter gar nicht."

„Wer ist es denn?" fragten die Umstehenden verdutzt und reckten sich die Hälse aus.

„Das ist einer von den Fünfen!" fuhr Jener fort. „Das ist Mynheer Jan Evertson! Ha! Ha! Der kommt uns gerade in den Weg! Den wollen wir auch empfangen! Aber wie?"

Jan Evertson stand im Hintertheil seiner Schaluppe hoch aufrecht, die Arme übereinander geschlagen, das Auge fest auf den Pöbel gerichtet; sein Gesicht war todesbleich, seine Lippen waren zusammengekniffen. Er sah, wie der Pöbel den Boden aufwühlte und Miene machte, die Steine nach seinem Boot zu schleudern, er hörte die Spottlieder, die sie

fangen und die Drohworte, die sie ausstießen, aber keine Regung der Furcht ward bemerkbar, er rief nur leise dem am Steuer sitzenden Lieutenant zu: „Anlegen!"

Die Schaluppe schoß mit großer Schnelle längs der Brücke des Werfts. Das Wasser des Stromes sprang auf, die Bootsgasten warfen die Ruder hoch und vor den riesigen Gestalten dieser Matrosen wich die Masse unwillkürlich zurück. Auf den freigewordenen Raum schwang sich mit einem kühnen Satz der Admiral.

„Wollt Ihr Platz machen?" fragte er.

„Nein! Nein!" schrieen mehrere Stimmen. Hier ist kein Weg für Euch!"

„Ihr sollt hier nicht gehen; ich leide es nicht!" rief der Kerl mit der Schmarre und trat dem Admiral entgegen.

Jan Evertson antwortete nicht, aber er faßte den Aufrüher bei der Brust und schleuderte ihn mit einem Wurf in den Strom. Das Volk wich vor dieser unerwarteten That zurück, die Matrosen sprangen aus der Schaluppe und umringten ihren Offizier mit gezückten Waffen. Der Lärm verstummte, aber in bedrohliche Gesichter blickte man rings umher.

„Holländer! Ich rede nicht viel!" sprach der Admiral. „Meine Schuldigkeit habe ich gethan am Tage

des Unglücks; jetzt gehe ich, um mich dem Kriegsgerichte zu stellen, und wer mir den Weg dazu versperrt, dessen Schädel sei Gott gnädig! Macht Platz da!

Die Pöbelmasse, eingeschüchtert durch sein entschiedenes Auftreten, wich auseinander. Er ging langsam vorwärts, aber je weiter er kam, je mehr verengte sich der Weg und gleich nach ihm schloß er sich ganz und gar; er fand sich bald von allen seinen Leuten abgeschnitten. Die Stille war längst wieder unterbrochen; die Melodie der Spottlieder ertönte, untermischt mit rohem Lärm, Steine flogen hin und her, Aexte und Knittel wurden geschwungen, und die Gefahr ward mit jedem Augenblicke dringender; Jan Evertson hatte die Augen zu Boden geschlagen, mit kalter Resignation den Streich des Todes erwartend, als der mannhafte Ritter Egmont van dem Bosche mit einigen bewaffneten Reitern heransprengte, und den bedrohten Flotten-Offizier in Sicherheit brachte.

Vier und zwanzig Stunden später hatte das Kriegsgericht die Untersuchung beendet, und fällte das Urtheil, dessen Vollstreckung sogleich anbefohlen wurde. Der Weg bis zum Richtplatz war mit Menschen be-

deckt; dieser selbst mit starken Truppen-Abtheilungen besetzt. Rings um diese her wogte das Volk in dichten Massen auf und ab.

Es schlug zwölf Uhr. Eine von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Schwadron Reiter setzte sich von dem Gerichtshause in Bewegung, um die Gefangenen auf ihrem letzten Gange zu geleiten. Neben ihnen her gingen die Geistlichen und vorauf schritt der vom Gerichtshofe committirte Richter, der ihnen auf der Todesstätte noch einmal das Urtheil vorzulesen hatte. Die Gefangenen traten durch die Pforte des Gefängnisses hinaus in das Freie; die Menge empfing sie mit tausendstimmigen Pfeifen und Zischen. Es waren ihrer sieben. Sie gingen baarhäuptig, aller Ehrenzeichen entkleidet, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Ihre Augen hafteten fest am Boden, sie wagten nicht aufzusehen, im Bewußtsein ihrer Schuld; der Todesschweiß stand vor ihrer Stirn, ihre Kniee zitterten, und die Henkersknechte mußten oft die Wankenden unterstützen.

Als sie die Stätte des peinlichen Gerichts erreicht hatten, nahm der höhnende Jubel des Volkes ein Ende und eine dumpfe Stille trat ein. Auf einen Wink des Richters trat einer der Gefangenen vor.

„Jacob Quick!“ begann der Richter. „Jacob Quick!

vormaliger Steuermann am Bord des Schiffes des Vice-Admirals Kortenar, der im Dienste des Vaterlandes gefallen ist, wasmassen Du durch Deine jämmerliche Flucht nach dem Tode Deines Herrn ein so trauriges Exempel statuirt und eine nicht genug zu verachtende Feigheit an den Tag gelegt hast, so solltest Du billig eines jämmerlichen Todes sterben. Da aber unser Kriegs-Artikel einen solchen Fall nicht vorgesehen haben, weil sie ihn für unmöglich hielten, so sollst Du jetzt durch die Hand des Henkers ehrlos gemacht werden."

Der Ober-Steuermann schrie laut auf; der Henker, mit einem blutrothen Mantel bekleidet, trat vor, verabreichte dem Verurtheilten einige Hiebe und hing ihm einen Strick um den Hals; der Richter fuhr fort: „Ehrloser! Verworfener! Ausgestoßener! Mit diesem Strick um den Hals sollst Du das Ende Deiner Spießgesellen ansehen und dann mit demselben zu dem Lande hinausgepeitscht werden, das Dein geächteter Fuß nicht wieder betreten darf.

Jacob Quick ward von dem Büttel so gestellt, daß er den ganzen Richtplatz übersehen konnte, aber seine Augen blickten starr, sie vermochten nichts zu unterscheiden.

Der Richter winkte abermals und die übrigen sechs

Verurtheilten traten vor, drei rechts, drei links, wie sie von den Bütteln gestellt wurden. Der Richter sprach: „Ihr, deren Namen nie mehr genannt werden soll und die fortan aus der Geschichte des Vaterlandes für immer verschwinden; Ihr, die Ihr gestrichen seid aus dem Buche der Lebendigen und gestoßen aus der Gemeinschaft mit jedem Christen; Ihr drei dort zur Linken habt jammervollen Verrath geübt, darum seht, wie Euch geschieht."

Da erschien der Henker wieder, nahm drei Offiziersdegen, brach sie entzwei und schrie: „Ihr, ehemals Capitaine in der Flotte des Landes, jetzt ehrlos, nehmt hin Euern Lohn!" Und damit warf er den links Stehenden die Stücke vor die Füße.

„Und nun mit ihnen hinab in den tiefen Kerker, der ihnen bereitet ist," sprach der Richter, „und in welchem sie wohnen sollen bis an das Ende ihrer Tage, damit nie wieder ein Strahl des Lichts das Angesicht dieser Ehrlosen erquicke."

Ein Wagen rollte auf den Wink des Richters herbei, die Verurtheilten wurden hineingehoben und die Thüren fest verschlossen; dann ward derselbe von einer Abtheilung Reiter umgeben und fuhr langsam davon.

Und Ihr da," sprach der Richter zu den drei Letz-

ten. „Euch läßt, in Anbetracht früherer bewiesener guter Dienste, ein hoher Gerichtshof den ehrlichen Soldatentod sterben. Seid Ihr bereit?"

„Wir sind es!" sprach Einer der Gefangenen.

„Habt Ihr Euch mit dem ewigen Richter dort oben abgefunden, vor dessen Angesicht Ihr nun alsobald erscheinen sollt?"

„Wir sind mit ihm versöhnt!"

„Ehrwürdiger Herr!" sprach der Richter zu dem Geistlichen gewendet. „Ihr müßt diese Männer nun verlassen."

Der Geistliche trat nahe zu den Verurtheilten und breitete seine Hände über sie aus: „Der Herr segne Euch und nehme Euer Unrecht von Euch! Er erleuchte Euch und gebe Euch die Erkenntniß dessen, was Ihr verbrochen! Er erbarme sich Eurer und beglücke Euch mit seinem ewigen Frieden."

Die drei Verurtheilten warfen sich vor ihm in die Kniee und küßten seine Hand: „Geht, meine Kinder!" sprach gerührt der greise Diener der Kirche. „Gott ist barmherzig und nimmt Euch gnädig auf."

Auf einen Wink des Richters trat der Geistliche zurück. Die Verurtheilten standen auf. Sie blickten ernst um sich her, und waren der Vollstreckung des

Urtheils gewärtig. Ein Piquet Soldaten trat vor und schlug die Musketen an.

Als Jacob Quick den Knall der Gewehre vernahm, fuhr er aus seiner Betäubung empor, er sah die blutigen Leichname am Boden liegen und sank mit einem Angstrufe zusammen. Auf einen Wink des Richters bemächtigten die Büttel sich seiner und entfernten ihn.

„Männer der Republik!" redete der Richter das gaffende Volk an. „Dem beleidigten Gesetze ist sein Recht geschehen! Kehrt jetzt ruhig in Eure Wohnungen zurück und bittet Gott, daß er eine solche Schmach fortan von dem Boden unseres geliebten Vaterlandes entfernt halte.

Und nach allen Seiten hin zerstreute sich die lautlose Menge.

XXXIV.

Der Ober-Admiral.

(August 1665.)

Große Haufen von Müßiggängern, Neugierigen und Pflastertretern hatten sich vor dem Palaste der General-Staaten versammelt; sie wogten vor demselben auf und nieder, oder bildeten die verschiedenartigsten Gruppen.

„Da ist er! Da ist er!" riefen Mehrere und deuteten nach dem Fenster eines Erker-Zimmers.

„Ja, das ist er!" entgegnete ein schiefer Kerl mit widerwärtiger Physiognomie, sich der Gruppe nähernd, „das ist Cornelius van Tromp. Tromp! Der große van Tromp! Der tapfre van Tromp! Der berühmte Sohn eines berühmten Vaters! Der Mann voll Muth und Stärke, von dem wir jetzt allein Heil und Segen zu erwarten haben, und den sie in diesem Augenblicke da drinnen zum Lieutenant-Admiral

von Holland und Westfriesland machen. Ein Hurrah ihm! Hurrah!"

„Weiß aber denn doch auch nicht," entgegnete ein ehrsamer Bürgersmann, bedächtig den Finger an die Nase legend. „Ist zwar ein wackerer Herr, der van Tromp..."

„Das heißt Euch Gott sprechen!" rief der Schiefe.

„Wollte auch noch sagen, ein braver Herr!" fuhr Jener fort. „Und wenn ihm die hohe Ehre zu Theil wird, so sei sie ihm herzlich gegönnt. Aber unsere Flotte hat noch viele andere Offiziere, die gleich ihm brav und tapfer, und derselben Ehre würdig sind. Die werden nach seiner Wahl aufsätzig, und machen Lärmen; wollen nicht unter ihm dienen. Ich kenne das."

„Ja wohl! Ja wohl!" sagte sein Nachbar, der Würzkrämer. „Es wird ein absonderliches Gezänk geben, und wir sollten doch nur um des Himmels willen allen unnützen Hader fahren lassen, denn niemals haben wir der Einigkeit mehr bedurft, als jetzt, wo wir von den ungeschliffenen Engländern so hart bedrängt werden."

„Ich weiß einen Schleifstein, worauf man diese Engländer schleifen kann, daß sie glatt und biegsam werden," rief der Schiefe. „Der Schleifstein ist van

Tromp! Hoch van Tromp! Hoch!" Er schwenkte seine Mütze um den Kopf und gebehrdete sich wie unsinnig, während die übrigen Bürger sich kopfschüttelnd entfernten.

„Was bekommst Du denn für Dein mörderliches Schreien?" fragte ein abgerissener Bursche, der sich an seinen Arm hing. „He? Zahlen sie gut?"

„Wenn Du klug bist, sollst Du Erlaubniß kriegen zu rathen; jetzt aber schreie tüchtig mit, wenn Du jemals Hoffnung auf einen Stüber zu Genever haben willst."

„S'ist richtig, s'ist richtig! rief ihnen ein Dritter entgegen, der die Palast-Treppe herabkam. „Er ist es geworden!"

„Hurrah!"

„Ist's geworden. Aber es ist noch ein Haken dabei. Sie haben Furcht, der van Tromp wird zu sehr für den Prinzen von Oranien streben. Ihr wißt, wie es damit steht, der van Tromp ist gut oranisch!"

„Was Du mir Neues sagst," lachte der Schiefe höhnisch. „Narr! für wen stehe ich denn hier, als für den Herrn von Oranien? Ich schirme seine Rechte."

„Sei still, Branntweins-Schlauch! Darum eben

kommt's Unheil! Van Tromp soll zwar das Commando führen, aber es soll vor den Leuten nicht so heißen, und darum ernennen sie eine Commission..."

„Was ist das für ein Ding..... Wie nennt Ihr's?"

„Commission heißt es, kenne es aber nicht. Drinnen sagen sie kopfschüttelnd, das wäre Alles nicht nöthig, wenn wir den de Ruiter zu Hause hätten."

„Possen mit Eurem de Ruiter! Der giebt mir nichts zu verdienen! Ich halte es mit dem van Tromp und dem Oranien! Kommt! Ich gebe ein Maaß zum Besten! Wir wollen sie hoch leben lassen!"

Das Gesindel stürmte fort, und nachdem die Wahl des Herrn Cornelius van Tromp zum Ober-Befehlshaber für den nächsten Seezug allgemein bekannt wurde, zerstreuten sich die Neugierigen, die bis dahin ununterbrochen zu den Fenstern des Sitzungs-Saales emporgeschaut hatten.

Hier hatte Andreas van Giert den Platz auf der Rednerbühne eingenommen und durch seinen Vortrag alle Anwesenden hingerissen. „So sind wir denn glücklich an das Ziel gelangt," schloß er, „und Holland wird die Wunde vernarben sehen, die ihm Feigheit und Verrätherei geschlagen. Der tapfre Cornelius van Tromp, hier unter uns gegenwärtig, wird

den Ober-Befehl unserer Flotte übernehmen und die Flagge der vereinigten Provinzen wieder zu Ehren bringen. Durchdrungen von der Eigenthümlichkeit seiner Stellung in unserer Marine, die Lage der Herren Staaten, diesem Verhältniß gegenüber, bedenkend, hat er freundlich eingewilligt, sich zur Verfügung einer Commission zu stellen, die wir aus unserer Mitte gewählt haben. Cornelius van Tromp! Wiederholt in dieser Versammlung noch einmal offen und laut, daß Ihr Euch jener Commission und ihren Anordnungen unterwerft!"

„Dies thue ich, so mir Gott helfe!" sprach van Tromp langsam.

„So gebt, anstatt eines Gelöbnisses, jenen Männern die Hand, die sich freiwillig dem schwierigen Dienst unterzogen haben, und uns beweisen, daß sie die Ehre des Vaterlandes höher achten, als Gesundheit und häusliche Ruhe! Beliebt es Euch, näher zu treten, Edelmögende Herren!"

Die Mitglieder der Commission erhoben sich. Die beiden ersten waren gereifte Männer von unbescholtenen Sitten, bekannt als glühende Vaterlands-Freunde und der hohen Achtung würdig, die sie genossen. Zur Rechten trat Jan de Witt, Rath-Pensionar von Holland und Westfriesland, zur Linken Jo-

hannes Boreel, Bürgermeister von Middelburg, Beide wohlerfahren im edlen Waffenhandwerk und im Seedienst. Als nun aber der Dritte erschien, der ehrwürdige Rutger Huigens, Deputirter von Gelderland, mit dem schneeweißen Barte, das Haupt gebeugt von der Last, die 78 sorgenvolle Jahre auf dasselbe gehäuft, da brach die Versammlung in einen lauten Beifallsruf aus, sie erhob sich von ihren Sitzen, und begrüßte ihn mit ungeheuchelter Begeisterung.

„Dank, edle Herren und Brüder! Dank!" entgegnete Rutger Huigens. „Wir wollen suchen, uns dieses Vertrauens werth zu machen. Kommt, Herr van Tromp! Ihr gehört zu uns. Vereint wollen wir Vier unsere Flagge rein waschen von dem Schimpf, der ihr geworden ist! Ich gehe Euch voran; mit Recht voran, denn ich bin es, der am wenigsten zu wagen hat. Die Hand voll Tage, die mir bleibt, ist nicht der Rede werth, während Euch noch ein volles, reiches Leben beschieden ist. Fallt Ihr, so fällt zu gleicher Zeit ein großer Theil von Hollands Hoffnungen; falle ich, nun, so war es ein matter, lebensmüder Greis, und eine lange Reihe von Söhnen, Enkeln und Urenkeln leben in Gelderland, bereit, die Stelle auszufüllen, die ich verlassen habe

Nur einen Vorzug räume ich Euch nicht ein; das ist die Liebe zu unserm gemeinsamen Vaterlande. Das liebe ich feurig, wie ein Jüngling die hohe Braut, das liebe ich, wie die Mutter ihr krankes Kind! Kommt, Niederländer! Wir wollen dies Kindlein gesunden machen; bald, und geliebt es Gott, für immer. Gebt Urlaub, Herren und Brüder! Wir werden bald einen glücklichen Erfolg zu melden haben. Euren Arm, van Tromp! Ihr seid eine zuverlässige Stütze! Gern vertraue ich ihr! Wir gehen nach dem Terel!"

Die Mitglieder der Commission hatten sich zusammt dem Admiral entfernt, und die Herren Staaten waren noch mit ernsten Berathungen beschäftigt, als der jüngere van Geldern athemlos in den Saal stürzte: „Er ist da, edelmögende Herren! Er ist da!"

„Wer?" fragte der Vorsitzende.

„Michael de Ruiter! Vor Delfsyl, in der Mündung der Ems hat er Anker geworfen!"

Dieses Wort brachte eine lebhafte Bewegung unter den Anwesenden hervor. Diese Nachricht, die jetzt vielleicht geeignet war, den General-Staaten neue Schwierigkeiten zu bereiten, hätte, zwei Stunden früher, alle Verlegenheiten mit einem Male beseitigt.

Es begann eine lange und verwickelte Berathung;

den Mitgliedern der Commission wurde eine Depesche nachgesendet, und um ihr Gutachten gebeten. Die hohen Verdienste de Ruiter's erschienen bei seiner Rückkehr doppelt glänzend; die Geschicklichkeit van Tromp's erregte neue Zweifel, und Unberufene mehrten durch unverbürgte Nachrichten den Verdacht, als ob die Familie van Tromp die Intriguen im Interessedes Prinzen von Oranien fortdauern lasse. Immer mehr Stimmen wurden für den Seiler-Jungen von Vlissingen laut, und Einige sprachen es ungescheut aus, seine Rückkehr verändere die Lage der Dinge, und er müsse zum Ober-Admiral und alleinigen Befehlshaber ernannt werden. Als die Herren Staaten sich beim Einbruch der Nacht trennten, um sich des andern Tages früh wieder zu versammeln, sah man nur in ernste, sorgenvolle Gesichter.

Auf der Rhede von Delfsyl, an dem Strande, in den Straßen der Stadt herrschte eine ununterbrochene, freudige Bewegung. Da stand kein Haus, worin nicht die Botschaft erschollen war: „Der Michael ist wieder da!" und selbst in der abgelegensten Hütte weckten diese Worte ein jubelndes Echo.

„Nun laßt die Engländer kommen! Laßt sie kommen!“ rief ein alter Fischer und schwang das Ruder um den Kopf. „Der wird sie schon zähmen, und wenn er noch einen Mann mehr dazu braucht, so kann er mich haben, mitsammt meinen siebzig Jahren! Soll mir Gott helfen!“

„Recht, Vater Albers!“ riefen ein Paar junge Kerle. „Ihr seid unser Mann. Er muß gleich an's Land kommen, da wollen wir ihm die Sache vortragen. Aber geht doch mit uns, Ihr sollt sehen, was sich unsere Mädchen ausgedacht haben, und auch Euer Wort dazu geben.“

Die Männer entfernten sich, und schritten dem Platze zu, wo die Offiziere der Flotte, die auf der Rhede ankerte, gewöhnlich zu landen pflegten. Auf dem Wege dahin schlossen sich immer mehr, Bürger und Landleute, Weiber und Kinder, dem Zuge an, und als sie die Brücke, wo die Böte anlegten, erreicht hatten, sah man rings umher ein wogendes Gedränge.

„Nun, Vater Albers! Sieht's nicht lustig aus?“ fragte einer der jüngeren Männer den alten Fischer. „Habt Ihr all' Euer Lebstage solches Netzwerk gesehen?“

„Wohl solche Netze,“ entgegnete mit beifälligem Lächeln

der Alte, „aber nimmer solches Fischwerk, als sich jetzt darin gefangen hat. Das ist mir doch ein absonderlich toller Einfall, und soll mich verlangen, was der Herr Admiral dazu sagen wird."

„Das Netz, Vater Albers, ist unbezahlbar," sprach der vorige junge Mann. „Es enthält eine Beute, die ihres Gleichen weit und breit vergeblich sucht."

„Hast wohl auch Dein Theil darin?" fragte der Alte mit schlauem Lächeln. „Du, nimm Dich in Acht, daß Dir nicht einer der Herren Schiffslieutenants den leckern Bissen wegstitzt! Aber laß uns doch die Herrlichkeit näher besehen."

Ehe indeß die Männer ihren Vorsatz ausführen konnten, wurden sie von der Menge, die dem Ufer zueilte, zurückgedrängt. Sie folgten dem gewaltigen Zuge, und sahen die Admirals-Schaluppe, die sich dem Ufer näherte, und mit allgemeinem Jubelrufe begrüßt wurde.

Mit einem fröhlichen, heitern Gesicht betrat Michael de Ruiter die Landungs-Brücke und grüßte nach allen Seiten. „Erhalte uns Gott gesund, Ihr Herren," sagte er zu seinen Begleitern gewendet, „damit wir die Liebe vergelten können, die man uns erweiset. Aber, wen haben wir hier? Was wollt Ihr,

alter Herr? Behaltet Euren Hut auf dem Kopf, wenn's beliebt; die Sonne brennt heiß."

„Erlaubt, Herr Admiral, mir ist's bequemer so. Ich heiße Hannes Bergk und bin der Vorstand der Fischergilde von Delfsyl. Haben sich da die Mädchen aus der Stadt und aus den umliegenden Strandwohnungen zusammen gethan, — junge, neckische Dinger das mitsammen, Herr Admiral! — und haben mit einander berathen, wie sie Euch möchten eine Ehre erweisen, und ich bitte, Ihr wollt es ihnen nicht übel deuten, denn sie haben es gut gemeint, und dabei vor Freuden abwechselnd geweint und gelacht."

„Kinder," entgegnete de Ruiter bewegt, „seit ich den Fuß auf holländischen Boden setzte, habt Ihr mir fortdauernd Ehre erwiesen. Laßt es genug sein. Ihr wißt nicht, wie es einem ehrlichen Manne das Herz beengt, wenn er sich so über alles Maaß hinaus belohnt sieht. Wißt Ihr doch nicht, ob ich im Stande bin, was Ihr von mir verlangt, nur zur Hälfte zu erfüllen."

„Damit hat es gute Wege!" antwortete zuversichtlich der Vorstand. „Von dem, was Ihr da sprecht, ist das ganze Land überzeugt, und Ihr wollt doch nicht, daß die Bewohner von Delfsyl anderer Mei-

nung sein sollen, als die Gesammtheit der Provinzen? Bitte Euch, Herr Admiral! Nehmt diesen Weg. Es ist eine schmale Straße, seht Ihr, und das Ende ist auch ohne Fernrohr abzusehen; hoffen, daß Euch auf dem kurzen Wege keinerlei Fährlichkeit begegnen soll."

Auf einen Wink des Vorstandes wichen die Umstehenden zurück und Michael de Ruiter stand am Eingange eines seltsamen Spaliers. Zwei Reihen von Pfählen bezeichneten den Weg. Auf den Spitzen derselben sah man kleine Reusen, Angel-Ruthen, Harpune und allerlei anderes Fischergeräth künstlich zusammen gestellt; zwischen dem Pfahlwerk waren große Netze ausgespannt und straff angeholt, so daß es aussah, wie ein sorgsam geflochtenes Gitter. Das Netzwerk selbst aber war mit Laubgewinden behangen, mit Tannenbüschen besteckt und mit farbigen Blumen verziert. Als der Admiral den ersten Schritt gethan, theilte sich ihm zur Rechten und zur Linken die Netzwand; blühende Mädchen-Gesichter schauten hervor, und Blumen fielen zu den Füßen des Helden nieder.

„Ei, ei! Meister Vorstand!" begann der Admiral lächelnd, zu seinem Begleiter gewendet, „was bringt Ihr da für leckere Fischlein zu Markte? Habt Ihr

nicht Furcht, ich möchte sie bei'm Kopfe nehmen und tüchtig abküssen?"

„Wenn das wäre," entgegnete Jener, „so würde das Mädchen von Allen geehrt und beneidet werden, der Ihr die Stirn küßtet, da Ihr als Familienhaupt, als Bürger und Seemann dem ganzen Lande als ein Muster vorleuchtet. Das spreche ich, im Namen Aller, aus der innigsten Ueberzeugung."

Der Admiral erröthete bei dem ungeschminkten Lobe, das ihm hier gespendet wurde, er ging, seinem Begleiter die Hand drückend, einige Schritte vor und immer neue Mädchen-Gesichter wurden zwischen den Spalten der Netze sichtbar, immer neue Sträuße flogen zu seinen Füßen nieder, und die Knaben und Mädchen begannen einen Choral. Als sich nun aber die Stimmen der unschuldigen Kindlein erhoben, in einfacher Weise, Heil und Segen dem Manne wünschend, auf den das Vaterland hoffte, als die Alten rings umher weinten und schluchzten und die Hände empor hoben zum Segen und Dank; als die Kleinen fortfuhren zu singen:

O Gott und lieber Vater mein,
Erhöre Du die Kinder Dein;
Den Hort und Retter in Gefahr,
Allgnädiglich vor Leid bewahr',

Und sende ihm zwei Engelein,
Die immer schützend um ihn sein!

Da vermochte de Ruiter seine Empfindungen nicht länger zurückzuhalten und die hellen Thränen stürzten aus seinen Augen. „Warum habt Ihr mir das gethan?“ fragte er seinen Begleiter. „Was kann's Euch frommen, mich so vor allem Volke als ein altes Weib hinzustellen, das nichts Anderes kann, als flennen? Und doch schäme ich mich dieser Thränen nicht, denn sie kommen von Herzen und werden auch wieder zu Herzen gehen! Segne Euch Gott Alle, und schütze diesen Strand vor Noth und Gefahr.“

Da huben die Kinder wieder zu singen an, und dem de Ruiter wurde gar wehmuthsvoll um's Herz; eine tiefe Sehnsucht zog ihm die Brust zusammen und dehnte sie aus, denn er gedachte der Kindlein, die er zurückgelassen, und der Gattin, die seiner harrte zu Amsterdam mit treuem Herzen. Einen Augenblick blieb es still, denn Alle ahnten es, welche Gefühle sich des hohen Gastes bemächtigt hatten, und ehrten diese. Er selbst aber nahm sich zusammen und blickte um sich her, worauf er entdeckte, daß die Straße zu Ende sei und eine dichte Netzwand ihn am Weitergehen hindere.

„Nun, mein lieber Meister Vorstand,“ rief de Rui-

ter lustig. „Da habt Ihr mich richtig mit Eurem Netze gefangen, und ich werde wohl ein tüchtiges Fang-Geld bezahlen müssen, damit ich wieder loskomme. Nennt mir's nur gleich, damit ich sehe, ob es nicht meine Kräfte übersteigt."

„Ein Kriegsheld, so Alles fesselt und gefangen hält, was ihm hemmend in den Weg tritt, darf nicht daran denken, selbst gefangen zu werden," entgegnete der würdige Vorstand. „Dies verschlossene Netz bedeutet vielmehr, daß wir schlichten Fischersleute hier einen wichtigen Fang gethan zu haben vermeinen, den wir zu Eurer Verfügung stellen, und es Euch anheim geben, ob Ihr ihm wollt die Freiheit geben, oder nicht." Mit diesen Worten legte der Fischermeister das Ende einer Schnur in die Hand des Admirals.

„Sei Gott dafür," sprach de Ruiter, zwischen Scherz und Ernst getheilt, „daß mit meinem Willen irgend ein Geschöpf Gottes seiner Freiheit beraubt würde, und absonderlich am heutigen Tage. Ich nehme Euer Geschenk an, lieben Leute, das heißt, ich öffne die Kerkerthür und lasse laufen, was laufen will." Er zog die Schnur, und alsobald flog das künstlich verflochtene Netz zu beiden Seiten auseinander. Aber starr vor Staunen und freudigem Schreck

stand Michael de Ruiter, denn vor sich sah er sein schönes, herrliches Weib, die stolze Anna von Geldern, mit einem Freudenschrei ihm die Arme entgegen breitend, während seine Kinder jubelnd auf ihn zustürzten und sich fest an ihn schmiegten. Schluchzend barg der Admiral sein Gesicht an der Brust des treuen Weibes, dann beugte er sich herab zu seinen Kindern und liebkoste sie stumm; er hatte keine Worte für sein Glück, aber ein ganzer Himmel voll Wonne und Seligkeit lachte aus seinen Augen. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, denn Niemand wagte es, die Feier des Wiedersehns zu stören. Als nun aber ein Bote erschien, und dem Aeltesten der Gilde zuflüsterte, es wären Gesandte da von den Hochmögenden Herren zu Amsterdam, die mit dem Admiral zu sprechen wünschten, da gab der Vorstand ein Zeichen, und die Kinder begannen abermals in rührender Weise:

Ihr Engelein im Sternenkleide,
So breitet aus die Flügelein beide,
Und hüllt uns ganz in Sonnenschein,
Als ob wir schon im Himmel sein!

Das Singen der Unschuldigen fand ein lautes Echo in der Brust des Glücklichen, und fröhlich das wiedergefundene Weib herzend, sprach de Ruiter rasch:

„Kommt, Frau Anna, kommt und blickt ernsthaft. Ich glaube, wir haben den guten Leuten hier ein Schauspiel gegeben, das sich besser auf dem Theater, als hier vor ehrbaren Leuten geziemt. Aber, das sage ich Euch, Ihr Strandleute, der Fang, den Ihr mit Eurem Netze gethan, und mir verehret habt, hat mich sehr glücklich gemacht und ich werde es Euch all mein Lebstag nicht vergessen."

„Gott spare Euch gesund, Herr, und erhalte Euch noch lange zum Wohl der Provinzen," entgegnete der Alte. „Keiner würde es wohl gewagt haben, die Freude des Wiedersehens Euch zu stören, aber es sind Boten da von Amsterdam, die eine hochwichtige Nachricht für Euch bringen, sie sind auf dem Wege hierher und unser Gouverneur geleitet sie."

„Ich bin bereit, Alles zu hören, was des Landes Dienst erheischt, und werde den Herren entgegen gehen. Ich denke, Frau Anna, Ihr habt eine Wohnung hier genommen und werdet mir Herberge nicht versagen. Geht vorauf dahin, ich folge Euch, sobald ich die Botschaft der Edelmögenden Herren empfangen habe."

„Mir ahnet nichts Gutes, de Ruiter!" sagte Anna mit trübem Blicke. „Es sind neue, bedrohliche Rüstungen ausgeschrieben, und eine zahlreiche Flotte

liegt zum Terel. Ich fürchte, sie werden Euch wieder fortschicken, da ich Euch kaum wiedergesehen habe."

„Und wenn es wäre," entgegnete der Admiral ernst, „wenn Holland dieses Kopfes und dieses Armes bedürfte, um die Schmach zu sühnen, die ihm widerfahren ist, so bin ich gewiß, Anna von Geldern wäre die Letzte, die mich zurückhielte."

„Trauriges Loos, eines Helden Weib zu sein!" sprach Frau Anna. „Wenn der Mann unserer Liebe von Gefahren umringt ist, und sich mit Todes-Verachtung der Vernichtung entgegenstürzt, sollen wir jubeln, weil wir seines Ruhmes Genossinnen sind. Und wenn er, Jahre lang abwesend, nach kurzen Stunden des Wiedersehens, abermals sich zum Aufbruch rüstet, sollen wir ihn freudig entlassen und unser Loos segnen, das uns einen solchen Herrn beschеert hat? Lebt wohl, Michael, und hört jene Boten an, die mich mit Kummer und Trübsal bedrohen."

Sie entfernte sich langsam mit den Kindern, öfter sich umblickend, während de Ruiter dem Gouverneur von Delfshyl, Oberst Schay, entgegen ging, dem zur Seite sich der Commissair der Edelmögenden Herren, Andreas van Giert, befand. Die Männer begrüßten

sich, und der Admiral fragte unverzüglich, was der Wunsch der Herren Staaten sei?

„Zunächst, mein vielwerther Freund," nahm Herr Andreas van Giert das Wort, „habe ich mich des freudigen Auftrags der Herren Staaten zu entledigen, die mich hierher sandten, Euch noch einmal willkommen zu heißen, und Euch wiederholt den lebhaftesten Dank für Alles auszusprechen, was Ihr für uns auf der unwirthbaren Küste von Afrika Ruhmwürdiges vollbracht habt. Zum Andern aber übersendet Euch durch mich das hohe Collegium von Amsterdam das unter dem großen Siegel ausgefertigte Patent, welches Euch zum Lieutenant-Admiral von Holland und Westfriesland ernennt, so wie die Vollmacht, die Euch das Ober-Commando der Flotte verleiht, welche sich jetzt so eben auf der Rhede von Terel zu sammeln beginnt."

„Ihr bringt mir so viele und große Gaben," entgegnete de Ruiter ernst, „daß ich zögere, dieselben anzunehmen, da ich nicht weiß, ob ich sie verdiene, und ob ich nicht früher erworbene Rechte kränke. Dann aber auch — — gerade heraus, Herr van Giert, ich komme von einem langen, beschwerlichen Seezuge so eben erst heim, mein Haus entbehrt des Herrn, die Kinder des Vaters; gesteht, daß Ihr beauftragt

seid, mich diesem Hafen der Ruhe schon jetzt wieder zu entreißen?"

„Nicht verheimlichen will ich es Euch," antwortete der Deputirte, „daß Holland, kaum des Dankes quitt für das, was Ihr ihm gespendet, schon wieder ein neues Opfer von Euch erheischt, indem es Euch den Ober-Befehl jener Flotte anvertraut, die dazu bestimmt ist, die Schmach zu rächen, die verrätherische Hunde demselben zufügten. Wäret Ihr ein Mann gewöhnlichen Schlages, so würde ich Anstand nehmen, Euch ein solches Erbieten zu thun, denn ich müßte billiges Bedenken tragen, ob Ihr mich auch erhören würdet. Aber Ihr seid ein erlesener Sohn unserer gesegneten Republik, und wie wir ersehen aus ehrwürdigen Büchern, daß die Heroen des Alterthums, denen Ihr Vorbild sein würdet, lebten sie jetzt ..."

„Ich bitte Euch, Andreas van Giert, unterbrach ihn de Ruiter rasch, „verschont mich mit solcherlei Redensarten. Ich will nichts mit Euren heidnischen Römern und Griechen zu thun haben und noch weniger will ich mich vor allem Volk in's Gesicht loben lassen. Gut christlich und niederländisch, wie ich gesinnt bin, sage ich Euch dies: Was sein muß, weil es die Nothwendigkeit fordert, das soll geschehen, allein nichts drüber. Vor Allem aber zu dieser

Stunde nichts von einem Geschäfte irgend einer Art. Gegen Abend erwarte ich Euch bei mir, mein Entschluß wird dann gefaßt sein, und Ihr sollt ungeschminkte Antwort haben. Lebt wohl, werthe Herren, ich gehe zu meinem Weibe!"

„Und ich geleite Euch dahin, sintemal sie in meinem Hause Herberge genommen hat" fiel Oberst Schay ein, und bot dem Admiral den Arm. Rasch entfernten sich beide Männer, aber de Ruiter ward immer nachdenklicher und als ihm auf der Schwelle ihres Gemaches Anna von Geldern mit fröhlichem Gruße entgegen trat, sagte er schmeichelnd: „Wenn Ihr mich noch eine Weile behalten wollt, müßt Ihr mich schon nach dem Texel begleiten, denn zu einer Fahrt nach Amsterdam, um meinen eignen Heerd wiederzusehen, werden sie mir keine Zeit lassen. Dafür seid Ihr auch das Weib eines Lieutenant-Admirals von Holland und Westfriesland, und..."

„O, unterbrach Frau Anna den gezwungen scherzenden Gatten, „was liegt mir an äußeren Ehren? Möchtet Ihr doch lieber ein unscheinbarer Kauffahrer geblieben sein, wir würden glücklicher leben."

„Nun seht mir solche Verblendung!" lachte de Ruiter. „Wollt Ihr mir meine Jugend-Träume zu schanden machen? Sah ich's nicht schon auf den

Werften zu Vlissingen, — wenn auch nur im Traum — daß ich noch einmal Federhut und Degen tragen würde? Aber, daß ich hier länger mit Euch schwatzte! Schnell, Frau Anna, ich bin ein wählerischer Gast! Was habt Ihr zugekocht und welche Weine habt Ihr im Keller? — Wo sind die Kinder? Ihr sollt mir nicht so leichten Kaufes davon kommen!" Er umfaßte sie und trat mit ihr vollends in das Zimmer, wo die Kinder ihm entgegen jubelten.

Gegen Abend führte der Oberst den Deputirten der Staaten bei seinem vielverehrten Gaste ein. Die Männer blieben lange zur ernsten Berathung zusammen. Gleich darauf wurde ein Bote nach dem Terel abgefertigt, und ehe Frau Anna zur guten Nacht Abschied von ihrem Gatten nahm, war ihre trübe Ahnung bereits zur Gewißheit geworden.

Inmitten der Flotte, welche sich auf der Rhede des Terels gesammelt hatte, lag das Schiff „die Liebe," an dessen Bord sich die drei Bevollmächtigten befanden. Der Beschluß der Staaten von Holland war bereits bekannt geworden, und wenn die Commissarien dem gefaßten Beschlusse nichts Erhebliches ent-

gegen zu setzen wußten, erkannten sie doch, an Ort und Stelle angelangt, die Schwierigkeit, welche die friedliche Ausführung desselben haben würde.

„Wir haben's mit einem van Tromp zu thun, werthe Herren," sagte Jan Boreel bedächtig, „des ehrgeizigsten Mannes von ganz Niederland; nehmt das wohl in Obacht."

„Und dem Freunde des Hauses Oranien," bemerkte Jan de Witt, „eines Mannes, der einen großen Anhang hat. Wenn wir ihn vor den Kopf stoßen, erschaffen wir uns einen Gegner, der uns die größten Schwierigkeiten in den Weg legen kann."

„Wohl wahr," meinte der greise Rutger Huigens, „aber mögen die Schwächen van Tromp's sein, welche sie wollen, vor Allem ist er Niederländer, der sein Vaterland mit voller Seele liebt; der brave Sohn eines braven Vaters, den ganz Holland verehrt und dessen Namen er nicht irgendwie Schmach anthun wird."

„Ich hege die beste Meinung von Cornelius van Tromp," sagte der Raths-Pensionar, „aber wenn er sich gegen den Beschluß der General-Staaten auflehnt, kann ich es ihm kaum verdenken. Es ist eine starke Zumuthung, freiwillig die Macht aus den

Händen zu geben und da zu gehorchen, wo man unumschränkt befahl."

„Keiner würdigt mehr, als ich, die Verdienste de Ruiter's," fuhr Jan Borcel fort. „Keiner hat ihn neidloser bewundert, als ich, und der Tag seiner Landung nach einem ruhmvollen Siege war stets für mich ein Freudenfest, denn es war ein Tag des Segens und des Glückes. Aber wenn er dieses Mal nur noch so lange draußen geblieben wäre, bis wir die hohe See erreicht hätten, es würde mich sehr erfreuen."

„Um Gott, liebe Herren," fiel rasch der greise Deputirte von Gelderland ein, „das klingt ja, als ob wir mit nichts als Miethlingen zu thun hätten, und kein niederländischer Ehrenmann am Bord dieser Flotte hausete. Raubt mir doch nicht den frohen Muth, womit ich dies Geschäft begonnen habe; ich brauche ihn bei meinen acht und siebenzig Jahren nothwendiger, als Ihr denkt."

Ein Kanonenschuß unterbrach das fernere Gespräch der Commissarien. Gleich darauf trat ein Offizier ein und meldete das Ansegeln eines Geschwaders, mit welchem der Admiral de Ruiter von Delfsyl heransteuere.

„Nun ist der Augenblick gekommen!" sprach der

Bürgermeister von Middelburg vor sich hin. „Habe wenig Vertrauen zu einem glücklichen Ausgange."

Der Raths-Pensionar wollte auf die Aeußerung seines Collegen Einiges erwiedern, als die Thür der Kajüte stürmisch aufgerissen ward, und der Admiral Cornelius van Tromp in großer Aufregung eintrat:

„Gott zum Gruß, Ihr Herren! Wetter! Mich freut's, Euch alle Drei beisammen zu finden, da ist mein Geschäft mit wenigen Worten abgemacht."

„Was beliebt, Herr Admiral?" fragte mit Würde Rutger Huigens.

„Euer Admiral bin ich gewesen. Jeder Vertrag verliert seine Gültigkeit, wenn er von einem Theile verletzt wird. Wetter! Dies ist Eurerseits geschehen und ich bin meiner Verpflichtung gegen diese Flotte überhoben. Ich lege das Commando nieder."

„Ihr werdet nicht! — Ihr dürft nicht!" entgegneten die Commissarien.

„Von Dürfen ist die Rede nicht, sondern von Wollen, und ich will, darauf verlaßt Euch. Wetter! Glaubt Ihr Herren, daß man mich ungestraft beleidigen kann? Ich bin Edelmann und Offizier! War es nicht schon ein großes Opfer, was ich brachte, als ich mich bereit erklärte, unter Eurer Vormund-

schaft das Commando zu übernehmen? Wetter! Wann brauchten die Tromp's einen Vormund?"

„Ihr vergeßt Euch, Herr Admiral! Ihr steht hier vor Euren Vorgesetzten."

„Vorgesetzten? Wetter! Seid Ihr Seeleute, die den Dienst verstehen? Ein Vorgesetzter muß befehlen können. Könnt Ihr's? — Da! Die See liegt vor Euch! Versucht's! Es wird eine abenteuerliche Fahrt werden."

Die beiden jüngeren Commissarien stießen einen Schrei des Unwillens aus, und erhoben sich von ihren Sitzen. Der Deputirte von Gelderland hielt sie zurück und trat dicht vor den Admiral hin. Die hohe Gestalt des würdigen Greises, sein edles Angesicht, sein blitzendes Auge imponirten dem Admiral so sehr, daß er schwieg und eine helle Röthe über sein Antlitz flog.

„Wäre nicht der Augenblick so ernst," sprach der Deputirte mit fester Stimme, „und müßten wir nicht uns in dieser Zeit selbst vergessen, Ihr solltet mir Genugthuung geben für diese Schmach. Aber das Wohl des Vaterlandes geht über Alles, ihm müssen sich unsere einzelnen Interessen unterordnen. Die Mehrheit ist der Meinung, daß wir de Ruiter den Sieg verdanken werden, und hat ihm das Ober-

Kommando zugewiesen. Ihr könnt Euren Protest einlegen, aber dem Beschlusse müßt Ihr gehorchen, wie wir Alle."

„Es ist gut!" antwortete Cornelius van Tromp vor sich hin murmelnd und die Lippen fest zusammen pressend.

„Wollt daran denken," fuhr der Deputirte fort, „daß ich der vertraute Freund Eures Vaters war, und Euch aus der Taufe hob. Die ersten Schritte Eurer Jugend habe ich geleitet, mein Rath, mein Beistand hat Euch nie gefehlt. Bei diesem Rechte, das ich mich über Euch erwarb, und das Ihr selbst anerkannt, beschwöre ich Euch, keinen übereilten Schritt zu thun."

„Habt Ihr noch etwas zu sagen," entgegnete van Tromp bitter, „so sagt es bald, denn binnen einer Stunde streiche ich meine Flagge und gehe an's Land."

Schon seit einiger Zeit hatte man den Kanonendonner vernommen, womit das Geschwader de Ruiter's die Hauptflotte begrüßte, jetzt trat dieser selbst plötzlich in die Kajüte und stellte sich den überraschten Kommissarien vor. Cornelius van Tromp entfärbte sich; er wich einen Schritt zurück und wollte mit einer stolzen Verbeugung hinausgehen, aber de Ruiter vertrat ihm den Weg, und freundschaftlich ihm die Hand

bietend, sagte er: „Was ist das? Ich komme, um Euch meine Ankunft selbst zu melden, und Ihr wollt mich nicht anhören? Ei! Habt Ihr's so eilig, daß Ihr einem alten Waffengenossen Eures Vaters nicht einige Augenblicke schenken könnt? Ich bitte Euch, Cornelius, bleibt!"

„Ihr habt ja zu befehlen!" entgegnete van Tromp mit bitterm Lächeln.

„O nicht doch! das ist nicht die Saite, die Ihr anschlagen müßt, sonst giebt das Instrument all sein Lebtag keinen reinen Ton, und ich dächte doch, die de Ruiters und die van Tromps wären Mann's genug dazu, um eine ächte niederländische Harmonie hervorzubringen."

„Ich habe nichts gegen Euch persönlich, Herr de Ruiter!" antwortete Jener.

„Dazu habe ich Euch auch keine Veranlassung gegeben, Cornelius, und wenn Ihr Euch recht besinnt, ist wohl noch etwas vorhanden, was Euch freundlich und zutraulich sein läßt gegen mich. Wir fechten das schon mit einander aus, und ohne Waffen, hoffe ich. Gott zum Gruß, vielwerthe Herren!" — wendete sich jetzt de Ruiter an die drei Kommissarien, welche herzu getreten waren, — „deutet's mir nur nicht übel, daß ich Euch nicht gleich bei meinem Eintritt mit gezie-

menden Worten begrüßte. Aber ich traf auf diesen Flüchtling, und wollte ihn mir nicht entwischen lassen."

„Möchte es Euch gelingen, ihn für immer fest zu halten!" antwortete Rutger Huigens.

„Wer weiß, liebe Herren! Vielleicht gelingt es mir! Ich bitte, gönnt uns Zeit, Rede und Gegenrede zu führen. Ich denke, wir werden uns mit einander verständigen."

„Schwerlich!" murmelte van Tromp vor sich hin.

„Wir lassen Euch allein!" entgegnete der Rath-Pensionarius, Herr de Witt. „Möchte es euch gelingen. Unterdessen versammeln wir die Herren Commandeure, um ihnen Herrn de Ruiter vorzustellen! Kommt, meine Freunde, kommt!"

Die drei Deputirten verließen die Kajüte und beide Admirale blieben mitsammen allein, — van Tromp, mit dem Bewußtsein männlicher Kraft und dem ungebändigten Stolze, de Ruiter mit der hohen gedankenreichen Stirn, um welche sich so viele Kränze des Sieges schlangen, und mit dem offensten Gemüth, das unbewußt alle Herzen für sich gewinnt.

Eine Stunde und länger war verstrichen. Am Bord des Kommissariats-Schiffes waren die betreffenden Signale gemacht worden, und sämmtliche Schiffs-Commandeure der Flotte hatten sich auf dem Halbdeck ver-

sammelt. Man flüsterte unter einander, man bildete Gruppen und pflog heimliche Gespräche, Jedermann wollte unbefangen erscheinen, und Niemand war es, denn Alle wußten gar wohl, um was es sich handle, und welche Folgen einer oder der andre Ausgang des Gesprächs haben könne, das jetzt in der Kajüte abgehalten wurde.

„Es dauert lange!" flüsterte Boreel dem Rath-Pensionarius zu. „Sehr lange!"

„Sie waren vorhin heftig zusammen," entgegnete dieser, „und gingen lebhaft auf und ab; ich fürchtete schon, sie würden in der Hast auseinander gehen. Aber nun ist es seit längerer Zeit ganz still."

„Van Tromp wird sich besinnen," sprach Boreel. „Aber horch! Was ist das? Es kommt die Kajütstreppe herauf. Nun ist es soweit."

Ein Kadett eilte herauf und rief: „Herr Admiral van Tromp, meine Herren!" und wenige Augenblicke nach ihm erschien der Admiral. Er grüßte nach allen Seiten hin, und sagte mit gewinnendem Tone: „Herr de Ruiter läßt sich entschuldigen! Gleich wird er hier sein, und Euch begrüßen; geduldet Euch gütigst, werthe Herren!"

Van Tromp wandte sich zu Rutger Huigens und sagte, seine Hand mit Wärme ergreifend: „Guter Vater!

der de Ruiter hat mich gelehrt, einen schlimmen Feind besiegen, meinen Hochmuth! Er liegt für immer darnieder!"

„Gott erhalte uns den Sieg!" antwortete bewegt der greise Deputirte.

„Capitain Poel!" rief van Tromp, und der Geforderte trat vor. Der Admiral sprach: „Herr de Ruiter wird seine Flagge am Bord Eures Schiffes aufziehen, und Ihr seid gebeten, Alles zu seiner und der Herren Commissarien Aufnahme in Bereitschaft zu setzen."

Der Capitain verbeugte sich und trat zurück. Der wachthabende Offizier gab ein Zeichen, die Trommel ward gerührt, und de Ruiter erschien auf dem Verdeck. Van Tromp eilte ihm entgegen, ergriff seine Hand und führte ihn in den Kreis der Offiziere: „Hier, Ihr Herren, ist unser Ober-Befehlshaber. Ich habe mir die Ehre erbeten, ihn Euch vorstellen zu dürfen, und ihm in Eurer Gegenwart unbedingte Folgsamkeit zu geloben. Der Ruhm der holländischen Seeleute steigt, wenn sie solchem Führer gehorchen! Ein Hurrah ihm!"

„Hurrah!" ertönte es von allen Seiten, und pflanzte sich immer weiter von Schiff zu Schiff.

Cornelius van Tromp trat zu de Ruiter, und sagte: „Nach Eurem Befehl wird der „Delftland" in den

Stand gesetzt, Euch und die Herren Kommissarien aufzunehmen; wann ist es Euch genehm, dahin abzugehen?"

Der Admiral sah seinen jungen Genossen an und ein verklärendes Lächeln verschönte sein Antlitz, eine Thräne perlte in seinen Augen: „Cornelius! das werde ich Euch nie vergessen!" Er breitete die Arme aus und Beide hielten sich eng umschlossen.

„Nun siegen wir!" rief Jan de Witt lebhaft und unaufgefordert erscholl ein neues Hurrah über die weite Rhede hin, überall von Deck zu Mast.

XXXV.

Alles contrair.

(1665.)

Eine Flotte war bereit zum in See gehen, wie sie nur selten in solcher Vollkommenheit gesehen ward: tüchtig, die offene See zu halten und es mit einem bedeutend überlegenen Feinde aufzunehmen. Die General-Staaten sowohl, als die Führer der Flotte hatten zu einem gemeinsamen Zwecke sich brüderlich die Hand gereicht und Alles versprach einen glücklichen Erfolg. Auch war der Anfang den Wünschen des Landes hold, und laut jubelten Patricier und Proletarier, als sie von Tromp's Unterwerfung vernahmen, sie galt ihnen für ein glückbringendes Zeichen, für das Unterpfand eines baldigen, entscheidenden Sieges.

Die Gesammt-Masse der Flotte bestand aus 93 Schiffen, die mit 4338 Kanonen bewaffnet und mit 16,560 Matrosen und Soldaten bemannt war. Diese Flotte

wurde in vier Geschwader getheilt. Das erste kommandirte Herr de Ruiter. Es bestand aus 22 Schiffen; seinen Admirals-Wimpel ließ er von dem großen Mast des Siebenzig-Kanonenschiffs „Delftland" abwehen. Das zweite Geschwader von 24 Schiffen kommandirte Admiral Evertson, und sein Wimpel wehte von dem Fockmast der Fregatte „Hof von Seeland" von 58 Kanonen. Van Tromp, der Befehlshaber des dritten, aus 23 Schiffen bestehenden Geschwaders, ließ seinen Wimpel von dem Kreuztopp des Siebenzig-Kanonenschiffs „Liebe" wehen. Das vierte Geschwader kommandirte der Admiral Tierk Hiddes de Vries. Es bestand aus 24 Schiffen, und das Zeichen seiner Admiralswürde war auf dem Bugspriet des mit siebenundfunfzig Kanonen ausgerüsteten Schiffes „die Städte" aufgesteckt. Jeder der kommandirenden Admirale hatte außerdem unter seinem besondern Befehl einen Vice-Admiral und einen Schout by Nacht. Diese Flotte ward von zwölf Brandern nebst einigen dreißig Galioten und Jachten begleitet, die den Dienst der Transportschiffe im ausgedehntesten Maaße versehen.

Als die Flotte, von dem Terel ab, durch das sogenannte Niewe-Diep in See ging, ward am 2. September im ganzen Lande ein allgemeiner Bet- und

Fasttag ausgeschrieben. Die Bewohner Hollands sollten sich vor Gott demüthigen, und um Segen für ihre Flotte flehen.

Aber kaum ist die Flotte aus dem Gesichtskreis der Küsten-Bewohner geschwunden, als auchschon Unordnungen einreißen, und die anempfohlene Einigkeit sich zu lösen beginnt. Man versucht es, das Volk gegen die Maaßregeln der Regierung aufzuregen, und besonders ist es die Geistlichkeit, welche den Mißvergnügten ihre Stimme leiht. Der Einfluß Englands, so wie die Bemühungen der Freunde Oraniens, sind hierbei unverkennbar, und Jacobus Sceperus, Prediger zu Gouda, Franziscus Ridder, Diakonus zu Rotterdam, und Thadeus Landmanus, Geistlicher zum Haag, predigen von öffentlicher Kanzel herab Aufruhr gegen die Regierung. Diese gebraucht Repressalien; die genannten Prediger werden von der Kanzel entfernt und die gesammte Geistlichkeit des Landes erhält den Befehl, sich in keinerlei Correspondenz mit auswärtigen Mächten, oder mit einzelnen Personen, die eine politische Stellung bekleiden, einzulassen, auch unter keinerlei Vorwand die Politik zum Gegenstand ihrer Kanzel-Vorträge zu machen. Aber nur wenig nützt diese Maaßregel, und der einmal entzündete Funken glimmt unter der Asche fort.

Die Väter der Kirche sind in das Interesse des Hauses Oranien gezogen worden, und ungescheut treten sie zur Partei desselben über. Es wird ausgesprengt, daß auf der Flotte derselbe Geist herrsche, daß namentlich das Geschwader des Cornelius van Tromp von diesem Geiste beseelt sei, und daß unter Andern die Matrosen am Bord des Admiralschiffes „Liebe" sich geweigert hätten, an die Ankerwinde zu treten, wenn es ihnen nicht im Namen des Prinzen von Oranien befohlen würde. Zwar wurden die Rädelsführer vor ein Kriegsgericht gestellt und sofort gehenkt, aber der Blitz habe einmal gezündet und kein Regen werde den Brand löschen. Auch hätte man den einzelnen Capitainen Ordres des seltsamsten Inhalts gegeben, und ihnen befohlen, sie bei dem geringsten Anlasse, der vermuthen ließe, daß eine ungeweihte Hand sich derselben bemächtigen könne, in das Meer zu versenken, weshalb man die Schriften mit schweren Bleigewichten belastet habe. Diese und ähnliche Geschichten werden geflissentlich verbreitet und um so fester geglaubt, je ungereimter sie waren.

Während die Provinzen auf diese Weise in steter Aufregung erhalten werden, kreuzt die Flotte in der Nordsee, vergeblich auf ein Zusammentreffen mit der englischen Flotte hoffend. Ihre Kundschafter, die sie

aussenden, die Spione, deren sie sich bedienen, werden selbst getäuscht, oder sind absichtliche Betrüger; wohin die Holländer auch kommen, sind die Engländer längst gewesen, und als man sie nach der Küste von Schottland sendet, können sie auch dort nicht den Schimmer eines englischen Wimpels entdecken.

Diese haben sich unterdessen nach der Mündung des Kanals begeben, und der holländisch-ostindischen Flotte aufgelauert, die um diese Zeit mit einer kostbaren Ladung von Batavia in Helvoetsluis erwartet wird. Das Glück ist ihnen hold, sämmtliche Ostindienfahrer rennen in das ausgespannte Netz. Da indessen die Witterung nicht gestatten will, sie in einen englischen Hafen zu treiben, auch die Furcht vor holländischen Kreuzern in dieser Gegend rege wird, treibt Capitain Thomas Tidman die Indienfahrer mit 22 Schiffen der Küste von Norwegen zu. Hier endlich ermannen sich die Holländer, sie bieten den sie verfolgenden Engländern Kampf, schlagen diese zurück, und laufen in den Hafen von Bergen ein, wo sie sich unter dänischen Schutz stellen. Die holländische Kriegsflotte hat von diesem Vorfall Kenntniß erhalten, und steuert in Eile auf Bergen zu, allein Capitain Tidman, zeitig genug davon unterrichtet, entflieht und die Holländer kommen abermals zu spät, versu-

chen es abermals vergebens, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden.

Die Indienfahrer bleiben allein in Bergen zurück, und hier, wo sie sich unter den Schutz einer befreundeten Macht gestellt hatten, wartet ihrer neuerdings ein hartes Bedrängniß. Der Befehlshaber der dänischen Truppen in Norwegen, General Claus von Alefeld, und Casper von Gilignon, Gouverneur von Stadt und Schloß Bergen, haben den Stand der Dinge, so wie den ihrer Person reiflich erwogen, und beginnen darnach ihre Maaßregeln zu nehmen. Der Befehlshaber der holländisch-ostindischen Handelsflotte, Mynheer Peter de Bitten, wird von den genannten Herren mit großer Förmlichkeit zu einer Konferenz feierlich eingeladen, und als er sich verwundert auf das Schloß begiebt, eröffnen ihm die genannten Personen, daß, wenn die holländischen Gäste des bisher genossenen Schutzes noch fernerhin theilhaftig werden wollen, sie auch daran denken müssen, den damit verbundenen Aufwand zu vergelten, die Behörden zu entschädigen, die Anstrengungen der Truppen zu belohnen, und verlangen, daß sie sich zu dem Ende zu einer Zahlung von hunderttausend Thalern verpflichten sollen. Mynheer de Bitten beruft sich darauf, daß man ihm bei seiner Ankunft in Bergen

freiwillig eben Schutz großmüthig angeboten hätte, daß er dies rühmend nach Holland gemeldet habe, und zur Eingehung einer solchen Verpflichtung, wie man von ihm verlange, nicht bevollmächtigt sei. Während nun die Unterhandlungen fortdauern, und Alefeld und Gilignon eifriger als je auf der geforderten Entschädigung beharren, erscheint von Seiten der General-Staaten Oberst-Lieutenant Joseph van Gent, um den norwegischen Behörden den Dank Hollands für den uneigennützigen Beistand zu bringen, welchen sie der ostindischen Handelsflotte gewährt. Die Unterhandlungen werden immer verwickelter und erreichen erst ihr Ende als die Holländer sich dazu verstehen, eine namhafte Summe für die Instandsetzung der Festungswerke Bergens zu entrichten, worauf beschlossen wird, daß die Schiffe hier gesichert liegen bleiben sollen, bis die Umstände das Weiterfahren nach Holland gestatten. Ein Geschwader der Staatenflotte, unter den Befehlen des Admirals de Vries, welches bis dahin vor Bergen gekreuzt hatte, verläßt am 8. September die dortige Rhede und geht in See, um sich mit der Hauptflotte zu vereinigen, die noch immer beschäftigt ist, die englische Seemacht aufzufinden und ihr die Schlacht anzubieten.

Aber dies Vornehmen gelingt nur theilweise, und

als das Geschwader endlich bei dem Kern der Flotte anlangt, bleibt ihm nur übrig, das Ungemach zu theilen, womit diese reichlich belastet ist. Die Engländer wissen ihre Gegner auf jede Weise endlosen Plackereien preiszugeben. Bei diesen Gelegenheiten kommt es zwischen einzelnen Schiffen zu Gefechten, worin bald die eine Partei, bald die andere Sieger bleibt; aber der englische Admiral, Lord Sandwich, ist viel zu klug, um es zu einer entscheidenden Hauptschlacht kommen zu lassen; alle Gewandtheit de Ruiter's und seiner Waffen-Gefährten vermögen es nicht, eine solche Katastrophe herbeizuführen. Dazu kommt, daß die Holländer, auf Anstiften ihrer Gegner, durch anscheinend ihnen zufällig in den Weg kommende Kauffahrer von Bremen, Hamburg und andern Orten, oft irre geführt werden; gar mancher Kreuzzug wird auf diese Weise in's Blaue unternommen, die Kräfte der Flotte zersplittert, und diese immer untüchtiger gemacht, etwas Bedeutendes zu unternehmen, während die Engländer, von ihren Spionen trefflich bedient, Beute auf Beute machen.

Alle diese Nachrichten gelangen, durch die Fama vergrößert, in Holland an. Sie fallen wie Funken in ein Pulverfaß und regen das Volk furchtbar auf. Die Gährung steigt von Tag zu Tag, und je nach

den Gesinnungen der Einzelnen wird eine verschiedene Veranlassung als Ursache des Unglücks bezeichnet. Die allgemeine Anklage concentrirt sich endlich auf die Bevollmächtigten, die sich, mit der obersten Gewalt bekleidet, am Bord der Flotte befinden. Diese Männer hätten alle Schuld zu tragen; namentlich sei es der Rath-Pensionarius Jan de Witt gewesen, der in seinem ungemessenen Stolze und seiner Herrschsucht jede freie Bewegung der Flottenführer gehemmt habe. Die Bevollmächtigten der Staaten legen hiergegen energischen Protest ein, und vorzugsweise ist es Michael de Ruiter, der unerschrocken die Vertheidigung seines Freundes unternimmt, auch fest darauf besteht, daß die Flotte jetzt nicht zurückkehren dürfe, sondern sich vielmehr vereinigen müsse, um die Scharte auszuwetzen.

Der erstere Zweck wird erreicht. Die Flotte ist wieder neunzig Segel stark, und man geht mit allem Ernste daran, die englische Flotte aufzusuchen, wobei man sich, der Aussage von Fischern vertrauend, allmählig der Mündung der Themse nähert. Zugleich empfangen aber auch die Holländer die Nachricht, daß in London die Pest ausgebrochen ist, und bereits 7000 Menschen an derselben gestorben sind; eine Nachricht, die einen panischen Schrecken unter den holländischen Seeleuten verbreitet. Am 17. October langen

sie endlich bis auf eine Meile vor der Mündung der Themse an, und erblicken dreizehn königliche Schiffe in ihrem Luf, welche in den Strom einlaviren, worauf beschlossen wird, gegen den Fluß aufzukreuzen und diesen mit dem größten Theil ihrer Schiffe zu blokiren.

Da bricht ein neues Unglück über die Holländer herein; ein schreckliches Unglück, das den Muth der Führer und der Matrosen lähmt. Schon seit längerer Zeit haben, durch Strapazen und Entbehrungen hervorgerufen, viele Krankheiten an Bord geherrscht; seit man sich der englischen Küste näherte, hat sich die Zahl der Kranken gesteigert und an dem oben bezeichneten 17. October hatten sich am Bord des „Delftland" allein einige zwanzig Mann gelegt. Ein vom Fieber Befallener geräth auf den Gedanken, die am Lande herrschende Pest habe auch ihre Schiffe erreicht, er sei das erste Opfer und die Uebrigen müßten ihm folgen. Wie ein Blitz verbreitet sich diese Aeußerung von Hängematte zu Hängematte, von Raum zu Mast, von Bord zu Bord; ein Ausruf des Entsetzens, der Todesangst wird vernommen, und einmüthig verlangen sämmtliche Besatzungen, nach Holland zurückgeführt zu werden. Umsonst bleiben gütliches Zureden, umsonst Drohungen und Verheißungen; in

den Köpfen der Matrosen und Soldaten lebt nur ein Gedanke: Die Pest! Dies ist das drohende Gespenst, welches sie überall hin verfolgt, und dem sie entfliehen wollen, sei es auch mit der Waffe des Aufruhrs in der Hand.

Die Bevollmächtigten und alle Commandeure der Flotte versammeln sich zum hohen Kriegsrath. Das Endresultat der viele Stunden dauernden ernsten Berathung ist, daß man nicht gegen das Schicksal kämpfen könne, und sich der Gewalt der Umstände fügen müsse. — Am 1. November kehrt die Flotte nach Hause zurück.

Das waren die Resultate eines zehnwöchentlichen Seezuges, der dem Lande so außerordentliche Opfer gekostet hatte. Und doch fühlte man, mehr wie je, die Nothwendigkeit, den Kampf nicht aufzugeben. Ungeheuere Rüstungen wurden für das nächste Frühjahr angeordnet, deren Kosten sich auf die für die damalige Zeit unerhörte Summe von nahe an zwölf Millionen Gulden beliefen.

XXXVI.

Die deutschen Gäste.

(16. Mai 1666.)

Zahlreiche Gruppen hatten sich am Strande gebildet, um die Flotte zu schauen, die sich auf der Rhede vom Terel sammelte, und zur Abfahrt bereit hielt. Die Schiffe erglänzten im lichten Farbenschmuck und die Wimpel züngelten in blauer Luft. Die Geschütze leuchteten auf im hellen Sonnenschein, blendend weiße Zelte breiteten sich über die Verdecke aus, und die Maste waren bis zum höchsten Topp mit bunten Flaggen bedeckt. Abwechselnd erscholl auf der Galerie des einen oder des andern der Admiralschiffe eine lustige Musik und zahlreiche Böte flogen ununterbrochen zwischen dem Lande und der Flotte hin und zurück.

„Ja, ja!“ brummte ein alter Fischersmann vor sich hin, das ist Alles recht gut, und mag auch für des

Landes Ehre nöthig sein, aber für des Landes Wohlfahrt taugt es nicht, und wenn wir noch einmal Unglück haben, wie im vorigen Jahre, kann Holland betteln gehn."

„Was brummst Du, Alter!" rief ein Invalide, der zu ihm heranhinkte. „Willst betteln gehn? Damit hat's gute Wege, denn alle Welt weiß, daß Du den Segen in Kisten und Kasten hast."

„Der Engländer wird Alles kapern," antwortete der Fischer. „Haben die Edelmögenden Herren — der Teufel hole sie dafür! — nicht befohlen, daß man kein Fahrzeug auf den großen und auf den kleinen Fischfang ausschicken soll, weil alles Seevolk zum Flotten-Dienst gebraucht wird? Nun denn! Wo soll der Segen herkommen?"

„Ja!" rief der Invalide. „Und zur Kauffahrtei sollen sie auch keine Schiffe aussenden, und die Grönlandsfahrer bleiben auch still im Hafen liegen! Juchhei! Nun sind wir da, wo wir sein wollen! Das Wuchern und Krämern hört endlich auf, und es kommt auch einmal an unser Einen! Wer nun nicht invalide wäre. Juchhei! Ein Flotten-Reich zur See, das nach und nach alle Dänen und Schweden und Engländer und was da draußen sonst noch herumkreuzt, in den Grund schießt, und dann die nieder-

ländische Flagge auf allen Meeren! Juchhei, noch einmal! Das soll ein Leben werden!"

„Wüßte nicht sonderlich viel daraus zu machen!" sprach der Fischer mürrisch; „es ist und bleibt eitel Bettelei, wenn nicht Handel und Wandel frei ist. Und bei alledem halten sie noch große Gastereien und prunken mit unserm Gelde vor ausländischen Fürsten und Herrn! Pfui! Ist eine Schande!"

„Ja, eine Schande ist's, daß sie Dir nicht den Mund stopfen," rief der Invalide erbost. Du jämmerlicher Krämer! Wäre ich nur nicht so zusammengeflickt und hätte Dich irgendwo an Bord..."

„Wollt Ihr Frieden halten!" unterbrach die Beiden ein ehrsamer Gewerksmann. „Ihr hadert, und Stadt und Land ist voll Freuden, weil der König von Frankreich sich bereit erklärt hat, England ebenfalls mit Krieg zu überziehen! Seine Flotte soll mit unserer gemeinsam fechten, und der Herzog von Beaufort soll sie kommandiren. Nun, da sind wir doppelt stark und werden Ordnung und Frieden bald wieder herstellen."

„Wischiwaschi!" rief der Invalide. „Das ist Wortkram! Versprechen thun die Franzosen immer, aber 's ist eitel Wind! Brauchen die Kerle nicht! Kön-

nen's allein ausfechten! Was meint Ihr zu einem Königreiche zur See, und de Ruiter der König! He?"

„Geht, das ist nichts!" sagte der Handwerker. „Nährt Euch redlich, und will's der Feind nicht leiden, stopft ihm mit dem heißen Brei das Maul! Aber nun seid still! Seht Ihr nicht das Zusammenlaufen dort in der Bucht? Sie kommen! Da! Nun fängt auch die Musik an! — Und jetzt! Das war der erste Kanonenschuß! Ist das ein Leben! Ja, so lasse ich mir das Schiffswesen gefallen."

Alle drängten der bezeichneten Bucht zu, das Schauspiel zu sehen, das sich jetzt Angesichts der Menge ausbreitete. Ein langer Zug von Fahrzeugen bewegte sich von dem Lande nach der Flotte. In dem ersten befand sich eine Musikbande, die war in Scharlach mit Silber gekleidet, und ihre Trompeten schmetterten fröhlich darein. Dann folgte ein Boot mit Flotten-Offizieren, die den hohen Gästen zur Aufwartung entgegen gesandt waren, hierauf eine große Staats-Schaluppe mit den Deputirten der Edelmögenden Herren, die heute im Namen des Landes die Honneurs machen sollten. Nach ihnen aber kam eine reich vergoldete Barke mit den Gästen. Diese Barke, mit Purpurdecken und seidenen Flaggen geschmückt, ward von zwölf jungen Edelleuten gerudert und das

Steuer derselben führte der Admiral Cornelius van Tromp. Im Hauptheil saßen in der Mitten der Durchlauchtigste Herr Friedrich Wilhelm, Churfürst von Brandenburg; ihm zur Rechten der Herr Herzog von Anhalt und zur Linken der Herr Herzog von Holstein; diesen gegenüber die Prinzen von Oranien und von Nassau. Nach dieser Barke kam in unterschiedlichen Böten das Gefolge, darunter man die Grafen Solms, Dohna, Horn und viele andere Herren des brandenburgischen und niederländischen Adels bemerkte.

Während die Böte langsam dahin fuhren, wurden sie vom Ufer aus mit ununterbrochenem Jubel begleitet und wie laut auch das Schmettern der Trompeten und Pauken war, der Lärmen am Strande übertönte sie doch. Die Aufmerksamkeit der fremden Gäste hatte sich gleich Anfangs mit großer Theilnahme einzelnen Schiffen zugewendet, wenn sie hinter dem Ufer plötzlich hervortraten, aber ein allgemeiner Ruf des Staunens erscholl, als jetzt die Böte über die Bucht hinauslegten und die gesammte holländische Flotte vor ihnen lag im vollen Kriegsschmuck und heitern Festesglanz zu gleicher Zeit. Der Admiral verneigte sich und sagte:

„Mit Verlaub, Durchlauchtigster Churfürst und

Ihr, Durchlauchtige Fürsten und Herren, die Flotte der vereinigten Provinzen wird Euch, mit Eurem Wohlnehmen, den ersten Willkommen darbringen."

Das sagend, verließ Herr Cornelius van Tromp seinen Platz und schwang ein weißes Tuch. Mit Blitzesschnelle sah man am Bord derjenigen Schiffe, welche die erste Escadre bildeten, die Matrosen in die Wanten hinaufeilen und die Raaen füllen; zugleich gab das Befehlshaber-Schiff die glatte Lage, und die übrigen folgten ihm nach.

Der Churfürst hatte sich erhoben und mit wachsendem Interesse dem Schauspiele zugesehen. Als der letzte Schuß verhallt war, lüftete er zum Gegengruße den Hut und fragte rückgewendet: Wessen Geschwader ist dies, Herr Admiral?"

Da erhob sich Cornelius van Tromp und sagte: „Ich bin mit dem Commando desselben beauftragt, Durchlauchtigster Herr!"

„Ein stattlicher Gruß!" entgegnete der Churfürst lebhaft. „Seid bedankt, Herr Admiral." Dann sich setzend, sagte er zum Herzoge von Anhalt: „Euer Liebden muß gestehen, daß wir uns im Binnenlande einen andern Begriff von diesen Seeküsten machen. Hier habt Ihr die Ueberzeugung von einer Weltherrschaft auf einmal in Händen."

„Jeder nach seiner Weise, Churfürstliche Gnaden," entgegnete der Anhalter. „Ihr seid dafür im Binnenlande mächtig; dort seid Ihr siegreich wie Keiner, und könnt alles Andere gern entbehren."

„Meint Ihr?" fragte der Churfürst. „Ich nicht. Vielmehr glaube ich festiglich, daß deutsche Fürsten ihre Herrschaft erst wahrhaft ausdehnen, wenn ihre Schiffe auf der See herrschen, wie ihre Heere am Lande."

„Churfürstliche Gnaden haben damit einen gesegneten Anfang gemacht, entgegnete der Anhalter. „Die churbrandenburgische Flagge weht bereits siegreich auf der Küste von Afrika und es liegt nur an Euch, ihr auch im fernen Indien die gebührende Achtung zu verschaffen."

„Nicht an mir allein," entgegnete der Churfürst und verfiel in tiefes Nachsinnen, worauf der Prinz von Nassau sich zu seinem Vetter Oranien neigte und ihm zuflüsterte: „Das ist wieder das alte Lied von einer brandenburgisch-deutschen Flotte. Der Benjamin Raule*) macht ihn ganz verwirrt. Deutsche Flotten! Pah!"

Dies Flüstern bemerkte der Herzog von Holstein,

*) Benjamin Raule, erster und bis jetzt einziger brandenburgischer Admiral.

und den Finger scherzhaft drohend erhebend, sagte er: „Das solltet Ihr nicht sagen! Seht ich könnte Euch..." Er war im Begriff, eine lange Rede zu halten, aber seine Bequemlichkeit war größer, als sein Eifer und er setzte nur hinzu: „Es ist noch nicht aller Tage Abend!"

Der Churfürst hatte es vernommen, und fragte rasch den Holsteiner: „Was sagte Euer Liebden?"

Der Prinz von Nassau kam dem Herzoge zuvor und sagte mit leisem Spotte: „Der Herzog wollte uns eine Rede halten über die künftige brandenburgisch-deutsche Flotte!"

„Ja, er wollte!" entgegnete erregt der Churfürst. „Zwischen wollen und thun ist eine weite Kluft. Wenn wir wirklich wollten! An Euch, Ihr Herren da an der Nordsee liegt es ganz allein. Ihr habt den Schlüssel zur Eider, zur Elbe, zur Weser, zur Ems; Ihr habt... doch, was rede ich! Ihr wollt nicht sehen, sonst müßtet Ihr gewahren, daß Ihr, von Strömen und Meeren eingezwängt, dazu ausersehen seid, sie zu beherrschen."

Abermals hallte Kanonendonner über die Fläche hin; der Churfürst unterbrach sich, und fragte: „Wo sind wir?"

Der Admiral entgegnete: „Mit Verlaub, Churfürstliche Gnaden; dies hier ist das Centrum der Flotte. Dort

links liegt das Geschwader des Admirals Johannes Meppel, und dort jenseits der Linie ankert das Reserve-Geschwader, welches dem Admiral Evertson anvertraut ist. Hier aber im Centrum befehligt der glorreiche Admiral Michael de Ruiter und das da vor uns ist das Schiff „die sieben vereinigten Provinzen," das jetzt sogleich durch Eure und dieser durchlauchtigen Herren hohe Gegenwart absonderlich geehrt werden soll."

Das Schiff „die sieben vereinigten Provinzen" war das stolzeste der ganzen Flotte. Es hatte drei Decke und neunzig Kanonen, der reichste Farbenschmuck zierte es, und das Schnitzwerk am Spiegel und am Buge war glänzend übergoldet. Drei Laternen mit güldenem Dache ragten hoch über die Galerie hinaus, und eine dergleichen sah man in jedem Mastkorbe. Als das Boot mit den fürstlichen Gästen sich näherte, erschien der Ober-Admiral auf dem Dache der Hütte, umgeben von sämmtlichen Commandeuren der Flotte, und stimmte ein lautes Hurrah an. Zugleich begannen die Kanonen zu donnern, die Musikbanden spielten, und die Matrosen, welche Mann an Mann auf den Raaen standen, jubelten ohne Ende. Herr de Ruiter aber stieg jetzt den Fallreep hinunter auf den Prahm, der zum Anlegen der Böte bestimmt war

nd reicht e dem Churfürsten die Hand, um ihm bei'm Aussteigen behülflich zu sein. Dieser sprang mit einem Satze heraus und sagte mit gnädigem Lächeln: „Da fasse ich die Hand, welche das Schicksal aller feindlichen Flotten regiert!" Aber de Ruiter entgegnete schnell besonnen: „Und Ew. churfürstliche Durchlaucht halten diese Hand gefangen."

Das gefiel dem Churfürsten wohl, und froh gelaunt stiegen die Herren das Verdeck hinan, wo die See-Soldaten in doppelter Reihe bis zur Kajüte aufgestellt waren, und die fürstlichen Gäste mit allen militairischen Ehren empfingen, auch der diensthabende Offizier dem Churfürsten den Rapport überreichte. Hierauf geleitete der Admiral die hohen Herren in besondere Kajüten, damit sie sich von der Fahrt erholen möchten, bis das Frühmahl hergerichtet worden sei.

Die Festtafel, an welcher außer den fürstlichen Gästen nur die Deputirten der Herren Staaten und die kommandirenden Admirale speisten, war auf dem Halbdeck hergerichtet worden, und strahlte von kostbaren goldenen und silbernen Gefäßen. Die Gäste wurden fröhlich und guter Dinge. Schon mancherlei Gesundheiten waren ausgebracht und mancher Reihentrunk gehalten worden, da erhob sich de Ruiter, und zu dem Churfürsten gewendet sprach er sich verneigend: „Mit

Euer Durchlauchtigkeit Genehmhaltung wollte ich hier zwei junge Capitaine aufführen, welche in Deutschland geboren, sich dem Seedienst widmen und unserer Flagge angehören: das ist Capitain Weinland aus Köln und jener dort Capitain Bargfeld aus Stettin. Sie befehligen die beiden leichten Fregatten, welche Ew. Durchlauchten hier an unserm Backbord erblicken, und bitten um die Ehre, churfürstliche Gnaden wollten gütigst einem Scheingefechte zusehen, welches sie so eben auszuführen im Begriff sind."

„Das will ich gern, sehr gern!" entgegnete der Churfürst. „Und deutsche Herren sind es? Aus Köln und Stettin! Ihr sollt bedankt sein, de Ruiter, daß Ihr die Deutschen anlernt, zu so edlem Handwerk."

„O! Herr Churfürst!" antwortete de Ruiter, „solches thue ich gar zu gern, denn die Deutschen haben viel Geschick zur See und lernen es vor allen Andern rasch; es ist ein eigentliches Seevolk, denn ob ich es gleich nicht Wort haben sollte, erträgt ein Deutscher mehr Strapazen als drei Holländer."

„Hat Euer Liebden das gehört?" wandte sich der Churfürst zu dem Herzoge von Holstein und sagte dann zu den beiden Capitainen: „Nun, meine Herren Landsleute von der Ostsee und vom Rhein, nach den Lobsprüchen, die Euch der Herr Admiral ertheilt,

bin ich gespannt auf das, was Ihr uns zeigen wollt. Ihr werdet hier am Bord aufmerksame Zuschauer haben."

Er nickte ihnen freundlich zu und die Capitaine entfernten sich rasch. Die Fregatten lichteten die Anker, und beide umsegelten, eine vom Backbord, eine vom Steuerbord, das Admiralschiff, machten die Honneurs und legten dann auf halbe Schußweite hinaus, worauf das Gefecht begann.

Der Churfürst wandte kein Auge von den beiden Fahrzeugen, die das ganze Schlachten-Manöver durchmachten, sich bald verfolgten, bald enterten, bald einen Wettkampf im Segeln bestanden und zuletzt, als sie Deck an Deck lagen, die glatte Lage abfeuerten, und unter hundertstimmigem Hurrahgeschrei von der Spitze des großen Mastes die churbrandenburgische Flagge abwehen ließen, die mit lautem Trompetenschall begrüßt wurde.

„Das war ein herrlich Spiel, Herr Admiral, wofür wir Euch nochmals unsern Dank sagen," sprach der Churfürst, indem er sich an de Ruiter wandte: „Hätte ich so viele Schiffe in See, als ich darin zu haben wünschte, ich ließe nicht nach, bis ich Euch diese beiden Offiziere abwendig gemacht hätte. Aber es ist spät geworden, darum wird es Zeit, wenn wir

noch Einiges von der Flotte in Augenschein nehmen wollen. Ich hebe also, mit Eurer Erlaubniß, die Mahlzeit auf."

Der Churfürst bestieg die bereit gelegte Schaluppe, und unterwarf die Flotte einer genauen Musterung. Herr de Ruiter begleitete ihn allenthalben hin, und ließ von verschiedenen Schiffen, welche dem hohen Gaste besonders auffielen, diejenigen Manöver ausführen, wodurch sich diese auszeichneten. Als nach drei Stunden der Churfürst wieder über den Fallreep der „sieben vereinigten Provinzen" stieg, und mit de Ruiter in dessen Kajüte hinabging, rief er seinen Begleitern zu, die sich vor derselben aufstellten: „Ich meine, Ihr Herren, es wird lange währen, ehe wir ein solches Schauspiel mit unsern Schiffen auf der Rhede von Swienemünde oder Pillau ausführen können."

De Ruiter und sein hoher Gast hatten sich lange mit einander unterhalten, und schon dunkelte der Abend mächtig herein, als der Churfürst aufstand und bewegt die Hand des Admirals ergriff:

„Das ist es! Ihr habt es laut wiederholt, was ich so oft gesagt und stets vergebens gesagt habe. Die deutschen Fürsten sind mit Blindheit geschlagen, und wollen nicht sehen, was zu ihrem Heile dient. Aber ich lebe der festen Ueberzeugung, daß eine Zeit

kommen wird, wo sich das verwirklicht, was ich jetzt vergebens allein auszuführen trachte. Wenn Deutschland das ganz werden soll, was es sein kann, so müssen deutsche Kolonieen jenseits des Meeres blühen, und deutsche Kriegsschiffe müssen die deutschen Kauffahrer vor jeder Fährlichkeit schirmen können. Aber, bis wir dahin gelangen, wird noch eine lange Zeit ungenützt verfließen."

„Und das ist ein unersetzlicher Verlust," entgegnete de Ruiter. „Die deutschen Fürsten handeln darin unverantwortlich saumselig, wenn ich's sagen darf...."

„Soviel Ihr wollt, de Ruiter!"

„Churfürstliche Durchlaucht aber sollten sie unablässig antreiben," fuhr der Admiral fort, „damit sie bald an der Elbe und Weser, wie an der Oder und am Pregel stattliche Kriegshäfen und Werften hätten, wie wir zu Vlissingen. In den deutschen Wäldern wachsen Bäume genug für Kiele und Masten, und in den deutschen Bergen ist hinreichendes Eisen, um Anker und Ringbolzen daraus zu schmieden."

„Genug! Genug, Herr Admiral!" rief der Churfürst rasch. „Laßt uns hiervon nicht mehr reden. Es ist Abend worden, und Zeit, daß wir nach dem Lande zurückkehren. Ich gehe Euch voran! Bewahrt

es in Eurem Herzen, was wir mit einander gesprochen."

Als der Churfürst auf das Verdeck zurückkehrte, hatte sich die Scene verändert. Die Dämmerung war mächtig hereingebrochen, und See und Küste verschwammen in Eins, aber ein helles Licht strahlte in buntem Farbenschimmer von dem glatten Wasserspiegel wieder, denn die Zelte waren auf sämmtlichen Verdecken zusammengerollt, und die Maste von oben bis unten mit farbigen Lampen geschmückt. Eine reiche Collation ward aufgetragen, und schlanke Negerknaben, phantastisch herausgeputzt, bedienten die Gäste. Für den Churfürsten und seine prinzlichen Begleiter hatte man vor dem großen Maste eine stattliche Tribune hergerichtet, und als der Admiral die hohen Gäste zu diesem Ehrenplatze geleitete, sagte er lächelnd: „Eure Durchlauchtigkeiten haben unserer Flotte und den Männern, die darauf dienen, eine große Aufmerksamkeit geschenkt und ihr Streben mit Eurem hohen Beifall belohnt. Möge es Euch denn nun auch gefallen, mit gnädigem Auge auf unsere Ergötzlichkeiten herabzublicken."

Als die hohen Gäste ihre Plätze eingenommen hatten, ertönte eine lustige Musik und kräftige Stimmen sangen eine lebhafte Weise, die bald von Bord zu

Bord sich verpflanzte, und von allen Kehlen auf der Flotte gesungen wurde, und klang es absonderlich gut, als die Sänger auf dem Admiralschiffe schwiegen, dann die auf dem zweiten, dem dritten und so fort, und der Gesang nun allmählig fernab verhallte, wie ein leichter Abendhauch, der über die letzte matt plätschernde Welle hinstreift.

Darauf erschienen Tänzer, die führten Tänze aus und Kraftsprünge. Aber Alles war lustiger Art, und nichts dabei, was so halsbrechend war, daß es Furcht, oder so gemein, daß es hätte Widerwillen einflößen mögen, sondern Alles wurde mit vielem Anstande ausgeführt, so daß es fast zu verwundern war, wie derbes Seevolk dergleichen manierliches Benehmen gelernt hatte.

Während nun solchergestalt sich Alle trefflich unterhielten, sah man unter dem Volke auf dem Vorderdeck eine absonderliche Bewegung. Mehrere Matrosen hatten sich um einen ihrer Kameraden gesammelt, und schienen ihm etwas ausreden zu wollen, was ihnen indeß nicht zu gelingen schien. Da trat der Meister Konstabler von der vordern Schanze herzu, und fragte: „Was giebt's da mit Pieter Johannsen?"

„Mit Verlaub, Konstabler, er will wieder auf dem Kopfe stehen, sagt er."

„Thu das nicht, Pieter Johannsen! Du weißt, Mynheer Hochbootsmann hat es verboten, und wenn Du es dennoch thust, setzt es Hiebe."

„Daraus mache ich mir nichts!" rief der Matrose. „Ich muß den fremden Herren da zeigen, was ich kann. Weiß ich doch, daß Keiner in des Landes Flotte ist, der es mir nachmacht. Was frage ich nach einem Dutzend Hiebe!"

„Kerl! Fürchtest Du denn nicht, den Hals zu brechen, oder für Zeitlebens ein Krüppel zu werden?"

„Mit dem Krüppel hat's nicht Noth, denn mißglückt's, so bin ich auf der Stelle geliefert und schere mich nicht darum. Glückt mir's aber 'mal wieder, dann sollt Ihr sehen, wie sie die Augen aufreißen und wie es von allen Seiten Präsenter regnet."

Damit rannte der Matrose nach dem Halbdeck, drängte sich durch die Tänzer und die umherstehenden Offiziere, griff mit der Hand in die Wanten des Besanmastes, schwang sich, wie ein Eichkätzchen in dasselbe, und flog die Webeleinen hinan. Der Churfürst, dessen Auge überall war, hatte nicht sobald den Matrosen bemerkt, als er den Admiral nach diesem Beginnen fragte.

„Das ist ein kecker Bursche," antwortete de Ruiter, „der trotz aller Warnungen schon oft Gott ver-

sucht hat, und aller Verbote ungeachtet, uns wahrscheinlich ein Schauspiel zu geben gedenkt, wobei sich die Haare zu Berge sträuben. Mit Verlaub, Herr Churfürst! — Hollah Pieter Johannsen, kommt sogleich zu Deck!"

Aber Pieter war schon viel zu hoch, um den Admiral noch zu hören. Alle Blicke folgten dem Wagehals, der jetzt dahin gelangt war, wo alles laufende und stehende Tauwerk ein Ende hat. Nun kletterte er an der glatten Bramstenge in die Höhe, legte die Hände auf den obersten Knopf derselben, that einen Sprung in's Blaue hinein und saß auf der Spitze der Stenge, die oben so leicht war, daß sie sich unter der schweren Last ein Merkliches neigte. Die fremden Gäste wagten nicht zu athmen, und der Churfürst saß mit zusammengekniffenen Lippen da, der Matrose aber ließ sich nicht irren; er warf seinen Hut hoch in die Luft, zog die Jacke aus, die er fallen ließ, machte dann abermals einen kühnen Satz, und stand jetzt mit dem Kopfe auf der Spitze der Stenge, die beiden Füße gerade gen Himmel gekehrt. Das hielt er zwei Secunden lang aus, dann überschlug er sich, ergriff die Stenge mit beiden Händen, fuhr an derselben herab, und langte im Mastkorb an, wo er den Toppgasten ohnmächtig in die Arme sank.

Dies Schauspiel hatte die Gäste allzusehr aufgeregt; sie kehrten sich schweigend ab, und de Ruiter ließ dem kecken Matrosen versichern, daß ihm die angelobte Strafe morgen nicht entgehen werde.

„Nun, Ihr Herren!" rief der Churfürst nach einer Weile. „Es ist spät geworden und wir dürfen unsern gastfreien Wirthen nicht länger beschwerlich fallen. Laßt unsere Böte in Bereitschaft setzen."

Dieser Aufforderung folgte ein allgemeiner Tumult. Während desselben rief der Churfürst den Grafen Dohna zu sich, und befahl ihm insgeheim, welche Geschenke er für die Mannschaft der Flotte überhaupt und für die Matrosen des Admiralschiffes insbesondere zurücklassen solle.

„Und was verabreiche ich dem Matrosen, der so eben sein hals brechendes Kunststück ausführte?" fragte der Graf.

„Dergleichen Marktschreierei ist mir zuwider," sagte der Churfürst ernst, „und Ihr mögt dem Wagehals ein Paar gerade Stämme aus unsern brandenburgischen Forsten mit dem nächsten danziger Holzschlepper senden, damit er sich fleißig in seiner brodlosen Kunst üben kann."

Trompeten und Pauken verkündeten die Abfahrt der hohen Gäste. Als das Boot mit den Fürsten abstieß, erschien der Admiral mit allen seinen Offizie-

ren auf der Galerie; das Admiralschiff strahlte in rothem Feuer und feierlich hallte Schuß auf Schuß von den Batterieen der Back und der Schanze. Die Matrosen prangten auf den Raaen und die Marine-Soldaten schulterten das Gewehr.

Eine Stunde später waren sämmtliche Lampen erloschen; nur in den Mastkörben brannten die Wachtlaternen und tiefe Stille herrschte rings umher.

XXXVII.

Die Junitage der Flotte.

(1666.)

Die Flotte, welche noch vor kurzem ein heiteres, harmloses Fest gefeiert hatte, gewann allmählig ein ernstes, kriegerisches Ansehen. Sie zählte mehr als hundert kampffähige Schiffe, die unter dem Ober-Befehl de Ruiter's und den Admiralen van Tromp, Meppel und Evertson stand. Eine große Anzahl von Brandern, so wie viele Galioten und Jachten, die zu Transportschiffen dienten, waren ebenfalls auf der Rhede versammelt. Diese würdige Streitmacht hatte sich einen würdigen Gegner ausersehen. Eine englische Flotte von gleicher Stärke war aus der Themse in See gegangen. Erstkommandirender derselben war der tapfre Monk, als Admiral der rothen Flagge. Unter ihm befehligten Sir Georg Ascue als Admiral der weißen und Sir Thomas Allen als Admiral der blauen Flagge. Beide Parteien sehnten den Tag

herbei, da es ihnen vergönnt sein möchte, sich im Kampfe zu begegnen.

Am 2. Juni halten die Bevollmächtigten der Herren Staaten von Holland den Admiral de Ruiter mit den besten Wünschen entlassen, und dieser war sogleich an Bord geeilt. Am folgenden Morgen wollte man die Anker lichten; auf allen Schiffen herrschte bis tief in die Nacht hinein die lebhafteste Bewegung, und eine Stunde nach Sonnen-Aufgang war die ganze Flotte bereits unter ihren Segeln; sie hielt sogleich in der Richtung nach der englischen Küste ab, mit Begier den Augenblick erwartend, da sie mit ihrem Gegner zusammen treffen würde.

Einige Tage lang blieben die Wünsche und Erwartungen der Holländer unerfüllt, aber als man bei fast völliger Windstille, am Abend des 9. Juni auf der Höhe von Dünkirchen vor Anker ging, erblickte man in einer Entfernung von zwei Meilen die englische Flotte, vor der Fluth treibend, mit dem Admiralschiffe Monk's an der Spitze.

Der neue Morgen brach an, ein heiterer, wolkenfreier Tag. Eine kaum merkliche Brise wehte vom Lande her, und verlor sich, je mehr sie auf die offene See hinaus kam. In der Stellung beider Flotten hatte sich nichts verändert. Auf dem Schiffe

„die sieben vereinigten Provinzen" ward das Tagewerk in aller Ruhe begonnen; die Stunde des Deckwaschens war vorüber, und die Matrosen schimannten und schaarwerkten nach gewohnter Weise. Der Admiral stand vor dem Taubenhause und betrachtete die kleinen Thiere, die er, so oft es die Zeit gestattete, selbst fütterte, und einige derselben ganz gezähmt hatte. Sie fraßen aus seiner Hand, und wenn er mit Schmeichelworten zu ihnen redete, sahen sie ihn mit so klugen Augen an, als ob sie Alles verständen, und sperrten die Schnäbel auf, als ob sie ihm antworten wollten. Wer den Admiral betrachtete, wie er sich mit ganzer Seele dieser Beschäftigung hingab, und in sein ruhiges Antlitz sah, ahnte kaum, welche ernsten Tage ihm und den Seinigen bevorständen.

„Der wachthabende Offizier meldete das Ansegeln eines jener Logger, wie sie an der flandrischen Küste zu Hause sind, und bald lag dieser dem Admiralschiff zur Seite. Es waren französische Edelleute, welche um die Erlaubniß baten, dem Admiral aufwarten zu dürfen, und von diesem auf das Halbdeck beschieden wurden. Der Offizier der Wache führte die Fremden. Drei jugendlich schöne Männer, mit der zierlichen Tracht ihres Landes bekleidet, näherten sich dem Admiral. Ein Vierter, mit einem

Wamms von schwarzem niederländischen Tuche angegethan, das Sammtbaret auf die dunklen Locken gedrückt, hielt sich etwas zurück. Er sah den Admiral forschend an, und ein Zug von Theilnahme flog über sein markirtes Gesicht.

Der Admiral ging seinen Gästen einige Schritte entgegen: „Seid mir willkommen, werthe Herren! Was verschafft mir so unerwartet, mitten auf hoher See, die Ehre Eures Besuches?"

„Ihr wollt verzeihen," nahm der Aelteste von ihnen das Wort, „daß wir uns so sehr gegen alles Herkommen bei Euch aufführen. Aber das Unglück wollte, daß wir zu spät im Terel anlangten. Als wir Nachmittags eintrafen, hattet Ihr Morgens die Anker gelichtet, und wir mußten es fast dem Zufall überlassen, Euch aufzufinden. Er hat uns glücklich geführt."

„Ihr seid nochmals willkommen, meine Herren. „Ich danke Euch für den Eifer, womit Ihr mich aufsuchtet, und wenn Ihr mir den Grund Eures Kommens anvertrauen wollt...."

„Erlaubt vielmehr, Herr Admiral, daß wir Euch erst persönlich mit uns bekannt machen. In Ermangelung eines Edelmannes, der uns Beide kennt, muß ich mein eigener Ceremonienmeister sein. Ich bin Ar-

mand de Grammont, Graf von Guise, Sohn des Marschalls von Frankreich, Herzogs von Grammont und Statthalters von Bearne, der es sich zur Ehre anrechnet, dem berühmtesten Seehelden unserer Zeit seine Hochachtung zu bezeugen."

„Herr von Grammont," sagte de Ruiter. „Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen. Euer Vater ist ein Edelmann von vielen Verdiensten und hohen Gaben, und sein Sohn wird ihm gewiß ähnlich sein."

Der Sohn des Marschalls verneigte sich und fuhr fort: „Dieser Herr ist mein Schwager, Louis Grimaldi, Fürst von Monaco, den eine Lobrede aus meinem Munde verdächtigen würde, da ich sein Verwandter bin, ob er gleich sie im vollen Maaße verdient, da er ein Spiegel der Ritterschaft ist. Hier aber führe ich unsern Waffengenossen, Herrn Marquis de la Ferté auf, der durch sein eigenes, wie durch das Verdienst seiner Familie, mit Recht der allgemeinsten Achtung genießt."

„Freut mich, so vollkommene junge Männer bei mir zu sehen," entgegnete de Ruiter mit einem Anfluge von Ironie. „Der französische Edelmann hat sich immer durch ein ächt ritterliches Benehmen ausgezeichnet. Ihr seid die würdigen Repräsentanten Eures Standes."

Die Edelleute verbeugten sich und Herr von Grammont fuhr fort: „Der Ruhm der holländischen Flotte zog uns von je an; Euer Name, Eure Thaten, Herr de Ruiter, erfüllten uns mit Begeisterung, und wir konnten uns nichts Schöneres denken, als unter Eurer ruhmwürdigen Leitung unsere ersten Lorbeern zur See zu verdienen. Wir kamen deshalb bei dem Könige mit der Bitte um Urlaub ein, den er, in Erwägung unserer Absicht, gern gewährte; durch die Vermittlung unseres Gesandten im Haag haben wir die Bewilligung der Herren Staaten erhalten, unter Hollands Flagge gegen England zu fechten, und indem wir Euch diese Briefe von Sr. Königlichen Majestät von Frankreich, von unserm Gesandten im Haag, Grafen d'Estrée's, und von dem Secretariat der Herren Staaten überreichen, bitten wir um die Gunst, es möge uns vergönnt sein, unter Eurer persönlichen Aufsicht zu kämpfen und zu siegen."

Der Admiral hatte die ihm überreichten Briefe flüchtig durchgesehen, und sagte: „Ihr seid auf der niederländischen Flotte willkommen, werthe Herren! Was meine Erfahrung vermag, wird sie Euch gern gewähren. An Gelegenheit dazu soll es nicht fehlen, denn dort, Ihr Herren, dort liegen die englischen Feuerschlünde, mit denen uns ein günstiges Geschick

vielleicht schon Morgen mit dem ersten Sonnenblick zusammenführt. Was die Herberge und die Kost betrifft, so müßt Ihr mit uns vorlieb nehmen, wir sind einfache holländische Bürgersleute, die nicht viele Umstände machen. Gebt mir die Hand, zum Zeichen des guten Einverständnisses."

Die Edelleute boten dem Admiral die Hand, mit dem Betheuern, daß sie mit ihrem Empfange zufrieden wären, und wollten Urlaub nehmen, als de Ruiter fragte: „Und wer ist jener Mann dort im schwarzen Wamms? Vielleicht einer Eurer Genossen, den Ihr mir vorzustellen vergessen?"

„Herr Admiral," entgegnete der Graf von Guise mit aufgeworfenen Lippen. „Dieser Herr ist kein Franzose und uns völlig unbekannt. Wir haben die Reise vom Terel hierher zusammen gemacht, und wenn ich mich in dem Augenblick unseres an Bordkommens beklagen wollte, so...."

„Erspart es Euch, mich bei dem Herrn Admiral einzuführen, Herr Graf!" fiel rasch der junge Mann mit dem Sammtbaret ein. „Ich werde es auf gut holländisch selbst thun. Verzeiht mir, Herr de Ruiter, daß ich erst jetzt vor Euch hintrete; ich wollte jene Hochgebornen Herren nicht stören. Hier ein Brief der

Hochmögenden Herren, der mein Erscheinen auf Eurem Schiffe rechtfertigt."

„Wer seid Ihr?" fragte der Admiral, den Brief nehmend.

„Willem van der Velde!" entgegnete Jener. Ein ächter Holländer von Geburt und Maler von Profession. Die See war von jeher mein Element und wenn ich sie nicht bekämpfte, so habe ich sie doch gemalt."

„Und Ihr wolltet?"

„In Eurer Schule lernen, und Stoff finden zu Bildern, die hoffentlich meinen Namen mit dem Eurigen auf die Nachwelt bringen."

„Bravo! Bravo!" rief der Marquis.

„Der gute Junge hat Witz!" sagte der Graf.

„Gewiß? In der That?" fragte der Fürst.

„Zweifelt Ihr noch daran Princeps?" fragte van der Velde lachend. „Ich dächte, Ihr hättet unterwegs die Ueberzeugung des Gegentheils gewonnen."

Der Fürst kniff die Lippen zusammen, der Graf zuckte mit den Achseln und der Marquis wendete sich seitwärts, um nicht Allen in's Gesicht zu lachen. Der Admiral legte die empfangenen Briefe zusammen: „Gern gewähre ich Euch den Aufenthalt auf meinem Schiffe, und wünsche, daß er für Euch von Nutzen

sein möge. Ich bin zwar nur ein einfacher Mann, ohne große Kenntniß und Weltbildung, aber Eure Kunst ist mir gar lieb und die Männer, so sie mit Verstand ausüben, sind mir vor Allem werth. Nur das von vorhin, das Complimentiren unterlaßt. Ich höre es nicht gerne. — Ihr Herren, seid mitsammen nochmals willkommen. Ich will Euch sogleich einen meiner Offiziere senden, der für Eure Bequemlichkeiten sorgen soll; wir werden uns etwas enge behelfen müssen. In einer Stunde erwarte ich Euch an meiner Tafel und Morgen, Ihr Herren Franzosen, Morgen wollen wir dem Herrn dort Stoff zu Marinebildern vollauf bieten."

Er zog den Hut und entfernte sich. Gleich darauf kam ein Offizier, der sich den Edelleuten vorstellte und sie mit sich forführte; zu dem Maler aber kam einer der Steuerleute des Admiralschiffes, der diesen in seiner Kammer unterbrachte. Bald herrschte wieder die gewohnte Ruhe am Bord.

Am nächsten Morgen — es war der 11. Juni — zeigte sich bald nach Sonnen-Aufgang die Flotte völlig schlagfertig. Der Himmel war durchsichtig blau, und

einzelne weiße Wölkchen schwammen darin auf und ab. Der Wind wehte so, daß beide Flotten sich entgegen segeln konnten; sie lagen genau in derselben Richtung wie gestern.

Der Admiral befand sich noch mit dem Segelmeister und dem Befehlshaber der Seesoldaten in seiner Kajüte. Die Offiziere standen auf ihren Posten, die Kanoniere bei den Kanonen, die Topp- und Decksgasten zunächst den laufenden Tauen.

Herr Abraham Lely, Hochbootsmann der „sieben vereinigten Provinzen," hatte vom Mitteldeck bis zum Bugspriet noch einmal Alles sorgfältig inspicirt; er stieß die ihn begleitenden Maaten brummend bei Seite und ging zur vordern Schanze hinauf: „Heda! Kanoniere von der Back!"

„Hollah!" antworteten diese und richteten sich auf.

„Hollah ruft Ihr? Hallunken! Ist das ein Ausruf, womit man einem Offizier entgegen kommt? Nehmt Euch in Acht, daß Euch mein spanisches Rohr nicht auf dem Rücken herumhollaht! Gnade Euch Gott, wenn hier nicht Alles in Ordnung ist!" Er begann eine sorgfältige Untersuchung. Allein Alles mußte zu seiner Zufriedenheit ausfallen, denn er sagte nichts, und brummte nur zuweilen über den respect-

widrigen Empfang vor sich hin. Da rief eine Stimme vom Vordermast: „Herr Abraham Lely!"

Der Hochbootsmann richtete sich auf und fragte, die Hand am Hut: „Mynheer?"

„Beliebt's Euch, nach dem Halbdeck zu kommen?"

„Allstunds, Mynheer! Danke!"

Der Kadett entfernte sich und der Hochbootsmann beeilte sich, ihm zu folgen. Vor der Leiter wandte er sich noch einmal um und sagte zu den Kanonieren: „Nehmt Euch mein Betragen zum Exempel. Eine falsche Splitzung kann ich übersehen, aber einen Fehler in der Subordination nicht. Merkt's Euch."

Herr Abraham Lely schritt nach dem Halbdeck und die Kanoniere gingen wieder zu ihren Kanonen.

„Hol ihn der Teufel!" sagte der Erste.

„Und der Satan dazu!" der Zweite.

„Er ist eine Geisel für's ganze Schiff!" der Dritte.

„Wenn ich ihm 'mal ein Bein stellen kann!" der Vierte.

„Du! Nimm Dich in Acht! Ehe wir es uns versehen, steht er hier wieder zwischen uns," sprach der Erste wieder, „und dann hättest Du es gern besser gehabt."

„Auf dem Halbdeck ist's schon lebendig," fuhr der Zweite fort, der auf seine Kanone gestiegen war.

„Nun wird's wohl bald losgehn! der Admiral ist oben, jetzt kommen auch die Fremden von gestern und komplimentiren sich mit ihm."

„Was sind's für welche, diese Fremden?"

„Weiß nicht! Franzosen glaube ich. Sie wollen mit uns fechten."

„So? Schönes Volk diese Franzosen! Versprechen uns erst eine ganze Flotte und schicken uns nun drei Kerle, lang und dünne, wie ein Marlpfriem! Pah! Werden den Engländern auch nicht viel thun. Sind Maulsoldaten, wie ich denke!"

„Und der Schwarze, der da herumläuft; der nirgends um und an ist, und sich doch überall hindrängt! Sie machen ihm ordentlich Platz und lassen ihn thun, was er will. Gottes Donner! Ist's etwa ein verkleideter Hanswurst von der Kirmes?"

„Glaub's kaum! Muß doch irgend etwas vorstellen, denn der Admiral hat ihm die Hand gegeben vorhin, und der Flaggen-Capitain hat den Hut gerückt. Ich werde nicht klug daraus!"

„Erst war er schon im Mastkorb, und sah hinüber nach den Engländern. Nachher hat ihn der Hochbootsmann durch die Batterieen führen und Alles erklären müssen, sage ich Euch!"

„Was? Der Abraham Lely?"

„Wie ich Euch sage! Er sah sauertöpfisch genug aus, und darum wollte er auch so respectvoll von uns behandelt sein. Spare uns Gott gesund! Jetzt kommt der Schwarze hierher."

„Was? Wo ist er?"

„Da habt Ihr ihn!"

„Guten Morgen, Leute!" rief Willem van der Velde und stand mit einem Sprunge mitten unter den Kanonieren auf der vordern Schanze. „Es wird einen heißen Tag geben heute."

Die Seeleute wußten nicht recht, wie sie mit dem Fremden daran waren; sie sahen sich einander an, und schwiegen.

Der Maler achtete nicht darauf: „Hört, Leute! Ich habe Lust, Euch abzumalen! Ich brauche nicht blos Schiffe, ich brauche auch Gesichter, und Ihr habt gerade solche Galgen-Physiognomieen, wie mir im Kopfe herumspuken. Steht still, Jungens! Es setzt einen Gulden für den Kopf!" Er zog seine Pergamenttafeln hervor, und begann mit großer Emsigkeit zu zeichnen, wenig auf die Dinge achtend, die sich um ihn her ereigneten.

Die englische Flotte hatte ihre Segel gehißt und braßte sie halb an den Wind; die Holländer thaten

ein Gleiches und beide Flotten näherten sich mit überraschender Schnelle.

„Gute Segler sind dabei," sagte de Ruiter, die Engländer musternd. „Lassen mir nicht Zeit, meine Commandeure noch einmal um mich zu versammeln. Hollah! Laßt ein weißes Signal von dem großen Topp wehen! Sie werden mich verstehen und den Feind haben sie vor sich."

Die französischen Herren traten zu dem Admiral. Jede Spur von Geziertheit, die ihnen gestern noch anklebte, war verschwunden, sie blickten sehr ernst und erbaten sich genauere Befehle.

„Ihr Herren!" entgegnete der Admiral. „Ich kann nicht jedem Einzelnen besondere Befehle ertheilen; der Seemann muß mit eigenen Augen sehen. Jetzt ist wenig mehr für Euch zu thun, als nichts. Aber später, wenn wir entern, dann gilt es. Vielleicht beliebt's Euch auch, einen Brander zu besteigen, und ihn in die feindliche Linie zu führen. Für den Fall wird man Euch zeigen, wo die Dingerchen sind, und sie zu Eurer Verfügung stellen."

Die letzten Worte waren nicht ohne einen Anflug von Ironie gesprochen. Herr von Grammont hatte sie in gleicher Weise aufgefaßt und entgegnete: „Wir werden sie zu finden wissen!" Der Admiral aber

wandte sich zu seinem Flaggen-Capitain und sagte leise zu ihm: „Bunte Federn auf dem Hut, weiße Handschuhe und zierliche Galanterie-Degen, wenn es zur Schlacht geht; das sind meine Leute nicht."

Eine heftige Kanonade, die plötzlich begann, unterbrach den Admiral. Cornelius Evertson's Geschwader war vorangesegelt, und mit dem Admiral Sir Thomas Allen zusammengetroffen. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung begonnen.

„Ha!" rief de Ruiter, „dieser treibt's anders, wie sein Bruder Jan. Der ließ den Feind an sich kommen und schoß ihn dann in Grund und Boden, aber dieser geht ihm stracks entgegen! Wenn nun der Johannes Meppel ... Blaues Signal von der Kreuzstenge! Wollen sehen, ob er es beachtet."

„Scheint mir nicht," entgegnete der Flaggen-Capitain nach einer Pause.

„So muß Bothschaft zu ihm an Bord! Eine Schaluppe bereit! Schnell!"

„Saint Denis!" rief Herr von Grammont, der die Bewegungen der Flotten genau beachtet hatte. „Wenn jetzt unser linker Flügel die Engländer umsegelt, und Ihr das Centrum zugleich angreift, ist das Glück des Tages entschieden."

„Ihr habt recht!“ sagte de Ruiter lebhaft. „Aber schnell muß es geschehen, schnell! Wen sende ich?“

„Mich, Herr Admiral! Mich!“ rief der junge Franzose, „ich bürge Euch für die Ausführung Eurer Befehle!“ Und ohne weitere Ordre abzuwarten, sprang er über den Fallreep in eine Schaluppe, die schnell mit ihm davon ruderte.

„Braßt voll!“ befahl de Ruiter. „Wackerer Bursche, dieser Franzose. Ich habe ihm Unrecht gethan. Ist das Ascue, der uns da entgegensegelt? Bringt ihm unsern guten Morgen! Feuer auf der vordern Schanze!“

„Feuer!“ wiederholten die Kanoniere und die schweren Geschütze protzten ab. Der Maler sprang auf: „Alle Donner! Das hat man davon, wenn man sich mit solchen Fratzen-Gesichtern einläßt! Jetzt sitze ich mitten drin! Nun, Jungens, nehmt Euch tüchtig zusammen, damit ich sehen kann, wie Ihr so einen Engländer entert; Ihr sollt mir Alle mit auf die Leinwand kommen.“ Er nickte ihnen zu, und stieg dann die Wanten des Fockmastes hinauf, um den Schlachten-Plan zu überschauen.

„Schwarzer Herr, wohin? Wohin?“ fragte der Vortopp-Capitain den Maler, der sich gemächlich durch das Soldatenloch drückte.

„Nicht weiter, als ich schon bin," antwortete dieser. „Ich denke, von hier aus können wir der Schlacht bequem zuschauen! Oho! Ihr habt schon Gesellschaft? Guten Morgen, Princeps!"

Der junge Fürst von Monaco grüßte obenhin und spähte sorgsam dem Boote nach, womit sein Schwager abgefahren war.

„Das könnt Ihr hier bequemer sehen!" rief der Maler und hielt dem Fürsten eine Pergament-Tafel hin. „Da habt Ihr das Boot und den Grafen dazu; Wird sich zu seiner Zeit in dem Admiralitäts-Saal zu Amsterdam leidlich genug ausnehmen. Fürstliche Gnaden, wo bringe ich Euch in dem Bilde mit Erfolg an?"

Der Fürst deutete mit der Hand auf das englische Admiral-Schiff „Prince royal", das eben jetzt dem Schiffe de Ruiter's sich näherte und diesem den Kampf anbot.

„Also da! Gut! Ihr seid wohl so freundlich, eine bequeme Stelle auszusuchen? Ich meine eine Stelle, auf welcher ich Euch von hier aus bequem sehen kann. Ich werde allen möglichen Fleiß auf Dero werthe Person verwenden."

Louis Grimaldi hörte nicht auf die ferneren Aeußerungen des Malers, er wandte sich stolz von ihm

ab und nachdem er noch einen forschenden Blick über den ganzen Schlachtenraum geworfen, eilte er auf das Verdeck zurück, während das englische Admiral-Schiff, unter fortgesetztem Feuern, wie ein unheildrohendes Gewitter heranschoß.

Der Segelmeister trat zu de Ruiter und meldete, daß die Schaluppe des Herrn von Grammont glücklich den linken Flügel erreicht habe, daß aber das befohlene Manöver nicht werde ausgeführt werden können, da in diesem Augenblicke der Wind völlig aufhöre.

„Das ist nicht unsere Schuld!" antwortete de Ruiter, „und ruht in Gottes Hand. Achtet auf das Werk hier vor uns. Frisch, Jungens, brennt ihm auf den Pelz! — Tretet bei Seite, Herr Lieutenant! Ist das da auf der Galerie nicht der Admiral Georg Ascue? — Wir müssen doch Seiner Herrlichkeit die schuldige Achtung erweisen." De Ruiter griff an den Hut, und grüßte verbindlich nach dem englischen Schiffe hinüber; der Gruß ward mit Förmlichkeit erwiedert, während die Kanonen donnerten und Eisen auf Eisen in das feste Plankenwerk schleuderten.

Die Matrosen hielten die Enterhaken bereit, und beide Schiffe näherten sich auf eine bedrohliche Weise. Der Fürst von Monaco stand mit einem Dutzend

schlagfertiger Matrosen auf der vorderen Schanze, und wartete den günstigen Moment zum Entern ab.

„Blirum!" rief van der Velde, der mit übereinandergeschlagenen Armen im Mastkorbe stand, und dem Schauspiel mit wachsendem Interesse zusah. „Hätte diesem Italiäner nicht eine solche Courage zugetraut! Jetzt wird es bald soweit sein! Jungens," — rief er den um ihn stehenden Toppgasten zu — „nehmt Euch in Acht! Gleich setzt es einen tüchtigen Stoß, wenn die Schiffe zusammenrennen!"

Vom Kiel bis zum Mast erbebten die Schiffe, als sie jetzt zusammenstießen und wieder von einander abprallten.

„Hollah!" rief der Maler erregt. „Mein holder Princeps wird nicht zum Entern kommen, wenn ich nicht" — er riß einem der See-Soldaten, der nach einer andern Seite hingaffte, das Gewehr aus der Hand, feuerte, und gleich darauf sank am Bord des englischen Schiffes ein Matrose, der auf den Fürsten zielte, zusammen. Zugleich wagte dieser den kühnen Sprung und stürzte sich auf die Engländer; drei Holländer, die ihm folgten, sprangen zu kurz und fielen zwischen den Schiffen in die See, durch eine ungeschickte Bewegung des Steuers gierten beide Admiralschiffe auseinander, der wieder erwachte Wind

setzte sich in das Segelwerk und trieb beide Schiffe seitwärts. Der Fürst war gefangen.

„Blirum! Blirum!" schrie der Maler. „Lebt wohl, Princeps! Wir werden uns wohl so bald nicht wiedersehen. Das Blei habe ich Euch erspart, aber das Eisen um das Handgelenk bleibt Euch gewiß, wenn Ascue nicht Cavalier ist. Nimm Dein Gewehr, Kerl! Und Ihr da, Landsmann, leiht mir Euren Rücken; das muß ich mir gleich merken!"

Während der Maler eifrig zeichnete und die beiden Admiral-Schiffe auseinander hielten, brauste die Schlacht immer weiter. Die Escadre des Admirals Meppel hatte den Wind wieder eingefangen, aber nun war die englische Schlachtlinie bereits zu weit auseinandergerückt und ein Umsegeln derselben nicht mehr möglich. Cornelius van Tromp donnerte auf das Geschwader Monk's ein, während Ascue und de Ruiter sich gegenüber fest standhielten, und Admiral Evertson nun schon seit zwei Stunden mit dem Geschwader des Sir Thomas Allen gefochten hatte.

Admiral Cornelius Evertson und sein treuer Flaggen-Capitain waren Freunde von zarter Jugend auf. Sie hatten gemeinsamen Schul-Unterricht genossen, und dienten dann von dem Deck des Kauffahrers bis zur Schanze des Admiralschiffes, ohne

getrennt zu werden. An dem Morgen des Schlachten-Tages hatte Evertson bereits einen Streifschuß durch eine englische Büchsenkugel empfangen und trug den rechten Arm in einer Binde. Der Befehl zu einem neuen Angriff auf das Geschwader der Engländer ward gegeben, und die holländischen Fahrzeuge braßten schärfer auf, als der Flaggen-Capitain sich seinem Jugendfreunde näherte und ihm flüsternd sagte: „Geh da weg, Cornelis!"

„Warum?"

Mir ahnet nichts Gutes! Mir wird auf ein Mal so bange! Komm! Komm!"

„Zum Henker mit Deiner Ahnung! Was sollen die Leute von unserm Flüstern denken?"

„Mir gleich! Ich bin um Dich besorgt. Die Engländer haben Dich auf'm Korn! — Sieh, die Brigg da hinter unserm Spiegel!"

„Wir wollen sie umsegeln! Mach' mir den Spaß, Matthias!"

„Sobald Du herunter bist! Nicht eher!"

„Du beleidigst mich!" sagte der Admiral leise und einige Schritte seitwärts eilend rief er mit lauter Stimme: „Capitain Matthias van Zoom! Umsegelt die Brigg da, wenn's gefällig!"

„Allstunds, Herr!" entgegnete der Capitain erschüt-

tert, und wollte sich entfernen, als der Admiral zusammenzuckend mit der Hand nach dem Herzen fuhr, und dem herzueilenden Freunde in die Arme sank.

Der Schlachtendonner mehrte sich und hallte ununterbrochen durch die Luft. Der Pulverdampf hatte die Schiffe so dicht umhüllt, daß der weitere Kampf unmöglich wurde, und die Geschütze nach und nach schweigen mußten, weil Keiner sah, ob man dem Feinde oder dem Freunde seine Kugeln sende. Zugleich frischte der Wind stärker auf und in dem Maaße, wie er die Pulverwand auflöste, riß er auch die Schiffe auseinander. Die Sonne war im Sinken; die Kämpfer ermüdet, und gleichgültig sah jede Partei, wie sich der Gegner zurückzog, in Erwartung dessen, was der nächste Morgen bringen würde.

Der zweite Schlachtentag war längst angebrochen und der Kampf auf allen Seiten der englischen und holländischen Linie angenommen worden. De Ruiter hatte bei'm Anbruch des Tages jedem Schiffe, durch seine Signalflaggen besondere Ordres ertheilen lassen, wodurch er eine Uebereinstimmung des Angriffs und der Vertheidigung zuwege zu bringen hoffte, aber

bald wurden die sämmtlichen Schiffe von einander abgeschnitten und jeder Capitain an Bord seines Fahrzeuges war sein eigner Feldherr.

Mit dem ersten Schimmer des Tages hatte der Admiral Cornelius van Tromp sein Geschwader an sich gezogen, das während der Nacht bedeutend abwärts getrieben war, und weit außerhalb der Schlachtenlinie lag. Es bildete eine gerade Linie und segelte, mit einem Bogen die Holländer umgehend, gerade auf die englische Flanke ein. Der Admiral hielt sich am rechten Flügel, an dem linken befand sich sein Vice-Admiral, Abraham van der Hülst.

„Guten Morgen, Ihr Herren," rief der lustige Vice-Admiral, seine Offiziere nach einem Scharmützel begrüßend, welches sein Fahrzeug mit einer englischen Fregatte bestanden. „Den haben wir von uns abgeschüttelt! Ruft mir den Meister Bottelier!"

Dieser kam herbei und fragte nach den Befehlen des Admirals.

„Gebt ein Faß Eures besten Genevers heraus, und schenkt allen braven Jungen ein! Sie haben sich schon einen Extratrunk verdient. Aber rasch, ehe uns der Engländer wieder über den Hals kommt!"

Der Admiral sah selbst hin, damit Jedem sein Theil werde. Am großen Mast gewahrte er einen

stämmigen Friesen, der mit seinem gefüllten Becher sich schnell bückte, ihn austrank und dann unbefangen einem zweiten Schenken hinhielt, als habe er noch nichts empfangen. Der Admiral schlug dem Burschen auf die Schulter und rief lachend: „Heda, Kanonier! Du bist auf falschem Wege! Eins und zwei..."

„Macht drei, Herr Admiral!" erwiederte der Friese.

„Kannst Du so gut rechnen?" lachte van der Hülst. „Du, Junge, gieb ihm die ganze Kruke hin! Wollen sehen, wie er damit Haus hält. Wenn wir mit den Engländern zusammenkommen, denke daran, daß Du drei Mal mehr empfingst, als Deine Kameraden."

„Drei Mal drei macht neun!" entgegnete der Friese, „und so viele Engländer nehme ich auf mich, darauf verlaßt Euch!"

„Das soll ein Wort sein!" sagte der Admiral im Weitergehen und Jener rief ihm nach: „Der Hahn-Franz von Helgoland hat's Euch zugesagt, und er hält sein Wort. Ihr könnt's glauben!"

Als der Admiral auf der Mittel-Schanze anlangte, rief er: „Jungens, habt Ihr Eure Behörniß bekommen?"

„Ja!" antworteten Alle, die Becher hochhebend.

„Nun denn, frisch daran! Feuer am Backbord!"

„Feuer!" jubelten die Kerle am Backbord, indem sie den Branntwein tranken und die Hüte schwenkten.

„Und Feuer am Steuerbord!" rief der Admiral.

„Feuer!" jauchzten die Steuerbords-Matrosen, und tranken das Wohl ihres Führers. Das ganze Schiffsvolk stimmte ein.

„Dank Euch, Kinder! Dank Euch! Achtet nun auf Euer Werk und laßt mir keinen Engländer an Bord dieses Schiffes kommen."

Er kehrte nach dem Halbdeck zurück, um ein Signal zu betrachten, das auf dem großen Topp des Admiral-Schiffes wehte, welches eben jetzt vor dem Bug vorübersegelte. Cornelius van Tromp winkte grüßend zu seinen Waffen-Gefährten hinüber und rief ihm zu: „Gemächliche Station das! Es räumt hier auf und wir haben die Engländer mit unserer geschlossenen Linie vor uns hergetrieben, wie sie selbst „„ihre Gänse treiben von Sarums grünen Wiesen nach Camelot."""

„Dafür bleibt der Treiberlohn nicht aus," entgegnete van der Hülst und deutete auf ein bewaffnetes holländisches Fluitschiff, welches mehrere englische Transportschiffe gekapert hatte, und damit fortsegelte. —

Indem hatte der Kampf weiter hinauf stärker be-

gonnen, und es schien, als ob das holländische Centrum, welches von de Ruiter befehligt wurde, hart bedrängt sei. Eins der holländischen Schiffe flog in die Luft und die brennenden Trümmer fielen auf die benachbarten Schiffe nieder, die darüber in nicht geringe Verwirrung geriethen, und sogleich ertheilte van Tromp seinem Geschwader den Befehl, zum Entsatz des Ober-Befehlshabers herbeizueilen.

Aber dies Geschwader war seit den kleinen Scharmützeln, die es bestanden, einigermaßen zerstreut. Der Admiral segelte mit den vorhandenen Schiffen den Bedrängten zur Hülfe und ertheilte seinem Vice-Admiral den Befehl die einzelnen Segler an sich zu ziehen, und ihm dann zu folgen.

Um diesen Befehl ausführen zu können, war einige Zeit erforderlich. Mehrere lagen weitab nach dem Lee und mußten nun aufkreuzen. Die Sonne stand hoch im Mittag, und man benutzte diese müßige Zeit, um die Leute sich erfrischen zu lassen. Mitten durch den Donner der Kanonen ertönte das Läuten der Glocken, welche die Schiffs-Mannschaften zum Essen rief. Auch die Offiziere begaben sich unter Deck, um sich durch eine Erfrischung zum ferneren Tagewerk zu stärken. In der Lieutenants-Kajüte war bald der Tisch mit Flaschen besetzt, und die

Männer tranken auf eine fröhliche Schlacht und ihren ruhmvollen Ausgang. Als sie die Gläser zusammenstießen, sprang das Glas des Lieutenant Martinsen entzwei.

„Das bedeutet etwas!" rief dieser, von einer trüben Ahnung befallen, und wandte sich ab. Aber sein Vetter, ein junger, fröhlicher Bursche, der drei Jahre nach ihm in den Dienst getreten war und seinem Muthwillen keine Schranke wußte, lachte laut auf und sagte: „Glück bedeutet's, namenloses Glück und die Martinsens werden an diesem gesegneten Tage zu Ehren kommen. Gieb Acht, Alles um uns her geht in die Luft, und wir haben die Ehre, die Trümmer des Sieges nach Vlissingen oder nach dem Texel zu bringen. Laß mich sehen, wer uns zuerst Platz machen muß."

Die übrigen Offiziere wollten seinem Uebermuth wehren, aber er entsprang ihnen, eilte in die nahe Kammer des Proviantmeisters und kehrte bald zu seinen Kameraden zurück: „Da habe ich unsere Namen in meinem Hut! Die Lotterie beginnt. Habt Acht, Ihr Herren!" Er griff hinein und holte auf's Gerathewohl einen der Zettel heraus, aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er erbleichend verstummte.

Sein Vetter war herzugetreten, um den Uebermüthigen von seinem Beginnen abzumahnen. Jetzt nahm er ihm den Zettel aus der Hand und las: „Lieutenant Martinsen der Aeltere!"

„Ich wußte es wohl!" sagte dieser und ging zur Kajüte hinaus.

„Ihr sollt dies Teufelsspiel nicht länger treiben!" rief der erste Lieutenant. „Weg mit den Loosen! Weg mit dem Hute!"

Aber der jüngere Martinsen zog den Hut zurück und rief: „Was? Soll mein armer Vetter von uns Allen allein daran glauben? Das wäre eine schlechte Kameradschaft! Einer von uns muß mit ihm, und gebt nur Acht, das werde ich sein!"

„Er griff neuerdings in den Hut, blickte auf den gezogenen Zettel und schrie mit einem Tone des Entsetzens: „Abraham van der Hülst!"

„Hier! antwortete der Admiral, der so eben in die Kajüte trat. „Nun, Ihr Herren, was giebt's? Warum so bleich? So erschrocken? Ich komme hierher, Euch froh zu sehen, und mitten aus dem fröhlichen Jubel mit Euch in den Kampf zu gehen, und Ihr... Was hat es hier gegeben? Lieutenant Martinsen, warum riefst Ihr meinen Namen, und weshalb tragt Ihr den Hut unter den Arm?"

„Das ist ein frevelhaftes Spiel, was ich getrieben," rief der junge Offizier und entfernte sich mit wankenden Schritten.

„Werde ich erfahren, was hier vorgegangen ist?" fragte der Admiral die Zurückgebliebenen.

„Herr Admiral!" antwortete der erste Lieutenant, wenn Ihr befehlt, müssen wir gehorchen!" Und er erzählte was geschehen.

„Und dieser Zettel mit meinem Namen war das zweite Loos, Ihr Herren?"

„Ja, Herr Admiral!"

„Nun, so wollen wir trachten, die Prophezeihungen des Teufels zu schanden zu machen und Ihr mögt, nach vollbrachtem Siege Eure abergläubischen Kameraden tüchtig hänseln. Eilt jetzt zu Deck! Wir nähern uns dem Feind; die Stunde des Kampfes ist da!"

Er entfernte sich und die Offiziere begaben sich, gedrückten Muthes, Jeder an seinen Posten.

Die Engländer hatten den ihnen gebotenen Kampf angenommen, und drei Stunden währte bereits die Schlacht. Schiff wechselte mit Schiff, Mannschaft mit Mannschaft, aber noch wollte sich der Sieg zu Keinem neigen. Da trat ein Offizier zu dem Admiral van der Hülst und meldete ihm, daß das Geschwader de Ruiter's von dem Admiral der weißen

Flagge, Georg Ascue, hart bedrängt werde, und sich von diesem Theil des Kampfplatzes zurückgezogen habe.

„Wir fechten's auch allein aus!" entgegnete Abraham van der Hülst. „Nur stets frohen Muth und feuert ohne Unterlaß auf diese Engländer, so lange noch ein eiserner Blaffernagel im Schiffe ist! Was giebt's da für ein Gedränge auf der vordern Schanze?"

„Ein Offizier ist gestürzt, Herr Admiral! Hollah, Bootsmannsmaat! Wer war's, der so eben stürzte?"

„Lieutenant Martinsen, der Aeltere!" entgegnete dieser rapportmäßig.

„Er ist todt!" meldete ein Zweiter. „Die Kugel hat ihm die Stirn zerschmettert. Sein Vetter, der ihm zur Seite focht, schrie laut auf und sank neben dem Verwundeten hin. Sie haben ihn unter Deck geschafft."

„So trifft nun mich die Reihe!" entgegnete der Admiral scherzend, und ertheilte den Befehl, Alles zum Entern des englischen Dreideckers in Bereitschaft zu halten, der sich jetzt seinem Luf auf eine bedrohliche Weise näherte.

Der Dreidecker nahm den Kampf an; bald lagen beide Schiffe Bord an Bord und die Seeleute schwangen sich, die Waffen in der Hand, auf den Reiling,

um das feindliche Verdeck zu erreichen. Springend enterten sie es, und ein Kampf begann Mann an Mann, blutiger, erbitterter, wie er in diesen Schlachttagen geführt worden. Da sprang ein junger Engländer aus dem Kreuzwant seines Schiffes auf das Hüttendach der Holländer, und dem Admiral den Kampf bietend, rief er aus: „Ihr habt meinen Vater getödtet, ich tödte Euch!"

Die Holländer werfen sich dazwischen, um den Admiral zu schützen, dieser wandte sich zu den Seinen: „Zurück! habe ich ihm den Vater erschlagen, biete ich ihm Genugthuung!" Aber in demselben Augenblicke fühlte er den Degen des Engländers in seiner Brust.

„Die Prophezeiung hat sich erfüllt!" sagte der Admiral mit schwacher Stimme. „Ich bin der Zweite!"

„Erschreckt, keines Wortes mächtig, standen die Männer umher. Der sich erhebende Wind hatte die beiden Schiffe auseinandergerissen; des Blutbades müde lösten die Matrosen die Taue der Enterhaken vollends und trieben seitwärts.

Der Offizier der Seesoldaten hatte die Flagge herbeigeholt und deckte sie über den gefallenen Admiral. In diesem Augenblick berührte der obere Rand der Sonne den westlichen Horizont und ein allgemeiner

Rückzug fand von beiden Seiten statt; die Kämpfer waren nicht besiegt, aber ermüdet.

Der neue Morgen brach an. Der erste Schimmer des Tages fiel auf den Wasserspiegel und ließ die Umrisse der Flotten erkennen, die sich ziemlich weit von einander befanden. Ein kleines Galliot unter holländischer Flagge näherte sich dem Admirals-Schiffe „die sieben vereinigten Provinzen," und brachte einen Offizier an Bord; der sich angelegentlich nach dem Marquis de la Ferté erkundigte und zu diesem geführt zu werden wünschte.

Willem van der Velde war bereits mit seinen Pergament-Tafeln bei der Hand und hielt ein Gespräch mit dem Hochbootsmann, Herrn Abraham Lely.

„Sage Euch, es sollte mir leid thun um den Italiäner, wenn ich ihn nicht wiedersähe; er käme dann nur unvollkommen auf die Nachwelt. Ich habe mir seine Nase nicht genau gemerkt und weiß die Stickerei seines Wammses nur unvollkommen anzugeben."

„Das ist nichts, Mynheer!" entgegnete der Hochbootsmann mit ziemlichem Respekt, da ihm der Rechnungsführer des Schiffes versichert hatte, ein solcher

Maler sei im Range gerade soviel, als ein Offizier des Halbdecks.

„Was?" lachte der Maler. „Wamms und Nase wären nichts? Das Kabelgat mögt Ihr in- und auswendig kennen, Herr Hochbootsmann, aber vom Malerhandwerk versteht Ihr nichts. Da seht diese Tafel; darauf steht Ihr ganz und gar, sammt Eurem Bart und Eurem Zopf. Nun denn, jetzt nehme ich dies Stückchen Gummi und wische Euch die Nase weg; wie seht Ihr nun aus? He?"

„Pfui Teufel!" rief der Hochbootsmann und steckte neuen Kautaback in den Mund.

„Ich will diesen Defekt gleich wieder gut machen," sprach der Maler zeichnend, „so lange ich noch das Original vor mir habe, sintemal es mit dem Zeichnen aus dem Gedächtnisse eine mißliche Sache ist. Herr Abraham Lely, wie wollt Ihr auf dem Bilde dargestellt sein? Es kommt ganz auf Euch an."

„Malt mich, wie Ihr meint, daß mir am wohlsten ist!" entgegnete phlegmatisch der Meister des Kabelgats.

„So male ich Euch mit dem Munde auf dem Spundloch eines Geneverfasses!" lachte von der Velde und kletterte wieder zu Mast, während der Hochbootsmann, dieser respektwidrigen Bemerkung halber, außer sich gerieth und sich erst wieder beruhigte, nachdem

er zweien seiner Maaten und drei angehenden Toppmännern, mittelst eines Tauendes, begreiflich gemacht hatte, daß Willigkeit, Nüchternheit und Gebet die Haupttugenden eines Seemannes im Dienst der Flotte wären.

Es war der dreizehnte Juni und der erste Pfingsttag. Unter einem Führer, so fromm und gottergeben, wie de Ruiter, durfte ein solcher Tag, selbst unter den Kanonen des Feindes, nicht unbemerkt vorübergehen.

Feierliches Geläut erscholl auf dem Verdecke des Admiralschiffes. Aus dem Raume, von den Batterieen, vom Bugspriet und aus den Toppen kamen die Matrosen und Soldaten herbei, sich um den großen Mast drängend, während sich, diesem gegenüber, die Offiziere in einen Halbkreis um ihren Admiral schaarten. Der Prediger erschien, und als er die Hände faltete zum Gebet, ertönte der Gesang:

Zeuch ein zu Deinen Thoren,
Geist Gottes, wohn' in mir!
Du hast mich, Gott, geboren,
Und darum fleh' ich hier:
Entsündige meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste,
Dich ehr' und Alles leiste,
Was ich Dir schuldig bin.

Mit glühenden Worten sprach der Geistliche zu den kampfgebräunten Männern: „Der Kampf für das Vaterland ist auch ein Kampf für den Glauben!“ rief er. „Wir können nur mit Erfolg streiten, wenn wir nicht sündigen wider ihn, und an diesem heiligen Feste uns demüthigen und unser Herz reinigen. Verhilf uns dazu, Herre Gott!“

Und auf's Neue begann der Gesang:

Gieb Freudigkeit und Stärke
Zum Kampf im Glauben; gieb,
Um Satans Reich und Werke
Zu hindern, Muth und Trieb!
Hilf streiten ritterlich,
Laß Jeden überwinden:
Daß keiner je den Sünden
Zum Dienst ergebe sich.

Der Geistliche betete feurig, innig; er rief Heil und Segen auf die Waffen des Vaterlandes herab; er flehte um Kraft und Muth, wenn es Gottes hoher Wille sei, daß man unterliege, und erbat dem Sieger ein demüthiges Herz. Da begannen plötzlich auf dem rechten Flügel, wo van Tromp stationirte, die Kanonen zu donnern, und das Geschwader Sir Georg Ascue's segelte majestätisch auf das Centrum der Niederländer heran. „Kniet nieder, meine Freunde, kniet nieder!“ rief der Geistliche mit mächtiger Stimme,

und empfanget durch mich den Segen des Herrn, ohne dessen Willen kein Haar von Eurem Haupte fällt. Der Herr segne Euch und behüte Euch! Er erhebe sein Angesicht auf Euch und sei Euch gnädig, er neige sich zu Euch und gebe Euch seinen Frieden! Amen!"

„Amen!" wiederholte de Ruiter, „Amen!" sprachen die Offiziere ihm nach; „Amen!" betete gläubig das gesammte Volk.

Und lauter donnerten die Geschütze, näher brauste der Feind heran. Der Geistliche entfernte sich. Ein Wink des Admirals, die Pfeifen der Bootsmanns-Maaten erschallten, die Männer stoben auseinander und schlagfertig standen Alle bei den Geschützen.

Da trat der Marquis de la Ferté an den Admiral heran: „Verzeiht mir, daß ich Euch in diesem wichtigen Augenblicke störe. Mein Vetter Armand von Grammont....."

„Wo ist er?" fiel de Ruiter lebhaft ein. „Seit er ehegestern mit der Schaluppe von uns schied, hat man nichts von ihm vernommen. Wie steht's mit ihm?"

„Er empfiehlt sich Euch, Herr Admiral, für immer!"

„Wie, Herr Marquis?"

„Er ist gestern auf dem Verdecke eines englischen

Schiffes nach einem hartnäckigen Kampfe gefallen. Heute früh kam diese Botschaft an mich."

„Das thut mir leid! Herzlich leid!" entgegnete de Ruiter lebhaft. „Euer junger Freund erwarb sich meine Achtung in einem Augenblicke. Die Stunde drängt, und läßt mich nicht viele Worte machen; aber ich würdige den Verlust, wie er es verdient! Wir wollen seinen Fall rächen! Bleibt an meiner Seite, Herr Marquis! — Segelmeister! Laßt vollbrassen und haltet gerade auf den „Prince royal" ab. Die weiße Flagge Georg Ascue's weht so stolz vom Hauptmast, wir wollen suchen, sie herunter zu bringen."

Die „sieben vereinigten Provinzen" segelten kühn auf den „Prince royal" ein; eine gleiche Macht lag sich gegenüber, von demselben Muthe beseelt. Die beiden Admirale standen auf der Galerie, sie begrüßten sich, dann zogen sie die Schwerter, und laut und immer lauter donnerten die Geschütze. Die bedeutendste Havarie machte sich nach und nach am Bord beider Schiffe bemerkbar, aber keines ließ von dem Andern ab. Die Erbitterung wuchs mit jeder Viertelstunde.

„Geht mir da von dem Segelwerk fort, Herr Maler," sagte der Capitain des Vortopps mit geringer Ehrerbietung. „Wir müssen's anschlagen, weil des

Engländers Kugeln das andere geholt haben. Nun, gefällt's Euch?"

„Gleich, mein Junge!" entgegnete van der Velde und raffte seine Geräthschaften zusammen, die er zwischen den Falten des Segeltuches eingeklemmt hatte. „Der Mastkorb eines Dreideckers während einer Schlacht ist ein verdammt unbequemes Atelier! Pr! Gott schütze uns! Was war das für ein Schlag?"

Der Vortopp-Capitain hielt den schwankenden Maler fest und sagte gleichmüthig: „Eine Kugel schlug gegen den Fockmast; noch ein Paar solche Schüsse, so stürzt er über Bord und wir mit ihm! Hollah, Bursche! Dies Segel auf die Raa!"

Van der Velde hatte seine Pergamenttafeln in die Tasche geschoben und schaute nach dem „Prince royal" hinüber, dessen Mannschaft die Enterbeile in Bereitschaft hielt: „Oho! Princeps Monaco! Habe ich Eure Würdigkeit endlich wieder? Wahrhaftig, der Engländer ist ein großmüthiger Feind, daß er es Euch gestattet, von seinem Mastkorbe aus diesem Schauspiele zuzusehen."

Der Fürst seinerseits machte dem Maler ein Zeichen, und deutete mit der Hand nach dem Admiralschiffe der Holländer hinüber; der Maler schwatzte fröhlich weiter, als ob der Fürst ihn verstehen könne:

„Ihr möchtet gerne zu uns herüber? Kann's Euch nicht verdenken! Nun, bald liegen wir Bord an Bord und dann werden wir sehen, ob Ihr eben so herzhaft springen könnt, als ehegestern. Wißt Ihr mir nichts zu sagen, Princeps? Die Geschütze schweigen, es ist todtenstill gegen vorhin!"

„Sie entern! Sie entern!" rief der Vortopp-Capitain und fuhr längs der Pardune auf das Verdeck herab; die übrigen Toppgasten folgten ihm nach.

In diesem Augenblicke stießen die Schiffe so heftig zusammen, daß der Maler fast aus dem Mastkorb gefallen wäre; ein dumpfes Geräusch ertönte, die Enterbrücken fielen herüber von Bord zu Bord, der Kampf begann, Mann gegen Mann.

„Das Bild ändert sich!" rief der Maler und griff mit der Hand in das Tauwerk, seinen Blick auf die Schlacht heftend, die sich auf beiden Verdecken entspann. „Ha! Was ist das? Princeps! Wie zum Teufel ist er so schnell aus dem Mastkorb gekommen und steuert nun durch alles Volk nach der Stelle zu, wo er gestern hinüber sprang? Da muß ich dabei sein."

Der junge Fürst war waffenlos durch die Kämpfenden geschlichen; jetzt schwang er sich auf die vordere Schanze, betrat den äußern Rand und setzte zum

kühnen Sprunge an. Der Maler stand ihm gegenüber und streckte die Arme aus, als wollte er ihn auffangen. Da gierten die Schiffe zusammen, der Fürst sprang, aber er schwankte und wäre rückwärts über Bord gefallen, wenn ihn nicht der Maler gefaßt und an sich gerissen hätte.

„Nun habe ich Euch! Princeps! Nun bitte ich um Eure Nase!" Aber der Fürst hatte dem Maler kaum flüchtig gedankt, als er wieder davon eilte, und am Eingange der Kajüte verschwand.

„So zu verstehen!" rief van der Velde mit einem spöttischen Lächeln. „Kann der Nase entbehren!" Aber gleich darauf kehrte der Fürst mit Waffen zurück, rief dem Maler ein flüchtiges „Addio!" zu, und enterte den Engländer auf's Neue.

„Halt, Princeps! Halt! Nehmt mich mit!" rief der Maler ihm nach, und raffte vom Verdeck einen Ladestock auf, den er um den Kopf schwang. „Laßt mich auch dabei sein, Herr!" Und fröhlichen Muthes eilte er dem Fürsten nach.

Georg Ascue lehnte, kampfesmüde, gegen den Besanmast, der zerbrochene Degen entglitt seiner Hand; das Antlitz war todesbleich, die Lippen preßte er krampfhaft zusammen.

„Ergebt Euch, Herr!“ sprach de Ruiter zu ihm tretend. „Unnütz ist jeder fernere Widerstand. Macht diesem Blutvergießen ein Ende.“

„Ich will nicht!“ rief Georg Ascue und erhob die geballten Hände. „Ich will nicht!“

„Gern schone ich einen so edlen, tapferen Gegner!“ fuhr de Ruiter fort. „Blickt um Euch her, das Glück des Tages hat gegen Euch entschieden. Wenn Ihr nicht gutwillig Euch fügt, — es sollte mir leid thun, wenn es mir nicht gelänge, Euch vor roher Gewaltthat zu schützen.“

„Soll ich mich feig ergeben, so lange die Flagge Großbritanniens über meinem Haupte weht?“ fragte Ascue, sich energisch aufrichtend.

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ erscholl es aus den Besanmaste, und aufwärts blickend gewahrte man Willem van der Velde, der die Admirals-Flagge gestrichen hatte, und sie zu einem Knäuel zusammenballte. Er kam damit auf das Verdeck herab und sie de Ruiter überreichend, sprach er: „Und somit bezahle ich Euch den Aufwand für Kost und Obdach! Nehmt vorlieb mit meinem ersten Versuche. Das Klettern habe ich bei Euch gelernt.“

Ascue bedeckte im wilden Schmerz das Gesicht mit beiden Händen, dann sagte er mit tonloser Stimme:

„Ich bin der Eure, Herr de Ruiter. Weiset mir an, wohin ich zu gehen habe."

Die Engländer wurden sämmtlich entwaffnet und auf die nächsten holländischen Schiffe vertheilt; eine entsprechende Anzahl niederländischer Seeleute wurde an Bord des „Prince royal" gesendet, und diese erhielten den Befehl, dem Admiralschiffe zu folgen, das sich aus der Linie zurückzog, um die empfangenen Schäden einigermaßen auszubessern.

Während diese Arbeiten in möglichster Eile gefördert wurden, hielt der Admiral einen ernsten Rath, was mit dem so eben eroberten Schiffe zu beginnen sei. Noch war die Schlacht nicht entschieden; Vortheile und Nachtheile standen auf beiden Seiten gleich. Leicht konnten die Engländer sich dieses schönsten ihrer Schiffe wieder bemächtigen und seine Kanonen neuerdings gegen die Holländer richten; nur ein Mittel gab es, dies zu hindern: Vernichtung! Sie ward beschlossen.

„Das ist nur Recht und Gerechtigkeit!" sprach Mynheer Abraham Lely der mit zur Berathung gezogen war.

„Wie meint Ihr das, Hochbootsmann?" fragte der Admiral.

„Mit Genehmhaltung vor Eurer Admiralschaft. Es

ist heute jährig, seit der tapfre Admiral van Wassenaar mit seinem herrlichen Schiffe daran glauben mußte! Nun, Zug um Zug! Haben wir doch den Engländern erlaubt, sich erst von dem Schiffe zu entfernen, und unsere Leute mußten damals Alle den Sprung mitmachen. Mit Excuse, Herr de Ruiter, aber dies englische Ungeheuer mit seinen neunzig eisernen Mäulern darf nicht länger mitblaffen."

Der Tag neigte sich, und die Dämmerung stieg aus den Wellen auf. Von dem englischen Admiralschiffe war die holländische Besatzung wieder entfernt worden, und zwei Brandschiffe wurden gegen dasselbe ausgesendet.

„Darf man wissen, was dies Alles bedeutet?" fragte der Maler den kommandirenden Admiral."

„Ich bin damit beschäftigt, Meister, Euch ein Schauspiel zu bereiten, wie kein König es dem andern geben würde, um nicht in den Ruf eines Verschwenders zu kommen. Ein Schauspiel, gegen welches alle Bilder, die Ihr gemalt haben mögt, kalt und abgeblaßt erscheinen. Gebt also jetzt wohl Acht."

„Mit welchen Farben denkt Ihr das zu malen?" fragte der Maler rasch.

„Mit Feuer, Meister; mit Feuer!“ entgegnete de Ruiter. „Jetzt!“

Die abgeschickten Brander hatten den Bord des „Prince royal“ erreicht und saugten sich wie Harpyen daran fest. Aus ihrem unheilschwangeren Rumpfe stieg ein tödtlicher Dampf empor, einzelne Flammen zuckten durch die pestartigen Wolken und schlängelten sich um das Takelwerk, das die Ermatteten mit siedendem Pech tränkte und ihnen dreifache Stärke verlieh. Sie wuchsen mit dem Fluge der Secunden und ein zischendes, prasselndes Gluthmeer wogte auf der Meeresfluth mit steigender Kraft auf und ab.

Der Maler blickte unverwandt auf dies Schauspiel, von welchem sich das Admiralschiff jetzt immer mehr entfernte. Sein Gesicht war bleich, aber seine Augen glühten und die Arme hielt er fest in einander verschlungen. Eine neue Welt ging in diesen Augenblicken vor ihm auf und seine Phantasie begann einen endlosen Flug. „Wer das malen könnte!“ sprach er unbewußt vor sich hin. „Es würde ein Bild, das durch Jahrtausende leuchtete.“

Jetzt sprang das feindliche Linienschiff mit einem furchtbaren Knall in die Luft; das Firmament erbebte und in der tiefsten Tiefe hallte es wieder.

Eine Dampfwolke breitete sich aus, die den weiten Horizont einhüllte, und darin flogen brennende Trümmer hin und her; dann aber erlöschten endlich die letzten Ueberbleibsel des ungeheuern Bau's, der noch vor wenigen Stunden der Stolz und die Hoffnung einer Flotte war. Und als endlich der letzte verkohlte Stumpf untersank, wagten die Holländer nicht, einen Freudenruf zu erheben; es kam ihnen vor, als ob ein Schmerzens-Schrei aus der Tiefe zu ihnen herauf töne.

Hell aufglühend stieg der neue Morgen aus den Wellen empor. Eine scharfe Bramsegel-Kühlte wehte und gab den einzelnen Schiffen der beiden Flotten Gelegenheit, sich wieder zu sammeln. Von verschiedenen Seiten zogen sie heran, Jeder zu seiner Station, und kein Holländer hinderte den Britten, kein Britte den Holländer; der dreitägige Kampf hatte die Männer aufgerieben. Mit der physischen Kraft war auch die geistige abgestorben; sie lebten nicht, sie vegetirten nur. Die Stimmung der Leute ging auf die Offiziere über, diese verhielten sich schweigend und wenn eine Arbeit unumgänglich nöthig war, wurde

der Befehl dazu mit dumpfer Gleichgültigkeit gegeben.

In einer Kammer des Kajütenraumes lag auf einem Ruhebette der Fürst von Monaco mit verbundenem Kopfe. Vor ihm saß der Maler und betrachtete ihn aufmerksam: „Nur gut, daß ich dem Wundarzt durch die Schule gelaufen bin, ehe ich zum Pinsel griff; hätten wir auf den Schiffs-Doctor warten sollen, er wäre unterdessen verblutet. Oho, Princeps! Ihr schlagt die Augen auf? Sprecht nicht, Herr, das darf ich Euch nicht gestatten. Aber vorschwatzen will ich Euch, so viel Ihr wollt, denn zum Zeichnen habe ich heute keine Lust, und Euer Bild soll ich nun einmal nicht mit Muße abconterfeien."

„Was macht mein armer Freund?" fragte eintretend der Marquis de la Ferté. „Dieser Kühltrank wird ihm wohlthun."

„Fragt zu einer andern Zeit nach," antwortete der Maler flüsternd. „Jetzt ist er fest wieder eingeschlafen. Was die holdseligste Gemahlin des Princeps sagen wird, wenn sie ihren Eheherrn so gräulich zusammengeflickt wieder sieht, mag auch nicht besonders zum Ruhm der holländischen Flagge beitragen, und wenn sie gar erfährt..."

Der Maler ward in seinen weitern Mittheilungen unterbrochen. Herr de Ruiter hatte eine genaue Umschau auf seinem Schiffe gehalten und überall die sorgsamsten Vorkehrungen getroffen. Dann begab er sich der Reihe nach zu den Kranken und betrat mitten in der Rede des Malers die Kammer des Fürsten, der mattlächelnd die Augen aufschlug.

„Muth, junger Herr! Muth!" sagte der tapfre Führer. „Wir werden eine Gelegenheit finden, Euch zu rächen; Euer Freund dort wird es für Euch übernehmen und jeder brave Offizier meiner Flotte wird ihm beistehen. Ich hoffe, Ihr seid mit Allem, was Ihr irgend bedürft, hinreichend versehen worden. Meister, ich verpflichte Euch, dafür zu sorgen."

„Das gebührt mir auch," entgegnete Willem van der Velde. „Keinem liegt mehr daran, als mir, daß er genese, denn ich habe ihn erst halb fertig gemacht, und wenn ich auch ein Republikaner bin, so habe ich doch zu viel Respekt vor einem Fürsten, als daß ich ihn mit unvollkommener Visage der Nachwelt überliefern sollte."

Ein Offizier trat ein, bleich und verstörten Angesichtes: „Herr Admiral!"

„Was giebts?" fuhr de Ruiter auf. Dann den Boten näher betrachtend, sagte er ruhig: „Ihr scheint

nicht gewußt zu haben, daß hier ein Kranker liegt; Euer ungestümes Eintreten hat ihn erschreckt. Gehabt Euch wohl, Herr Fürst, denkt an nichts, als an Eure Genesung; ich besuche Euch bald wieder."

Der Admiral ging hinaus. Der Offizier folgte ihm und sagte: „Mögt Ihr mein Benehmen entschuldigen...."

„Herr Lieutenant!" unterbrach ihn de Ruiter, „Was Ihr auch immer zu melden habt, ich mag nicht das Zeichen der Furcht auf der Stirn meiner Umgebung sehen. Wenn die Offiziere mit den Knieen schlottern, was sollen die Matrosen thun? Was giebt es?"

„Eine neue Flotte der Engländer ist im Ansegeln begriffen..."

„Was sagt Ihr? Faselei!"

„Wenn Ihr Euch auf das Verdeck bemüht, werdet Ihr sehen, daß ich Wahrheit spreche."

Und de Ruiter eilte die Treppe hinauf, ohne einen weitern Bericht abzuwarten.

Seit ein Paar Stunden hatte sich der Schauplatz bedeutend verändert. Die Schiffe der beiden feindlichen Flotten hatten sich zum großen Theil wieder zusammen gefunden, und in eine Linie gelegt; aber von keiner Seite kam der Gedanke an einen Angriff, man

fühlte sich zu ermattet und hatte vollauf zu thun, die schweren Havarieen, die man in den drei verflossenen Tagen empfangen hatte, nothdürftig wieder auszubessern. Aber plötzlich änderte sich die Scene und der Muth der Engländer wuchs mächtig empor. Prinz Robert Stuart hatte in den zunächst gelegenen englischen Häfen alle irgend disponiblen Fahrzeuge beigetrieben und eilte nun mit einem Geschwader von achtzehn wohlausgerüsteten Schiffen, mit frischer Munition und völlig ausgeruhter Mannschaft zum Beistand der erschöpften Freunde herbei. Er wurde mit lautem Jubel empfangen, und der Muth der Engländer stieg bei dieser unerwarteten Hülfe zur schwindelnden Höhe.

Die Holländer fühlten nur stummes Entsetzen. Stieren Auges starrten sie diese neue Erscheinung an, sie hatten keine Gedanken, wie es mit der nächsten Zukunft werden sollte, aber unwillkührlich griffen sie nach den Händen, als wären diese schon mit feindlichen Ketten belastet.

Aber als ob die steigende Gefahr den Muth und die Einsicht des kühnen Seemanns verdoppele, sah man Michael de Ruiter inmitten dieser Verwirrung ruhig lächeln. Er bedachte sorgsam das nächste; als er den Offizieren seine Ordres gegeben, die von die-

sen maschinenmäßig ausgeführt wurden, warf er feurige Blicke auf die Flotte der Feinde, die sich zum schnellen Angriff rüstete, und ein stolzer Gedanke wetterleuchtete auf seiner Stirn.

Ein Signal ward an alle Schiffe gesendet; von jedem Bord sollten sich einige an das Admiralschiff begeben. Nicht Offiziere allein, sondern Männer von allen Graden, Halbmatrosen und Seesoldaten nicht ausgeschlossen. Die Böte flogen heran; dichtgedrängt standen die Massen auf dem Verdeck des Admiralschiffes und sahen auf den Führer, der noch immer spähend nach dem Feinde hinüberblickte.

Jetzt waren auch die letzten Deputirten angelangt und plötzlich trat Michael de Ruiter in ihre Mitte: „Dort ist der Feind!" rief er aus. „Voll Kraft, stark, mächtig; wir sind schwach, unser Muth ist gebrochen bei diesem Unerwarteten! Darum laßt uns eilen, schnell eilen, damit wir von hinnen kommen, und noch retten was zu retten ist! Ich habe Euch gerufen, um Euch zu sagen, daß wir nur noch in der eiligsten Flucht einzig und allein unser Heil finden."

Tiefe Stille herrschte nach diesen Worten, aber manches gebräunte Seemanns-Angesicht richtete sich fest auf den Admiral. Dieser fuhr fort: „Wenn wir

in Holland landen, wird man zwar mit Fingern auf uns weisen, man wird uns verspotten und uns eine Weibermütze auf den Kopf setzen, aber wir haben doch unsere Heimath erreicht, und können am Feuer hockend sagen, daß wir drei Tage gefochten..."

„Um am vierten wie arme Schächer davon zu laufen!" rief Willem van der Velde plötzlich dazwischen.

„He! Was ist das?" wandte sich der Admiral um.

„Das paßt nicht in meinen Bilderkram!" fuhr Jener fort. „Wie soll ein Niederländer es malen, wenn seines Landes Flotte das Weite sucht? Das wollen die Leute auch nicht; sie sehen es ein, daß ihr Admiral nur ihren Ehrgeiz wecken will. Aber das ist gar nicht nöthig, denn alle braven Seeleute haben stets das Herz auf dem rechten Fleck. Hurrah! Wir fechten!"

„Hurrah!" rief das Volk.

„Ja, ich hatte Unrecht!" rief de Ruiter. „Ich hätte es gleich wissen müssen, daß meine braven Jungen mich nicht verlassen würden! Keiner! Cornelis Tromp! Johannes Meppel! Tretet zu mir und gebt mir die Hand! Mancher ist uns in diesen glorreichen Tagen vorangegangen; laßt sie nicht umsonst

gefallen sein! Sprecht, Ihr Alle! Seid Ihr fest entschlossen dem Feinde die Stirn zu bieten und zu siegen?"

„Ja! Ja! Ja!" ertönte es von allen Seiten.

„So haben wir schon gesiegt! Drauf und dran! Zurück an Eure Schiffe und muthig dem Feinde entgegen! Ehe die Sonne sinkt, müssen diese Engländer ihre Flagge streichen! Sie kommen, sagt Ihr? Laßt sie kommen! Braßt an den Wind die Segel! Wir wollen ihnen entgegen und ihren Weg abkürzen! Klar die Kanonen!"

Kaum waren die Böte nach den verschiedenen Schiffen zurückgekehrt, als die vordersten Fahrzeuge der englischen Flotte auch neben den Holländern anlangten. Diese zogen sich weiter zurück; sie dehnten sich zu beiden Seiten aus, aber nur, um die Engländer ringsum einzuschließen, ein verzweifeltes Manöver, das die Nothwendigkeit gebot. Und kaum war es ihnen gelungen, als sie ein mörderisches Feuer eröffneten und die erstaunten Gegner für Augenblicke zum Schweigen brachten.

Mehrere Stunden währte der Kampf, dann zog sich das Schiff des Prinzen Robert Stuart zurück, Admiral Monk folgte und von dem Halbdeck der „sieben vereinigten Provinzen" schmetterte die Sieges-

Fanfare. Hoch in die Luft warfen die Matrosen die Hüte, Offiziere und Gemeine lagen sich mit überströmenden Augen in den Armen. Schon rüsteten sich die am meisten mobilen Schiffe zum Verfolgen an, die, Segel auf Segel thürmend, ein sprudelndes Kielwasser zurückließen; — da braute zwischen den beiden Parteien ein dichter Nebel aus den Wassern auf und bildete eine Mauer, die sich mit jeder Secunde mehr verdichtete, und kein frommer Seemann durfte den Himmel so sehr versuchen, daß er in diese Nacht hineingesteuert wäre.

„Gott will es nicht!" sagte de Ruiter. „Laßt ab. Der Sieg kommt von Ihm! Ihm sei allein die Ehre!"

Er zog den Hut und schaute verklärten Blickes zum Himmel auf.

„So male ich ihn!" rief van der Velde, der unfern von ihm stand.

XXXVIII.

Rochester River.

(Juni 1667.)

Unfern der Insel Chapey, auf dem Revier von Rochester, lag die holländische Flotte vor Anker. Die am meisten vorgedrungenen Schiffe stationirten so nahe, daß die Kugeln der Citadelle von Charneß sie erreichen konnten, während die letzten so weit zurücklagen, daß man ihre Signal-Flaggen nur mittelst eines Sehrohrs erkannte.

Inmitten dieser langen Linie, die sich längs dem Ufer ausdehnte, befand sich das Schiff des Ober-Admirals. In der Kajüte desselben waren die Männer zur ernsten Berathung versammelt. Michael de Ruiter führte den Vorsitz, ihm zur Seite saßen die Deputirten der General-Staaten. Oben an der Ruwart van Putten, Herr Cornelius de Witt, regierender Bürgermeister von Dortrecht.

Vor ihnen stand ein blühender junger Mann von kaum neunzehn Jahren, mit der Capitains-Uniform bekleidet. Es war Junker Engel de Ruiter, der so eben das Commando der Achtzehn-Kanonenbrigg „Hollandia" empfangen hatte.

„Nicht mir gebührt der Dank des jungen Capitains," entgegnete der Admiral ernst auf die Dankesagungen des Junkers. „Wäre es auf mich angekommen, hätte es mit einer solchen Auszeichnung noch eine Weile Anstand haben müssen. Ich bin nicht dafür, daß die unerfahrnen Söhne hochgestellter Offiziere bequem über die Hake des Steuer-Ruders in die Kajüts-Fenster steigen. Es soll Jedermann seinen Weg durch die Ankerklüse und das Kabelgat zum Halbdeck machen; nur so erzieht man dem Lande eine Flotte. Aber die Herren Bevollmächtigten wollten es, und so mag es dabei sein Bewenden haben. — Geh, mein Sohn, und gieb ihnen den Handschlag."

Der junge Capitain leistete den Handschlag und wollte sich entfernen, aber der Vater rief ihn zurück: „Nicht also, junger Herr! Wollt Ihr die goldenen Tressen am Wamms tragen, müßt Ihr auch dazu thun, sie zu verdienen. Entschlagt Euch nur des Gedankens an den Schmaus, den Ihr mit Euren Kameraden verabredet habt, und begebt Euch sofort an

Bord Eures Schiffes, wo Ihr bis auf weitere Ordre zu verweilen habt."

„Ich bitte Euch, Vater!" rief der Junker.

„Der Admiral hat gesprochen!"

„Nur ein Wort, ein einziges, flehe ich!"

Der Admiral erhob sich und führte den jungen Capitain auf den vordern Gang: „Was willst Du von mir?"

„Verstattet mir nur, heute noch gegen Abend an's Land zu gehen und dort bis gegen Morgen zu verweilen; ich gab mein Wort."

„Du wirst es brechen müssen!"

„Wie, mein Vater? Dieser Schimpf!"

„Dieser Wortbruch beschimpft Dich nicht; er geschieht nicht mit Deinem Willen. Ich nehme die Folgen auf mich."

„Was kann Euch nur bewegen, so hart gegen mich zu sein, theurer Vater?"

Der Admiral blickte sehr ernst; er legte die Hand auf die Schulter des Sohnes und sagte: „Junker Engel, Liebes-Abentheuer mit losen Dirnen sind eine traurige Beschäftigung für einen jungen Mann, der seinen Weg erst machen will."

Ein glühendes Roth deckte das Angesicht des Jünglings: „Miß Harriet Clyde ist ein edles Mädchen!"

„Ich sagte das nur in Bezug auf Deinen Freund Cornelis Voß, damit Du es ihm wieder sagst," fuhr de Ruiter fort. „Aber es ist noch immer besser, von leichten Frauenzimmern betrogen zu werden, als ein ehrliches Mädchen zu beschwatzen, das man nie besitzen kann. Wenn Du wirklich liebst, so mußt Du es zeigen, und nicht ein unschuldiges Mädchen dem Zorn ihres Vaters, der allgemeinen Verläumdung preisgeben. Muth, mein Sohn! Jetzt an Bord, bis auf weitere Ordre."

Diese Ordre ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete, daß Capitain Engel de Ruiter binnen drei Stunden die Anker lichten und in See gehen solle, um die etwaigen Kauffahrer, die ihm unter holländischer Flagge begegnen würden, sicher nach dem Terel zu geleiten. Mit blutendem Herzen gab der Capitain den Befehl zur Abreise; er hatte nur noch Zeit, seinen Freund Cornelis Voß zu sich an Bord zu entbieten, und mit ihm geheime Rücksprache zu nehmen.

„Du kannst Dich auf mich verlassen!" entgegnete der Freund bei'm Scheiden. Auf meine Liaison mit der Sally kommt es nicht an, dergleichen leichtes Volk trifft man allenthalben und ist mir nicht besonders an's Herz gewachsen. Aber mit Dir und Deiner Miß ist es etwas anders. Ich bringe ihr den

Schwur der Treue, und müßte ich sie in dem Mittelpunkte der feindlichen Armee aufsuchen, darauf verlaß Dich."

Die Freunde trennten sich.

Der Admiral war zu den Commissarien zurückgekehrt, die er im ernsten Gespräch beisammen fand. „Ihr sprecht von den Unterhandlungen zu Breda, werthe Herren? So sehr ich meinem Vaterlande den Frieden wünsche, so muß ich doch daran zweifeln; England handelt nicht aufrichtig."

„Sollte nicht meinen," entgegnete Cornelius de Witt. „Hat doch der König erst neulich einen zweiten Bevollmächtigten nach Breda geschickt, der mit noch ausgedehnteren Vollmachten versehen ist, als die erstern. Ich zweifle nicht, daß der Friede zustande kommt, denn England fühlt die Last, wie wir."

„Kann ebenfalls solcher Hoffnung nicht Raum geben, werther Freund," sagte einer der andern Herren, „und muß mich zur Ansicht des Herrn Admirals bekennen."

„Und Schweden?" fragte Cornelius de Witt. „Schweden, das diesen Frieden so sehnlichst wünscht, Ihr wißt wohl warum, und deshalb seine geschicktesten Unterhändler nach Breda gesandt hat ...."

„Werden auch nichts ausrichten, werther Freund,"

antwortete Jener. „Diese Engländer sind ein allzustolzes, hochmüthiges Volk, das sich nicht beugt, so lange ihm noch ein Schimmer von Hoffnung bleibt. Ihr seht's, wir liegen auf einem englischen Strom, Angesichts ihrer Städte und Festungen; unsere Soldaten sind gelandet und halten ihre Dörfer und Pachthöfe besetzt. Geben sie auch nur ein gutes Wort?"

„Sie werden es geben, verlaßt Euch darauf," fiel de Ruiter ein, „wenn nur irgend ein Mittel gefunden wird, die Macht Rochesters zu brechen. Diese Stadt ist der Schlüssel von London. Und ich finde dieses Mittel; ich werde es finden!"

Da trat ein Offizier ein, und meldete, daß der Capitain Johannes van Brakel um eine Audienz bei dem Herrn Admiral und den Commissarien der Herren General-Staaten bitten lasse."

„Capitain van Brakel?" fragte Cornelius de Witt. „Wenn mir recht, so steht dieser Name in dem Bericht, der gestern von Euch gemacht wurde. Dieser Capitain van Brakel hat Arrest. Ist es nicht so, Herr de Ruiter?"

„So ist es," antwortete dieser. „Die Noth zwang uns, den Befehl zu ertheilen, daß kein Capitain seinen Leuten gestatten soll, an's Land zu gehen, denn nur so ist Unheil zu verhüten. Trotz dieses Befehls

hat Herr van Brakel es sich gestattet, zwei Böte mit Mannschaften als beurlaubt vom Schiffe zu lassen, und diese Kerle haben die grausamsten Excesse verübt. Da glaubte ich ein Exempel statuiren zu müssen, und habe nicht blos jene verbrecherischen Hunde scharf bestraft, sondern auch den Capitain in Arrest geschickt."

„Ihr habt sehr wohl daran gethan. Sollte jener Capitain jetzt unsere Fürbitte in Anspruch nehmen wollen? Was meint Ihr dazu, de Ruiter?"

„Ich meine, daß es uns nicht schaden kann, wenn wir ihn hören. — Was hat der Gefangene für Gründe angegeben, als er um die Audienz nachsuchte?"

„Er sagte," antwortete der Offizier, „seine Vorschläge wären von der größten Wichtigkeit."

„Nun denn, Ihr Herren," sagte lächelnd de Ruiter, „da habt Ihr's. Wer weiß, welche kühne Idee plötzlich in dem Geiste dieses Capitains aufgewacht ist? Es wäre sündhaft, und wir könnten's nimmer verantworten, wenn wir sie nicht anhörten und erwägten. Mit Eurer Erlaubniß lasse ich also den Herrn kommen."

Nach einiger Zeit trat der bezeichnete Capitain ein, in Uniform, aber ohne Degen. Es war eine herkulische Gestalt mit gebräuntem Gesicht, keckem, trotzigem

Wesen, voll Verwegenheit und von fast übermenschlicher Stärke. Er trat ohne Furcht an den Tisch, und die Versammlung mit seinen feurigen Augen anblitzend, rief er aus: „Ihr habt mich verurtheilt?"

„Mit Fug und Recht, nach den bestehenden Gesetzen!" antwortete de Ruiter fest.

„Um einer solchen Kleinigkeit willen, so mit einem Offizier zu verfahren! War ich keiner Rücksicht werth?"

„Das Schiffs-Gesetz ist für den Bootsjungen wie für den Admiral; den Uebertreter trifft es mit eiserner Strenge."

„Nun ja, zum Teufel! Ich hatte Unrecht. Aber ich halte es nicht aus zwischen den vier Wänden. Ihr müßt mich freilassen."

„Nach drei Mal achtundvierzig Stunden, ja!"

„Nein! Jetzt gleich, auf der Stelle! Ich will mich lösen. Zwei Meilen aufwärts liegen Englands schönste Schiffe. Die Kanonen von Charneß schützen sie; am Lande stehen Soldaten und bewachen jedes vorüberfliegende Boot. Laß sie lauern! Ich führe Euch einen Brander hindurch, der Euch die stolzen Dreidecker mit einem Strom von glühendem Pech und brennendem Theer vernichten soll."

„Ihr versprecht etwas viel, Herr Capitain," ent-

gegnete der Ruwart van Putten, Herr Cornelius de Witt.

„Nicht mehr, als ich halten kann. Ich bleibe Euch mit meinem Ehrenwort verpfändet."

„Und wißt Ihr nicht," fiel der Ruwart ein, „daß die Engländer quer über das Revier eiserne Ketten gezogen haben, die jede Durchfahrt unmöglich machen?"

„Es wird auch keine Hexerei sein, einen Schlagbaum dieser Art zu brechen. Laßt mich an Bord zurückkehren, und setzt mein Schiff an einen Sieg. Geht es bei dem Unternehmen darauf; — nun die Staaten verlieren nichts daran, denn es ist alt und morsch, und nur solche Taugenichtse wie ich und meine Leute halten sich darin über Wasser. Ich sprenge Euch die Ketten."

„Ihr habt wohl überhört, daß die Ketten von Eisen sind?" wiederholte einer der Deputirten mit einigem Hohn.

Capitain Johannes van Brakel warf einen geringschätzenden Blick auf den Deputirten, dann ging er zum Kamin, und ergriff eine jener geschmiedeten Eisenstangen, womit man die Kohlengluth anschürt. Er faßte sie an beiden Enden und brach sie ohne sichtliche Anstrengung entzwei. „Eisen ist stark!" sagte er kalt und ließ die Stücke fallen.

Die Deputirten sahen sich an und wußten nicht, was sie thun sollten; de Ruiter winkte ihnen, und der Sache eine scherzhafte Wendung gebend, sagte er lachend: „Ihr habt eine gute Manier, das alte Schiffs-Inventar aus dem Wege zu schaffen und ich danke Euch dafür, denn das Ding da war längst nicht mehr nach meinem Sinn. Aus dem Eisen der Ketten, die uns jetzt noch den Weg nach Rochester sperren, könnte man leicht ein brauchbareres Geräth schmieden. Wenn Ihr diese Ketten sprengt, bringt mir soviel davon mit, daß ich mir eine neue Schürstange davon machen lassen kann."

„Sollt Ihr haben, Herr Admiral! Sollt Ihr haben!" rief Capitain van Brakel erfreut. „Soll mich Gott strafen, wenn ich nicht gleich gedacht habe, daß es so kommen müßte; noch drei Stunden in der muffigen Kajüte und ich wäre für immer ein stiller Mann gewesen. Gehabt Euch wohl! Mit der nächsten Fluth ist der Weg nach Rochester frei und die englischen Dreidecker müssen brennen, sie mögen wollen oder nicht."

Er entfernte sich rasch. Ihm folgten bald darauf die Deputirten, und de Ruiter, jetzt allein, setzte sich und schrieb die nachstehenden Zeilen an den Obersten,

Sir Georg Clyde, Commandanten des Forts von Charneß:

„Mein Herr! Wenn ich auch als Euer Feind Euch gegenüberstehe, verbietet mir die Ehre doch nicht, dem Mann, den ich überall als ein Muster ritterlichen Sinnes nennen höre, einen Dienst zu leisten, der ihn vor großer Betrübniß bewahrt. Es ist mir bekannt, daß Eure Tochter sich außerhalb Eures Forts auf einem Landsitze befindet, der von meinen Truppen besetzt ist, und begreife, wie Ihr Euch um das Schicksal des verlassenen Kindes härmt. Gebt mir Euer Ehrenwort, nichts gegen uns zu unternehmen, während ich Euch Euer Kind zuführen lasse, und Ihr sollt ungehindert das Fort verlassen können, um die Jungfrau von unsern Vorposten in Empfang zu nehmen. Laßt mich Eure Antwort wissen.

Michael Adrianson de Ruiter."

Ein Boot, das an seinem Vordersteven eine weiße Parlamentair-Flagge zeigte, wurde mit diesem Schreiben abgesendet, und brachte nach einiger Zeit folgende Antwort zurück:

„Der Oberst Georg Clyde sagt dem Admiral de Ruiter den verbindlichsten Dank für das ihm gemachte Erbieten. Er giebt ohne allen Vorbehalt das von ihm verlangte Ehrenwort und wird sich pünktlich auf

dem bezeichneten Platz einfinden, um sein Kind in Empfang zu nehmen, von dem getrennt zu sein, ihm so bittere Schmerzen verursachte. Ueberall, wo es des Landes Dienst und die Ehre seiner Waffen nur irgend verstatten, wird der Vater die Güte des Admirals mit Wort und That zu würdigen wissen, und seine Menschenfreundlichkeit in einem dankbaren Herzen bewahren.

Georg Clyde, Oberst."

Als de Ruiter diese Zeilen gelesen hatte, sprach er vor sich hin: „Der Junge mag wild genug sein, und wird mit den Wellen draußen um die Wette brummen. Aber sein Herz ist gut und ich weiß, er wird es mir noch einmal Dank wissen." Dann aber traf er die nöthigen Vorkehrungen, um die junge Dame aus dem Landhause zu entfernen und ihrem Vater entgegenführen zu lassen.

Auf einem schmalen Theile des Reviers flogen zwei Böte auf einander zu. In dem einem stand Johannes van Brakel und trieb die Ruderer zur Eile an. Er grüßte nach dem andern Boot hinüber und rief: „Wenn's Euch gefällig ist, Capitain Voß, lenkt in

mein Kielwasser, ich habe Euch etwas zu sagen. Kommt zu einem guten Schluck Genever bei mir an Bord."

„Oho, Johannes van Brakel, seid Ihr aller Bande quitt? Hurrah, ich folge Euch! — Frisch, Jungens, streicht! — So, Herr, nun halte ich hinter Euch drein."

Die beiden Capitaine erreichten bald das Deck des Schiffes und die Mannschaft jubelte dem Führer laut entgegen.

„Ja, Jungens! Da habt Ihr mich wieder! Hurrah für einen lustigen Abend! Ich habe einen tollen Streich vor, aber er kann Arm und Beine, auch allenfalls den Kopf kosten. Wer will mit?"

„Ich! Ich!" rief es von allen Seiten.

„Wenn sonst Einer oder der Andere hier wäre, der zu einem solchen Abentheuer nicht Lust hätte, so sage er es frei, und er mag ungehindert auf ein anderes Schiff übertreten."

„Nein, nein, Herr! Wir bleiben bei Euch! Drei Mal Hurrah für Johannes van Brakel und seine lustigen Matrosen!"

Der Capitain war indeß mit seinem Gast in die Kajüte gegangen und hatte diesem seinen Plan mitgetheilt.

„Alle Donner! das ist ein schmuckes Stück Arbeit," rief dieser. „Aber Ihr habt Recht, den Hals kann es kosten. Nun, daß Ihr es wißt, ich bin mit von der Parthie; so oder so sollt Ihr mich thätig sehen, darauf verlaßt Euch! Und nun lebt wohl, ich habe auch meine Geheimnisse, die ich aber bei Euch nicht ausplaudere, denn sie sind für Euch allzuzarter Natur."

„Zarter Natur?" brummte Capitain van Brakel. „Ist das mit Wasser versetzter Genever?"

„Der könnte Euch allerdings zur Verzweiflung bringen. Wann lichtet Ihr?"

„Eine Stunde vor Hochwasser!"

„Ihr werdet von mir hören! Lebt wohl." Mit diesen Worten stieg Capitain Cornelis Voß in sein Boot und ließ nach einem bestimmten Punkte der Küste rudern, wo ein holländischer Posten stand. Hier sprang er aus, sandte das Boot zurück und begab sich landeinwärts. Am Eingange eines reizenden Landsitzes kam ihm ein junges hübsches Mädchen mit verweinten Augen entgegen.

„Sally!" rief der junge Capitain, „Sally, Du weinst? Was giebt es denn?" Er wollte sie umarmen, aber sie machte sich rasch von ihm los und sagte unwillig: „Ihr Holländer seid die abscheulich-

sten Leute von der Welt! Ueberall, wo Ihr nur hinkommt, richtet Ihr das größte Unheil an."

„Wir sind zum Erobern berufen, schöne Sally."

„Ihr seid zu gar nichts berufen," schmollte Sally, „weder Ihr, noch Euer schmachtender de Ruiter, sonst würde doch einer von Euch erschienen sein, um das Unheil von mir und meiner Miß abzuwenden."

Es kam zu Erklärungen und Cornelis Voß erfuhr nun, daß die schöne Miß von den Abgesandten des Admirals bis zu den holländischen Vorposten geleitet und dort von ihrem Vater in Empfang genommen sei; sie selbst wäre ihrer Herrin gefolgt, doch von dieser inständigst gebeten worden, zurückzubleiben um ihrem Geliebten zu sagen, daß sie nur gezwungen dieses Haus verlassen habe, und ihm ihre Treue unverändert bewahren werde.

„Nun schlage der Donner drein!" rief Cornelis Voß. „Mein Kind, das ist eine ganz verdammte Geschichte! Soll mich der Teufel holen, aber das Alles ist den Henker nichts werth. Dem de Ruiter kannst Du Dein Gewerbe nicht bestellen, denn er schwimmt schon auf hoher See, und zu Deiner Miß kannst Du auch nicht, weil unsere Soldaten gegen Charneß heranziehen, um .... doch das gehört nicht hierher. — Aber halt! Da kommt mir ein präch-

tiger Gedanke! Leb wohl, Kind! Leb wohl! Ich habe keinen Augenblick länger Zeit! Es fluthet schon und eine Stunde vor Hochwasser geht der Teufel los. Leb wohl, Schätzchen, wenn Alles vorbei ist, holen wir Dich nach!"

Und ohne dem holden Kinde nur noch einen Augenblick zu widmen, eilte er nach dem Strande zurück, wo ein Bumboot ihn an sein Schiff brachte.

Die Aeußerung des jungen Capitains hatte vollen Grund. Außer den bereits am Lande befindlichen Truppen, wollte man noch mehrere Seesoldaten und Matrosen ausschiffen und mit diesen gemeinschaftlich einen Angriff auf das Fort von Charneß machen, um die Aufmerksamkeit der Engländer so viel nur möglich von dem verwegenen Unternehmen des Capitains van Brakel abzulenken, und dieser traf alle Anstalten, dasselbe in's Werk zu richten.

„Nun, Ihr Hunde!" redete van Brakel seine Leute an, „um Euretwillen habe ich in Arrest gesessen, um Euretwillen geht jetzt der Tanz mit diesen Engländern los! Bleibt mir bei der Stange, sage ich Euch, oder Ihr sollt fühlen, daß Eisen scharf ist. Das Volk da in Rochester hat so viel Bier und Gin in den Kellern, daß ein Vierzig-Kanonen-Schiff darauf

herumschwimmen kann. Das ist genug für eine Rede, denke ich, und nun vorwärts an die Ankerwinde!"

Mit lautem Jubel flogen die Kerle mit den Handspaken zur Spille, und begannen ihr Werk. Der Capitain betrachtete unterdessen mit wachsender Freude ein aufsteigendes Unwetter; die finstern Wolkenmassen breiteten sich immer mehr aus, und wild flog der Sturm in gerader Richtung, die gemeinschaftliche Bahn mit der rasch strömenden Fluth, das Revier hinauf.

„Wie steht's, Capitain," fragte der Ober-Steuermann, „sollen wir ein Reff in die Marssegel legen, und vielleicht die Bramraaen herunterbringen..."

Der Capitain unterbrach ihn: „Wollt Ihr nicht auch den Klüverbaum einlaufen lassen, die Stengen abnehmen, und die Untersegel in des Bootsmanns Spinde bergen? Sturm! Was Sturm! Mir wäre er recht, wenn er auch alle Segel aus den Linken risse und wir vor Topp und Takel dahin lenzten. He, Hollah! Was giebts da vorne?"

„Der Anker ist gelichtet, Capitain!" rief der Bootsmann nach dem Halbdeck herüber.

„Das ist gut, mein Junge! Los die Marssegel und fischt den Anker! Hurrah! — Da! Unser Manöver ist schon am Lande bemerkt! Hei! wie sie rennen! Und da springt ein Kerl auf einem halblah-

men Gaul, der sich das Botenlohn durch Ansagen verdienen will! Heißah, meine Jungen! Ihr müßt schnellere Beine haben, wenn Ihr mit dem Johannes Brakel um die Wette rennen wollt!"

„Der Anker ist herauf und die Klüse klar!" rief der Bootsmann.

„Gut das! Strafft nun die Marssegel, laßt die Schooten der Untersegel fallen, und hißt die Bramsegel! Hurrah! Nur das nothwendige Volk zum Segelsetzen, Alle Andern an die Geschütze! —"

Mit Staunen sahen die Engländer vom Strande aus die Bewegungen des holländischen Schiffes, das für sich allein den Anker lichtete und mit dem fliegenden Sturm um die Wette das Revier von Rochester hinaufsegelte. Von allen Seiten strömten die Soldaten herbei; man schoß die Gewehre ab, man richtete das Geschütz auf die Breitseiten des verwegenen Schiffes, aber ehe die Kugel in der Mitte des Stromes anlangte, war das Schiff längst aus ihrem Bereiche.

Die Besatzung des Forts von Charneß war auf den Schanzen versammelt und rüstete sich, den verwegenen Segler anzugreifen. Oberst Clyde, der seine kaum wieder erhaltene Tochter unter sicherer Begleitung nach Rochester und von dort nach London

gesandt hatte, traf mit großer Umsicht die nöthigsten Vorkehrungen, als er die Nachricht von dem Anmarsch der Holländer empfing. Zwar war eine Armee von 12000 Mann unter den Befehlen des Herzogs von York und des General Monks im Anzuge, aber noch zu weit zurück, um für den gegenwärtigen Augenblick auf ihren Beistand rechnen zu können.

„Wir müssen unsere Macht theilen, und unsere Anstrengungen verdoppeln, dann gleicht sich Alles wieder aus!" war die einzige Antwort des Obersten auf die Bemerkungen, welche sein Adjutant ihm über ihre kritische Lage gemacht hatte.

Und das wird um so mehr nöthig sein," entgegnete der Offizier, „als die Holländer ihre ganze Macht auf unser Fort werfen, an einen Ersatz, Seitens des Herzogs von York nicht zu denken ist, und wir nur über eine geringe Streitmacht gebieten."

„Dann, mein Herr," entgegnete der Oberst ernst, „wird es sich jeder brave Soldat angelegen sein lassen, seine Anstrengungen zu verdoppeln."

„Er hat gut reden," sprach der Offizier in sich hinein, indem er dem forteilenden Oberst mit einem Achselzucken nachsah. „Seine Tochter hat er in Sicherheit gebracht, aber meine himmlische Mary steckt noch zwischen diesen Steinklumpen und kann diesen unpo-

lirten Mynheers zur Beute werden. Hol der Teufel dieses Volk, das so übermüthig bis in das Herz von England vordringt, unsere Hauptstadt bedroht und uns unsern Porter und unsere Mädchen entführt. Aber bei dem heiligen Dunstan sei es geschworen...."

Der Offizier hatte nicht Zeit, seinen Schwur zu vollenden, denn die Kanonen auf der Flußseite des Forts begannen zu donnern, und mit der größten Eile begab er sich auf seinen Posten, fest entschlossen, sein Mädchen und seine Flasche gegen jeden feindlichen Eroberer auf das Lebhafteste zu vertheidigen.

„Nun Leute! Nun gilts!" rief Capitain van Brakel seinen Matrosen zu: „Jetzt sind wir dem Fort gegenüber. Duckt die Köpfe nieder, damit Euch die blauen Bohnen nicht in die Ohrringe fliegen, und als Bommeln darin hängen bleiben. Hurrah!"

„Capitain," raunte der Steuermann demselben zu, „wir müssen, straf' mich Gott, von den Segeln etwas wegnehmen. Das Spiehrenwerk steht wie ein Flitzbogen, und ehe wir es uns versehen, kriegen wir die ganze Pastete auf das Verdeck."

„Straf mich der Teufel, das müssen wir nicht!" rief van Brakel zornroth. „Seht Ihr nicht da vorne die Brandung quer über den Strom hinzischen? Das

ist eine von den saubern Ketten, die wir mit einem gewaltigen Ruck sprengen müssen, denn bleiben wir lange davor liegen, schießen sie uns in Grund und Boden! Da, die verdammte Kugel haben wir schon zwischen den Rippen! — Weh' auf Nordost! Frisch! Frisch!"

Das Schiff raſete durch die Fluth; plötzlich erhielt es einen Schlag am Bug, daß der ganze Rumpf erbebte, dann stand es einen Moment still und drohte mit dem Einsetzen der Strömung seitwärts zu treiben. Da setzte sich der Sturm mit erneuerter Wuth in die Segel; der Capitain warf den Mann am Steuer, der den Kopf verloren hatte, zu Boden, drückte die Ruderpinne nach dem Lee, das Fahrzeug lufte herrlich an, es stieß noch einmal mit dem Buge gegen die hemmende Kette und klirrend brach sie zusammen. Das Schiff ward von der Gewalt des Stoßes einen Augenblick zurückgeworfen, die Segel schlugen back, die große Bramstenge und die Kreuzstenge stürzten mit allem Takel- und Segelwerk auf das Verdeck. Dann aber flog es mit erneuerter Kraft und Schnelle das Revier aufwärts, der Kugeln spottend, die wirkungslos hinter seinem Spiegel in's Waſſer fielen.

„Das ist die erste!" jauchzte der Capitain. „Wei-

ter! Weiter! Und macht das Brandboot Nummer Eins klar! Dort in der Bucht liegen drei Königliche Schiffe! Steckt sie in Brand! Hurrah!"

Das Brandboot wurde abgesendet und das kühne Wagestück gelang, mit Windeseile nahte sich das Unheil den drei stolzen Galionen.

„Hinter uns wird es auch lebendig!" rief der Steuermann erregt. „Die Unsrigen lichten die Anker, sie setzen die Segel! Wir siegen doch!"

„Habt Ihr jemals daran gezweifelt, Grützkopf? Ha! Ha! Ha! Da um das Fort herum geht es kraus und bunt durcheinander. Seh ich recht? — Das Rohr her! Die Flagge ist von dem Thurm verschwunden! Höll und Teufel! Entweder ist das Fort genommen, oder die Engländer kapituliren!"

„Das Brandboot hat gezündet!" rief der Bootsmann von der Back herüber. Die Flamme tanzt schon an dem Takelwerk der Engländer empor.

„In diesem Augenblick erhielt das Schiff einen neuen Schlag, heftiger fast als der erste. Man befand sich einer englischen Schanze gegenüber. Die zweite Kette, gegen die man anrannte, brach nicht; sie glitt am Bug herab und saß unter dem Kiel. Aber hier strammte sie sich, sie hielt das Schiff auf und dies saß unbeweglich auf der Kette, wie auf

einer Sandbank. Die Kanonen der Schanze fingen an zu spielen, jede Kugel traf und eine ganze Eisenlast bohrte sich in das Plankenwerk des Niederländers.

„Geschütze über Bord! Kugeln über Bord!“ rief der Capitain erbleichend. „Werft Alles in den Strom, was uns irgend hindert! Weg damit! Weg!“

Und hundert Hände waren geschäftig, unter dem fortdauernden Feuer der Engländer das Schiff von jeder unnützen Last zu befreien; es hob sich, der Sturm that das seine, und langsam schlürfte es über die Kette hin, die, von ihrer furchtbaren Last befreit, mit lautem Klirren auf die Oberfläche des Stromes emporsprang und auseinanderriß.

„Sieg! Sieg!“ rief freudetrunken der Capitain. „Junge! Junge! Springe hinunter in die Kajüte und bringe eine Herzstärkung! Brandboot Nummer zwei und drei! Dort hinein in die Buchten rechts und links, wo die Schiffe Seiner Majestät wie eine Flucht Krähen hocken! Brennt sie zusammen! Ha! Ha! Ha! Der Erste hat gezündet. Rochester-River ist unser!“

Und zu gleicher Zeit hatten die Holländer mit stürmender Hand sich des Forts von Charneß bemächtigt. Bereits früher hatte ein verwegener Ma-

trose den Thurm erstiegen und die englische Flagge gestrichen; jetzt betrat Capitain Cornelis Voß die Platteform und bald darauf wehte die Flagge der sieben vereinigten Provinzen von der überwundenen Citadelle.

Die Straße nach London stand den Holländern offen.

XXXIX.

Bis zum Frieden.

(1667.)

Die Sprengung der Ketten, die das Revier von Rochester sperrten, und die Einnahme des Forts Charneß, hatten den Muth der Holländer entflammt, und sie wünschten nun, unaufhörlich zum Angriff und zum Siege geführt zu werden. Die Matrosen riefen es den Offizieren zu, die Offiziere wandten sich mit dringenden Gesuchen an ihren Führer. Michael de Ruiter, der nach einem sicher entworfenen Plan mit Entschiedenheit handelte, wußte diesen Muth seiner Untergebenen zu den schönsten Erfolgen zu benutzen, und seine Genossen, die Staaten-Deputirten, standen ihm treulich zur Seite. Die einzelnen Forts — ob alte Gemäuer und Wartthürme, oder neuerdings aufgeworfene Schanzen — welche die freie Fahrt auf dem Revier hinderten, wurden angegriffen und nach kurzem aber blutigen Kampfe genommen und zerstört. Die englischen Schiffe, welche entlang des Reviers

einzeln zerstreut lagen, wurden theils verbrannt, theils in den Strom versenkt, theils auch, wenn man glaubte, sie für sich benutzen zu können, mit holländischen Seeleuten bemannt und zur Haupt-Escadre gesandt; die großen Schiffswerften, die sich am Ufer befanden, wurden von Grund aus zerstört, und die bedeutenden Vorräthe von Schiffsbauholz, die hier aufgestapelt lagen, wurden den Flammen übergeben.

Der Eindruck, den diese Begebenheiten auf die Engländer ausüben, läßt sich schwer beschreiben; ein panischer Schrecken bemächtigt sich des Volkes, von Ueberraschung und Furcht gelähmt, sehen sie den Verwüstungen der Holländer unthätig zu, und retten selbst das nicht, was sie noch zu retten vermocht hätten. Ein Ereigniß, wie das gegenwärtige, hat noch nicht stattgefunden, so lange ein britischer Wimpel auf dem Meere weht; — auf seine neignen Flüssen, in den Küstenforts seines Landes ist der Engländer noch nie angegriffen und besiegt worden. Flüchtlinge tragen die unerhörte Kunde bis in das Innere des Landes und die Bewohner von London, Stadt und Hof, beben bei der ihnen gewordenen Kunde.

Unterdessen haben die Holländer überall aufgeräumt; es ist nichts mehr zu besiegen oder zu zerstören. Die Schiffe lichten ihre Anker, und beginnen, die gefan-

genen Fahrzeuge in der Mitte, stromabwärts zu treiben, ohne daß die Truppen York's und Monk's, die sich überall am Ufer befinden, im Stande sind, dies verwegene Manöver hindern zu können. Oft, wenn ein einzelnes Schiff sich dem Ufer zu sehr nähert, jubeln die Engländer auf; sie müssen sich indessen begnügen, den Feind mit Gewehrfeuer oder kleinen Geschützen, welche sie mit sich führen, zu belästigen, denn es ist kein Boot am Strande zurückgeblieben, womit man hätte näher zu den Schiffen gelangen können. Endlich erreichen die Holländer mit sammt ihrer reichen Beute die Mündung, ohne daß man ihnen den Werth eines Penny wieder abgenommen hat.

Die freudige Botschaft des Sieges kommt nach Holland, und erregt tausendfältigen Jubel; als die ersten Schiffe, welche man den Engländern abgenommen hat, zum Terel oder zu Vlissingen ankern, begrüßt man sie mit lautem Freudengeschrei. Die Führer werden bei ihrer Landung von der trunkenen Menge im Triumphe fortgeführt, und ihre Erzählungen entflammen die Niederländer zur Begeisterung; die Thaten de Ruiter's und seiner tapfern Flotte fliegen von Mund zu Mund, sie sind der einzige Stoff der Unterhaltung, wo mehrere Menschen, absichtlich oder durch Zufall versammelt sind. Ein Kirchenfest wird im ganzen

Lande angeordnet, und demüthig bringt das Volk dem Herrn der Heerschaaren seinen Dank für das empfangene Glück dar; dann aber kehren sie zu ihren Wohnungen zurück, wo sie des empfangenen Segens genießen wollen; Feste reihen sich an Feste; Tanz und Spiel, Gesang und Becherklang verdrängen sich, es ist ein immer dauerndes Freudengelag. Hat man Segen empfangen, so ist es billig, Der[illegible] nicht zu vergessen, die ihn gespendet. Es werden Belohnungen aller Art ausgetheilt, keiner der Offiziere, hoch oder niedrig gestellt, wird vergessen, kein Soldat oder Matrose, der nicht, außer seinen Prisengeldern, noch sonstige Zeichen der Liebe seines dankbaren Vaterlandes empfinge.

Die Kunst bemächtigt sich dieses großen Gegenstandes. Auf der Leinwand des Malers entfaltet sich das Abbild jener glorreichen Thaten, die Jubelhymne des Musikers erschallt in begeisternden Accorden, und die bedeutendsten Dichter Niederlands weihen ihm ihre Gesänge. Ueberall erschallen die Lieder Jacob Lydio's, des poetischen Pfarrers von Dortrecht, Joachim Andaan's und Arnold von Overbeck's, und die Gedichte des allberühmten Jobst van den Vondeel „Der Seelöwe auf der Themse" und „Niederlands Freudenfeuer auf der Themse" sind auch in unsern Tagen noch nicht verklungen.

Aber mitten in dem Jubel der Gegenwart vergessen die ernsten Männer, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes anvertraut ist, der Zukunft nicht; sollen die errungenen Vortheile wahrhaft und von bleibendem Nutzen sein, so muß man sich diese nicht blos erhalten, man muß auch den Sieg verfolgen, und den englischen Agenten, die in Breda wegen des Friedens unterhandeln, zeigen, daß man sich ihre endlosen Zögerungen und Einwände nicht länger gefallen lassen will. Der Oberst, Graf Hoorn, bekommt von den General-Staaten gemessene Ordre und schifft sich mit einer großen Anzahl von Truppen ein. Bei der Flotte angelangt, übergiebt er seine Instruktionen und stellt sich zur Verfügung de Ruiter's. Durch diese bedeutende und willkommene Verstärkung wird es möglich, die englische Küste von Harwich bis Margate zu besetzen und die Themse völlig zu schließen. Schnell rüstet sich Alles, um diesen großen Plan in's Werk zu richten. Der erste Schritt soll die Einnahme des wohlbefestigten Forts von Longwort sein, welches an der Nordseite des Hafens von Harwich liegt. Aber die Engländer haben sich von ihrem ersten panischen Schrecken erholt, und rüsten sich zur ernstlichsten Abwehr. Das genannte Fort wird so gut vertheidigt, daß die Holländer bald inne werden, dessen

Einnahme sei unmöglich, wenn sie nicht von ihrer Flotte dabei unterstützt werden. Sogleich erhält eine Escadre derselben Befehl, das genannte Fort von der Wasserseite anzugreifen. Nur unvollkommen kann dieser Ordre genügt werden, denn an Bord der ganzen Flotte befindet sich kein einheimischer Lootse, auf dessen Treue und Ehrlichkeit man sich verlassen könnte, die schlauen Fischer haben alle Boyen und Baaken weggenommen oder umgestürzt, und man ist genöthigt, sich unter lautem Jubelgeschrei der Engländer wieder zurückzuziehen. Der ritterliche Graf von Suffolk, der seit längerer Zeit eine bedeutende Truppenmacht an sich gezogen hat, verrennt dem Grafen Hoorn den Weg und bietet demselben die Schlacht. Ein erbitterter Kampf entspinnt sich zwischen Beiden, aber das Glück ist einmal mit den Holländern, und Suffolk muß sich, nach mehreren bedeutenden Verlusten, von der Wahlstatt zurückziehen; die Holländer kehren siegreich an Bord ihrer Schiffe zurück.

Während die General-Staaten auf solche Weise für den glücklichen Fortgang ihres Unternehmens sorgen, und die Führer der Flotte und der Landmacht diese Intentionen würdigen und sie zur That werden lassen, denkt man daran, das gewünschte Resultat so viel nur irgend möglich zu beschleunigen. Die engli-

schen Gesandten in Breda werden auf das Ernstlichste ermahnt, die Verhandlungen nicht länger aufzuhalten, da man nicht gesonnen sei, noch mehr Zeit nutzlos zu vergeuden; sondern entweder das ihnen gestellte Ultimatum anzunehmen, oder sich zurückzuziehen, und dem Kriege seinen weitern Fortgang zu lassen, der dann nicht eher beendet werden würde, bis Holland Alles erreicht habe, was es nur irgend zu beanspruchen für gut finde. Um diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben, dauern die Ausrüstungen der Schiffe und die Werbungen von Truppen unter den Augen der Gesandten fort, und täglich gehen neue Verstärkungen nach der englischen Küste ab.

Michael de Ruiter wacht indessen mit Argusaugen über seine Flotte und benutzt jede sich bietende Gelegenheit, um neue Vortheile zu erringen. Durch zuverlässige Spione hat er erfahren, daß die englischen Handelsflotten von Barbadoes und von der Levante, nur mäßig convoyirt, im Anzuge sind, und sendet unter dem Commando wohlbetrauter Offiziere zwei verschiedene Escadres ab, um sich dieser reichen Beute zu bemächtigen. Selbst nicht einen Augenblick unthätig, hat er sich nicht sobald überzeugt, daß die bis jetzt besetzten Küstenpunkte ihm sicher sind, als er den Entschluß faßt, seine Projecte weiter auszudehnen.

Es wird ein Zug gegen Dartmouth unternommen, und nachdem dieser von einem glücklichen Erfolge gekrönt ist, wirft er sich auf Torbay, ein Unternehmen, das mit einem gleich günstigen Ausgange belohnt wird. Mit dem Gelingen wächst der Muth und de Ruiter beschließt, einen Angriff auf Plymouth zu machen. Als er sich der Rhede näherte, bemächtigte sich eine wehmüthig-freudige Empfindung des bewährten Helden. Hier war es, wo er im Jahre 1652 den ersten Lorbeer pflückte; der 16. August des genannten Jahres war es, wo er die erste Staffel der Leiter des Ruhmes bestieg, die ihn rasch aufwärts führte, und jetzt, nach vierzehn Jahren des Kampfes, den unvergänglichen Ruhmeskranz sich selbst auf die Stirn drückte. Hier lag der damals kräftige Mann zum ersten Male selbstständig befehlend, den weit überlegenen Briten gegenüber, hier empfing er in seinem Schiffe den geheimnißvollen Boten des Parlamentes und wies sein demüthigendes Anerbieten mit Würde zurück; hier schlug er damals seine erste Schlacht, und er siegte. Und jetzt, an der Schwelle des Greisenalters, beseelt von demselben Jugendmuth, entflammt von derselben glühenden Liebe zu seinem Vaterlande, schwang er das sieggewohnte Schwert und bot den Feinden Hollands auf's Neue den Kampf.

Aber hier soll für diesmal die Laufbahn des Helden ihre Endschaft erreichen. Als die Holländer in möglichster Nähe des Landes ihre Anker auswerfen, kommt eine schnellsegelnde Jacht vom Lande her, von deren Gaffel eine weiße Parlamentairflagge abweht, und die sich alsobald in die Nähe des Admiralschiffes begiebt. Am Bord derselben befinden sich die englischen Obersten John Tarlane und Spars. Sie benachrichtigen den Admiral, daß bei ihnen so eben eine Botschaft eingetroffen sei, daß die Bevollmächtigten beider Staaten am 31. Juli den Frieden definitiv abgeschlossen hätten, daß bereits der Befehl ertheilt sei, sofort alle Feindseligkeiten einzustellen und der Admiral daher den beschlossenen Angriff auf Plymouth nicht zur Ausführung bringen möge. De Ruiter entgegnete den Abgesandten, daß ihm eine solche Anzeige noch nicht zugegangen wäre, wie es indessen möglich sei, daß die ihm nachgesendeten Jachten ihr nicht hätten erreichen können und daß er, auf das Wort zweier solcher Ehrenmänner bauend, gern einen Waffenstillstand anbiete, bis man nähere Erkundigungen eingezogen habe.

Mit Freuden wird das ehrenwerthe Erbieten angenommen, und es finden zwischen Engländern und Holländern die freundschaftlichsten Beziehungen Statt

man macht sich gegenseitig Geschenke, bewirthet sich am Bord und am Lande, bis nun am 13. August die offizielle Anzeige von dem Friedensschlusse anlangt, und die Flotte der Holländer, froh der vielwillkommenen Botschaft, sogleich die Anker lichtet, um nach dem Terel abzugehen.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Michael de Ruiter.

Bilder aus Holland's Marine.

Von

Heinrich Smidt.

In vier Bänden.

Vierter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

XL.

Das Stilleben des Helden.

(1668.)

Zu Amsterdam, auf der Neuen-Walls-Insel stand das Haus, worin Michael de Ruiter, in stiller Abgeschiedenheit, sich und seiner Familie lebte. Die Wohnung des Helden, der das Erstaunen von ganz Europa war, und zu dessen Füßen Glück und Ruhm ihre schönsten Gaben darbrachten, unterschied sich in seinem Aeußern durch nichts von den benachbarten Häusern einfacher Kaufleute und Gewerbsmänner. Es war aus Fachwerk erbaut, und während die Ziegel im hellsten Roth erglänzten, zeigten sich die Balkenlagen mit grünem Lack überzogen. Die Fensterrahmen, weiß und roth gestrichen, wiesen sorgsam polirte Beschläge von Messing, und die Scheiben leuchteten hell und durchsichtig. Zu dem Hausthor führten drei steinerne Stufen hinan; es war braun, von oben bis unten mit Nägeln beschlagen, deren

Köpfe silbern erglänzten, während in der Mitte ein großer Messing-Klopfer dem Kommenden entgegenschimmerte.

Es war noch früh und die Vorhänge im oberen Stockwerk tief herab gelassen, als der alte Diener des Admirals, Adam Geert, die Thür öffnete, um zu sehen, wer den großen Klopfer bewegt hatte.

„Ach! seid Ihr es, Herr Rath-Pensionarius? Nun, das ist schön von Euch, daß Ihr unserer noch gedenkt. Mein lieber Herr sprach erst gestern Abend zu Frau Anna von Euch, und nun seid Ihr leibhaftig da! Wünsche Euch einen frohen Morgen, ehrsamer Herr! Habt doch die Güte, mir zu folgen. Der Herr hat, nach dem einsamen Morgen-Gebet, sein Kämmerlein schon verlassen und ist in den Garten gegangen."

Mit diesen Worten hatte der Diener den willkommenen Gast des Hauses empfangen, hatte die Thür wieder geschlossen und schritt jetzt, weiter plaudernd, vor dem schweigsamen Manne her, nach dem Garten zu.

Dieser war mit derselben Geschmacklosigkeit angelegt, die fast alle Gärten jener Zeit auszeichnete. Die einzelnen Beete waren in Sechs- oder Achtecke abgetheilt und mit Buchsbaum oder farbigen Steinen

eingefaßt, die Gänge hatte man mit buntem Sande bestreut, und Sträucher und Bäume zu allerlei Gestalten und Ungestalten verschnitten. Im Hintergrunde des Gartens sah man eine aus hölzernem Gitterwerk erbaute Laube, und um dasselbe rankten sich Rosenbüsche mit rothen, weißen und gelben Blüthen.

„Habe ich es nicht gesagt," fuhr der Diener rückwärts zu dem Gaste gewendet fort. „Da sitzt der Herr Admiral schon, und ergötzt sich am Rosenduft. Nur immer zu ihm hinein, Herr van Witt! So! Das ist recht! — Was wird er für Freude haben, ihn zu sehen! Ich muß es nur Frau Anna wissen lassen, und sorgen, daß ein Trunk und ein Imbiß daher gebracht werde."

So schwatzend, kehrte Adam Geert nach dem Hause zurück, während der Admiral den lange nicht gesehenen Freund herzlich begrüßte.

„Nun, setzt Euch daher, alter Waffengefährte," rief de Ruiter, lebhaft erregt. „Was macht Ihr mir und meiner Hausfrau für eine Freude! Woher kommt Ihr jetzt, und seit wann seid Ihr in Amsterdam?"

„Dank Euch für den herzlichen Empfang," ent-

gegnete Jan de Witt. „Komme von Vlissingen und bin seit gestern Abend in Amsterdam."

„Und bleibt hoffentlich lange hier. Laßt Euch ansehen, alter Kriegsgefährte. Wir sitzen hier doch etwas angenehmer, als zwischen den Kanonen, Sandbänken und Klippen der englischen Küste. Nun, alles zu seiner Zeit; jetzt ist es überall ruhig und Holland genießt die Frucht des errungenen Friedens. Sein Wohlstand wächst täglich, sein Ansehn steigt von Tag zu Tag."

„Wenn es nur fein lange währt!"

„Wie sollte es nicht? Das doppelte Bündniß mit England und Schweden hat uns dreifache Kraft verliehen."

„Und das ist es gerade, was uns stürzen wird!" fiel der Rath-Pensionar ein. „Frankreich vergiebt uns diesen Frieden nie, und es wird nicht ruhen, bis es unsere Freunde zu unsern ärgsten Widersachern gemacht hat. Es hat bereits ein Häkchen gefunden, woran es sich festhält. Mußte man auch meinen Rath verwerfen und den Artikel von der Souveränetät der Meere in dem Traktat stehen lassen."

„Ihr verlangtet zu viel," entgegnete de Ruiter ernst-freundlich. „Es ist eine bloße Formalität, und da wir so viele bedeutende, reelle Vortheile errungen,

konnte man ihnen wohl die Freude lassen, zumal sie so lebhaft darauf bestanden."

„Gerade weil sie so lebhaft darauf bestanden, müßtet Ihr Herren einsehen, daß mehr als eine Formalität dahinter steckte. Donner! Wir waren die Sieger und hatten die Artikel zu dictiren. Aber die Mynheers hatten Furcht, der König von England würde es übel nehmen, wenn er in dem Traktat nicht einmal das Wort Souverainetät fände! Nun denn, jetzt steht's darin, und sie werden es schon gegen uns kehren."

„Ihr seht schwarz, de Witt."

„Und Ihr seid blind mit sehenden Augen. Was? Spüren wir etwa Frankreichs Einfluß nicht? Hat es nicht seine Agenten in London? Heißt es nicht am Hofe Ludwigs: Man wolle mit dem Krämer-Volk schon fertig werden, und hat nicht der französische Gesandte zu dem Könige von England gesagt: „Den Schild eines Ritters von der brabanter Elle könne man ohne weiteres in den Sand stoßen, und er dürfe nicht darüber muckfen?" Hat nicht, was weiß ich, welche Prinzessin, zu dem Könige gesagt: „Er möge die Holländer immer fahren lassen, auf welchem Meere sie wollten, er sei doch ihr Souverain?"

Und hat nicht das Hofvolk dabei geschrieen: England ist die Königin der Meere?"

„Das ist Geschrei von Weibern und Knaben!"

„Sie werden aber ein Losungswort für Männer daraus machen. Gebt Acht. Laßt es nur geschehen, daß sich die königliche Flagge Englands in See neben unseren Schiffen blicken läßt, und denselben beliebt es nicht sogleich, dem Gebieter in aller Unterthänigkeit die Honneurs zu machen, dann wird der Teufel gleich losgehen. Nun, mir soll es recht sein, und sie werden, wie immer, ihren Mann an mir finden."

„Lieber Freund, Ihr werdet mich auch nicht vermissen, wenn es so weit ist," entgegnete de Ruiter. „Jetzt aber hat das noch gute Weile und ich will Euch einmal so recht meine Gedanken sagen."

Beide Männer sprachen nun angelegentlich mit einander, und erwogen die Lage der Dinge reiflich nach allen Seiten. Es gelang dem Admiral, die Aufgeregtheit des Freundes zu dämpfen, und de Ruiter seinerseits hatte sich unvermerkt gewöhnt, die Umstände etwas schärfer in's Auge zu fassen, und ernstlicher zu betrachten. Endlich stand Jan de Witt auf und sagte: „Ihr wißt jetzt Alles. Ueberlegt's nochmals mit Euch selber und sagt mir dann morgen

Eure Meinung. Gott befohlen, de Ruiter. Wohin Ihr auch kommt, muntert die Leute auf, daß sie die kurze Zeit des Sonnenscheins benutzen, und so viel in ihre Scheuern sammeln, als sie nur irgend können; mich will immer bedünken, als würde uns die Gelegenheit dazu baldigst wieder entzogen." Er entfernte sich mit einem bedeutungsvollen Händedruck und ließ den Admiral in tiefem Nachsinnen zurück, der es nicht bemerkte, daß seine Gattin seit längerer Zeit in die Laube getreten war, und der Diener harrend mit dem Frühstück vor demselben stand.

„Nun, Mynheer de Ruiter!" fragte Frau Anna scherzend. „Beliebt es Euch, mit Euren Gedanken auf die Erde zurückzukehren und Euren irdischen Angelegenheiten einige Augenblicke zu widmen, so weiß ich Gesellschaft für Euch."

Der Admiral bot seiner Frau mit Herzlichkeit die Hand, und setzte sie neben sich, behaglich zuschauend, wie sie mit dem Diener gemeinschaftlich das Frühstück anordnete.

„Nun, Adam Geert?" fragte de Ruiter. „Hast Du Deinen Morgengang besorgt?"

„Ganz nach Eurem Befehl, Mynheer! Das Geld ist bis auf den letzten Stüber vertheilt, Dank und

Segen bringe ich vollauf, aber es ist doch nicht die rechte Art."

„Was man mit gutem Herzen giebt, wird immer auf die rechte Art gegeben, Adam Geert. Ich denke, Du hast diese Art zu geben inne."

„Nun, Mynheer, ich bemühe mich, wie ich kann, aber als Ihr noch selbst auf die Straße gingt und die Armen vor Euch ließet, war es ein ander Werk. Da hattet Ihr nicht blos den Gulden oder den Stüber zur Hand, sondern auch den tröstenden Blick und ein heilendes Wort. Die Leute fühlten es auch, und sind gar nicht mehr so froh, als sonst. Sie wollen Euch sehen, Euch sprechen hören, Euch danken."

„Das geht nicht, Adam Geert, jetzt nicht. Grüße die guten Leute, wenn Du sie nächsten Sonntag wiedersiehst, und sage ihnen, daß ich ihrer stets gedenke und für sie sorge, wenn ich mich auch nicht öffentlich sehen lasse. Wo bleiben denn aber die Kinder? Sieh nach, Adam Geert."

Der Diener ging und Frau Anna legte ihre Hand auf den Arm des Gatten: „Und weshalb entziehst Du Dich ihrem Danke? Dem edlen Herzen thut es weh, wenn es für das Gute, das es empfing, dem Geber nicht einmal danken darf."

„Liebes Weib, ich kann nicht. Früher, weißt Du,

ließ ich sie vor mein Haus kommen, gab Jedem, was ich ihm zugedacht, ermahnte, tröstete und war geschäftig, wie ich konnte. Aber, um Ostern denke ich, war es, ging ich eines Mittags durch die Amsterstraat, wo der Kaufmann Gerritz seinen Laden offen hält. Vor seiner Thür war vieles Volk versammelt, und er selbst stand handschlagend auf der Schwelle. Nun wollte ich ausbiegen, denn ich liebe den Mann nicht sonderlich, weil er ein Kriecher und ein Heuchler zugleich ist, er scharrt in der Stille zusammen und drückt den kleinen Mann, wie es irgend geht; aber er hatte mich schon gesehen, und kam auf mich zu. „„Das ist armes, preßhaftes Volk,““ sagte er zu mir, „„dem ich von meiner Armuth gebe, so viel ich entbehren kann; eine Eigenschaft, die ich mit Euch gemein habe, wenn ich auch sonst gegen Euch, Mynheer, nur ein geringer, unbedeutender Mann bin. Aber wenn ich so vor meiner Thür stehe, um Allmosen auszutheilen, oder mit dem ersten Glockenläuten zur Kirche gehe, so muß ich immer denken: Jetzt machst Du es gerade, wie der brave, tapfre Herr Admiral! Beliebt's vielleicht, einen Augenblick einzutreten, und einen erfrischenden Trunk zu thun?““ Aber ich machte, daß ich aus der Nähe dieses widerlichen Menschen kam, und that

mir das Gelübde, nie wieder öffentlich dem Armen mein Brod zu brechen. Herr Gott, wenn ich dächte, es könnte irgend Jemandem in den Sinn gekommen sein, ich hätte mich dahin gestellt, um vor dem Volke zu prunken. Gott verzeihe mir meine Sünden, aber dergleichen glaubt auch mein ärgster Feind nicht von mir."

„Was geht uns der alte heuchlerische Gerritz an?" sagte Frau Anna scherzhaft zürnend. „Sein breites Kupfergesicht soll uns unseren Sonntag nicht stören. Hier, Vater, hast Du einen Brief von Deinem Sohne Adrian aus Leyden. Er macht wackere Fortschritte in der Rechtswissenschaft und hofft, sich Deiner väterlichen Liebe werth zu machen."

„Nun, Gott segne ihn; er war von jeher ein gutes Kind. Das hast Du gut gemacht, Anna; es wird meinen ganzen Sonntag erheitern. Aber um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hast Du unsern Aeltesten schon gesprochen?"

„Nein. Aber er that gestern sehr geheimnißvoll und hatte nirgends Ruhe. Was ist denn mit ihm, de Ruiter? Bitte, sage es mir; hörst Du, Mann? Was ist mit dem Junker Engel, der so stattlich durch die Straßen zieht, und dem die hübschen Jungfrauen

verstohlen nachblicken, wenn er mit sittigem Gruße an ihnen vorüber schreitet?"

„Und sieht auch er verstohlen einer oder der andern Jungfrau nach?" fragte de Ruiter listig lächelnd. „Hm! Willst nicht reden, oder weißt Du in der That nichts? Ihr Frauen habt doch sonst ein gutes Auge für derlei Dinge, und sorgsame Mütter sehen nicht blos in solchen Fällen, sie helfen auch wohl noch mit Winken und Worten."

„Das geschieht aber nur, wenn die Söhne ihre Mutter zur Vertrauten machen, nicht, wenn sie verschlossen ihren Weg gehen, wie Junker Engel es thut. Bei alledem ist etwas mit ihm und mich beunruhigt's."

„So kannst du nichts besseres thun, als ihn fragen, denn da kommt er so eben mit seiner Schwester Salome den Gang herunter."

Die Geschwister traten in die Laube und Salome flog ihrem Vater liebkosend um den Hals, während Junker Engel zur Mutter trat, und mit ihr eifrig zu sprechen begann.

„Nun, faules Ding! Sollst Du so lange schlafen, daß Du beinahe den Kirchgang versäumst?" sprach de Ruiter, seinem blühenden Töchterchen die Wangen streichelnd. „Ei! Wie paßt sich das für eine Jung-

frau, die alle Tage ein Hausmütterchen werden kann? Die muß früh mit der Sonne heraus."

„Schilt nicht, Väterchen!" flüsterte das Mädchen. „Ich war mit dem ersten Sonnenstrahl wach; aber ich muß mich in meinem Kämmerlein wohl verborgen halten, denn meine Arbeit ist noch weit zurück und der Mutter Geburtstag nahe vor der Thür."

„Ist's wahr, de Ruiter," rief Frau Anna lebhaft. „Ist's wahr, was mir der Junge da erzählt?"

„Und was erzählt er Dir?"

„Er sei Schiffs-Capitain in der Flotte mit fester Bestallung geworden?"

„Die Herren Staaten von Holland wollten es so, obgleich ich viel dagegen einzuwenden hatte. Wenn der Vater es zu etwas gebracht hat, und die Söhne kommen ihm nach, sagen die Leute doch: Ja, Dem kann's nicht fehlen. Darum hätte ich es gerne gesehen, Engel wäre noch ein Paar Jahre ohne die feste Bestallung geblieben. Nun, es sollte so kommen; er wird sich seines Glückes nicht überheben."

„Gewiß nicht, Vater!"

„Es ist ein guter Sohn!" sagte die Mutter bewegt, und schloß ihn in die Arme.

Der Admiral war zu dem Sohn getreten: „Du hast mit der neuen Würde auch eine neue Pflicht

übernommen. Versprich mir, dessen stets eingedenk zu sein, und mit Gut und Blut für das Wohl Deines Vaterlandes zu leben und zu sterben."

„Ich verspreche es Dir, Vater!" sagte der junge Capitain und legte seine Hand in die des Admirals."

„Vater und Sohn umarmten sich, die Frauen weinten. Da erscholl von der nahen Kirche das Geläut der Glocken und hallte feierlich durch das sonnige Blau.

„Seid Ihr bereit, Kinder?" fragte de Ruiter. „Laßt uns gehen. Sagt mir doch, — ich habe noch nicht davon gehört — wer predigt denn heute?"

„Herr Diakonus Somers', lieber Vater!" entgegnete Salome in fliegender Hast, während der junge Capitain sich lachend abwandte, und Frau Anna das Töchterchen bis über die Ohren roth werden und die Augen zu Boden schlagen sah.

„Also der Herr Diakonus Somers!" entgegnete de Ruiter unbefangen. „Das ist ein christlicher Pfarrer, ein braver Mann, ernst, gesetzt und über die Maaßen verständig, so jung er auch noch ist. Wie kommt es, daß er so lange nicht in's Haus gekommen ist? Sonst sprach er öfter hier ein."

„Er fürchtet vielleicht...." sagte Frau Anna listig, während Salome bittend die Hände erhob.

„Fürchten?" entgegnete de Ruiter. „Doch nicht, uns zu belästigen? Laß ihn heute noch einladen."

„Wenn Du es wünschest, lieber Mann! Du wirst viele Freude damit erregen."

„Soll mir lieb sein, wenn Dein Wille damit geschieht. Aber nun nicht länger gesäumt. Geht voraus, Ihr Frauen. Komm mein Sohn, wir gehen beieinander. Gesegnet sind, die in dem Namen des Herrn und auf Seinen Wegen gehen."

Am Eingange des Hauses stand Adam Geert und reichte jedem der Herrschaften das Gesangbuch dar, dann öffnete er die Thür, und ging ehrbar hinter ihnen her, um gemeinschaftlich mit ihnen das Wort Gottes zu vernehmen und sich daran zu erbauen.

Das festliche Geläute dauerte fort, und je näher man der Kirche kam, je größer wurde die Schaar der Gläubigen. Die Bürger erwiesen dem Admiral und den Seinigen alle mögliche Ehrerbietung und ließ ihnen die Mitte der Straßen; ja der Kaiserliche Gesandte, der gerade des Weges kam, hieß seinen Kutscher aus dem Wege fahren, und stille halten, bis de Ruiter vorüber war. Der aber fühlte keine Regung des Hochmuths in seinem Herzen; er grüßte die Frauen sittig und ehrbar, sprach zutraulich mit den Männern, und als ihm auf der Kirchenschwelle

die Aeltesten den Opferkasten hinhielten, gab er seinen Gulden und dazu ein freundlich Wort und einen Händedruck.

Als der Admiral mit den Seinigen von dem Kirchgange heimkehrte, sah er unfern von seinem Hause einen Auflauf und gewahrte, näher kommend, zwei Pagen in reicher hispanischer Tracht, die durch ihre ungewohnte Erscheinung die Nachbarn herbeigelockt hatten. De Ruiter hieß die Seinigen eintreten und wandte sich an die beiden Fremden.

„Man hat uns," antwortete Einer, „hierher, als nach der Behausung des Herrn Admiral de Ruiter gewiesen."

„Ich bin de Ruiter."

„Ihr? — In der That! — O verzeiht, mein gnädigster Herr, wenn wir es an der gebührenden Achtung fehlen ließen..."

„Ohne Umstände, Ihr Herren! Wer seid Ihr und was wünscht Ihr von mir?"

„Um Verzeihung, gnädigster Herr Admiral! Wir sind nur einfache Diener, und erscheinen hier auf

Befehl unseres gestrengen Gebieters, um Euch dessen Besuch zu melden."

„Wer ist Euer Gebieter?"

„Don José Armado Gonzaga, Herzog von Talavera, Fürst von Montesonhir, Grande von Spanien erster Klasse und Ritter des goldenen Vliesses."

Das ist viel auf ein Mal!" rief de Ruiter.

Jener fuhr fort: ... „und erster kommandirender Admiral sämmtlicher Flotten Sr. katholischen Majestät."

„Ich kenne diese Flotten; sie laufen gut, vor dem Winde und vor dem Feinde," bemerkte de Ruiter lächelnd. „Eilt so schnell, Ihr könnt, zu Eurem Gebieter zurück, und sagt ihm, es würde mich sehr freuen, ihn zu empfangen; nur ließe ich bitten, in Obacht zu nehmen, daß ich ein einfacher Amsterdammer Bürgersmann bin, der die Ceremonieen Eures Landes nicht versteht, und deshalb zum Voraus um Entschuldigung bitten läßt, wenn er dagegen verstoßen sollte."

Die Pagen entfernten sich und bald darauf kam der ommandirende Admiral sämmtlicher spanischen Flotten in einer reich ausstaffirten Kutsche, die von bunt geschmückten Pferden gezogen, und von einer zahlreichen, in Scharlach gekleideten Dienerschaft geleitet wurde. Als der Zug vor dem Hause des Admirals

hielt, öffnete sich der Kutschenschlag, und ein untersetztes Männchen, bekleidet mit dem kostbaren Ornate der Ritter des goldenen Vliesses, ward sichtbar. Die Diener flogen ihm voran, und bildeten ein Spalier auf dem Hausflur und der Treppe, bis zur Schwelle des Gastzimmers, zum großen Aerger Adam Geerts, der sich vergebens bestrebte, dem fremden Gast die Honneurs des Hauses zu machen.

Als der Spanier oben am Treppen-Geländer anlangte, ging de Ruiter ihm entgegen, und führte seinen Besuch in das Gastzimmer auf den Ehrenplatz. Einige Augenblicke sah der Spanier sich, wie verlegen, um, dann räusperte er sich, und hielt de Ruiter eine zierliche Anrede, wie sein Kriegsruhm und seine Mannhaftigkeit zur See weit hinaus leuchte durch die Welt, wie sie auch das Echo der spanischen Flotte geworden sei, und wie er hier im Namen aller spanischen Seefahrer erscheine, um bei seiner Reise durch die niederländischen Provinzen dem großen Seehelden seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Der Admiral unterbrach den Redner sobald als schicklich, lehnte die übertriebenen Lobsprüche von sich ab, und dankte herzlich für den Besuch eines so achtbaren Offiziers, den das Vertrauen des Königs von Spanien an einen so hohen Platz gestellt hatte.

Nachdem beide Männer nach einige höfliche Worte mit einander gewechselt hatten, erschien Frau Anna, um den Gast des Hauses zu begrüßen. Ihr folgte Adam Geert, mit einem silbernen Plateau, worauf eine schwere silberne Kanne und hohe Spitzgläser mit geschliffenen Blumen und goldenen Rändern prangten. Die Hausfrau füllte die Gläser mit feurigem spanischen Weine, kredenzte ihm dem hohen Gaste, und entfernte sich sodann, mit einer ceremoniösen Verbeugung.

Als darauf die Männer länger als eine Stunde in mancherlei Gesprächen zugebracht hatten, und der Ritter des goldenen Vliesses den an der Thür harrenden Pagen das Zeichen zum Aufbruch gab, wandte er sich an seinen Wirth, und sagte: „War ich voll Achtung für Eure Größe und Euren Heldenmuth erfüllt, ehe ich hier erschien, so bin ich es zehnfach seit heute, wo ich Euch kennen lernte. Nur Eines, mein tapferer Admiral, kann ich mir nicht erklären, und möchte wohl Aufschluß darüber erhalten."

„Redet, lieber Herr!"

„Ihr seid ein großer Kriegsheld — bitte, Herr de Ruiter, laßt mich ausreden! — Das ganze Land betet Euch an, alle Könige und Fürsten beeilen sich,

Euch Beweise des Wohlwollens und des Anerkenntnisses zu geben, man hat Euch mit den Gaben der Ehre und des Glückes überschüttet, und der Reichthum strömt Euch unaufhaltsam zu; wie kommt es nun, daß Ihr, berufen vor Millionen zu leuchten und zu glänzen, so schlicht und einfach lebt, daß man Euch nicht von dem geringsten Bürger zu unterscheiden vermag?"

„Das kommt daher, mein werther Herr," entgegnete de Ruiter, „daß ich wie ein einfacher Bürger geboren bin, und dabei will ich bleiben mein Lebelang. Hier zu Lande, wo der Titel eines braven Bürgers der höchste ist, den man erwerben kann, würde ich der Geckerei beschuldigt werden, wenn ich mir eine andere Lebensart angewöhnen wollte, als die Landessitte gestattet. Ich gehe in meinem einfachen Rock umher, ein Diener genügt für mich; Ihr habt deren funfzig, und kleidet Euch in Gold und Scharlach. Nun, ich hoffe, wir denken darum nicht geringer von einander, und dessen zum Zeichen thut mir noch einmal fröhlich Bescheid."

Der Spanier trank mit vielen Ceremonieen die Gesundheit seines Wirthes und sagte: „Unsere Lande leben im tiefsten Frieden; möge es so bleiben bis an

das Ende aller Tage. Wenn es aber der Wille des Himmels wäre, daß die beiden Nationen sich feindlich gegenüber ständen, und das Vertrauen Sr. katholischen Majestät läßt den Ober-Befehl der Flotte in meinen Händen, werde ich stolz sein, einem so edlen Gegner mich gegenüber zu wissen. Es gilt, Herr de Ruiter, wie auch die Kugel der Fortuna rolle, persönliche Achtung und Freundschaft in allen Fällen des Lebens."

„Es gilt!" sagte de Ruiter, seinem Gaste die Hand reichend, und sich von ihm beurlaubend, worauf dieser sich eben so ceremoniel, wie er gekommen war, entfernte. De Ruiter gab ihm das Geleit bis zur Kutsche, dann aber eilte er in die Wohnstube.

„Gut, daß er ging," rief de Ruiter seinem Weibe zu, „denn das Complimentiren hätte ich nicht lange mehr ruhig angehört. Mag ein braver Kerl sein, aber ein Mundwerk besitzt er, das hat sich gewaschen. Und wie sich das bläht von Putz und Tand! Ließ mir da noch von Euch die Uniform aufschwatzen und sah doch aus, wie ein Kochsmaat am Galla-Tage auf dem Halbdeck. Nun, Kinder, wollen wir noch ein Stündchen fröhlich sein; decke den Tisch, meine Tochter ...."

Frau Anna hatte schon ein Paar Mal gesucht, den Redefluß ihres Gatten zu unterbrechen, jetzt gelang es

ihr und seitwärts deutend, sagte sie: „Seht Ihr denn unsern werthen Gast nicht, Adrianson?"

Der Admiral wandte sich um und erblickte den Diakonus Somers, dessen erbauliche Predigt er noch vor kurzem angehört hatte. Er eilte auf ihn zu und ergriff seine Hand mit herzlichem Gruße, lebhaft versichernd, daß ihm sein Besuch überaus erwünscht sei, und fragte, ob er vielleicht seiner Frau diese Ueberraschung danke?

Der Diakonus versicherte, er sei aus eigenem Antriebe gekommen, um ein Anliegen zur Sprache zu bringen, das ihm über Alles am Herzen liege. Er baue auf die Güte und Nachsicht seines edlen Gönners; diese allein mache ihn so kühn, Alles zu offenbaren, was bis dahin in seinem Innern verborgen gewesen sei.

„Nun, werther Herr, so thut nach Eurer Absicht, und seid der strengsten Rechtlichkeit von meiner Seite gewiß. Seht, die Frauen haben uns verlassen, wir sind allein, zwei Männer von altem Schroot und Korn, die sich gegenseitig achten. So redet, und gebt mir Gelegenheit, Euch auch einmal zu rathen, da Ihr schon so oft mir trostreich zu Herz und Gemüth gesprochen habt."

„Sei es denn frisch gewagt, in Gottes Namen,"

sagte der Diakonus. „Ihr kennt mich genugsam, und ich brauche Euch nicht erst ein Bild meines Lebens zu entwerfen; Ihr kennt auch meine religiösen und politischen Gesinnungen und theilt sie; meine äußere Lage in der Welt ist so, daß ich habe, was ich brauche und noch etwas zu geben den Dürftigen. Da wollte ich Euch nun fragen, ob ich es wagen dürfte, vor Euch als Freiersmann aufzutreten?"

„Wie ist das, Herr Diakonus?"

„Das Wort ist gesprochen, und dieser Augenblick entscheidet für mein künftiges Lebensglück. Ich bitte Euch um die Hand Eurer Tochter Salome; wollt Ihr sie mir gewähren, so werdet Ihr meinem Herzen Freude geben; wo nicht, so sagt es kurz, und laßt mich schnell von hinnen gehn."

„Mein lieber Herr, — der Tausend! Wer hätte auch so etwas gedacht? Ihr steuert ja dem alten de Ruiter seitlängs und gebt ihm die glatte Lage, ohne daß er es merkt. Ihr wollt also meine Tochter heirathen? Sagt mir — zwar, das versteht sich wohl von selbst, — Ihr liebt sie so recht von Herzen?"

„Mehr als ich sagen kann."

„Und seid ihrer Gegenliebe gewiß? He?"

„Ich würde mich nie so sehr von dem Wege der Sitte entfernen," entgegnete der Geistliche erröthend,

„daß ich das Herz einer Tochter in Liebe verstricken möchte, bevor ich nicht der Billigung des Vaters gewiß sei. Soviel ich aber in der Stille beobachtet habe, hege ich die Hoffnung, meine Bitte würde bei der Jungfrau Gehör finden, eine Hoffnung, die auch die Mutter in mir geweckt hat, als ich sie in meiner Herzensbekümmerniß zur Vertrauten wählte."

„So? Hat sie das? Also, mit Euch hat sie es abgekartet, und mir kein Wort davon gesagt? Nun warte, das werde ich ihr gedenken! — Hinter meinem Rücken? Ei! Ei!"

„Werther Herr!" ....

„Ja so, Herr Diakonus; Ihr seid nicht so sehr geneigt zu erfahren, wie ich meine Frau für ihre Heimlichkeiten zu strafen denke, als was ich zu Eurem Antrage spreche. Ja, wenn Ihr denn mit Mutter und Tochter einig seid ...." Er stockte einen Augenblick vor innerer Rührung, dann zog er den Prediger an seine Brust: „Du sollst mir ein lieber, ein vielwillkommener Sohn sein! — Aber vor allen Dingen müssen wir doch auch hören, was die Salome dazu sagt."

Die Frauen kamen auf das Rufen des Vaters herbei, der junge Capitain de Ruiter begleitete sie. Der Vater wollte zu sprechen beginnen, aber die

Tochter sank mit überströmenden Augen zu seinen Füßen.

„Also ja!“ sagte der Admiral, sein Kind aufhebend, „nun, in Gottes Namen! Mein Sohn, da hast Du sie! Es ist ein gutes Kind, ein sanfter Engel, wie es ihre selige Mutter war! Darum halte sie in Ehren!“

„Das will ich!“ betheuerte der Diakonus und empfing die Braut mit tiefer Bewegung aus der Hand des Vaters. Während die Mutter herzutrat und die Kinder segnete, sagte de Ruiter, seinen Sohn beiseite führend: „Auf Rochester-River mußte ich Deinem Herzen wehe thun, um einem thörichten Jugendstreiche vorzubeugen. Damals tobtest Du, und warst unwillig, weil ich Deine Bitte nicht gewähren konnte. Jetzt ist eine geraume Zeit verstrichen, Du bist kälter geworden, und ich frage Dich ehrlich, ob Du jenes Mädchen zum Weibe wünschest, dann will ich selbst für Dich werben.“

Der junge Capitain ergriff bestürzt die Hand des Vaters: „Diese Hand hat mich weise geführt; ich küsse sie in Demuth. Verflogen ist der Rausch; mein Herz schlägt ruhig.“

„Nun, so schäme Dich, und danke Gott, weil er es nicht zuließ, daß Du ein schuldloses Mädchen verderbtest! — Kommt, Kinder, kommt Alle zusammen

daß wir Gott aus der Fülle des Herzens danken für seine neue Gnade, und dann setzen wir uns fröhlich zu Tische."

Der Abend nahte heran; die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die faltigen rothen Vorhänge des stattlich aufgeputzten Besuchzimmers und verliehen demselben einen magischen Glanz. Der Admiral saß mit seiner Frau unweit vom Kamin, und Beide führten ein ernstes Gespräch mit dem Herrn Diakonus, während die Braut zur Seite des Geliebten saß, und, in holder Schaam erglühend, die Hand desselben gefaßt hielt.

Da trat Capitain de Ruiter ein und meldete dem Vater, daß sich einige Herren eingefunden hätten, die um die Erlaubniß bäten, einen kurzen Besuch machen zu dürfen.

„Führe sie ein, mein Sohn, führe sie ein," entgegnete der Admiral, „und bitte sie, schlicht und recht bei mir vorlieb zu nehmen. Mutter! Es ist spät geworden; sieh nach Deiner Wirthschaft! Was sind's für Herren, mein Sohn?"

„Ihr werdet sie sogleich selbst sehen," antwortete

der Capitain, und kehrte bald mit drei Herren zurück, jugendlich schöne Gestalten, die durch ihre etwas phantastische Kleidung kund gaben, daß sie weder zur Armee, noch zum ehrsamen Bürgerstande gehörten. Der Admiral war aufgestanden, sie zu empfangen und trat nicht wenig überrascht zurück, als er sie näher betrachtete: „Wie? Seid Ihr es, Herr van der Velde?"

„Ich bin's, Herr Admiral. Freut mich sehr, daß Ihr mich nach meinem Ausfluge noch wieder erkennt. Ich kam, Euch zu begrüßen und bitte Euch um Verzeihung, daß ich diese Herren mit mir daher bringe; es sind Künstler, wie ich; junges, lustiges Volk, aber voll Achtung und Liebe für Euch erfüllt."

„Ihr Herren seid mir willkommen," sagte der Admiral in seiner schlichten Weise." Ich liebe jede Kunst und jedes Wissen, unter welcher Gestalt sie sich auch immer zeigen mögen! Legt ab, Ihr Herren, und macht es Euch bequem, meine Hausfrau wird uns sogleich einen Labetrunk bringen."

„Wir thun Bescheid, Herr Admiral, aber nicht eher bis ich Euch ein Stück gezeigt, das ich auf besondern Befehl der Herren Staaten für den König von Dänemark gemalt habe, der es sich ausdrücklich erbeten. Ich wollte es nicht eher nach Kopenhagen schicken, bis ich Euern Consens erhalten."

Auf seinen Wink traten zwei Diener mit einer Staffelei ein. Man stellte sie so, daß sie im günstigsten Lichte stand, dann zog der Maler den Vorhang weg. Die Zuschauer erblickten den Admiral in voller Rüstung und in lebensgroßer Figur, den Commandostab in der Hand, den Lorbeerkranz um die Stirn geschlungen.

„Warum habt Ihr das gethan, van der Velde?" sprach de Ruiter, während Alle entzückt in dem Anblicke des schönen Bildes schwelgten.

„So standet Ihr in jenem Augenblicke vor meinem Geist, als wir nach viertägigem Kampfe am Bord der „sieben vereinigten Provinzen" den Siegesgesang anstimmten;" entgegnete der Maler rasch. „Ich danke Gott, der es mir vergönnte, diese Züge so den kommenden Geschlechtern zu überliefern."

„Und war's nicht genug mit meinem Angesicht? Mußtet Ihr es auch noch mit dem Kranz schmücken? Ihr wißt's, ich liebe den Weltprunk nicht; löscht ihn wieder aus."

„Auf den Blättern dieses Kranzes steht der Ruhm der niederländischen Flotte verzeichnet!" sprach van der Velde entschieden. „Er bleibt. Nicht wahr, Ihr anmuthigen Frauen, nicht wahr, Ihr Herren, der Kranz da muß an seiner Stelle bleiben?"

„Ja! Ja! der Kranz bleibt!“ riefen die Anwesenden, und Frau und Tochter umfaßten den Helden, ihn hätschelnd und liebkosend, daß er nichts weiter sagen konnte, sondern sie gutmüthig scheltend, zur Beschikkung des Tisches fortsendete.

Da trat einer der beiden Fremden vor, näherte sich dem Admiral und sich verneigend sagte er: „Mein Freund ist so sehr mit seinem Bilde beschäftigt, daß er es ganz versäumt, mich Euch vorzustellen, erlaubt mir also, es selbst zu thun. Mein Name ist Jobst van den Vondeel...“

„Wie!“ fiel de Ruiter ein. „Ihr wäret der berühmte Dichter, dessen Lieder und Gesänge von allem Volke gesungen werden? Eure Kunst ist edel und schön! Gebt mir die Hand und seid tausendmal willkommen! Aber ich sollte eigentlich mit Euch schelten, daß Ihr mich so unverdienter Weise zum Gegenstande Eurer schönen Gedichte gemacht habt. Ihr ängstigt mich alten Mann, Ihr Herren, ich verdiene das Alles nicht.“

„Erlaubt uns, Herr Admiral, hierüber anderer Meinung zu sein. Mein „Niederländisch Freudenfeuer auf der Themse“ ist längst erloschen, wenn die Fackel Eures Ruhmes noch glänzend leuchten

wird, und mein „Seelöwe" ist längst in den ewigen Schlaf gesunken, wenn Euer Name noch das Losungswort der holländischen Flotte sein wird. Wie schwach aber auch die Dichtungen sind, die sich durch Euern Namen die Unsterblichkeit sichern wollen, so bitte ich Euch doch demüthigst, sie aus meiner Hand zu empfangen, und ihnen einen Platz in Eurer Nähe zu vergönnen." Er überreichte dem Admiral einen Pergament-Band, mit Goldblech reichlich beschlagen, und mit einem Sammtdeckel verziert, darauf der niederländische Löwe mit Goldfäden zierlich gestickt war.

„Damit ich nun nicht abermals der Unhöflichkeit beschuldigt werde," nahm der Maler nach einer Pause das Wort, „so erlaubt Ihr mir, Euch in dem dritten Herrn hier, den Sangesmeister Gerhard de Vrygt aufzuführen. Die Gabe des Gesanges ist in der Familie dieses Herren heimisch, und manches Lied seines Freundes Vondel hat er mit einer schönen Weise ausgestattet."

Der Admiral sagte dem Sangesmeister einige freundliche Worte, die dieser gebührend erwiederte. Die Frauen brachten eine Collation und kredenzten den Anwesenden die Becher. Man stieß an und war

fröhlich. Da ertönte plötzlich ein schwellender Accord durch das Zimmer. Alle blickten auf und sahen Gerhard de Vrugt, der, eine Laute im Arme, die Saiten erklingen ließ und mit lautschallender Stimme eine Canzone des „Seelöwen" sang:

Löwe auf der offnen See,
Speie Feuer, Rauch und Flammen,
Das die Felswand bricht zusammen,
Die die Küste Englands schirmt.

Löwe, Du vom Niederland,
Zu der Themse Strom gesendet,
Der den Kampf zum Sieg gewendet,
Der gestritten ritterlich;

Löwe, Du auf Englands Grund,
Schüttle brüllend Deine Mähne,
Zeig' dem Leopard die Zähne,
Daß er fliehe kampfesmüd.

Löwe, wo Du mächtig packst,
Steigen hohe Feuergarben;
Wo an tausend Briten starben,
Sinkt ein Niederländer kaum.

Löwe, Du von Land und Meer,
Glänze nun im Kranz der Ehre,
Du bist Englands sich're Wehre,
Holland schläft in Deiner Huth.

Der Sang des Meisters hatte Alle fröhlich angeregt. Man ging zur Tafel und lachte und scherzte.

Dazwischen klang die vollkräftige Stimme Vondeel's, der seine Canzonen recitirte, und die Laute de Vrugt's, der sie mit seinen Tönen begleitete.

Es schlug zehn Uhr. Der Admiral erhob sich und wünschte seinen Gästen eine geruhsame Nacht. Man drückte sich die Hand und versicherte sich gegenseitig dauernder Freundschaft; der Diakonus wandte sich zu seiner Braut, die verschämt seinen Abschiedskuß duldete und flüsterte ihr zu, daß er morgen bei guter Zeit wieder vorsprechen werde. Adam Geert schritt den Gästen mit einer großen Wachs-Kerze voran, und empfahl sich mit vielen Bücklingen an der Hausthür, die er sorgsam verschloß, und die Schlüssel seinem Patron in das Zimmer trug. Dieser hatte sich an den Tisch niedergelassen, seine Frau saß ihm zur Seite. Die Kinder standen hinter den Stühlen der Aeltern, und Adam Geert führte die übrige Dienerschaft herein, sie durch Zeichen ermahnend, leise aufzutreten.

Der Admiral ergriff die Bibel. Er las ein Capitel aus dem Leben Jesu Christi, alsdann sprach er das Gebet und den Segen. Als er geendet, erhob er sich und entließ die Kinder mit einer Umarmung. Dem treuen Diener reichte er die Hand und wünschte

den Anderen, die sich um ihn herumdrängten, eine ruhige Nacht. Darauf entfernten sich Alle, Jeder in sein Kämmerlein, und tiefe Stille herrschte in dem Hause, unter dessen Dache der Abgott Alt-Niederlands in Frieden schlummerte.

XLI.

Neue Gährungen.

(1671.)

In dem Rausche des Glücks, was durch die sogenannte Tripel-Allianz den vereinigten niederländischen Provinzen überkommen war, vergaßen sie bald der bittern Vergangenheit; sie gedachten nicht der Zukunft, die ihnen so verderblich werden sollte, und deren Vorboten bereits aus weiter Ferne mit leisem Flügelschlag heranrauschten. In geheimnißvoller Tiefe brauten sich an mehreren Orten die Nebel zusammen, die sich über ein Land verbreiten sollten, dessen Bewohner, jetzt noch von dem sonnigen Blau der Gegenwart geblendet, keine Ahnung ihres künftigen Jammers hatten.

England grollte. Ihm war es unmöglich, die erlittene Schmach zu vergessen, und nicht daran zu denken, daß ein Haufen niederländischer Bürger es gewagt hatte, seine festen Schlösser zusammenzuschießen, seine Flotten und seine Werften zu verbrennen. Un-

ter der Maske heuchlerischer Freundschaft spähte es fast ängstlich nach einem Vorfall, der ihm Veranlassung geben sollte, die Fessel, womit es sich gezwungen belastete, zu zerbrechen und mit neuer Erbitterung über den verhaßten Gegner herzufallen.

Frankreich jubelte. Sein stolzer König, der keinen andern Gedanken hatte, als den, seinen Staat zu vergrößern, und sich selbst für den Staat hielt, hatte schon mit Mißgunst auf die Segnungen des Friedens geblickt, und ergriff begierig jede Gelegenheit, um den Funken des Hasses zur Flamme anzublasen. Seine Agenten gingen über den Kanal, und wußten so geschickt zu operiren, daß einzelne Staatsmänner die Versicherung gaben, sie würden Frankreichs Ansichten zu den ihrigen machen, und sich nicht durch einen Vertrag für gebunden halten, den sie nur in dem Moment der dringendsten Noth geschlossen hatten. Nachdem in solcher Weise vorgearbeitet war, sandte Ludwig XIV. die intriguante Herzogin von Orleans, Schwester des Königs von England, die den französischen Interessen blind ergeben war, mit geheimen Vollmachten und von einsichtsvollen Räthen begleitet, nach London, um das begonnene Werk glorreich zu vollenden. Ein großer Jubel herrschte über diese Reise am versailler Hofe; man sah im Geiste bereits alle kühnen Ent-

würfe Frankreichs sich verwirklichen, und keinen französischen Edelmann gab es, der den Intriguen des Königs und seiner Minister nicht das übertriebenste Lob gespendet hätte. Nur der Marschall Turenne denkt zu gerade, um diese krummen Wege zu den seinigen zu machen; er verhehlt selbst dem Könige seinen Unmuth nicht, und läßt in Gegenwart des holländischen Gesandten, Peter de Groot, absichtlich einige Winke fallen, die diesen stutzig machen, und die Absendung einer geheimen Depesche nach dem Haag zur Folge haben.

Schweden war still. Aber diese Stille glich der Stille des Meeres, unter dessen glattem Spiegel ein Vulkan jeden Augenblick sich zu entladen bereit ist. Es bedurfte nur eines Anlasses, um diese anscheinend todte Masse in Bewegung zu setzen, denn dieser holländische Vertrag hatte Schwedens Selbstständigkeit gelähmt. Sein Handelsstand beklagte sich immer lauter und verlangte von der Vormundschaft Hollands entbunden zu werden. So konnte es nicht fehlen, daß die französischen Emissaire, die mit dem Auftrage nach Stockholm kamen, Schweden für die Interessen Frankreichs zu gewinnen, mit offnen Armen empfangen wurden, und ein williges Gehör fanden.

Holland überwacht seine Interessen. Die Warnung

seines Gesandten in Frankreich hat den leisen Argwohn zur hellen Flamme angefacht. Einzelne Maaßregeln Frankreichs gegen die Niederlande, welche diesen unbequem sind, aber doch nur für zufällige Mißverständnisse gelten, die man auf diplomatischem Wege ausgleichen müsse, gewannen jetzt Absicht, Bedeutung. Man beschließt im Haag, sofort gegen die Chikanen Frankreichs wirksame Repressalien zu gebrauchen, und die General-Staaten beginnen das Jahr 1671 damit, die Einfuhr der französischen Weine und Manufaktur-Waaren zu verbieten. Um diesem Akte den gehörigen Nachdruck zu geben, wird der Beschluß gefaßt, mit dem Frühlinge eine hinreichend starke Flotte in See zu stellen, deren Ausrüstung sofort begonnen wird. Den Ober-Befehl derselben erhält Michael de Ruiter, und reist, mit den nöthigen Vollmachten versehen, am 5. Mai von Amsterdam nach Helvoetsluis ab, von einem Stillleben scheidend, das ihn so innig beglückt hatte, und seinem einfachen Wesen so sehr zusagte.

Von allen Seiten drängte sich der junge Adel herbei, um die Ehre bittend, sich diesem Zuge anschließen zu dürfen. Seit den glorreichen Junitagen und deren Folgen hatte de Ruiter's Ruhm sich über ganz Europa verbreitet, und die Jünglinge der edelsten

Geschlechter setzten einen Ruhm darin, unter einem solchen Führer den Seedienst zu lernen. Der König von Dänemark, in dankbarer Erinnerung der wichtigen Dienste, die der holländische Admiral ihm geleistet, erließ ein eigenhändiges Schreiben an ihn, dessen Ueberbringer, der Sohn des dänischen Admirals Adler, dem Führer der Flotte ganz besonders empfohlen wurde. Ihm wurde, unter der Leitung eines erfahrenen Offiziers, die Leitung einer Kanonenbrigg übertragen, und der Sohn des Admirals, Capitain Engel de Ruiter, empfing das Commando des Dreimasters „Stadt und Land."

Diese Flotte kreuzte während des ganzen Sommers in offner See, theils um die Küsten von England und Frankreich zu beobachten, theils um die Handelsschiffe vor öffentlichen und versteckten Kapern zu schirmen; und jeden Augenblick bereit, sich zum offnen Kampf zu stellen, ohne selbst den Anlaß zum Beginn der Feindseligkeiten zu geben.

Da fliegt der Funken auf, der einen ungeheuern Brand entzünden soll; der erste Schuß fällt, dessen Nachhall sich durch die kommenden Jahre verbreitet.

Eine englische Königsjacht „Merlin," welche die Gattin des englischen Gesandten im Haag, Ritter

Temple, am Bord hat, kommt, Anfangs August, mit der königlichen Standarte von dem Topp, in den Bereich einer Abtheilung der holländischen Flotte. In Folge des in dem Traktat zwischen beiden Ländern enthaltenen Artikels über Englands Souverainetät zur See, begrüßt der Commandeur des Geschwaders, Vice-Admiral van Gent, die königliche Standarte mit neun Ehrenschüssen. Da aber Herr van Gent nicht zugleich die Flagge streicht, eine Ehrenbezeugung, die man englischer Seits fordert, erwiedert die Königsjacht den Ehrengruß nicht, sondern sendet dem Admiralschiffe einige scharfe Schüsse in seine Takelung und sein Plankenwerk. Das Admiralschiff liegt zu weit ab nach Lee, um gegen die leicht dahinfliegende Jacht aufzukreuzen und die ihm angethane Schmach augenblicklich zu rächen, aber von allen Seiten werden Reclamationen erhoben, und Holland besteht dringend auf Genugthuung. Der König von England verweigert diese; er erklärt, daß er in seinem vollen Rechte sei, ihm gebühre die Souverainetät der Meere, und die ganze Nation stimmt ihm bei.

Nach diesen Vorgängen berathen die Herren Staaten von Holland ernstlich, was zu thun; sie fassen einen einmüthigen Beschluß, der sogleich an den Be-

fehlshaber ihrer Flotte zur Nachachtung abgesendet wird, und in Folge dessen macht de Ruiter seinen Untergebenen durch einen Tagesbefehl Folgendes bekannt:

„Für den Fall, daß irgend ein holländisches Kriegsschiff bei einem englischen Orlogsmann vorübersegele, soll es demselben den Ehrengruß nicht weigern, und ist die königliche Standarte mit dreizehn, die Ober-Admiralsflagge mit eilf, die Vice-Admiralsflagge mit neun, die Contre-Admiralsflagge mit sieben, und die Capitainsflagge mit fünf Schüssen zu begrüßen; sonst aber solle sich kein holländisches Schiff zu einem anderweitigen demüthigenden Gruße durch Streichung eines Segels, oder einer Flagge jemals mehr verstehen."

Als um diese Zeit der König von Frankreich in das Lager von Dünkirchen zog, wurde die allgemeinste Aufmerksamkeit rege, und die schärfste Wachsamkeit empfohlen. Da er indessen sich wieder entfernte, ohne etwas Entscheidendes unternommen zu haben, erhielt die Flotte, unter Erwägung der vorgerückten Jahreszeit, Befehl, nach Hause zurückzukehren, welches unter den heftigsten Stürmen, die Stadt und Land zerstörten, und einen großen Theil der fruchtbaren

Niederungen unter Wasser setzten, nur mit großen Anstrengungen in's Werk gesetzt wurde.

So waren nun die Kämpfer aus dem Felde zurückgezogen, aber die Intrigue dauerte insgeheim fort, und bereitete das große Trauerspiel vor, dessen Zeuge die nächstkommende Zeit sein sollte.

XLII.

Das Trauerspiel von 1672.

In acht Abtheilungen.

---

1. Windsor.

In dem Audienzsaal des Windsor-Schlosses erschien ein Mann von reifern Jahren mit gefurchter Stirn. Ernste Sorge beugte sein Haupt und im Nachsinnen verloren, merkte er wenig auf das Flüstern der Pagen, die ihre Glossen über ihn machten; denn die Prachtgewänder der jungen Edelleute stachen grell gegen das einfache schwarze Wamms des Fremden ab, und mancher Ruf des Erstaunens wurde laut.

„Wer wäre es, sagt Ihr?" flüsterte Einer.

„Ein holländischer Herr, der geradesweges von seinem Schiffe hierher gekommen ist, und Sr. Gnaden, den Herzog von Buckingham schon zweimal angegangen ist, ihn bei Sr. Majestät zu melden."

„Und der hat es vermuthlich nicht gewollt?"

„Behüte! Der Herr Herzog darf sich zwar Vieles herausnehmen, aber Sr. Majestät einen Mann in solchem Aufzuge vorzuführen! Es wäre ja entsetzlich."

„Mehr als das. Ich geriethe außer mir vor Angst, wenn ich nur denken müßte, ich könnte in meinem Leben einstmals in die Lage versetzt werden, mich so costümirt dem Könige zu zeigen."

„Ja, wir! Aber so ein Niederländer! Pah!"

Der Fremde, dem diese und andere Stichelreden galten, die im Saal halblaut geflüstert wurden, gab sich zuerst den Anschein, als höre er sie nicht, endlich aber drang ihm das Blut zu Herzen, die Gluth des Zornes stieg ihm in's Gesicht, und er fragte, den jungen Edelleuten einen Schritt entgegen tretend: „Was beliebt, Ihr Herren?"

Diese aber wichen, ohne ein Wort zu erwiedern, scheu vor dem Manne zurück, der die geheiligte Ruhe des Palastes zu stören wagte.

Da trat von der Seite der königlichen Gemächer her der jugendlich schöne und intriguante Charles Villiers, Herzog von Buckingham, in den Saal, um sich nach der äußeren Galerie zu begeben. Der Niederländer trat ihm in den Weg.

„Bin ich jetzt Sr. Majestät gemeldet worden, Herr Herzog?"

„Es hat noch nicht geschehen können, Herr de Vrient," entgegnete der Herzog leichthin.

„Wie? Ihr habt mich gar nicht gemeldet?"

„Ich durfte es nicht. Se. Majestät sind allzusehr beschäftigt heute.... Erlaubt!"

„Kehrt um, Herr Herzog, und beeilt Euch, Sr. Majestät mein Anliegen vorzutragen. Ich habe triftigere Gründe zur Eile, als Ihr denken mögt."

„O, ganz und gar nicht, Herr Gesandter! Man ist auf den ersten Blick von der Wichtigkeit Eurer Sendung überzeugt."

„Wie meint Ihr das?"

„Euer ganzer Zustand ist davon der lebendigste Beweis."

„Mein Zustand? Was meint Ihr damit?"

„Weil Euer Edelmögenden es nicht der Mühe werth gehalten haben, sich vor Ihrem Eintritt in das Schloß von den lästigen Reisekleidern zu befreien."

„Mylord," sprach Herr de Vrient erregt. „Wo es sich um das Wohl zweier Völker handelt, sieht man leicht über solchen Tand hinweg. Wir Holländer gehen geradezu, und kümmern uns wenig um gestickte Kleider und geleckte Frisuren."

„Doch ist es weise," entgegnete Buckingham verletzt, — „Ihr verzeiht, daß ich es wage, einem so gewiegten Diplomaten diese Bemerkung zu machen, — es ist weise, sage ich, sich nach der Sitte des Landes zu richten, wo man lebt; doppelt weise, wenn man, wie sich begreift, als Bittender erscheint..."

„Herr Herzog!" fuhr der Gesandte auf. „Ich habe wenig Lust, die Modegeckerei, die man in Windsor dem Hofe von Versailles nachäfft, mitzumachen. Ich bin kein bettelnder Supplikant, sondern der Abgesandte eines freien Volkes, der mit den wichtigsten Aufträgen hierher gesendet worden ist, um mit dem Könige von England zu unterhandeln. Ich ermahne Euch nochmals, mich ungesäumt zu melden, und wälze die Verantwortung, wenn durch Eure Zögerung Unheil entsteht, feierlich auf Euer Haupt."

„Ich will mich bemühen, diese schwere Last mit Gleichmuth zu tragen!" antwortete der Herzog mit unterdrücktem Lachen, und wandte sich an einen Kammerherrn der Königin, der so eben in den Saal trat.

„Was steht zu Diensten, Lord Corway?"

„Ihre Majestät die Königin empfiehlt sich Sr. Majestät und läßt durch mich um eine möglichst baldige Audienz nachsuchen."

Der Herzog von Buckingham ging nach den Zim-

mern des Königs, kehrte aber rasch zurück und sagte ziemlich frostig zu dem Kammerherrn: „Se. Majestät bedauern unendlich, aber dringende Geschäfte machen es ihm unmöglich, die Königin jetzt zu empfangen. Sobald es irgend thunlich ist, wird der König selbst seiner Gemahlin aufwarten. — Ihr begreift, Herr Abgesandter, daß der König sehr dringend beschäftigt sein muß, da er sich nicht einmal von seiner eigenen Gemahlin sprechen läßt."

„Die arme Catharine von Portugal!" entgegnete de Vrient bitter. „Sie ist in denselben Fehler verfallen, wie der Gesandte der Niederlanden."

„Welch ein Fehler ist das, wenn ich bitten darf?"

„Sie hat es nicht verstanden, sich die Protection des Herzogs-Günstling zu erwerben."

Der Herzog von Buckingham biß sich in die Lippen und antwortete verletzend. Der Gesandte entgegnete in derselben Weise. Die Gemüther waren lebhaft erregt und ein heftiger Ausbruch war zu befürchten. Da trat eine junge Dame in den Saal, voll Anmuth und Liebreiz wie ein lichter Maien-Morgen. Sie schwebte mit einem leichten Gruße an dem Niederländer vorüber und sagte zu dem Herzoge: „Führen Sie mich sogleich zu Seiner Majestät!"

„Mit dem größten Vergnügen," rief dieser. Als

er aber dem blitzenden Auge des Gesandten begegnete, setzte er zögernd hinzu: ....„würde ich diesen Befehl des reizenden Fräuleins von Ceroual vollziehen, aber Se. Majestät haben bereits den Besuch der Königin abgelehnt, und in Anbetracht der Geschäfte .... auch dieser Herr wartet schon längere Zeit vergebens."

„Geschäfte?" entgegnete Mademoiselle de Ceroual. „Wissen Sie, Herr Herzog, daß der König seit Monaten nicht so wichtige Dinge verhandelt hat, als ich ihm jetzt mittheilen werde?"

„In der That? Nun, wenn das ist, so bitte ich um Ihren Arm, schöne Lady."

„Seit wann ist es an diesem Hofe Sitte," rief der Gesandte, jede Mäßigung vergessend, „daß vor dem Botschafter einer auswärtigen Macht, und vor der Königin des Landes selbst, die Maitressen den Vorzug haben?"

„Das bricht ihm den Hals!" sprach der Herzog lachend vor sich hin.

Mademoiselle de Ceroual erbleichte und lehnte sich zitternd auf den Arm des Herzogs, dann deckte eine flammende Röthe ihr Gesicht und Thränen stürzten aus ihren Augen: „Diese Beleidigung.... Herzog! Führen Sie mich in's Freie! Ich kann so nicht vor

Sr. Majestät erscheinen." — Sie ging einige Schritte, dann stand sie plötzlich still und wandte sich zu dem Gesandten; sie betrachtete ihn einen Augenblick lang schweigend, und rief dann im glühenden Zorne: „Sie, mein Herr, suchen um eine Audienz bei dem Könige nach? Sie werden sie erhalten. Ich werde sie Ihnen verschaffen."

Die Dame entfernte sich mit einem Blick des tödtlichsten Hasses auf den Gesandten; dieser blieb in dem Audienzsaal allein zurück.

Carl II. war mit seiner Schwester, der Herzogin von Orleans, in lebhaftem Gespräch begriffen.

„Sie sollen sich beugen, diese stolzen Krämer!" rief der König zornig. „Ich will sie so geschmeidig machen, daß sie sich wie Gewürm zu meinen Füßen krümmen sollen."

„Das ist auch die Ansicht unseres Königlichen Bruders von Frankreich," entgegnete die Herzogin. „Bleibe nur fest bei Deinem Entschlusse und wir erhalten völlige Genugthuung. Unsere Minister haben die Verträge bereits entworfen, und in den nächsten Tagen sind sie zur Unterschrift reif. Dann greift

Ihr an, zu Lande wie zu Wasser, und binnen Monatsfrist sind diese Provinzen nicht mehr!"

„Sie haben's verdient! Verdient durch ihren Hochmuth, ihre Spottsucht!"

„Dreifach! Zehnfach!"

„Sonst muß man gerecht sein. Es ist ein tüchtiges Volk; brave Soldaten und Matrosen, unternehmende Kaufleute. Hätten sie nicht Englands Souverainetät zur See verhöhnt, die ich nun einmal nicht fahren lasse, des Friedens Bündniß hätte noch lange bestehen mögen. England könnte noch Manches in Handel und Gewerbe von diesen Holländern lernen."

Die Herzogin von Orleans, die Schwächen ihres Bruders kennend, entgegnete rasch: „Gewiß! Und außerdem noch in der Malerei, in der Poesie und andern schönen Künsten, worin sie in der letzten Zeit absonderliche Fortschritte gemacht haben."

„Still!" rief der König mit dem Fuße stampfend, und die Zornesader schwoll auf seiner Stirn. „Da schickt mir Georg Downing ein ganzes Buch, das ein holländischer Priester geschrieben hat, „Belgische Gloria" genannt, voll Spott und Satyre auf unser Inselreich! Und auf den Rathhäusern zu Amsterdam, zu Dortrecht und wo sonst noch, haben sie Bildwerke

aufgehängt, die uns zur höchsten Schmach gereichen. Downing beschreibt sie ausführlich und meldet, daß er darauf angetragen habe, sie herunter zu nehmen und zu vernichten."

„Das muß ich loben, und wenn sie dies Gesuch einem so mächtigen Freunde abschlagen, dürfen sie sich nicht wundern, wenn er sich in einen Feind verwandelt," entgegnete die Herzogin. „Vielleicht gelingt es, wenn nicht die Gesänge Vondel's, welche man in Holland auf allen Straßen singt, seine Reden übertäuben."

„Dieser Vondel! Er hat ein Spottlied auf mich gedichtet, und die Seilerjungen und Matrosen singen es von Vlissingen bis zum Terel auf allen Werften. Hätte ich diesen Patron an meinem Hofe, ich wollte ihm für seinen „Niederländischen Seelöwen" einen Lorbeer-Kranz auf die Stirn drücken, dessen Gewicht er sein Lebelang fühlen sollte."

„Es wirkt!" sprach die Herzogin vor sich hin und blickte triumphirend auf den König, der finster grollend auf und ab schritt. Da stürzte Mademoiselle de Cervual weinend in das Gemach und warf sich zu den Füßen des Königs nieder. „Gerechtigkeit, Ew. Majestät!"

Der König war bemüht, die Dame aufzuheben:

„Stehen Sie auf, Mademoiselle! — Stehen Sie auf! Ich bitte!"

„Nicht eher, Sire, als bis Sie mir Genugthuung für die schändlichste Beleidigung gewährt haben."

„Ich verspreche sie Ihnen, Mademoiselle. Wer hat sich gegen Sie vergangen? Stehen Sie doch nur auf."

Mademoiselle de Ceroual erhob sich: „Ich habe das Unterpfand Ihres Königlichen Wortes, und die Frau Herzogin von Orleans zum Zeugen."

„Und wer hat es gewagt, Sie zu beleidigen?" fragte der König.

„Wer anders, als der niederländische Gesandte!"

„Unmöglich! Wie konnte er?"

„Nur zu Viele waren Zeugen meiner Schmach."

„Und wo geschah das Unglaubliche?"

„Im Audienzsaal, in Gegenwart des Herzogs von Buckingham, hat jener Bauer es gewagt, mich so frech zu beleidigen...." ein Strom von Thränen unterbrach die schöne Bittende.

Die Herzogin, welche dem Auftritt lächelnd zugesehen hatte, sagte mit leisem Spott: „Man muß gestehen, diese Holländer eilen ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen. — Darf man fragen, wodurch der

Gesandte sich das Mißfallen dieser Dame in einem so hohen Grade zugezogen hat?"

„Soll ich meine eigene Schmach verkünden?" entgegnete Mademoiselle de Ceroual erröthend. Sie überreichte dem Könige ein zusammengefaltetes Blatt und trat einen Schritt zurück. Der König las. „Ha! Ist das wahr?"

„Ich berufe mich auf das Zeugniß des Herzogs von Buckingham."

„Und das geschieht ungestraft? — Charles! — Ungestraft in dem königlichen Palaste von Windsor? — Charles Villiers!"

„Hier Ew. Majestät!" antwortete der Herzog von Buckingham, schnell eintretend.

„Hast Du das gehört, Charles?" fragte der König, ihm den Zettel reichend.

„Wort für Wort, Ew. Majestät," antwortete Buckingham. „Und ich würde dem Frevler meinen Degen in den Leib gerannt haben, wenn ich nicht Scheu vor dem geheiligten Charakter des Gesandten getragen hätte."

„Sie sollen gerächt werden, Mademoiselle! — Beruhigen Sie sich! — Mein Gott, wie aufgeregt Sie sind! Sie müssen sich fassen! Kommen Sie!" Und

nur mit der Dame beschäftigt, führte der König sie in ein anstoßendes Kabinet.

„Dieser Holländer wird sich eine große Lehre von Windsor-Schloß mitnehmen," sagte die Herzogin im Fortgehen.

„Und welche, wenn es Ew. Königlichen Hoheit beliebt?" fragte Buckingham ihr folgend.

„Daß es unter allen Umständen gefährlich ist, von der Geliebten eines Königs die Wahrheit zu sagen."

Mynheer de Vrient hatte unterdessen den Audienzsaal nicht verlassen; er wandte sich an mehrere Personen von Einfluß, ihm ungesäumt eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, aber Niemand wollte sich damit befassen, da man wußte, daß der gefeierte Günstling selbst diese Mission abgelehnt habe. Die Pagen bemühten sich, flüsternd jedem Eintretenden die Indiscretion des holländischen Herrn mitzutheilen, und allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der versammelten Hofleute. Man zog sich aus der Nähe des Beleidigers Königlicher Majestät zurück, und warf nur aus der Ferne scheue Blicke auf ihn; Herr de Vrient stand allein, fest entschlossen, nicht zu wei-

chen, und die Stunde der allgemeinen Audienz abzuwarten, da er keine besondere erhalten konnte.

Da öffnete sich die Thür, die zu den königlichen Zimmern führte, und der König erschien. Ihm folgten seine Schwester, sein Günstling und Mademoiselle de Ceroual.

„Willkommen, meine Herren, begrüßte Karl der Zweite die Anwesenden. „Es freut mich, Sie so zahlreich versammelt zu finden. Guten Morgen, Herr Botschafter von Frankreich! Was haben Sie für Nachrichten vom Hofe zu Versailles, und wie nimmt Unser Königlicher Bruder von Frankreich es auf, daß Unsere Schwester noch immer am Hofe von Windsor weilt?"

„Ihre Königliche Hoheit, Madame, sind die unumschränkte Gebieterin Höchstdero Willens," entgegnete der Botschafter mit einer tiefen Verbeugung. „Wenn der Schmerz, eine so geistvolle, reizende Prinzessin fern von Frankreich zu wissen, sich mit Recht der Gemüther bemächtigt hat, so tröstet die Entbehrenden der Gedanke, daß ihr Aufenthalt in England, unter den obwaltenden Umständen, eine feste Bürgschaft für die Dauer des guten Einvernehmens beider Nationen ist."

Der König ging weiter. Er begrüßte die Ge-

sandten von Schweden, Dänemark und Deutschland, unterhielt sich mit dem Herzoge von York, mit dem Lord Ober-Kammerherrn und nahm mit gewinnendem Lächeln die Bittschriften an, die ihm dargereicht wurden.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" sprach der König nach einer Stunde, und winkte den Anwesenden huldvoll Entlassung. „Die heutige Audienz ist beendet."

„Noch nicht, Ew. Majestät!" entgegnete der holländische Gesandte, rasch vortretend.

„Wer ist dieser Mann?" fragte der König fremd.

„Mein Name ist Jakob de Vrient, ich bin außerordentlicher Gesandter Ihro Hochmögenden, der Herren General-Staaten, und erscheine an diesem Hofe mit wichtigen Depeschen. Daß ich diese noch nicht habe abgeben können, ist nur die Schuld der Diener, die Ew. Majestät umgeben, und mir beharrlich den Zutritt weigerten."

„Meine Diener — wie Ihr sie nennt — sind genau von meinem Willen unterrichtet und befolgen ihn pünktlich," entgegnete der König rasch. „Euer Creditiv?"

„Herr de Vrient reichte es dem Könige dar.

„Schon gut! Ich werde diese Papiere prüfen, bei

gelegener Muße! Verweilt so lange an Unserm Hofe in Ruhe, Herr — de — verzeiht — diese holländischen Namen sind sehr schwer zu behalten! Wie heißt Ihr?"

„Jakob de Vrient, Ew. Majestät!"

„Recht! Sagt mir doch, Herr Abgesandter, es sind wohl mehrere Eures Namens hier? Ein Herr de Vrient hat sich eine Beleidigung gegen eine Dame meines Hofes zu schulden kommen lassen, die ich nicht ungeahndet dulden werde."

„Erlaubt mir, gnädigster Herr!...."

„Ich erlasse Euch diese Erklärung, Herr Abgesandter. Wenn Ihr aber Eurem Namens-Vetter begegnet, so sagt ihm, daß jene Dame, die er so auffallend beleidigte, seit einer Stunde Unsern Hof verlassen hat." Mit diesen Worten wandte sich der König an Mademoiselle de Ceroual.

Eine Bewegung entstand unter den Anwesenden, die, mit dem Vorfall bekannt, sich des Königs Worte nicht erklären konnten. Dieser weidete sich einen Augenblick an der allgemeinen Verlegenheit, dann fuhr er fort: „Auf den Wunsch meiner Schwester, der Frau Herzogin von Orleans, Königliche Hoheit, so wie aus persönlicher Geneigtheit, haben Wir dieser Dame, Mademoiselle Adelaide de Ceroual, den Rang

einer Herzogin von Portsmouth verliehen und mit der gleichnamigen Grafschaft belehnt. Dieser Name wird ihren Tugenden und ihrer Anmuth keinen neuen Reiz verleihen, aber er wird ihr ein Beweis sein, daß Wir sie vor Brutalität sicher zu stellen wissen und es für eine Ehre erachten, sie für immer mit Unserm königlichen Hause verbunden zu haben."

„Ew. Majestät, diese Gnade!" rief das Fräulein von Ceroual, und sank zu den Füßen des Königs.

„Im Grunde genommen, verdankt sie dieselbe doch nur dem holländischen Gesandten!" flüsterte die Herzogin von Orleans dem Herzoge von Buckingham zu.

„England ist stolz auf eine solche Peeresse," entgegnete ihr rasch der Herzog. „Ew. königliche Hoheit haben sich in Versailles gebildet."

Der König weidete sich einen Augenblick an der vor ihm knieenden schönen Gestalt, dann sie rasch aufhebend, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn: „Stehen Sie auf, Frau Herzogin; Sie werden fortan den Platz einnehmen, der Ihnen gebührt. Die Audienz ist vorbei! Gehen Sie zu Ihrer königlichen Hoheit, der Frau Herzogin von Orleans."

„Geruhen Ew. Majestät mir eine Antwort zu ertheilen!" rief der niederländische Gesandte.

„Nicht jetzt! — Später! — Ich werde Ihnen den Tag ankündigen lassen, wann ich Sie sprechen kann.“ Der König entfernte sich mit den Damen. Buckingham kehrte zurück, und trat zu de Vrient: „Man ertheilt Ihnen den Rath, ein Beschleunigungs-Gesuch bei Ihro Gnaden, der Frau Herzogin von Portsmouth einzureichen; sie wird sich erinnern, was sie Ihnen schuldig geworden ist und vielleicht dankbar sein.“ Er entfernte sich lachend.

Der Ober-Ceremonienmeister trat in die Mitte des Saales: „Seine Majestät haben sich entfernt; die Audienz ist beendet.“

Nach allen Seiten hin stob der bunte Höflingsschwarm auseinander. Jakob de Vrient ging schweren Schrittes durch die Hallen des Schlosses; er fühlte es, — der Frieden war seinem Vaterlande verloren.

---

2. Versailles.

In der Behausung des niederländischen Gesandten zu Versailles, Mynheer Peter de Groot, war am Morgen des 3. März eine lebhafte Bewegung. Ein Secretair des Gesandten war so eben von einer Sen-

dung aus dem Haag zurückgekehrt: „Wie ich Euch sage, edler Herr! Der Antrag ist einmüthig bei den General-Staaten durchgegangen, Sr. Hoheit dem Prinzen von Oranien die Würde eines General-Capitains anzubieten."

„Also doch! — Gebe Gott, zum Glück des Landes! Was habt Ihr mir sonst zu melden?"

„Ich bringe Euch diese Depeschen. Man scheint es im Grafenhaag zu fühlen, daß an eine friedliche Ausgleichung nicht mehr zu denken ist, und rüstet sich deshalb, so viel nur immer möglich. Wenn man Frankreich wenigstens zur Neutralität zu bewegen vermöchte, so wäre doch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden, und man bittet Euch, allen Euern Einfluß anzuwenden, um ein solches Resultat für uns herbeizuführen."

„An meiner Bereitwilligkeit soll es nicht fehlen," entgegnete Peter de Groot. „Aber ich habe wenig Hoffnung, denn ich schwimme allein, mit zu geringen Kräften, gegen einen breiten, reißenden Strom. So wird denn Krieg das unvermeidliche Loos sein. Was hat man für einen solchen Fall neuerdings daheim beschlossen?"

„Es sind alle Vorkehrungen getroffen, um die Armee zu vergrößern. Ihr wißt, Frankreich droht mit

einer Truppenmacht von mehr als 100,000 Mann, und Ludwig der Vierzehnte wird sich selbst an ihre Spitze stellen. Die geistlichen Herren von Köln und Münster rüsten sich mit Macht; unsere Kräfte reichen kaum aus, die Gränzen nothdürftig zu besetzen."

„Aber die Hülfe, die Hülfe!"

„Wir werden sie bei uns allein suchen müssen, edler Herr! Wenn auch der deutsche Kaiser und der Churfürst von Brandenburg uns ihren Beistand zugesagt haben, so wissen wir doch, daß Frankreich seine Unterhändler bereits in Wien hat, die mit großem Glücke gegen uns handeln. Alle Geldmittel, die wir besitzen, sind zur Verfügung gestellt, und Herr de Ruiter hat den Auftrag erhalten, für die Ausrüstung der Flotte zu sorgen,"

„Möge das Glück ihm, wie bisher, hold bleiben, und möge der edle Geist, der die Männer Alt-Niederlands stets zur Stunde der Gefahr beseelte, auch ferner mit uns sein. Geht jetzt, und ruht von Eurer Reise aus; meinem Diener sagt, daß er Alles bereit halte, damit ich in einer Stunde bei dem Lever des Königs erscheinen kann."

Als der Gesandte seinen Secretair entlassen hatte, begann er, sich mit dem Inhalt der empfangenen Depeschen vertraut zu machen.

In dem prachtvollen Saale des versailler Schlosses, wo Ludwig der Vierzehnte seine Levers hielt, waren eine Menge Personen versammelt. Die zierlich geputzten Herren standen in verschiedenen Gruppen umher, und unterhielten sich, bald leiser, bald lauter, über die neuesten wichtigen und unwichtigen Hofbegebenheiten. Man pries die prachtvollen Bälle des verschwenderischen Herzogs von Richelieu und bespöttelte die bettelhaften Soireen des geizigen Grafen von Montfaucon.

Der Kammerdiener des Königs ging so eben durch den Saal, vornehm-nachlässig nach allen Seiten hin grüßend. Der Marschall des Reiches, Herr von Aubigny, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, und fragte leise: „Mon cher Marcel, werden wir bald die hohe Gnade haben, das huldvolle Angesicht Sr. königlichen Majestät zu erblicken?"

Der Kammerdiener zog sich zurück, und sagte im Weitergehen mit lauter Stimme: „Se. königliche Majestät haben so eben geruht, sich zu erheben, und unterhalten sich mit Sr. königlichen Hoheit, Monsieur!"

„Bête!" brummte der Marschall in den Bart, und ein Kämmerling flüsterte seinem Gefährten zu: „Nun haben wir es doch deutlich gesehen, daß der Marschall in Ungnade gefallen ist, da Herr Marcel

sich nicht zu seinem Vertrauten hergeben will; ich lasse ihn auch fallen."

„Ich auch! Ich auch!" entgegnete lebhaft der Gefährte.

Da vernahm man plötzlich, mitten durch das Geflüster und Gewisper der Höflinge einen halbunterdrückten Fluch und eine Degenscheide fiel klirrend auf den marmornen Fußboden. Alle fuhren erschrocken zusammen, und blickten voll ängstlicher Neugier auf einen hochgewachsenen Mann mit gebräuntem Antlitz, der die Uniform der französischen Seeleute trug. Seine Nachbarn wichen scheu von ihm zurück, und machten einer herrlichen Kriegergestalt Platz, die sich dem Seemann zutraulich näherte.

„Euch plagt die Ungeduld, Graf d'Estrées," sagte der Krieger freundlich. „Am Hofe zu Versailles müßt Ihr Euch von dieser Krankheit zu befreien suchen."

„Hier ist kein Ankerplatz für einen Seemann," entgegnete der Admiral. „Drei Tage nach einander komme ich hierher, um den Befehl zu empfangen, mich an Bord meiner Flotte zu begeben, und jedes Mal muß ich unverrichteter Sache wieder fort gehen. Ich glaube, Herr von Turenne, daß keiner von die-

sen gallonirten Nichtsthuern nöthig hat, länger zu warten, als ich! Verdammt!"

„Mein lieber Admiral," entgegnete der Feldmarschall, „ich erscheine nun schon fünf Tage hinter einander, ohne erfahren zu können, wie man das Schlafgemach in dem Lagerzelt des Königs tapezieren lassen soll. Nur Geduld, Graf; wir warten ruhig auf die Bestimmung der Tapeten und des Segeltages, aber wir schlagen die Schlachten nach eigener Invention und gewinnen sie."

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf den niederländischen Gesandten, der eben eingetreten war. Einige junge Herren, die sich demselben ganz nahe befanden, hatten heimlich Blicke mit einander gewechselt, und sprachen nun unbefangen weiter.

„Ihr habt also diese Medaille noch gar nicht gesehen, Vicomte? Da schaut her! Ein breites, trübes Moor, von Nebeln bedeckt und mit Gräben durchschnitten. Darüber die Sonne, mit der Umschrift: Evexi, sed discutiam."

„Das verstehe ich nicht," entgegnete der Vicomte, „seid so gut und erklärt es mir; Ihr seid ein Gelehrter."

„Mit Vergnügen! Die Sonne ist Frankreich, den Sumpf da kennt Jedermann, der Spruch oben be-

deutet: „Ich ziehe diese Nebel an und zerstreue sie nach allen Winden!“ „Versteht Ihr? So!“ Er blies über die Hand, und zeigte, wie zufällig, mit lachendem Gesichte nach dem holländischen Gesandten hinüber.

„Sehr gut! Sehr gut!“ sprach der Vicomte und bewegte die Hände, als wolle er applaudiren. „Aber diese zweite Münze, Chevalier?“

„Das ist, wie Ihr bemerkt, die See, darüber blinkt am wolkenfreien Himmel der Mond; dieser Mond aber ist England, unser Verbündeter, und der Spruch lautet: „Mihi soli obtemperat aequor, das ist zu übersetzen: Mir allein gehorcht das Meer.“

„Bravo! Bravo! rief der Vicomte und schlug sich auf den Mund, um sich selbst für seine laute Dreistigkeit an einem so erhabenen Orte zu bestrafen.

„Sehr gut erklärt, Herr Chevalier, sehr gut erklärt!“ sprach der holländische Gesandte, den Aerger mühsam bezwingend. „Wollt Ihr uns nicht auch mit der dritten Münze bekannt machen?“

„Dritte Münze?“ entgegnete der Chevalier vornehm. „Es giebt deren nur zwei.“

„Eine dritte?“ wiederholte der Vicomte. „Giebt es in der That dergleichen eine, und könnt Ihr mir ein Exemplar davon verschaffen? Ich würde ihren Werth

gern dreifach bezahlen. Bitte, werther Herr, wie sieht sie aus? Was stellt sie vor?"

„Ihr seht darauf eine Heerde Schaafe bei'm Gewitterregen, die nicht weiß, wohin und woher; darüber schwebt eine tüchtige Hetzpeitsche, und der Spruch lautet auf gut holländisch: „Packt Euch zum Teufel!"

„Mein Herr!" riefen der Chevalier und der Vicomte, wie aus einem Munde.

„Was beliebt?" fragte der Gesandte barsch.

Die goldenen Flügelthüren des Saales öffneten sich, der Major-Domus des Palastes trat ein und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der König!" Eine Todtenstille herrschte rings umher.

Der König trat, umgeben von den Prinzen des Hauses, mit dem großen Cortège in den Saal. Sein blitzendes Auge flog überall umher und haftete auf dem Marschall Turenne. Dieser trat auf einen gnädigen Wink des Gebieters näher.

„Wir haben Uns entschieden," sprach der König; blaßroth ist eine schöne, dem Auge wohlthuende Farbe.

„Morgen Abend erscheinen alle Damen in blaßrothen Kleidern," wispelte ein Marquis seinem Nachbar in's Ohr.

„Euer Majestät Befehle sollen pünktlich erfüllt wer-

den," entgegnete der Marschall. „Darf ich mir auch die weiteren Verhaltungs-Befehle erbitten? Mein Abgang zur Armee ist dringend...."

„St! Mein lieber Marschall!" unterbrach ihn der König rasch, „wir kennen noch dringenderes."

Herr von Turenne trat schweigend zurück.

„Ah!" begann der König nach einer Pause. „Da ist ja auch unser Admiral. Und abermals voller Ungeduld. Ich sehe schon, Graf, Ihr brennt vor Begier, Euer Schiff zu besteigen, und den Hafen von Versailles zu verlassen."

„In der That, gnädigster König," entgegnete der Seemann etwas derbe. „Es ist unverantwortlich von einem Schiffsführer, sich den günstigen Wind über den Kopf weg wehen zu lassen, ohne den Anker zu lichten und ein Segel zu hissen. Bitte deshalb, daß Ew. Majestät mir Befehl ertheile, zur Flotte abzugehen, denn hier halte ich es, hol mich der Teufel, nicht mehr aus."

„Das ist eine Sprache, wie sie zu Versailles noch nicht gehört worden ist," sprach der König lachend. „Ich bin neugierig, was unsere Damen dazu sagen werden. Der Herr Admiral wird also zunächst in der morgenden Soirée zu erscheinen haben, um uns

mit einem ähnlichen Gespräch zu unterhalten. Recht pikant, in der That."

Ein Cavalier des Palastes kniete vor dem Könige nieder und reichte ihm auf goldener Schüssel ein süßduftendes Billet: „Madame de Montespan empfiehlt sich Ew. Königlichen Majestät, und fleht um die Gnade, heute ihr Zimmer nicht verlassen zu dürfen. Sie leidet an einer furchtbaren Migraine und der Arzt hat die unbedingteste Ruhe empfohlen."

Der König runzelte die Stirn: „Madame ist seit einiger Zeit immer krank, wenn ich sie zu mir entbieten lasse. Man trage dies Billet zurück, und melde es ihr, daß ich sie heute Mittag zur Spazierfahrt im Park und Abends zur Spielparthie erwarte."

Der Cavalier der Dame entfernte sich zitternd, die Höflinge wichen scheu zurück und es ward Raum für Herrn Peter de Groot, der sich mit einer tiefen Verbeugung näherte.

„Was steht zu Diensten Herr Gesandter?" fragte der König.

„Mögen mir Eure Majestät verzeihen, wenn ich — vielleicht gegen die Etiquette Ihres glänzenden Hofes verstoßend — mich Ihnen in den Weg dränge, Sire! Ich bin der Abgesandte eines Volkes von Bürgern."

„Bitte, Herr de Groot! So heißt Ihr doch? Wir bedürfen dieser Erinnerung an Euer souveraines Volk nicht. Ihr gehört doch zu dem Ritterstande von, von...."

„Von der Brabanter Elle!" brummte der Prinz von Condé vor sich hin.

„Es dient zur Nachricht," entgegnete Peter de Groot, sich zu dem Prinzen wendend, „daß die Niederländer mit ihrer Brabanter Elle jedem sein bescheiden Theil zumessen, und mit solcher Ausdauer, daß schon Monarchien davor erzitterten."

„Das ist sehr schön, mein Herr Gesandter!" sagte der König zürnend. „Man hört es, daß Ihr ein berühmtes Buch über Krieg und Frieden geschrieben habt."

„Ew. Majestät halten zu Gnaden; das von Ihnen erwähnte Buch schrieb mein Vater, Hugo Grotius!"

„So, So! — Nun, Herr de Groot? Was habt Ihr mir zu sagen?"

Heute früh habe ich Depeschen aus dem Haag empfangen, deren Inhalt so wichtig ist, daß ich Euer Majestät dringend bitten muß, mir sobald als möglich eine Privat-Audienz zu gewähren."

„Ich werde darauf denken."

„Ich erbitte es mir als eine Gnade, daß es noch in dieser Stunde geschehe. Ahmen Ihro Majestät Ihrem Königlichen Vater nach, der sich meinem Vater bei seinem Erscheinen in Frankreich so gnädig bewies..."

„Das war nach seiner Flucht aus dem Kerker von Lövenstein," unterbrach der König. „Seine Frau hatte ihn in einen Bücherkasten gepackt und fortgeschickt. Das war schlau und kühn von der Dame."

Sire!" entgegnete Peter de Groot;" ich bin der Sohn dieser Dame."

„Das ist gut, mein Herr Gesandter, sehr gut!" sagte der König mit der Hand winkend. „Auf Wiedersehen."

Eine halbe Stunde, nachdem das Lever beendet war, langte in dem Schlosse zu Versailles ein Courier mit Depeschen aus Windsor an, und gleich darauf wurden die Minister zum Könige berufen; später entbot man auch den Feldmarschall Turenne, den Prinzen Condé und den Admiral, Grafen d'Estrées. Man blieb längere Zeit in geheimer Conferenz zusammen, und als der König seine gewohnte Spazierfahrt antrat, verfügte sich jeder Minister in sein Kabinet.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde. Der Gesandte hatte das Schloß von Versailles nicht verlassen und ging auf der Terrasse auf und ab, als die Hoffouriere, die vor dem Königlichen Wagen herritten, mit verhängten Zügeln heransprengten, und dem Gesandten schon von weitem zuriefen, sich zu entfernen. —

Ludwig der Vierzehnte liebte es, sich während dieser Spazierfahrten im Park möglichst zwanglos zu bewegen, und hatte das lästige Ceremoniel von sich geworfen. Auf den Arm seines treuen Marcel gestützt, sprang er aus dem Wagen und winkte dem Gesandten: „Sie hier, mein Herr?"

„Ich warte noch immer auf den Befehl, der mich zu einer Privat-Audienz entbietet, Sire!"

„Nun denn, ohne Umstände; jetzt gleich und hier. Was wollen Sie?"

„Die freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen dem Kabinette Euer Majestät und dem Kabinette von Windsor bestehen, die Seerüstungen zu Portsmouth, Brest und Cherbourg, die Truppen-Bewegungen in Euer Majestät Landen, haben die Besorgnisse der niederländischen Provinzen erregt. Das Volk...."

„Ich weiß schon, Herr de Groot. Der Ueber-

muth dieses Volkes, oder, wie es sich gern nennen hört, dieses souverainen Volkes, ist, den Fürsten Europa's gegenüber, so groß, daß ihm eine kleine Demüthigung nicht schaden kann. Was denkt man zu Amsterdam, wo jeder Mynheer sich in seinem Gewölbe ein kleiner König dünkt? Kümmert Euch um das Schicksal Eurer Waarenballen, regiert Eure Börse und überlaßt die Regierung der Welt Denen, die dazu geboren sind."

„Das Volk, von dem Sie so verächtlich sprechen, Sire, ist stark und mächtig. Es hat die Flotten Englands vernichtet, und seinem Könige in dessen Hauptstadt Gesetze vorgeschrieben. Der Kampf vor Rochester...."

„Genug, mein Herr Gesandter! Sollten Eure hochherzigen Mynheers vielleicht gewilligt sein, mir in meiner Hauptstadt Paris ein gleiches Schicksal zu bereiten? Ich würde dem zuvorzukommen wissen."

„Ich bitte Euer Majestät um Vergebung, wegen meiner Heftigkeit, aber ich bin Niederländer über Alles. Wir wollen nur Frieden, ungestörte Ausübung unseres Handels, Respectirung unserer Flagge und unserer Privilegien. Dagegen sind wir bereit, jedes Opfer zu bringen, das mit unserer Ehre verträglich

ist, und werden Alles thun, um uns einer so hohen Allianz würdig zu beweisen."

„Das habt Ihr schon bewiesen durch Euer Edict, welches den meisten Erzeugnissen Frankreichs den Eingang in Eure Häfen verbietet."

„Eure Majestät halten zu Gnaden, das war nur eine durch die Nothwendigkeit gebotene Repressalie. Frankreich hat die Mittel in Händen, dieses Verbot wirkungslos zu machen. Ich bin mit hinreichenden Vollmachten versehen; sprechen Sie ein Wort, Sire, und ich befreie die Flagge Frankreichs von dem Druck, der in Holland auf ihr lastet."

„Was!" sprach der König zürnend. „Bedingungen? Mir Bedingungen?"

„Das Recht der Gegenseitigkeit, Sire! Holland hat alle Ursache, sich vorzusehen."

„So seht Euch denn vor!" rief der König. „Waffnet Euch mit Muth und Ausdauer in Euren Sümpfen und Morästen. Es wird ein Tag kommen, wo Eure Krämer und Wucherer diesen Uebermuth bereuen werden, und ich will dafür sorgen, daß dieser Tag nicht mehr ferne sei.'

Der König entfernte sich raschen Schrittes. Peter de Groot blieb zurück. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust: „Trübe Zeiten brechen über

uns herein," sprach er vor sich hin. „Gott wird uns Kraft geben, nicht zu erliegen."

Noch an demselben Tage reisten Condé, Turenne und d'Estrées, sämmtlich mit geheimen Instructionen versehen, von Versailles ab, und Peter de Groot sandte seinen vertrautesten Secretair nach dem Haag.

---

3. Soulsbay.

Am ersten Juni — jener Monat, welcher sich den holländischen Flotten schon so oft günstig gezeigt hatte — erhielt Michael de Ruiter mitten auf hoher See die Nachricht, daß die französischen und englischen Flotten sich seit einigen Tagen östlich von der Insel Whigt vereinigt hätten, und zusammen eine Macht von 6018 Kanonen bildeten, die durch 34,500 waffenfähige Männer bedient wurden.

„Wie steht's, werthe Herren?" fragte de Ruiter seine Offiziere. „Lohnt es nicht der Mühe, mit einem solchen Feinde anzubinden? Er ist uns dreifach überlegen, siegen wir, so ist dreifacher Ruhm der Eure."

„Führt uns nur, de Ruiter," entgegnete der Nächstkommandirende, Admiral van Gent. „Eilen wir, mit

diesen neuen Bundesbrüdern zusammenzutreffen, damit wir prüfen, von welcher Stärke das Band ist, womit man sie an einander geknüpft hat. Kreuzen wir gegen Whigt auf."

„Ja! Gebt den Befehl!" rief Johannes van Brakel. „Gott verdamm, ich bin diesen heimtückischen Engländern von Rochester-River her noch etwas schuldig geblieben, und das möchte ich gerne einbringen!"

„So geht an Bord zurück, meine Freunde, und trefft die nöthigen Vorkehrungen. Wir können so gut morgen mit ihnen zusammenstoßen, als binnen acht Tagen, und dies Begegnen darf uns nicht unvorbereitet treffen. Guten Morgen, werthe Herrn! Capitain Johannes van Brakel, beliebt es Euch, einen Augenblick zu verweilen?"

Der Admiral führte den genannten Offizier abseits: „Ihr spracht von Rochester-River. Ein Subordinationsfehler führte Euch zur kühnen That; auch diese vollführtet Ihr nicht, ohne über die Euch gezogene Gränze hinauszuschweifen; Euer Vaterland hat das Versehen nicht gerügt, sondern Eure Verwegenheit mit verschwenderischer Großmuth belohnt. Jetzt gehen wir einem neuen Kampfe entgegen, und ich bitte Euch im Voraus, Herr, seid ein wenig mehr darauf be-

dacht, Euch zu mäßigen und uns Weiterungen zu sparen. Wenn irgend ein wagehalsiges Unternehmen zu bestehen ist, so verspreche ich Euch, Ihr sollt nicht vergessen werden; aber seht zu, daß Ihr Eure Ordre nicht verwegen überschreitet."

„Gottes Donner, Herr," entgegnete Capitain van Brakel. „Ich will sehen, was ich für Euch thun kann. Es wird nur nicht viel Gescheidtes werden, denn auf die Engländer habe ich noch einen Zahn von der Themse her, und mit einem großprahlerischen Franzosen wäre ich für mein Leben gern einmal zusammen gerannt. Sollt Eure Freude daran erleben, Herr! — Nun, ich sehe, Ihr wollt mich von Eurem Halbdeck los sein; gehe schon, und nehme den besten Willen mit mir hinweg, Herr Admiral; mehr könnt Ihr doch nicht von mir verlangen."

Der Admiral entließ den Capitain mit einer nochmaligen Warnung und stieg hinab in die Kajüte des General-Commissars, Ruwart's van Putten, Mynheer Cornelius de Witt, der, von schmerzhafter Krankheit gefesselt, auf einem Ruhebette lag.

„Dank Euch für Euren Bericht, de Ruiter," sagte der Ruwart langsam. „Fast unterliege ich diesen Höllenschmerzen, und bin Euch eine Last, anstatt Euch eine Hülfe zu sein. Gut, daß mein Bruder Johann

am Lande geblieben ist; er kann dort nützlicher sein als hier, wo man Eurer Einsicht unbedingt vertrauen darf."

Hat Euch das Galiot von heute früh neue Nachrichten aus Holland gebracht, edler Herr?"

„Neue, aber keine erfreuliche. Alles war zu Windsor und Versailles verabredet, Alles sorgsam erwogen und das Unheil bricht nun wie ein verheerender Strom über unsere armen Provinzen herein. Turenne und Condé rücken unaufhaltsam vor, die Münsterschen und Kölnischen unterstützen alle seine Unternehmungen mit merkwürdiger Uebereinstimmung. Der deutsche Kaiser aber und Brandenburg zögern mit ihrer Hülfe; sie liegen unthätig, während uns der Feind zu Lande durch seine Menge fast erdrückt."

„Ich verliere den Muth nicht," sprach de Ruiter.

„Aber ich, Admiral. Ihr werdet's erleben, uns stehen trübe Tage bevor. Die Freiheit unserer Provinzen steht auf dem Spiel, Heil dem Auge, das schon geschlossen ist, wenn sie zu Grabe getragen wird, es sieht unsere Schmach nicht. Nun offenbart sich vor aller Welt, was ich lange im Verborgenen habe keimen sehen; es schlägt aus, und breitet sich über den Boden hin, eine üppig wuchernde Schlingpflanze. Die Partei Oranien wird siegen; unsere Bestrebun-

gen scheitern; wir selbst werden vielleicht das Opfer sein. Oranien ist General-Capitain, und das ewige Edikt ist ein Blatt Pergament .... Möchte mein Wort eine Lüge sein. Geht, de Ruiter, und laßt mich mit meinen finstern Träumen und meinen Schmerzen allein."

Während die Holländer in der ihnen angegebenen Richtung fortsteuerten, lagen die vereinigten französischen und englischen Flotten neben einander auf der Höhe von Soulsbay, und am Bord ihrer Admiralschiffe verdrängte ein Fest das andere. Am Bord des „heiligen Ludwig," von dessen Hauptmast der Stanner des französischen Admirals, Grafen d'Estrées, wehte, hatte ein Bankett stattgefunden, und gegen Sonnen-Untergang beurlaubten sich die englischen Gäste von ihren französischen Wirthen. Am Fallreep standen der Ober-Admiral, Herzog von York, auf dessen Haupt einst die Krone von Großbritannien glänzen sollte, und neben ihm der herrliche Lord Montague mit seinen beiden Söhnen, der die Bewunderung jedes Briten erregte und im ganzen Lande für das unerreichbare Muster aller Ritterlichkeit galt. Die Söhne waren mild und lieblich anzuschauen; aber der

Strahl ihres Auges ließ ahnen, daß auch in ihrer Brust die Gluth loderte, die ihren heldenmüthigen Vater durchströmte. Graf d'Estrées schüttelte Allen die Hand zum Abschiede, und versicherte dem Herzoge, der in seine Schaluppe hinabstieg, er sehne mit Ungeduld den Tag herbei, da er mit ihm zugleich auf den holländischen Satanskerl losschlagen werde. Als er mit seinem Neffen, dem Baron Himbercourt, nach der Hütte auf dem Halbdeck zurückkehrte, stampfte er mit dem Fuße und sagte ärgerlich: „Verdammte Achselträgerei! Sind prächtige Kerle, diese Engländer da; Soldaten und Seeleute, so brav, als man sie sich nur denken kann. Aergert mich in der Seele, daß ich sie betrügen muß, und schäme mich, wie ein Schiffsjunge, der nicht zu Mast kommen kann."

„Bedenkt, gnädigster Herr Oheim," sprach der junge Baron, „daß es der ausdrückliche Wille Sr. königlichen Majestät ist, daß unsere Flotte, ohne den Engländern deshalb einen Wink zu geben, in diesem Kriege mehr beobachten als handeln soll. Man will uns schonen, bis auf bessere Zeiten."

„Man riecht die Hofluft von Versailles hier noch auf hoher See," entgegnete ärgerlich der Admiral. „Hast auch Deinen Theil davon bekommen, Vetter. Pfui über die Mantelträgerei! Konnten an die Spitze

einer solchen Flotte eben so gut einen Hofkerl stellen, mit einem Bisambüchschen, statt eines Degens in der Hand. Glaube auch nicht, daß ich mich sonderlich lange an diese geheime Instruction kehren werde. Lege sie einmal auf offnem Verdeck aus der Hand, der Wind führt sie mit einem Hurrah fort, und ihr Inhalt ist vergessen."

„Aber, gnädigster Herr Oheim, der Zorn Sr. königlichen Majestät...."

„Laß mich zufrieden. Bist ein Schleppenträger und Courmacher, der auf dem Salzwasser noch die Handschuhe parfümirt, und nicht die Hahnenkämme in den Hühnerhocken anschauen kann, ohne dabei an den Allerhöchsten Purpur zu denken. Geh' nach Versailles zurück bei nächster Gelegenheit, ein Seemann wird all Dein Lebstag nicht aus Dir. Ich will meinen Aerger verschlafen."

Während dessen war die englische Schaluppe bei dem Schiffe des Herzogs von York angekommen, und Lord Montague beurlaubte sich mit seinen Söhnen.

„Es scheint mir," sagte der Herzog bei'm Abschiede, „als ob wir von diesen französischen Herren nicht sonderliche Hülfe zu erwarten hätten. Graf d'Estrées ist ein viel zu redlicher Mann, um seinen Unmuth verbergen zu können, daß er uns zweierlei Gesichter

zeigen soll; aber sein heuchlerischer Herr Neffe ist, trotz der feinen Schule, deren er sich rühmt, noch einfältig genug, seine wahren Gesinnungen durchschimmern zu lassen."

„Laßt sie handeln, wie sie wollen," sagte Edward Montague, Graf von Sandwich. „Ich kümmere mich nicht darum, und verachte Jeden, der sich, dem redlichen Manne gegenüber, zu einer Lüge entwürdigen kann, wäre sie ihm auch zehn Mal Allerhöchst befohlen. Glaubt Ihr, daß Montague jemals lügen würde, um sich von Karl II. ein verbindliches Lächeln zu verdienen?"

„Nein, wackerer Freund," entgegnete York herzlich. „Nein, bei Gott nicht! Ihr geht lieber unter."

„Ein Gleiches, mein edler Herzog," sagte Graf Sandwich, „hat sich einst König Jakob von mir und meinen Söhnen zu versehen."

Die Lords trennten sich. Als Montague auf dem Verdeck seines Schiffes anlangte, eines Schiffes, das mit 100 Kanonen gespickt war, und von dessen Vordermast die blaue Flagge wehte, rief er seinen Söhnen zu: „Ihr habt heute etwas 'gelernt, ihr Jungen! Ein Lügner erröthete Euch gegenüber, und konnte Euch nicht frei in die Augen sehen. Laßt's Euch eine ewige Warnung sein."

Ein Offizier unterbrach den Lord: „Verzeiht, Mylord! Der Utkiekmann vom Vortopp bringt die Meldung, daß man in unserm Luf eine Flotte gewahren könne."

„So bemüht Euch gefälligst selbst in den Vortopp und nehmt mein bestes Sehrohr mit," sprach Montague rasch. „Es werden die Holländer sein, die unsere Avisoschiffe schon für gestern anmeldeten."

Der Offizier hatte den empfangenen Befehl in möglichster Schnelle ausgeführt, und kehrte zum Halbdeck zurück: „Sie sind's! Ich zählte schon an zwanzig Segel! Gebt Ordre, was nun geschehen soll."

„Wir bleiben, wo wir sind. Hier ist Raum zum Schlagen, und so Gott will, erreicht die holländische Flotte in der Soulsbay das Ende ihres Daseins. — Sendet Botschaft an Seine Herrlichkeit den Herzog von York und an den Grafen d'Estrées. Morgen bricht der Tag der Wiedervergeltung an.

Die ertheilten Befehle wurden auf das Schnellste ausgeführt, und Lord Montague bemühte sich, mittelst seines Sehrohrs das Ansegeln der holländischen Flotte genau zu beobachten. Aber die Nachtnebel stiegen aus den Wellen auf, und Meer und Horizont flossen in einander.

Am Morgen des 7. Juni war Admiral de Ruiter mit dem ersten Sonnenstrahl auf dem Verdeck. Die Admirale van Gent und Bankert hatten sich bei ihm eingefunden und den Angriffsplan besprochen. Vor ihnen lag die englische Flotte in einer langen, stolzen Linie und weiter abwärts die französischen Schiffe, an ihrer Spitze der „heilige Ludwig" mit der Commandeur-Flagge des Grafen d'Estrées.

„So geht, van Gent, und werft Euch auf das Geschwader Montague's, während ich mit dem Herzog von York anbinde. Seht Euch vor, daß Eure Schiffe in steter Uebereinstimmung handeln, denn unsere Macht ist nur klein, und wir haben nichts zu verlieren. Der tolle Brakel ist bei Eurem Geschwader; gebt ihn mir, und nehmt Euch statt dessen den besonnenen Jakob van Prangen. Spart keine Zeit und geht dem Feind so schnell als nur irgend möglich zu Leibe. Lebt wohl, Freund; wir werden uns, will's Gott, nach der Schlacht froh und siegreich wiedersehen." —

„Und wenn nicht, so sollt Ihr doch hören, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe," sprach van Gent und verließ das Admiralschiff.

„Ihr, Admiral Bankert," sprach de Ruiter zutraulich, „müßt mit Eurem Geschwader nach den Fran-

zosen hinüber, und uns diese vom Halse halten. Tretet hierher, wo wir ihre Linie besser übersehen können und laßt uns mitsammen unsere Dispositionen treffen."

Beide Admirale besprachen sich längere Zeit, und als Bankert ging, um in Uebereinstimmung mit seinen Freunden zu handeln, stürmte Capitain Brakel bereits über den Fallreep des Backbord.

„Hier bin ich auf Ordre, Herr Admiral! Was habt Ihr mit mir vor? Gent lichtet schon die Anker, und ich wollte zum Gottes Donner der Erste sein, der diesem stolzen Montague den Morgenschlaf aus den Augen bläst. Was wollt Ihr von mir? Könnt Ihr's nicht kurz machen? — Es ist die allerhöchste Zeit. Was soll ich?"

„Jakob van Prangen hat, wie Ihr sehen könnt, Euren Platz schon in dem Geschwader des Herrn van Gent eingenommen," entgegnete de Ruiter ernst. „Ihr werdet dagegen in seine Stelle einrücken, und bei mir bleiben."

„So?" rief Brakel unwillig. „Gottes Donner! Soll ich zum Nichtsthun verdammt sein?"

„Ich denke, Ihr habt gehört, daß Ihr bei mir bleiben sollt, und hoffe nicht, daß Ihr jemals Beweise meiner Unthätigkeit empfangen habt. Mäßigt

Euch, Brakel, ich warne Euch noch einmal. Euer Ungestüm verderbt Alles! Geht jetzt an Euer Schiff zurück und rückt in die Linie an Capitain van Prangen's Stelle ein."

„Gottes Donner! — Ich gehe schon! — Aber das ist nichts, de Ruiter, gar nichts! Ihr werdet's sehen!" Er ging über den Fallreep mit zornglühendem Gesicht, um dem unwillkommenen Befehl zu gehorchen.

Admiral van Gent war unerschrocken auf das zweifach stärkere Geschwader des Feindes eingesegelt und bot diesem den Kampf. Das Gefecht begann mit Nachdruck und in dem Augenblicke als am Bord des holländischen Admiralschiffes der erste Schuß fiel, schlug der Wachtmann des ersten französischen Flügelschiffes die achte Morgenstunde an. Bald darauf erreichte de Ruiter das Geschwader York's, und gab diesem sogleich die glatte Lage, die englischer Seits mit gleicher Kraft erwiedert ward. Noch hatte der Kampf nicht zwei Stunden gedauert, als sich der Vortheil bedeutend auf Seiten der Holländer neigte, indem die Schiffe des Herzogs von York sich langsam, fast unmerklich, zurückzogen, und die Mannschaften im Feuern ermatteten. Dadurch zu größerer Kraft entflammt, ver-

doppelte sich die Energie der holländischen Matrosen, die mit Jubelgeschrei ihren kühnen Führern folgten.

Da entstand in der Nähe der Kajütskappe am Bord „der sieben vereinigten Provinzen" ein Auflauf. Der Ruwart hatte erfahren, daß de Ruiter alle Anstalten treffe, den Herzog von York zu entern, und nun ließ es ihn nicht länger müßig liegen. „Und wenn es mein letzter Augenblick wäre," rief er vor Schmerz stöhnend, so will ich Zeuge dieser ruhmvollen That sein! Bringt mich auf das Verdeck!"

Die Matrosen, welche seine Leibwache bildeten, und zum Unterschiede von der übrigen Mannschaft, breite Leibbinden von rother Farbe trugen, setzten ihn auf einen Armstuhl und brachten ihn auf das Verdeck, wo sie ihn, unter einem Hagel von Kugeln, im Schutz des Hüttendaches niedersetzten, und ihn dann mit gezogenen Degen umgaben."

„Herr Ruwart!" rief de Ruiter. „Thut das nicht! Setzt Euch nicht solcher Gefahr aus, gegen die Ihr Euch nicht einmal vertheidigen könnt. Tragt ihn wieder unter Deck, Ihr Leute!"

Die Matrosen wollten dieser Weisung folgen, aber der Ruwart wies sie ernst zurück: „Wagt es nicht! Bei meinem Zorn! Ich bin auf meinem Posten und will nur mit meinem letzten Athemzuge von ihm

weichen. Drängt Euch nicht um mich! Ich bedarf Eurer nicht! Was steht Ihr hier müssig, während dort Eure Genossen freudig dem Tod entgegen gehen! Seid Ihr Niederländer? Fort mit Euch, Jungens! Und schlagt wacker zu! Da liegt schon die Enterbrücke! — Ha, Jürgen Peters! Die Kugel hätte Dich nicht getroffen, wenn Du gleich gegangen wärst, wie ich Dir befahl."

„Aber er hat sie von Euch abgewandt!" flüsterte ihm sein greiser Diener zu.

„Fort, Ihr Männer, fort! Wer mich lieb hat, greift an, und steht hier nicht länger, wie ein feiger Hund! Vorwärts in's Feuer! Herunter mit der Flagge York's."

Und vorwärts stürmten die Männer, sich auf die Feinde stürzend; wilder und immer wilder tobte die Schlacht, während welcher die Holländer unvermerkt Raum gewannen, mußte auch jeder Fußbreit mit edlem Blute erkauft werden.

„Welche Heldenthaten sieht mein mattes Auge!" sprach der Ruwart vor sich hin. „Herr, erhöre das Flehen eines kranken Mannes, der auf der Welt nichts mehr nütze ist, und gieb ihnen in meiner Todesstunde noch den Sieg. Schütze, schütze mein unglückliches Vaterland, und laß mich dann versammelt

werden zu meinen Vätern!" Er faltete die Hände und blickte mit seligem Lächeln, nur die Lippen bewegend, auf das Gefecht. Rechts und links von ihm schlugen die Kugeln nieder in Deck und Mast, von oben herab fielen Splitter, Blöcke und das abgeschossene stehende Tauwerk; aber als ob ein Engel schirmend seine Fittiche über ihn ausgebreitet hielt, blieb er unverletzt, inmitten der allgemeinen Vernichtung."

„Das ist alles dummes Zeug, und den Teufel nichts werth," brummte Johannes van Brakel am Bord seines Schiffes vor sich hin. „Drei Pinken und zwei Kuffs habe ich ruinirt und einer Galiot das Steuerruder weggeschossen, das ist Alles! War auch der Mühe werth! Steuermann, was wissen wir von dem Geschwader Gent's?"

„Nichts, Capitain! Es ist Alles in Pulverdampf gehüllt. Aber wenn ich meinen Beobachtungen glauben soll...."

„Beobachtungen?.... Kerl, bist Du ein Mathematikus? Wirf nicht mit so gelehrten Brocken um Dich, Grützkopf! Kannst nicht kurzweg sagen, was

vor Deinen Augen vorgeht? Da treiben zwei Schiffe abwärts mit dem Wimpel Gent's am Topp; sie sind durchlöchert wie ein Sieb und halten sich kaum über Wasser. Das ist genug für mich. Steuert da hinein! Geschwind!

„Bitte Euch, Capitain van Brakel. Erlaubt, daß ich Euch an die gemessene Ordre erinnere. Wir sollen..."

„Thun, was uns befohlen wird! Das ist die erste Seemannsregel. Befolgt sie für Euer Theil und laßt mich meine Haut allein zu Markt tragen! Da hinein, schnell!"

„Dort ist nichts als eine undurchdringliche Wand von Pulverdampf, wir können nicht wissen, wohin wir kommen."

„Das ist mir gerade recht; das ist's, was ich liebe! Hurrah, meine Schäfchen! Und wenn wir dem Teufel selbst begegnen, mich schiert's nicht, es ist ja nur ein älterer Bruder von mir, wie de Ruiter sagt. Seht Euch einmal um, Steuermann, was werdet Ihr gewahr?"

„Nichts, Herr. Rings um uns donnert's, rechts und links schlägt es hageldicht in festes Plankenwerk, und hier ist nichts als Dampf. Ihr seht ja nicht einmal die weiße Gösch auf unserm Klüverbaum."

„Ha! Ha! Ha! Was sind wir für manierliche

Leute!" rief Capitain Brakel. „Mir stehen die Haare zu Berge in dieser Einsamkeit! Brakel und seine Taugenichtse spielen Versteckens und sparen Pulver und Kugeln. Pest! Weiter! Weiter! Strafft die Marssegel und holt die Stagsegelschooten an. Ist Alles klar bei den Geschützen?"

„Alles!" antwortete der Ober-Bootsmann. „Wir können jeden Engländer oder Franzosen auf ein Gericht Gernegesehen zu Gaste bitten, und es soll ihm nicht fehlen, wenn er auch noch so fleißig zulangt."

„Das ist gut, mein Junge! Und kannst gleich aufschüsseln, da treibt uns gerade Einer quer vor den Bug....."

Ein Schiff trat aus dem Dampf hervor; man sah auf dem Wasser einen ungeheuern Rumpf und oben in der Luft einzelne Mastenspitzen, von denen der Wimpel des Admirals von der blauen Flagge wehte.

„Das ist Montague's Schiff!" rief der Steuermann nach einer Pause." Es hat seine Hundert zehn Kanonen am Bord."

„Dann können wir von unsern sechzig noch zehn vernageln! Klar zum Wenden! Lunten zur Hand! Wir gehen in den Wind! Feuer am Backbord! — So! — Luft jetzt an! Laßt ihn abermals durchdrehen! — Feuer am Steuerbord!"

Die beiden glatten Lagen wurden nacheinander abgefeuert und die schweren Kugeln schlugen sich fest in die englischen Breitseiten.

„Noch drei Mal so, Jungens, und er hat genug! Stellt die Kanonen um einen viertel Fuß niedriger, damit Ihr ihn unter Wasser anbohrt! Die sechsunddreißig Pfünder müssen seine Pulverkammer fassen. Fertig! Feuer!"

Das englische Admiralschiff erwiederte den Angriff mit gleicher Kraft. Als nach zwei Stunden die Kämpfer erschöpft inne hielten, und Capitain van Brakel, von Pulverdampf über und über geschwärzt aus mehreren Wunden blutend, seinen Leuten eine verteufelt gute Mischung von Genever und Bier zusammenbrauen ließ, lehnte sich Montague leicht auf den Arm seines Leibdieners, und blickte trauernd auf seine beiden Söhne, die verwundet vor ihm lagen.

„Welches Leid bricht über das edle Haus der Montague's herein!" jammerte der alte Diener. „Ich sehe wohl, hier ist keine Hülfe weiter; der Arzt hat sich weinend entfernt."

„Ich befahl es ihm, um dort Hülfe zu bringen, wo noch Hülfe möglich ist," sprach tonlos der Vater. „Hier ist Alles verloren."

„Mylord!“ rief der treue Diener. „Mylord! James schlägt die Augen auf, er bewegt die Lippen!“

Der Lord warf sich neben seinem Sohne in die Kniee. „Mein süßer James, mein theurer Knabe! Schließe Deine Augen nicht wieder, ziehe nicht die Finger krampfhaft zusammen.“

„Da fängt es wieder an!“ rief der Flaggen-Capitain des englischen Admiralschiffes. „Frisch, Freunde, gebt es ihm tüchtig wieder!“

„Ich fliege zur Rache!“ schrie Montague aufspringend. „Alter John, bleibe bei den sterbenden Söhnen Deines Herrn! Mir nach, Engländer! Mir nach!“

Und auf's Neue begann die Schlacht mit erneuerter Wuth. Brakel hatte viele Havarie, aber sein Schiff schwamm noch flott über Wasser und gehorchte willig dem Steuer, als schon Montague's Dreidecker bis zur untersten Batterie eingesunken war, und am Bugspriet das Takelwerk und die Segel Feuer fingen. Die Pulverkammer stand bereits unter Wasser, und dadurch wurde jede längere Vertheidigung unmöglich; die englischen Geschütze schwiegen, während die Kanonen der Holländer Schuß auf Schuß entsendeten und keine ihrer Kugeln ohne Wirkung blieb.

Sämmtliche Offiziere hatten einen ernsten Rath gehalten. „Wir können dies Schiff verlassen, ohne

unsere Ehre zu gefährden," sprach der Admiral. „Der Feind wird es nicht besitzen! Blieben wir am Bord, würden wir uns nur nutzlos opfern, während wir auf einem anderen Schiffe noch um den Sieg fechten können. Laßt also die Böte herunter!"

Capitain van Brakel beobachtete die Bewegungen auf dem englischen Admiralschiff und jubelte laut, ohne auf einen seiner Kadetten zu hören, der ihm berichtete, daß bereits über hundert fünfzig Mann dienstunfähig wären.

„Was schiert's mich?" rief er." Der Doktor soll sie zusammenflicken, und die Andern sollen um so besser zuschlagen! Wenn der Pillendreher Zeit hat, kann er auch einmal nach meiner Schulter sehen. Ha, Ha, Ha! — Boot auf Boot füllt sich, und stößt ab. Sollen sie so entkommen? Frisch, ihnen auf den Pelz!"

Aber die englischen Kanoniere wollten die obere Schanze ihres Schiffes nicht verlassen, ohne den Feind, der sie bezwungen, noch einmal ihren Zorn empfinden zu lassen. Die schweren Geschütze entluden sich und Brakel's Schiff, welches sich gerade mit der breiten Seite gegen Montague gewendet hatte, empfing die ganze Ladung so voll, daß es vom Kiel bis zum Mast zitterte und schwankte.

„Hei! Gut Ding das!“ rief van Brakel, sich im Wundfieber schüttelnd. „Da ist ein Boot mit Seiner Herrlichkeit selbst! Der darf uns nicht entgehen, und wenn ich ihn nicht anders bekommen kann, will ich ihn übersegeln. Angeluft!“

„Es geht nicht, Herr! Der Vordersteven ist geborsten und das Steuerruder weggeflogen. Wir sind machtlos.“ Und als sollten die Worte des Steuermanns sofort ihre Bestätigung erhalten, trieb das Schiff seitwärts und alle Segel fielen back.

„Höll' und Teufel! Sollen wir das Spiel nicht zu Ende bringen! Du lügst! Das Steuer ist nicht ab!“

Er sprang nach der Pinne des Steuers, die halb zersplittert war. Da schrie ein junger Offizier laut auf, und schlug die Hände vor das Gesicht. Van Brakel stand in demselben Augenblicke ihm fluchend zur Seite.

Ein schwerbeladenes Boot war von dem sinkenden englischen Dreidecker abgestoßen. Im Hintertheile desselben stand Montague neben den beiden Leichen seiner Söhne; der übrige Theil war mit Soldaten und Matrosen angefüllt. Da schwankte der Dreidecker noch einmal und sank dann in die Tiefe, die Wasser brausten und zischten ihm nach, das Boot des Ad-

mirals ward von dem Wirbel ergriffen und schlug seitwärts über.

Capitain van Brakel war noch zeitig genug gekommen, um zu sehen, wie das Boot kenterte und Englands erster Edelmann mit seinen Genossen in die Tiefe des Meeres sank. Er wandte sich schweigend ab, und vor Frost schauernd erwiederte er selbst dann nichts, als sein Steuermann ihm meldete, daß ein befreundetes Schiff nahe, um ihn aus der Linie zu bugsiren.

Es dämmerte bereits, als der Schlachtendonner schwieg. Michael de Ruiter hatte die Schiffe York's nach langem Widerstande in die Flucht geschlagen, und der Sieg war für Holland. Admiral Bankert kam an Bord und berichtete, wie er den Franzosen, nach Ordre, den Kampf angeboten habe, aber ohne sonderlich viel zu erreichen, denn sie hätten sich stets hin und her geschoben, ohne Ernst zu machen.

„Wie ich Euch sagte," entgegnete de Ruiter. „Sie sehen gern, daß wir und die Engländer tüchtig unter einander aufräumen, damit sie nachher desto mehr Raum für sich gewinnen. Der Franzmann ist schlau genug."

Ein Offizier nahte sich ernst dem Admiral: „Ich

bin beordert, Euch die letzten Grüße des Admirals van Gent zu bringen; er ist nicht mehr!"

De Ruiter stand erschüttert: „Abermals ein Freund! Es räumt rasch auf unter uns. Möge er in Frieden schlummern. Wie ist er gestorben?"

„Siegreich; mit dem Degen in der Hand."

Es entstand eine Pause, die der Erinnerung an einen tapferen Offizier gewidmet war. „Hochbootsmann!" rief de Ruiter. „Feuert das Trauersignal ab!"

„Ich kann nicht, Herr Admiral," sprach Herr Abraham Lely in respektvoller Haltung. „Wir haben auch das letzte Korn verschossen. Die „sieben vereinigten Provinzen" haben heute 3,500 Schüsse gethan."

„Es ist gut!" antwortete de Ruiter, mit der Hand winkend, als man dröhnende Schritte vernahm, und Johannes van Brakel mit verbundener Schulter erschien: „Nun, guten Abend beisammen, ich denke, Ihr wißt schon, was ich für ein Stück Arbeit gemacht habe?"

„Mit Grausen haben wir's gesehen, und bezeugen Euch unser Staunen über die verwegene Tapferkeit," sprach der Admiral und schwenkte den Hut:

„Ein Hurrah dem Capitain van Brakel!"

„Hurrah!" rief das Schiffsvolk.

„Nun, so ist's recht. War's Euch endlich zu Dank!" rief van Brakel.

„Im Uebrigen aber, Capitain, gebt Ihr sogleich Euren Degen ab, und stellt Euch als Gefangenen des Lieutenant Bremer."

„Wie? Was ist das? Gottes Donner!"

„Ich hieß Euch bei meinem Geschwader bleiben, und Ihr habt es ohne Ordre verlassen! Für diese gesetzwidrige Handlung bestrafe ich Euch! Gebt Euern Degen ab ohne Widerrede."

Johannes van Brakel ballte die Faust, sein Gesicht glühte, die Augen drohten aus den Höhlen zu springen. Er griff krampfhaft nach dem Degen, als wollte er ihn ziehen; dann riß er den Gurt in Fetzen und warf die Waffe hoch über die Galerie weg in See. Der Admiral stand unbeweglich, nicht achtend der vernichtenden Blicke des Capitains. Dieser wollte reden, aber er erbleichte, Fieberfrost schüttelte ihn, und wankenden Schrittes ging er, die Hände vor die convulsivisch arbeitende Brust gedrückt, von dem Halbdeck.

„Achtet auf ihn!" sprach de Ruiter unerschüttert.

Die Sonne sank unter. Fernab am Horizont ver-

loren sich die Reste der englischen Flotte im Nebel. Die Schlacht von Soulsbay hatte ihr Ende erreicht.

---

4. Dortrecht.

„Das Gott erbarm!" sagte der Wirth zur rothen Tonne in der achtbaren Stadt Dortrecht, „das ist eine Zeit — Jan! Schlingel! Streue die Tabacksasche nicht in der ganzen Stube herum! — Ja, ja, Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — Es wird immer ärger in Holland, absonderlich durch diese Franzosen und Münsterländer. — Jan! Rücke die Bänke gerade! Alles steht schief! — Habe ich doch mein Lebstage nicht solchen grünen Muff gesehen! — Ah, guten Morgen, Mynheer van den Dyk. Beliebt's eine Pfeife zu nehmen? — Jan! Flammtje! — Nun, Mynheer? Was giebt es Neues? Wollte, ich könnte hinzusetzen auch Gutes."

Mynheer van den Dyk, ehrsamer Böttcher-Meister in der guten Stadt Dortrecht steckte kaltblütig seine Pfeife an, und sagte dann nach einer Pause: „Haben wieder eine Schlappe bekommen. Die Köllner und Münsterländer toben und wüthen an den Gränzen und die Franzosen rücken unter Condé und Tu-

renne bis in das Herz von Holland vor. — He, Jan! Ein Glas! — Ich weiß nicht, wo man zuletzt noch den Stüber zum Morgen-Trunk herbekommen soll."

„Ja wohl, ja wohl, Herr van den Dyk. Handel und Gewerbe sind hin; ich kann meiner rothen Tonne den Boden ausschlagen, es läuft kein Tropfen mehr heraus. Wohl bekomm's Euch, Mynheer!"

„Bei Wesel und Rheinsberg, bei Orsay, Burich und an vielen anderen Orten sind sie in unser herrliches Land eingedrungen. Sie brennen und morden, das Gott erbarm, und die Menschen laufen von Haus und Hof hier zu uns nach der See, um nur das nackte Leben davon zu bringen. Seht! Da kommt eben wieder solch preßhaftes Volk die Straße herauf. „S'ist zum Erbarmen!" sagte Mynheer und trank sein Glas aus.

„Gewiß!" betheuerte der Wirth. „Man könnte blutige Thränen weinen über all das menschliche Elend. — Jan! Laufe nach der Thür und schreie: Hier wird nichts gegeben! — Haben ja selbst nichts! Beliebt noch ein Glas, Mynheer?"

Da kam ein Kriegsmann im Lederkoller, mit breitem Schlachtschwert herein, die Pickelhaube schräg auf dem Kopfe. Er strich den rothen Knebel-Bart seit-

wärts und rief lachend: „Verdamm mich Gott, da sitzt das Bürgerpack und schwelgt, während unsereins es sich draußen sauer werden lassen und seine edlen Gliedmaßen daran setzen muß! Geschwind, Du Sauertopf von einem Wirth, bringe mir eine Kanne von Deinem süßen Wein!" Er lachte unmäßig über seinen Witz, und warf sich mit vielem Geräusch auf die Bank, einen langen Zug aus der dargebotenen Kanne nehmend.

„Was Neues aus dem Felde?" fragte der Bürger.

„Neues? Hat sich was! Die Unsern reißen überall aus, und ich bin nur so vorauf geritten, um zu sagen, daß es mit der Herrlichkeit bald aus sein wird. Es hält nirgends mehr Stand. Unsere Offiziere verstehen den Krieg nicht; der vier und zwanzig jährige Frieden hat sie mürbe gemacht. Und dazu die lange Trockniß, die ist unser Verderbniß!" Er that einen herzhaften Trunk, um ihrer so lange als möglich zu entgehen.

„Alle Kanäle, alle Gräben, die sonst bis zum Rande mit Wasser angefüllt waren," fuhr er fort, „daß Jeder, der nicht Niederländer war, davor stehen bleiben und eine Brücke schlagen mußte, sind ausgetrocknet wie meine Kehle auf dem Marsch hierher, und die Franzosen und Rheinländer laufen, wo-

hin sie wollen. Nun, wo soll der Muth herkommen, wenn die natürlichen Bollwerke fehlen?"

„Gott erbarme sich unser!" sagte der Böttcher-Meister und blickte niedergeschlagen in sein leeres Glas.

„Das sage ich auch...." fiel der Wirth ein, der zum Fenster getreten war, aber plötzlich unterbrach er sich selbst: „Was ist denn das plötzlich für ein Geschrei und ein Auflauf am Hafen? Seht nur, wie das Volk handschlagt! Da wirft ein Kerl seine Mütze in die Luft und sieht gar nicht einmal nach, wohin sie fällt! Das hat was zu bedeuten, und ich muß doch...."

Aber ehe er noch aus der Fensternische trat, flog ein junger Mann mit dem Freudenschrei: „Sieg! Sieg!" in das Zimmer.

Die Männer fuhren von ihren Sitzen auf, der Soldat rasselte bedeutend mit dem Schwerte, und der Wirth rief: „Was! Du bist's, Hendrik? Denke ich nicht, Du schwimmst draußen und lernst den Seedienst auf de Ruiter's Flotte?"

„Wir sind wieder da, Oheim!" rief der junge Mann noch athemlos. „Wenn Ihr die Schiffe nicht kanoniren hört, so kommt das daher, weil wir keinen Schuß Pulver übrig behalten haben, aber sehen

könnt Ihr sie, wenn Ihr auf den Hafendamm hinaustretet, und gesiegt haben wir auch! Die Engländer und Franzosen haben ihre rechtschaffenen Prügel bekommen. Nun wißt Ihr das, und nun geht's wieder mit mir fort, versteht Ihr. Wir haben den Ruwart van Putten, Herrn Cornelius de Witt, zu Lande gebracht, und mit den Böten muß ich wieder zurück. Spare Euch Gott gesund, Oheim; hättet mir auch wohl ein Glas Wein anbieten können."

Der junge Seemann stürmte hinaus. Ganz Dortrecht war in Entzücken über den errungenen Sieg und der Ruwart wurde mit Freudengeschrei bis an seine Wohnung geleitet.

Aber schon am nächsten Tage liefen abermals trübe Nachrichten von der Landarmee ein, die Flotte mußte einen Theil ihrer Mannschaften abgeben; dadurch wurde auch die Seemacht geschwächt, und die Lage der Provinzen immer schwieriger.

In dem Hause des Ruwart van Putten, Cornelius de Witt, der zugleich die Würde eines Bürgermeisters von Dortrecht bekleidete und mit seinem Bruder, dem Rath-Pensionar, die Rechte des Volks mit eiserner Beharrlichkeit gegen die wachsende Macht des Hauses Oranien vertheidigt hatte, herrschte tiefe Stille. Der Greis lag an einer Wunde darnieder, die er

drei Tage nach seiner Landung von einem Banditen empfangen hatte, und schlief nach einem heftigen Fieberanfall sanft und ruhig, während draußen der Pöbel tobte, und umsonst nach einem Gegenstande suchte, den er seiner Wuth zum Opfer bringen könnte.

Gertrud, des Bürgermeisters schmuckes Töchterlein, war beschäftigt, nach erhaltener Anweisung einen Wundbalsam zu bereiten, wobei sie indeß ein leises Zittern nicht verbergen konnte, und den Thränen nicht wehrte, die aus ihren Augen sich drängten. Plötzlich schreckte sie auf und gewahrte einen Mann, klein und schmächtig, mit buschig schwarzem Haar und stechenden Augen. Er war schwarz gekleidet und in der Hand trug er eine Verbind-Tasche. Der Mann sah mit lüsternen Blicken nach dem schönen Mädchen hinüber und sein fahlbleiches Antlitz glühte.

„Ihr seid es, Meister Ariano?" sprach die Jungfrau mit unsicherer Stimme. „Verzeiht, ich habe Euch nicht gehört. Ich werde sogleich sehen, ob der Vater...."

„Bleibt!" unterbrach sie der Wundarzt rasch. „Bleibt, und vergönnt mir noch länger den Anblick Eurer

holden Schönheit. Wendet Euch nicht ab! Jedes Mal, wenn ich Euch das glühende Gefühl schildern will, was in meinem Herzen für Euch aufflammt, wenn ich von meiner heißen Liebe zu Euch reden will...“

„Erbarmt Euch meiner, Meister Ariano! Ihr wißt nicht, wie Ihr mich quält.“

„Quält? In der That? Quäle ich Euch? So spracht Ihr nicht, als man Euren Vater, der von dem Dolche eines Mörders getroffen war, fast entseelt in's Haus trug, und ich herbeieilte und Hülfe brachte. Damals nanntet Ihr mich einen Engel der Rettung, einen von Gott gesandten Helfer, was weiß ich. Ihr bestürmtet mich, dem Vater zu helfen, verhießet mir den reichsten Lohn...“

„Nehmt von unserm Gute, was Euch genehm ist.....“

„Der einzige Lohn, den ich verlange, ist Eure Liebe! Nur diese will ich; alles Andere hat keinen Werth für mich.“

„Ich habe Euch nichts verschwiegen,“ sprach Gertrud mit bebenden Lippen. „Ihr wißt, daß ich verlobt bin.“

„Wohl, Myjufvrouw, das weiß ich! Mit einem Hauptmann in der Garde des Prinzen von Oranien.

Ich weiß, daß Euer Vater dieses Bündniß billigt, daß Ihr den jungen Herrn zärtlich liebt. Aber jener Herr ist fern, wer weiß, ob er zurückkehren wird, ob er es jemals kann."

„O nur zu wahr!" rief Gertrud mit überströmenden Augen. „Er wird, er kann nicht wiederkehren. Er ist auf dem Schlachtfelde geblieben; dies Papier enthält die grauenvolle Bestätigung."

„Es ist mir schon bekannt, reizende Gertrud."

„Ihr wußtet es? Wußtet, welchen furchtbaren Verlust ich beweine, und reißt doch so unbarmherzig an das blutende Herz?"

„Wer ermißt den Drang der Leidenschaft..."

„Leidenschaft?" rief Gertrud. „Mich erschreckt eine Leidenschaft, die selbst nicht vor einer blutenden Leiche zurückbebt. Zum letzten Male denn: Meine Liebe ist bei dem Todten, ich kann und werde niemals die Eure sein! Laßt Euch diese Erklärung genügen, und gönnt mir Ruhe in meinem Schmerz. Bestürmt mich nicht mehr mit Euren Anträgen, ich würde Euch zurückweisen und Euch verachten." Sie entfernte sich schnell.

„Verachten!" — sprach Meister Ariano vor sich hin, „Verachten!" Und seine Finger zuckten krampfhaft, in seinen Augen glühte eine ganze Hölle.

Da schlüpfte der Gehülfe des Arztes in das Zimmer, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und flüsterte dann: „Es geht gut! Die halbe Stadt ist in Aufruhr! Die Volksmassen wachsen mit jeder Minute, und schreien: „Nieder mit den Flotten-Deputirten! Nieder mit Cornelius de Witt! Ich denke bei diesem Aufruhr mein Schäfchen in's Trockne zu bringen, und bin deshalb auf alle Fälle gerüstet. Hier eine französische Kokarde, da eine Orangebinde! Ihr solltet es auch so machen."

„Laß mich zufrieden!"

„Ja! Ich weiß schon, Ihr wollt hier ein hübsches Mädchen erobern. Teufel! das muß dies Mal tief bei Euch sitzen. In der Maske eines Banditen den Vater zu verwunden, und in der Maske des Wundarztes ihn dann pflegen und hätscheln, um die Neigung der Herzallerliebsten zu gewinnen; das ist mehr, als mein dummer Kopf zu fassen vermag. Aber, um nicht Eins in's Andre zu reden! Kommt heute Abend um acht Uhr zum goldenen Horn. Versammlung im Hinterhause! Parole St. Peter! Addio, schmachtender Seladon."

Der Gehülfe des Arztes entfernte sich, und dieser ging in das Zimmer des Kranken.

Cornelius de Witt saß auf seinem Ruhebette;

die Wunde war fast geheilt, und nur noch sorgsame Pflege ihm noth. Seine Tochter lag vor ihm auf den Knieen und netzte seine Hand mit ihren Thränen."

„Beruhige Dich, mein Kind! Gott hat es so gefügt! Wollte ich Dir wehe thun, — nein, nein! Ich habe es ihm verziehen, daß er den Grundsätzen untreu ward, die ich ihm von Jugend auf einprägte, und zu Oraniens Fahne schwur. Hat er gefehlt, so büßte er diesen Irrthum schwer genug mit seinem Tode! Fasse Dich, Gertrud! Wir bedürfen in dieser Zeit des allgemeinen Leids unsern Muth zwiefach."

„Ich will mich zwingen, Vater!"

„Du wirst Trost finden.... aber steh auf, mein Kind! Wir sind nicht allein!"

Gertrud erhob sich schnell, blickte nach der Thür und entfloh mit einem leisen Schrei.

Der Arzt nahte sich dem Kranken, untersuchte die Wunde genau, und sagte dann: „Ihr habt meiner jetzt nicht mehr vonnöthen; Ruhe und Pflege vollenden Alles. Mein Geschäft ist abgethan."

„Ich danke Euch!" sprach Cornelius de Witt! Danke Euch aus der Fülle des Herzens für die Rettung meines Lebens, das eine verruchte Hand mir rauben wollte. Nicht um meinetwillen, sondern weil das Vaterland meiner noch bedarf in seiner gro-

ßen Noth. Nun ist's meine Pflicht, die Schuld des Dankes Euch abzutragen. Sprecht frei, welchen Lohn Ihr wünscht, und er soll Euch werden."

„Der Arzt ergriff die Hand de Witt's: „Laßt mich Euern Sohn sein."

„Wie, Meister?"

„Ihr habt heute die Trauer-Botschaft empfangen, daß Euch ein Sohn gestorben ist, er fiel auf dem Schlachtfelde. Laßt mich seine Stelle einnehmen in Eurem Herzen; gönnt es mir, um die Neigung Eurer Tochter zu werben."

„Ihr wolltet mein Eidam werden?" fragte de Witt langsam nach einer Pause.

„Mein Herz glüht voll heißer Liebe."

„Das geht nicht an!" entgegnete de Witt ruhig. .... Laßt uns davon abbrechen."

„Sagt es nur frei heraus!" unterbrach ihn Meister Ariano mit zornfunkelnden Blicken. „Ihr seid der mächtig gebietende Bürgermeister, ich bin ein armer Wundarzt; Ihr ein Sohn des Landes von hohem Ansehen und alter Familie, ich ein namenloser Mensch aus der Fremde, der seinen Vater nicht kannte, und nichts hat als seine Wissenschaft"

„Sprecht nicht weiter, Herr! Alles das ist nicht meine Meinung. Ich bin ein schlichter Bürgersmann,

der wenig Anspruch auf Weltehre macht, und allen Prunk verachtet. Nicht, weil Ihr von niedriger Abkunft seid, schlage ich Euch aus; sondern weil Ihr kein rechtlicher Mann seid, würde ich Euch nimmermehr als Eidam anerkennen, und wenn Ihr einen Herzogsmantel trügt."

„Wahrhaftig!" rief Ariano, und die Hand fuhr unwillkührlich nach dem Gürtel.

„Es mag hart sein, daß ich dem Manne, der mich von meiner Wunde heilte, solche Dinge sage," sprach de Witt. „Aber, wenn ich denke, was Ihr gesagt und gethan, seitdem Ihr bei mir aus- und eingeht; wenn ich mir die Träume zurückrufe, die ich während des heftigen Wundfiebers hatte, und dann Euch ansehe.... Bitte, Meister! Laßt mich allein, und nennt mir den Lohn, den Ihr wünscht, ich will ihn mit Freuden zahlen."

„Zahlen!" rief der Wundarzt. „Ja, zahlen sollt Ihr! Cornelius de Witt, denkt dieser Stunde!"

Er stürmte fort und verließ das Haus des Bürgermeisters.

Auf den Straßen wurde es immer lauter. Die Volksmassen wuchsen mit jeder Minute, wilde Gesänge erschallten, dazwischen Flüche und rohes Gelächter. Steine flogen durch die Luft, und manches

Haus ward bezeichnet als das Asyl eines Vaterlands-Verräthers.

„Greift nur zu! Leute! Greift nur zu!" rief ein vierschrötiger Zimmermann, der einen langen Balken auf seiner Schulter balancirte. „Mit diesem Zahnstocher will ich den stolzen Mynheers die Zunge niederhalten, und ihnen in den Schlund hineinfahren. Kommt mit!"

„Wohin? Wohin zuerst?" rief die tobende Menge.

„Das ist ganz einerlei!" rief Jener. „Sie müssen Alle daran glauben, und da ist's am Besten, wir nehmen Einen nach dem Andern vor. Hier an der Ecke wohnt ein Krämer, der einen guten Schluck in dem Fasse und einen blanken Gulden im Sack hat. Er soll zuerst daran. Der Kerl ist so starrsinnig gegen das Haus Oranien eingenommen, daß er mir neulich keine Apfelsinen verkaufen wollte, weil sie orange Farbe haben. Frisch, Jungens! Faßt an!"

Er nahm den Balken von der Schulter und der Haufen rannte damit gegen die Thür, welche der Krämer aus Furcht vor den Aufrührern sorgfältig verrammelt hatte. Sie brach nach wiederholten Stößen zusammen, und während die Masse den Laden plünderte, das Hausgeräth zertrümmerte, und sich volltrank, glückte es dem Eigenthümer, unter To-

desangst, sich mit den Seinigen durch eine Hinterthür zu flüchten.

Die Stadtmiliz zu Fuß und zu Pferde durchzog die Straßen, aber sie war nicht im Stande, den Aufruhr zu bändigen, denn ihre Zahl war nur gering, da die meisten wenige Tage vorher zur Armee beordert waren.

Einige Hafenarbeiter, mit Handspaken und Kuhfüssen versehen, kamen die Straße heraufgestürmt und gewahrten einen starken Haufen, der gegen das Rathhaus heranzog.

„Was sind's für welche?" fragte Einer.

„Ich kenne sie!" war die Antwort. „Es sind die Zimmerleute von den Werften van Somm's und Tietje Riek's mit ihren Aexten und Schwunghämmern!"

„Die Gesellen und Knechte aus der Ankerschmiede van Beet's sind auch dabei, und der große baumstarke Kerl ohne Wamms mit braunem Schurzfell, der die schwere Eisenstange um den Kopf schwingt, ist Jens, sein Werkmeister. Mich soll's wundern, was sie vorhaben."

„Wollen mit gehn! Wollen mit gehn!" riefen die Arbeiter, und rasch hatten sie sich dem Zuge der Zimmerleute und Ankerschmiede angeschlossen.

„Was wollt Ihr im Rathhause?“

„Wir wollen die Lügenbilder herausholen und zerreißen!“

„Was für Lügenbilder? Meinst Du die alten Rathsperrüken?“

„Gut das! Sind auch Lügenbilder. Haben uns bei ihren Lebszeiten immer viel vorgelogen von der Blüthe und der Wohlfahrt der Stadt, und dabei haben wir zahlen müssen, als ob die größte Noth vorhanden und der Feind mitten im Lande wäre! Schmeißt die ganze Sippschaft zum Fenster hinaus!“

„Hinaus! Hinaus!“ brüllte die Masse, während die Thür des Rathhauses, die von ihren erschrockenen Wächtern längst verlassen war, gesprengt ward, und der Haufe laut aufjubelte.

Hinein! Hinein!“ rief die halbtrunkene Menge, und drängte sich mit wüstem Geschrei zur Thür hinein, während Andere begannen, das Pflaster aufzuwühlen und die Fenster einzuwerfen.

„Da! Da kommt schon eine der alten Perrüken herunter geflogen! Gebt Acht! Was ist's für einer?“

„Das ist der alte Dirk van Breden, einer der ersten Bürgermeister von Dortrecht! Der Kerl hat mich immer geärgert, wenn er so vornehm von der Wand heruntersah, dem steche ich die Augen aus.“

„Der ist aber schon an die dreihundert Jahre todt, und hat uns im Grunde nichts gethan!"

„Aber er war ein Bürgermeister, und alle Bürgermeister sind Schelme! Also in Stücke mit ihm!"

„Wißt Ihr was? Wir sollten eigentlich ein Feuer anzünden, worin wir alle die schlechten Kerle schmorten und brateten. Wenn dann Einer fertig ist, kann der Teufel gleich mit seiner Gabel zulangen, und ihn verzehren."

„Ja! Macht Feuer! Macht Feuer!" brüllte der Haufe, und diese Aufforderung fand Beifall. Man schleppte alten Hausrath zusammen, die Flamme stieg wirbelnd empor, und Bild auf Bild, wie es aus den Fenstern herab auf die Straße flog, ward mit lauten Verwünschungen in den glühenden Scheiterhaufen geworfen. Da flog ein Portrait herab, das erst kürzlich den Ehrenplatz im Rathssaal erhalten hatte, und dessen Farben noch hell erglänzten.

„Ach, Ihr Leute, den werft nicht in das Feuer, den nicht!" rief ein junger Mann, und hing sich an den Arm des Vagabonden, der es in die Gluth schleudern wollte.

„Und warum nicht? He?"

„Das ist der Rathmann Pieter Dultz, ein so braver und rechtschaffener Herr, als je einer lebte.

Er hat mich als armes Waisenkind in's Haus genommen, hat mich erzogen, und wer weiß, was ich geworden wäre, wenn er nicht starb ..."

„Wischiwaschi! Laß los meinen Arm, Junge!"

„Nicht eher, bis Ihr mir das Bild gebt! Es soll nicht in's Feuer, eher will ich sterben!"

„Dazu kann Rath werden!" riefen Mehrere und griffen nach ihm.

„Ihr sollt das Bild lassen, oder mich mit verbrennen!" rief der junge Mann, sich mit raschem Griffe des Bildes bemächtigend und an sich drückend.

„Das kann geschehen!" rief kaltblütig ein baumlanger Hafenarbeiter, hob den Jüngling hoch empor, und warf ihn, sammt dem Bilde, in die rothstrahlende Gluth.

„Reißt ihn wieder heraus! Reißt ihn wieder heraus!" riefen Mehrere, und stürzten sich auf den Scheiterhaufen. „Was? Wollt Ihr Euch an unseres Gleichen vergreifen? Haut dem langen Hallunken die Hände ab, und schlagt ihm damit in's Gesicht, so ohrfeigt er sich selbst."

Die erhitzte Menge fiel über einander her, und während der junge Mann, aus der Gluth zurückgerissen, mit Brandwunden bedeckt, das halbversengte

Bild rettete, artete der Streit des Pöbels in ein blutiges Handgemenge aus.

Eine große Anzahl war in die Archive gedrungen, vernichtete die kostbarsten Urkunden und Dokumente, und die Pergamente, worauf der Stadt Gerechtsame standen, wurden zerfetzt und den Winden preisgegeben.

„Du!“ flüsterte ein bis an's Kinn Vermummter einem Bekannten zu, den er aus dem Gedränge zerrte, „Laß sie sich balgen! Komm, und hilf mir zwölf Engel extra verdienen.“

„Zwölf Engel? Halbpart! Von wem kommen sie?“

„Von dem englischen Gesandten. Ich gebe Dir fünf und behalte sieben; das ist ehrlich getheilt, denke ich.“

„Ich bin's zufrieden. Was haben wir dafür zu thun?“

„Wir sollen das große Bild, das in dem untern Rathssaal zunächst der Thür hängt, heimlich herausholen und ihm bringen. Auf den goldenen Rahmen kommt's ihm nicht an; wir wollen's herausschneiden und dann trage ich es leicht unter dem Mantel fort. Komm nur schnell!“

Beide Kerle schlichen durch eine Seitenpforte in das Haus und in den kleinern Saal des untern Geschos-

ses. Sie warfen sich auf das Bild, das die Eroberung des Forts von Chattam auf Rochester-River vorstellte, und das van der Velde für die Ewigkeit gemalt zu haben glaubte. Aber ehe sie noch ihren Raub in Sicherheit gebracht hatten, drang von der andern Seite ein erhitzter Haufen in den Saal, der geheime Rückzug war ihnen abgeschnitten, und sie wurden nach der großen Freitreppe hingedrängt, wo man ihnen die gemachte Beute entriß.

„Zeigt her! Zeigt her!“ riefen Einige.

„Nein! Erst werft die beiden Diebe die Treppe hinunter! So! Das ist recht! Wie die Thaten, so der Lohn! Nun zeigt her!“

„Das ist ja das Fort von Chattam!“ rief ein Matrose mit einem Arm. „Da habe ich auch gefochten, und nichts von Allem empfangen, was mir versprochen worden ist. Es ist ein Lügenbild!“

„Ein Lügenbild ist es! Er hat Recht! Werft es in's Feuer!“

„Nein! Verbrennt's nicht. Hängt es irgendwo hin, wo es Jedermann sehen, und dabei denken kann, wie uns die General-Staaten betrogen haben. Was? Sollten wir nicht ewigen Frieden, und Ehre und Wohlleben vollauf haben? Und wann haben wir ein größeres Ungemach erduldet, als gerade jetzt, wo es

alle Tage schlimmer wird? Die General-Staaten haben gelogen! Nieder mit ihnen!"

„Ja, werft sie Alle in's Feuer! Alle!"

„Wir ziehen nach dem Haag!"

„Seht hier nach dem Bilde her, Jungens!" rief der Seemann laut. „Seht, diesen Mann hier! Das ist der Flotten-Deputirte Cornelius de Witt, unser hochmüthiger Bürgermeister, der uns unser Blut und Mark aussaugt."

„Er muß auch sterben! Er auch!"

„Den will ich fassen!" rief der Matrose, und schnitt mit seinem Messer die Gestalt des Deputirten aus dem Gemälde. „Nun folgt mir, Jungens! Hinaus vor's Thor! Wir wollen ihn an den Galgen nageln! An den Galgen!"

„Ja, an den Galgen! An den Galgen!" schrie tobend die Menge und zog hinter dem Seemann drein. Der Platz vor dem zerstörten Rathhause war wüste und leer.

Während dieser grauenvollen Auftritte, welche die ganze Stadt in Schrecken versetzten, hatte der Ruwart van Putten vergeblich versucht, kraft seines Amtes als Bürgermeister der Stadt, dem Unwesen zu steuern,

und der rohen Zerstörungswuth mit der Macht des Gesetzes entgegen zu treten. Sein siecher Körper erlaubte ihm nicht, sich selbst, mit den Waffen in der Hand, auf die Straße zu begeben, um die bessern Bürger zur Unterdrückung des Pöbels aufzufordern, und seine Untergebenen, die er absandte, waren zu lässig im Dienst, oder thaten, vom Geist des Aufruhrs angesteckt, gerade das Gegentheil von Dem, was ihnen befohlen war. Sein Haus war wüste und leer, denn von allen Abgesendeten war Keiner zurückgekommen, er hörte nur von unten herauf das bald näher bald ferner brausende Gewirr, das Prasseln der Dachziegel, die von dem wüthenden Volke auf die Vorübereilenden unter rohem Gelächter herabgeschleudert wurden. Zwei ältere Diener waren bei ihm geblieben, und mit ihnen ging er zu Rathe, wie er es möglich machen könne, zu seinem Bruder Johann de Witt zu gelangen, der sich seit ein Paar Tagen in Dortrecht befand, um sich mit diesem gemeinschaftlich zu berathen.

Hinter dem Hause des Ruwart befand sich ein wüster Hofraum, zu beiden Seiten von den angränzenden Straßen durch eine hohe Mauer getrennt. Am Ende desselben schied ein niedriger Bretterzaun seinen Garten von der Behausung, worin Johann de Witt

seine Wohnung genommen hatte. Auf diesem Wege gelangte der Rathpensionar zu dem Bruder, der ihn, auf dem Ruhebette sitzend, empfing.

Wenig Trost mochten beide Männer aus ihrer gegenwärtigen Lage schöpfen; ihnen fehlte die Macht, irgend einen heilsamen Entschluß auszuführen, und nichts blieb ihnen übrig, als rath- und hülflos den Untergang der ihnen anvertrauten Stadt und ihren eignen zu erwarten.

„Und das beruhigt mich," sprach der Ruwart van Putten, „wir fallen mit Ehren. Mein Arm ist schwach, und ich kann mich nicht vertheidigen; aber mein Geist ist noch kräftig und ich will mit meiner Ueberzeugung leben und sterben."

„Ich auch!" betheuerte Johann, dem Bruder die Hand reichend. „Weiß es Gott, ich konnte nicht anders. Mit beharrlichem Eifer habe ich die Ansprüche des Hauses Oranien niedergekämpft, denn sie sind das Grab unserer Republik."

Unterdessen hatte der Lärmen auf den Straßen wieder überhand genommen. Die Menge war dem Seemanne vor das Thor zum Hochgericht gefolgt, wo das Bild des redlichen Volks-Tribunen, unter Absin-

gung von Schandliedern, an den Galgen geschlagen wurde, und kehrte nun zurück.

„Das ist Alles recht gut!“ sprach ein ehemaliger Kuppler, dem der strenge Cornelius sein schmutziges Handwerk gelegt hatte. „Nun hängt er da am Galgen, und es mag sich jeder Christenmensch daran spiegeln. Aber es ist doch nur eine gemalte Fratze, und der wirkliche Kerl, der Sünden ohne Zahl begangen und betriebsame Bürger um ihren mühevollen Erwerb und an den Bettelstab gebracht hat, liegt in seinem schönen Hause auf weichen Polstern und lacht uns obenein aus.“

„Was sagt Ihr?“ rief ein altes, zahnloses Weib, die das ehrenrührige Gewerbe des Wahrsagens aus Kaffeesatz und geschmolzenem Blei trieb. „Wißt Ihr es ganz gewiß, daß er uns auslacht?“

„Ihr könnt es glauben!“ betheuerte der Kuppler. „Mich lacht er aus, und Euch und uns Alle! Er dreht uns eine Nase über die andere und hält sich dabei den Bauch vor Lachen.“

„Das sieht ihm ähnlich!“ schnarrte das Weib. „Ihm und seiner hochmüthigen Magd, der Gertrud, die auf dem Kirchgange so stolz rechts und links um sich schaut, als ob sie so'n Ding wäre, was sie drüben über'm Wasser eine Königin nennen. Die und

eine Königin! Kommt! Es wird überall abgerechnet in Holland, und ich will auch mal mit der hochnasigen Jungfer abrechnen, die mich eine alte Klatschbase geschimpft hat. Klatschbase! Na, warte, ich gebe es Dir heim. Sollst mit Deinem Vater unter dem Galgen stehen, und Abbitte thun. Nicht wahr, Jungens, das soll sie?"

„Ja! Ja! das soll sie! Sie und der Vater! Alle Beide! Wird sich gut ausnehmen."

Nun kommen wir, alter Ruwart! Bist ein heimtückischer Hund gewesen Dein Lebelang! Hast das Land verrathen und es von den Engländern bezahlt erhalten."

„Nicht von den Engländern, Landsmann, sondern von den Franzosen!"

„Weißt Du das gewiß? Das ist wohl noch ärger! Sagt mal Leute, was ist schlechter, wenn man von den Franzosen oder von den Engländern Geld nimmt?"

„Kommt auf Eins heraus. Aber unser Bürgermeister ist ein doppelt schlechter Kerl, denn er hat von Beiden ganze Säcke voll bekommen."

„Hat er? Nun soll er auch doppelt daran glauben! Kommt! Kommt!" Und mit aufrührerischem Geschrei zog die tobende Masse gegen die Wohnung Cornelius de Witt's heran.

Gertrud flog zitternd, bleich vor Schrecken in das Zimmer: „Wir sind verloren! Ganze Haufen dringen heran!"

„Ruhig, mein Kind! Fasse Dich!"

„Der Pöbel umstellt das Haus. Deinen Namen und den Euern, Oheim, rufen sie mit einem Strom von Verwünschungen aus. Sie suchen Euch."

„Hier sind wir zu finden!" antwortete Johann de Witt sich aufrichtend.

„Sie drohen, unser Haus der Erde gleich zu machen."

„Es ist mir lieb geworden," sprach der Ruwart. „Wir besitzen es vom Aeltervater her, zweihundert Jahre! Fahre hin."

Da geschah ein so heftiger Schlag gegen die eicherne Thür des Hauses, daß die Wände zitterten. Die Zimmerleute waren mit einem schweren Balken dagegen gerannt und das Volk begrüßte lautjubelnd ihre That.

„Das ist gut, Leute, das ist gut! Noch einmal! So! Und jetzt wieder! Wohlgethan!"

Die Thür stürzte zusammen. Der Pöbel brüllte, als er aber in das Haus dringen wollte, wich er vor dem unerwarteten Anblick zurück. Die Brüder de Witt traten ihm entgegen.

„Hier sind wir!" sprach Johann ruhig. „Was wollt Ihr?"

Das Volk hatte sich bald von seiner Ueberraschung erholt. Mit dem lauten Rufe: „An den Galgen mit Euch!" stürmten Alle dem Eingange zu, als Meister Ariano plötzlich dazwischen sprang und den Anstürmenden entgegenkreischte: „Rührt sie nicht an! Sie sind dem peinlichen Gericht verfallen, diese Giftmischer."

„Was ist das? Was sagt Ihr?"

„Giftmischer sind's! Ich will's beweisen! Laut beweisen vor Gericht! Sie sollen eines schmählichen Todes sterben."

Die Menge war schwankend. Sie überlegte, ob sie selbst ihr Racheschwert führen, oder ob sie das Schwert der Gerechtigkeit walten lassen sollte. Da änderte sich plötzlich die Scene. Trompeten schmetterten. Ein berittener Haufe, mit einem Hauptmann an der Spitze, Alle wohlbewaffnet, in Scharlachröcken, mit der orange Binde geschmückt, sprengten heran, und trieben die Volkshaufen auseinander. Schimpfend und drohend flog der Pöbel nach allen Seiten hin, und während die Reiter die Ordnung in der Straße wiederherstellten, nahte sich der Hauptmann den Brüdern, die er so eben der

Wuth des Volkes entrissen hatte, und die ihm jetzt für seinen Beistand dankten.

„Ich habe nur meine Pflicht gethan," sprach der Hauptmann, und wer weiß, ob Ihr es mir danken werdet, denn kraft dieser Vollmacht Sr. Hoheit des Prinzen von Oranien soll ich mich Eurer Personen versichern und Euch nach dem Haag abführen."

„Thut nach Eurer Ordre, Herr! sprach der Ruwart.

„Vater! Theurer Vater!" rief Gertrud, den Vater umschlingend, „Du wirst mich nicht allein hier lassen."

„Wenn ich Dich nicht zurücklassen muß?" sprach Cornelius.

„Mir ist darüber nichts mitgetheilt," entgegnete der Hauptmann, „also habe ich keinen Beruf, Vater und Kind zu trennen."

„Dank Euch, edler Herr! Dank Euch tausend Mal!" rief Gertrud. Aber Meister Ariano flüsterte ihr zu: „Wir sehen uns dort wieder!" und das Mägdlein schauerte zusammen.

Eine Stunde später verließen die von ihrem Volke verstoßenen Tribunen, unter tausend Verwünschungen, von dem Hauptmann und seiner tapfern Schaar geleitet, die Stadt Dortrecht.

5. Die Schleusen.

In dem Versammlungssaal der General-Staaten zum Grafenhaag ging es stürmisch zu. Die Ordnung der Debatten hatte längst aufgehört; der Präsident und die Deputirten verließen ihre Plätze. Ein Redner, der die Tribune bestieg, hatte sich keiner Aufmerksamkeit zu rühmen; einzelne Gruppen standen umher, die bedeutendsten Parteimänner hatten Zuhörer um sich gesammelt.

„Haltet fest, meine Freunde! Haltet fest!“ rief Einer, und die Lebhaftigkeit seiner Bewegung gab den fliegenden Worten noch mehr Nachdruck. „Einmal wanktet Ihr, laßt es nicht zum zweiten Male geschehen. Wir haben einen General-Capitain; bleibt dabei stehen, und gebt Eure Rechte nicht völlig aus der Hand. Nur eine Stunde den Zügel lässig gehalten, und das Roß eilt mit Euch unaufhaltsam davon. Rettet das Vaterland, Ihr rettet Euch selbst!“ Und ein wildes Getöse der Zustimmung unterbrach den Redner.

An der entgegengesetzten Seite des großen Saales drängte sich eine Anzahl von Deputirten um einen Mann, der auf eine Bank gestiegen war, um über

den nächsten Kreis hinaus gehört und gesehen zu werden. Er hob die Hände drohend auf und schrie mit kreischender Stimme: „Halbe Maaßregeln sind schlimmer, als Nichtsthun! Durch die Sucht, stets halbe Maaßregeln zu ergreifen, sind die Provinzen dem Untergange immer näher geführt. Jetzt däucht uns Alles verloren, und es wird so sein, wenn wir nicht beharrlich den einzigen Ausweg betreten, der sich noch bietet. Seht auf Oranien! Er ist unsere einzige Zuflucht, unsere einzige Rettung! Er ist unser geborener Freund, unser natürlicher Beschützer. Sein edles Herz blutet bei dem Elend des Landes; er möchte gern helfen, aber er kann nicht, denn überall sind ihm die Hände gebunden. Legt die Macht in seine Hände, laßt ihn sein, was er sein kann, zu Eurem Heile sein wird, und die Niederlande werden ihre Wiedergeburt feiern."

„Wir wollen's! Wir wollen's! Oranien soll Erb-Statthalter sein!" riefen die Zuhörer.

„Er soll es nicht! erschallte es von der andern Seite des Saales herüber. „Wir verkaufen unsere Rechte und Privilegien nicht; wir wollen unsere Gerechtsame nicht in dem Besitz eines Einzelnen sehen."

„Ihr seid störrisch und eigensinnig bis zum Uebermaaß! Ihr opfert das Land und macht Alle unglück-

lich, weil Ihr uns den Franzosen in die Hände liefert!"

„Und Ihr seid erkauft und bestochen! Mit glatten Worten oder mit Gold!"

„Wir bestochen? Das geht zu weit! Nieder mit diesen französischen Spionen!"

„Nieder mit den orangistischen Verräthern!"

Da stürmte ein Deputirter athemlos in den Saal und schwang sich auf die Tribune: „Haltet Frieden, Niederländer, und wendet Euch dem gemeinschaftlichen Feinde zu! Utrecht ist gefallen!"

„Utrecht gefallen!" Ein Schrei des Entsetzens folgte diesem Ausrufe.

„Ja! Utrecht hat sich nach verzweifelter Gegenwehr ergeben! Narden ist übergegangen. Utrecht und Narden sind über; Condé und Turenne wüthen im Herzen von Holland!

„Zu den Waffen!" riefen die Muthigsten in der Versammlung; bleich, mit festgeschlossenen Lippen schwankten die Uebrigen zu dem nächsten Sitze. In diesem Augenblicke herrschte eine tiefe Stille in dem Saal, die erst unterbrochen wurde, als Cornelius van Tromp in die Versammlung trat.

„Da ist van Tromp! Cornelius van Tromp! Was bringt Ihr uns?"

„Was kann er bringen? Ist er mächtiger als wir?"

„Er ist tapfer, zu Lande und zur See; ein Niederländer mit Leib und Seele."

„Aber ein Orangist über Alles! Was können wir von einem solchen hoffen? Glaubt ihm nicht! Mißtraut seinem glatten, vornehmen Gesicht! Er ist ein heimlicher, aber desto wüthender Feind.

„Ja!" rief der Admiral. „Ich bin ein Freund Oranien's und seines Hauses! Ich habe es von jeher offen gesagt. Wer will mir ein Verbrechen daraus machen? Ich bin ein so guter Niederländer, als irgend Einer, und bringe dem Vaterlande jedes Opfer, das ihm frommt. Ihr aber, die Ihr, unter der Maske von Parteigängern, Zwietracht säet, um für Eure Privat-Interessen im Trüben zu fischen, auf Euer Haupt wird der Fluch fallen, der sich jetzt schon erfüllt."

„Was bringt Ihr, van Tromp? Redet!"

„Unsere Landmacht weicht; eine Stadt nach der andern geht in Feindes Hand über; aber noch war nicht Alles verloren, wir hatten noch ein schützendes Bollwerk; unsere Flotte. Jetzt ist sie hin!"

„Weh uns! Was sagt Ihr?"

„Sie ist hin, denn am Bord unserer Schiffe sind die Bande der Ordnung zerrissen, die Subordina-

tion ist Kinderspott für Bootsjungen und Deckläufer. Die Kanoniere weigern den Dienst bei den Geschützen, die Matrosen kehren sich nicht mehr an Kabelgat und Takelwerk, die Offiziere werden schwierig und machen gemeinschaftliche Sache mit dem Volk. Seeleute und Soldaten, sich sonst einander selbst in Schach haltend, und sich scheinbar leicht einer schweren Subordination fügend, nur um auch den Andern gedemüthigt zu sehen, schließen jetzt Kameradschaft mit einander und lehnen sich gegen den gemeinsamen Feind auf. Die Befehlshaber sind weiter nichts, als eine Null, und sobald die Flotte wieder mit dem Feinde zusammentrifft, werdet Ihr es erleben, daß sie zu ihm übergeht, oder feig nach allen Compasstrichen in's Blaue hinaussteuert."

„Das verhüten Gott und de Ruiter!"

„Er ist nicht allmächtig!" entgegnete van Tromp rasch. „Wo die Kraft der Andern erlahmte, wird auch seine Weisheit betteln gehen. Ich kenne nur einen Helfer, dem wir uns mit Vertrauen in die Arme werfen können! Einen! Aber bald muß es geschehen, bald, sonst ist auch Der zu schwach geworden, und Alles geht rettungslos unter."

Während die General-Staaten, in steter Aufregung, Entwürfe auf Entwürfe machten, ohne einen festen Entschluß fassen zu können, hielt sich der General-Capitain der Niederlande, Prinz Wilhelm Heinrich, der blühende Jüngling mit dem besonnenen Geiste des gereiften Mannes, ruhig innerhalb seines Palastes, und widmete sich mit der strengsten Sorgfalt den wichtigsten Geschäften, die auf ihm ruhten. Er hatte einige Couriere mit wichtigen Depeschen nach den verschiedensten Orten abgesendet, und so eben war der letzte entlassen, als der Vertraute des Prinzen, Oberst Wahlberger, eintrat.

„Wie steht's, Wahlberger? Was bringt Ihr Neues?"

„Wenig Gutes, durchlauchtigster Prinz! Die neu geworbenen Truppen sind fast schlimmer, als gar keine; sie schlagen nicht, sie weichen nur; haben in nichts eine Fertigkeit, als im Plündern, und das einzig Sichere ist, daß sie zum Feinde übergehen, wenn sich für ihre Raubsucht hier nichts mehr vorfindet. Die wenigen Holländer, die es wahrhaft ehrlich meinen, sind zu schwach, als daß sie einen Erfolg zu unsern Gunsten herbeiführen sollten."

„So muß ich zu einem Aeußersten schreiten, und diese General-Staaten, wie zäh sie immer sind, müssen sich fügen. Ich darf nicht gestatten, daß diese

Franzosen weiter vordringen. So oder so! Auch ihre Stunde schlägt!"

„Nun habt Ihr es doch gesehen, wie es mit dem deutschen Bündnisse bestellt ist, zu dem Ihr so großes Vertrauen hattet?" sagte der Oberst bitter. „Wo bleibt der deutsche Kaiser mit dem versprochenen Hülfsheer? Was hat der Churfürst von Brandenburg so Bedeutendes in den jülichschen Landen zu thun, daß seine Soldaten nicht die Gränzen jenes Herzogthums überschreiten, während wir täglich einem gewissen Untergange näher geführt werden? Fluch über eine solche Allianz!"

Da erschien der Kanzler des Prinzen, das sorgenvolle, schneeweiße Haupt gesenkt, mehrere erbrochene Depeschen in der Hand.

„Nun?" fragte der Prinz, ihm rasch entgegen eilend.

„Faßt Euch, mein edler Herr!" sprach der Kanzler ernst mahnend. „Unsere Anstrengungen sind abermals vergeblich gewesen. Frankreich weist jede Friedens-Unterhandlung mit dem größten Uebermuth zurück, denn Ludwig glaubt, unser ganzes Land bereits sein zu nennen, und die Bedingungen Englands sind so schimpflicher Natur, daß selbst der feigherzigste Niederländer den Tod vorziehen würde."

„Seit Gelderland besetzt ist, seit Utrecht und Narden fielen," sprach Oberst Wahlberger, „habe ich keine Hoffnung mehr. Ich verzweifle daran, das rechte Mittel zu finden."

„Aber ich nicht!" entgegnete rasch der Prinz. „Ich kenne ein Mittel, ein entsetzliches zwar, bei dessen Anwendung das Blut in manchen Adern zu Eis gerinnen mag; ein Mittel, das manches unschuldige Leben dahin raffen wird...."

„Was ist das für ein Mittel?" unterbrach ihn der Kanzler.

„Die Schleusen, Ihr Herren!" sprach mit festem Tone der Prinz.

Der Kanzler wich erbleichend zurück, und der Oberst rief: „Mit diesem Worte streicht Ihr unsere blühenden Aecker und Wiesen aus der Welt!"

„Besser, auf einer zerstörten Erdscholle den letzten freien Athemzug aushauchen, als sich überwunden und besiegt durch blühende Felder treiben lassen!" entgegnete der Prinz.

„Ich bewundere die Größe Eures Geistes," sprach der Kanzler. „Ich bewundere und schweige."

„Ueberlaßt mich einen Augenblick mir selber, meine Freunde!" bat der Prinz. „Es drängt und wogt so

vielgestaltig in mir, ich muß mit mir selbst zu Rathe gehen."

Der Kanzler und der Oberst entfernten sich. Wilhelm Heinrich war allein.

Mehrere Stunden vergingen. Die Sonne war längst hinabgesunken und finstere Nacht umgab das Schloß. Die Corridore und Säle, wo im Laufe des Tages eine so laute Bewegung geherrscht hatte, standen verödet, und nur die wachthabenden Leibtrabanten gingen in den öden Gängen gemessenen Schrittes auf und ab. In dem Gemache des Prinzen waren die Kerzen tief herabgebrannt und lange Schatten flackerten an den Wänden. Der Prinz stand, in Gedanken versenkt, am Fenster und sprach einzelne Worte vor sich hin, die Hände gegen die Brust gepreßt, als wollte er so den Sturm beschwichtigen, der in seinem Innern tobte.

„Noch immer langt keine Botschaft an, daß die Sitzung geschlossen ist; noch immer dauert der Kampf fort, und meine Gegner räumen das Feld nicht. — Sie kämpfen für ein Phantom, das nie Leben und Mark gewinnen wird, aber sie kämpfen mit einem Muth und einer Ausdauer gegen mich, die ich achten muß. Wären meine Freunde von gleichem Muthe und gleicher Kraft beseelt, längst wäre ich am Ziel."

Eine lange Pause trat ein; kein Laut unterbrach die tiefe Stille: „Und was will ich? Was Anderes, als dieses Volk, mit dem mein ganzes Dasein verwachsen ist, dem ich durch meine Väter unauflöslich angehöre, von der Schmach befreien, die es darnieder hält, und es einer glücklichen Zukunft entgegenführen."

Er ging mit starken Schritten auf und ab und stand endlich vor einem lebensgroßen Bilde still, das den Ahnherrn des Hauses Oranien vorstellte. In diesem Augenblicke flammten die Kerzen hoch auf, und warfen einen hellen Schein auf das Antlitz des ersten Oranien, der seinen Enkel fest anzublicken und aus dem Rahmen zu treten schien.

„Dich nehme ich zum Zeugen für die Heiligkeit meines Gelübdes!" rief er aus. „Du sollst der Hüter meines Schwures sein, den ich mit vollem Herzen in dieser Stunde leiste: Ich schwöre, daß ich nicht eher ruhig mein Haupt niederlegen will, bis ich dies Land von seinen Feinden befreit, und jede Kette, die es fesselt, zerbrochen habe, damit es den ihm gebührenden Platz in der Reihe der Staaten Europa's einnehme."

Da trat ein Diener ein, der einen Hauptmann der Garde meldete. Dieser trat ein und berichtete, daß er den von Sr. Durchlaucht erhaltenen Auftrag ausgeführt und den Herrn Ruwart van Putten sammt

dessen Bruder, den Rathpensionar de Witt, bis eine Stunde vom Grafenhaag geleitet habe, und sich jetzt weitere Verhaltungsbefehle erbitte.

„Ich danke Euch für Euren Eifer, Herr Hauptmann," sprach der Prinz. „Die Männer sind im hohen Grade ehrenwerth und ich möchte um Vieles nicht, daß sie irgendwie gekränkt würden. Ich hoffe auch, daß Ihr sie mit all der Rücksicht behandelt habt, die ihre Stellung verdient. Gebietet auch die Nothwendigkeit, sie als die politischen Feinde Hollands zu betrachten, so will ich doch nicht, daß man strenger gegen sie verfahren soll, als irgend nöthig. Deswegen, Herr Hauptmann, laßt ihnen in der Voorport eine standesmäßige Wohnung bereiten. Bewacht sie wohl, aber gebt ihnen aufmerksame Diener, die sie mit aller schuldigen Ehrerbietung behandeln.

Der Hauptmann entfernte sich, und an seine Stelle trat einer der Geheimschreiber des Prinzen: „Verzeiht, gnädigster Herr," sprach dieser, bleich, mit bebender Stimme, „ich bringe eine Nachricht, die mich bis auf das Aeußerste erschreckt hat. Ein Italiäner, ein Wundarzt, Namens Ariano, seit mehreren Jahren in Dortrecht ansäßig, der Herrn Cornelius de Witt in seiner letzten Krankheit behandelt hat, sagt aus, daß

ihn jener Herr de Witt — ich kann es nicht sagen, gnädigster Herr!"

„Redet! Ich befehle es Euch!"

„Er sagt, daß Herr de Witt ihn, als seinen Arzt dahin zu bringen gesucht hat, Euch durch Gift aus der Welt zu schaffen!"

Der Prinz erbleichte: „Giftmischer! sagt Ihr? Unmöglich!"

„Es ist sogleich ein geheimes Verhör angeordnet," entgegnete der Schreiber. „Hoffentlich wird Alles ein boshaftes Lügengewebe sein."

„So ist's!" rief der Prinz, der sich völlig wieder gefaßt hatte. „Es ist eine Lüge! es muß eine Lüge sein! Geht! Ich mache Euch verantwortlich dafür, daß dieser Italiäner seine boshafte Verleumdung nicht weiter plaudern kann."

Der Geheimschreiber entfernte sich und ließ den Prinzen in großer Aufregung zurück.

Eine Stunde später entstand in den äußersten Gängen eine rasche Bewegung; Thüren wurden geöffnet und zugeworfen, Fenster erhellten sich. Der Prinz fuhr aus dem Sessel auf und wandte sich zu dem eintretenden Kanzler.

„Die Würfel sind gefallen!" rief dieser dem Prin-

zen entgegen. „Fortan herrscht nur ein Wille in diesen Provinzen, der Eure, Herr!"

„Redet, Herr Kanzler!"

„Die Opposition ist besiegt; die Anhänger der de Witt's sind aus dem Felde geschlagen. Die Herren General-Staaten haben einstimmig das ewige Edikt vernichtet und den General-Capitain der Provinzen, Prinz Wilhelm Heinrich von Oranien — Euch, meinem durchlauchtigsten Herren! — die Würde eines Erbstatthalters, feierlich übertragen. Es ist sofort eine Deputation abgeordnet worden, um Euer Hoheit die Wahlakte zu überbringen und, im Namen der General-Staaten, Euch zu huldigen. Geruhe Ew. Hoheit zu bestimmen, wann diese Deputation vorgelassen werden soll."

Der Prinz antwortete nicht, aber er warf einen flammenden Blick an die Decke des Gemachs und auf das Bild des Ahnherrn, der ein stummer Zeuge seines heiligen Gelübdes war. Der Kanzler betrachtete seinen Herrn mit Ehrfurcht und verneigte sich tief, als dieser ihm den Befehl ertheilte, die Deputation unverzüglich bei ihm einzuführen.

Die französischen Vorposten standen bereits über Narden hinaus. Ein Trupp Reiter hatte sich um ein helles Feuer gelagert, man rückte die Kessel näher, rupfte einige Hühner und schlachtete ein Kalb, willkommene Beutestücke, die so eben von einem Streifzuge eingebracht waren. Die Sonne berührte mit dem untern Rande den Horizont, und die weite Landschaft glühte im röthern Schein. Das Gras auf den Wiesen war welk, und die breiten Gräben, welche sie durchschnitten, bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet.

„Ventre Saint Gris!“ rief ein bärtiger Reiter, „das wird eine leckere Mahlzeit, wie uns lange keine zu Theil geworden, denn die guten Bissen werden bei diesen Mynheers verdammt schmal!“

„Müssen ihnen einmal wieder das Fell ausklopfen,“ antwortete einer von Condé's schwarzen Mousquetaires,“ damit sie ein wenig geschmeidiger werden! — Da, dieses Faß mit Branntwein habe ich von einem ketzerischen Pfaffen erpreßt, der bei Seele und Seligkeit betheuerte, er habe keines Strohhalmes Werth mehr in seinem Hause.“

„Laßt uns gleich versuchen, was es für eine Art Stoff ist!“ sprach der Reiter. „Ich gebe den Braten, Du giebst den Trunk, das ist kameradschaftlich. Teu-

fel, das ist stark! Giebt's hier nicht einen Schlauch voll Wasser, um eine gute Mischung daraus herzustellen?"

„Wasser? Ich glaube, man könnte hier zwanzig Fuß tief graben, ehe auch nur ein Tröpfchen aus dem Lehm hervorsickerte. Seit Mittag haben wir nichts mehr in den Schläuchen, und noch immer bleibt die Zufuhr aus."

„So müssen die Sappeurs darnach graben! He Hollah!"

„Horcht! Stille da, einen Augenblick! War es mir doch, als donnere es."

„Ihr seid nicht klug, Sergeant! Donnern bei dieser schönen, heitern Luft?"

„So hört doch nur hin! Sperrt die Ohren auf. Ist das kein Donner?"

„Nein! Donner ist es nicht! Aber ein eigenthümliches, dumpfes Rauschen. Es scheint auch, als ob es immer näher käme. Was mag es sein?"

Die Soldaten hatten das Faß, sowie die Bratenwender verlassen, und steckten die Köpfe zusammen.

„Mort de ma vie!" rief der Mousquetair," wenn es nicht ganz unmöglich wäre, so wollte ich einen Eid schwören, das sei Wasser."

„Wasser! Ha! Ha! Wo soll hier Wasser herkom-

men? Und mit solchem Getöse! Ihr seid nicht klug. Was sagt Ihr, Jerôme?"

„Jerôme, ein kräftiger Büchsenspanner, der aus der Bretagne gebürtig war, und längere Zeit das Fischerhandwerk getrieben, hatte sich auf seine Büchse gestützt und horchte angestrengt hin. „Das ist doch Wasser! Bei der unbefleckten Jungfrau Maria, so wahr ich selig zu werden hoffe, das ist Wasser! Gerade so brauste und zischte es, wenn ich Nachts in meiner Fischerbarke aufwachte und die einsetzende Fluth gegen die Ufer heranrauschte. Dann war immer bald darauf der Teufel los, und es passirte irgend ein Unglück, woran vorher Niemand gedacht hatte. Hilf uns, Gott! ich glaube, hier ist es auch nicht geheuer."

Er blickte scheu um sich, und Alle folgten seinem Beispiel; die Furcht ist ansteckend.

Die Dämmerung brach tiefer herein. In geringer Entfernung von dem Vorposten zog ein Trupp Flüchtlinge die Straße. Man hatte sie von Haus und Hof vertrieben, und sie wanderten mit der mühsam geretteten Habe in das ungewisse Elend.

„Da ist frische Beute!" rief ein halbbetrunkner Reitersknecht. „Wer geht mit? Wir theilen Alle!"

„Steh still, Kerl!" rief der Bretagner, ihn bei'm

Schopfe fassend und zu Boden werfend. „Willst rauben und plündern in dem Augenblick.... Horcht! Da braust es stärker gegen uns heran, und die Dämmerung bricht so schnell herein, daß man in der nächsten Entfernung nichts mehr zu erkennen vermag. — Laßt die Leute da ruhig ihres Weges ziehen, und gebt ihnen lieber noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg. Horcht! Horcht! Abermals! Das ist die See, die schäumende See! Sancta Maria! Ora pro nobis!"

Der Bretagner warf sich in die Kniee und betete eifrig. Mehrere folgten seinem Beispiel; die Uebrigen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Keiner wagte ein lautes Wort.

Da sprengte ein Reiter die Straße nach Narben entlang; er trug die Uniform der Turenne'schen Leib-Trabanten und kam hart an dem Vorposten vorüber.

„Helft Euch selbst! Rettet Euch, so gut Ihr könnt," rief er, einen Augenblick anhaltend. „Alles ist verloren."

„Was giebt's, Kamerad? Was ist geschehen?"

„Die Schleusen sind geöffnet" rief er im Weitersprengen. „Von allen Seiten dringen die Meereswellen durch Dämme und Deiche herein. Ganz Hol-

land geräth unter Wasser, und wir müssen Alle jämmerlich ertrinken."

Der Reiter flog seine Straße dahin, gespornt von Angst und Entsetzen, geleitet von dem Weheruf der zurückbleibenden Soldaten.

„Helft! Helft! — Laßt uns eilen, davon zu kommen! — Her meinen Mantelsack! — Um Gotteswillen, schnell! — Die Wellen sind schon hinter uns her!" So riefen die Soldaten in wilder Hast durcheinander, ihre Habseligkeiten zusammenraffend, und in blinder Unordnung dem Reiter folgend, der schon längst hinter den aufsteigenden Nebeln verschwunden war.

Die Gräben und Kanäle waren gefüllt, aber das Wasser ruhte nicht darin wie eine heitere Spiegelfläche; es tobte und wüthete, als ob es vom Gewitterstrum gepeitscht und aufgerüttelt würde, es stieg Zoll um Zoll, Fuß um Fuß bis über den Bord hinaus und überströmte Gärten und Felder, Moor und Wiesen.

Ein Dorf lag an der Straße, vom Silberschimmer des Mondes übergossen. An dem letzten Hause desselben pochte ein Mann: „He, hollah! Aufgemacht!"

„Was giebt's draußen?"

„Steht auf! Eilt Euch! Die See kommt in's Dorf!"

„Ihr seid verrückt!"

„Sie kommt, sage ich! Ich bin's, Nachbar Storm. Hört Ihr's denn nicht donnern? Ich muß die Andern wecken."

Und weiter eilte er, die Dorfstraße entlang, über den Kirchhof weg, zum Thurm, nach dem Glockenstrang greifend. Auch von anderer Seite her ist die Warnung erschollen, Lichter blitzen auf, die Wasser rauschen durch die Nacht heran, und der weiße Gischt spritzt hoch empor, das Sturmläuten tönt bang und schaurig und mischt sich mit dem Angstgeschrei der Weiber, die hinausstürzen in's Freie, rath- und hülflos nach den Männern rufend und angstvoll die Kinder suchend, die sie selbst in den Häusern zurückgelassen haben.

„Wohin ziehen wir in der Nacht mit den Kranken und Preßhaften, Nachbar?"

„Ich weiß nicht! Laßt's den Prediger sagen, oder den Schulzen. Mein Verstand ist hin!"

„Helft mir mein krankes Weib forttragen, Nachbar Klaus! Sie jammert sich zu Tode!"

„Seht Ihr nicht, daß ich auf jedem Arm eines meiner gebrechlichen Kinder habe? Helft Euch selbst."

„Ach Gott, ach Gott! Ich armes Weib! Mein Spinnrad steht noch darin, und der ganze Rocken ist voll Flachs. Wo geht es denn nun hin?"

„Dort hinauf, nach Bockholt zu!"

„Nein! Da nicht! Da ist's Unheil auch schon, sagt der Schulze, wir sollen hier links gehen nach Aartendal."

„Geht Ihr links, ich gehe zum Vetter nach Bockholt."

„Und ich da hinaus. — Laßt mich los, alter Weber, und hängt Euch sonst wo an; hier ist sich Jeder selbst der Nächste!"

„Wie das braust! Es wird uns über den Kopf zusammen schlagen, ehrwürdiger Herr!"

„Muth, meine Kinder!" rief der Prediger. „Wir suchen die Straße nach Amsterdam!"

Und in Zeit von einer Stunde war eine ganze friedliche Einwohnerschaft aus ihrer Heimath vertrieben; klagend und weinend suchte Jeder die von ihm gewählte Straße, aber die rastlosen Fluthen waren ihnen zuvorgekommen, sie verschlangen die Straßen und sprengten die Brücken und Dämme. Zwischen Hecken und Zäunen hindurch gleitet ein lecker Kahn; ein flüchtig zusammengebundenes Floß, mit Menschen besäet, treibt mit dem Strome hin; sie wenden sich

rückwärts, aber der Abschiedsblick fällt nicht mehr auf den heimathlichen Heerd, die unbarmherzigen Wellen haben ihn schon verschlungen.

Der Tag bricht an, und beleuchtet ein thränenwerthes Schauspiel; rings umher, so weit das Auge reicht, eine schäumende See, mit Leichen und Trümmern besäet. Die Klage des Menschen ist schon verstummt, aber die Wuth des entfesselten Elementes, mit dem sich der Sturm verbündet, ist noch nicht gebrochen. Die Wogen thürmen sich über einander, sie verschlingen die Dörfer und rauschen durch die Straßen der Städte. Die Läger des Feindes verschwinden, seine Reiterschaaren sprengen in wilder Unordnung dahin; die gefürchteten Armeen Ludwigs XIV. ziehen sich immer weiter nach den Gränzen. Die Holländer stehen keinem Feinde mehr gegenüber, ihnen gehört der Kampfplatz, aber dieser ist nichts als eine öde Wasserwüste.

---

6. Der Texel.

Unweit der äußersten Bucht, wo bei schweren Stürmen die rückkehrenden Fischer eine Zuflucht finden, standen einige Kerle bei einander, müßige Strandläu-

fer, die nichts zu verlieren hatten, und machten ihre Glossen über die Ereignisse der Zeit.

„Das ist Alles wenig nutz, und dient nicht dazu, ein fingerlanges Stück Taback in meine leere Dose zu schaffen," sagte der Vordere, ein langer, windschiefer Seilerknecht, der schon von zehn Werften den Abschied empfing. „Geht mir mit van Tromp, mit Evertson, mit de Witt, mit wem weiß ich! Es ist mit Hollands Seemacht zu Ende; sie können Alle nichts."

„Allenfalls den de Ruiter nehm' ich aus!" sprach sein Nachbar einlenkend.

„Den auch nicht! Den erst recht nicht! Die Andern können nicht, und Der will nicht. Das ist noch viel schlimmer, und er soll sich vorsehen, daß die Patrioten ihm nicht einmal über sein Takelwerk kommen!"

„Oho! Halloh!" riefen Mehrere.

„Es steht Niemand so hoch, daß nicht noch ein Gienblock über seinem Kopf angebracht werden kann."

„Aber er hat doch erst vor kurzem wieder in der Soulsbay so glänzend gesiegt."

„Soulsbay! — Hm! — Habt Ihr's gehört, Leute? — Soulsbay? Nun, es ist lange her. Ueber einer Monat, denke ich. Und was wird es Großes gewe

sen sein? Man hört nicht sonderlich viel davon! Hätte seit der Zeit schon drei, vier Mal wieder siegen können; hat ja draußen nichts Anderes zu thun, als zu siegen. Das wäre besser, als die Engländer so nahe kommen zu lassen, daß wir sie jeden Augenblick hier auf der Rhede haben können."

„Na! Das nun eben nicht! Das fehlte auch noch! Die Engländer hier auf der Rhede!"

„Wollen sich Revanche holen von Rochester her!"

„Das sollen sie sich unterstehen! Seht, wer da angesegelt kommt! Kennt Ihr ihn?"

„Ist der schwarze Frerk Pieter mit seinem Boot. Kommt! Laßt uns in's Wirthshaus gehen! Halte nicht viel von ihm, denn er hat ein Gesicht wie ein Schinder, und verschachert seinen Herrn für einen Silberling weniger als Judas."

Die nichtsnutzigen Strandläufer zogen sich von dem nichtsnutzigsten ihrer Gesellen zurück, der auf einem zerbrochenen Ankerboye sitzen blieb und den schwarzen Frerk Pieter mit seinen Gefährten landen sah.

„Ha! Ha! Ha!" lachte er in sich hinein. „Gestern haben sie falsch gespielt und dem Ankerwirth drei Quartier Branntwein gestohlen; heute gebehrden sie sich, als ob aus allen Löchern ihrer Jacke die Ehrlichkeit mit zehn Augen herausguckte! — Vaterland!

Pah! Giebt es mir satt zu essen und zu trinken? — Nichts da! Ich aber will leben, gut leben, und wer mich am besten bezahlt, der hat mich. — — Guten Morgen, Frerk Pieter!"

„Guten Morgen!" entgegnete dieser, der mit seinen Begleitern näher kam, mürrischen Tones. „Hast Dich schön aufgeführt! Müßig und allein sitzt Du hier, während ich eine ganze Compagnie zusammengebracht habe."

„Ist's meine Schuld?" rief der Strandläufer ärgerlich aufspringend. „Hatte Dir eine gute Couleur zusammen, falsche Spieler und diebische Säufer, aber als es an's Tageslicht kam, wollten sie Patrioten sein! Pah! Laß sie laufen; sie waren nicht fünf Stüber werth. Bezahle mich honnet, und ich arbeite für Zehn!"

„Wollen sehen! Hörst Du das Geld in der Tasche klimpern? Sind englische Kronen und sollen Dir gehören, wenn Du es gescheidt anfängst. Da schier Dich hin, und mache Dich mit den Leuten bekannt, trinkt einen Schluck mit einander, und dann fort über alle Berge, Jeder an sein Werk!"

Der Strandläufer ließ sich zu den Genossen Frerk Pieter's führen, und sprang bei dem Anblick des Ersten drei Schritte rückwärts. „Was ist das? Ihr

seid's, Steuermann Jacob Quick? Nun, das ist lustig! Sie gerbten Euch das Fell tüchtig durch, und peitschten Euch als feige Memme zum Lande hinaus ...."

„Schweig! wenn Du nicht meine Hand an Deiner Kehle haben willst!" rief der Steuermann. „Der Rücken brennt mir noch, und ich sehe stets das glühende Eisen — — Tod und Teufel, und Du kamst davon.

„Ich war so klug und ließ mich nicht greifen. Als der Sturm vorüber war, kam ich zurück und sie mußten mich ernähren, so gut als die Uebrigen. Aber Ihr freilich wurdet jämmerlich zugerichtet."

„Die Pest ihnen dafür! Jetzt bin ich gekommen, es wett zu machen. Sie sollen den rothen Hahn über ihre Flotte hinfliegen sehen! Verdamme mich Gott, sie sollen's!"

„Haltet das Maul mit Euerm Gewäsch," rief Frerk Pieter dazwischen, „und seht ein Bischen nach diesem Herrn, der Euch das Wort gönnen will. Die Mützen herunter, Kerls, das ist Master Glad, ein Freund des Königs von England, und mit dem Herzoge von York auf Du und Du!"

„Meinetwegen!" entgegnete der Strandläufer.

„Mich schiert's nicht. Hat er Geld, dieser Herr Glad?"

„Ganze Säcke voll! Und er spart's nicht, sondern giebt mit vollen Händen."

„Das ist gut! Willkommen Mynheer oder Master! Wenn Eure Kronen so rund und glatt sind, als Ihr selbst, Herr Glad, so werden wir gute Geschäfte machen. Was ist so ein Kerl werth, wie ich? He?"

„Das läßt sich Alles bei einem guten Trunk am bequemsten abmachen!" sprach Frerk Pieter dazwischen, und zog eine blinkende Flasche unter der Jacke hervor. „Da! Wer will meine Natigall pfeifen hören?"

„Gut das!" rief der Strandläufer, sich der Flasche bemächtigend. „Die soll singen, bis sie keinen Ton mehr in der Kehle hat. Kommt Master Glad, ich bringe Euch an einen Ort ... Sobald die Kerle besoffen sind, gehen sie doch in unser Netz! Wenn Ihr gut zahlt, kriegt Ihr Revanche, und Ihr werdet sehen, daß die Schiffe im Zuyderſee und im Pampus nicht schlechter brennen, als die auf der Themse."

Der Strandläufer, der Spion und der unter dem Galgen Gestempelte gingen zusammen in das unferne

Wirthshaus und schürten dort die ersten Kohlen zu dem Brande, der die Niederlande zu verheeren bestimmt war.

Weitab trieb die holländische Flotte. Es war den Engländern glücklich gelungen, Michael de Ruiter auf eine falsche Fährte zu führen, und während dieser nach den Bänken von Godwins steuerte, wo er mit den Engländern zu einer neuen Schlacht zusammen zu treffen hoffte, segelte der Herzog von York nach dem Terel, wo zahlreiche Spione seinen Empfang vorbereitet hatten. An einem heitern, wolkenfreien Morgen wurde der Dreidecker des königlichen Admirals sichtbar, und hinter ihm zog die stolze Reihe der Fregatten und Barken mit weitauswehenden Flaggen und Wimpeln heran.

„Von den Franzosen findet sich keine Spur, Königliche Hoheit!“ nahte sich meldend ein Offizier dem Admiral. „Die beiden Galioten, welche auf Kundschaft ausgesendet waren, sagen aus, daß ihnen kein französisch gezacktes Segel in den Weg gekommen ist.“

„Desto besser, desto besser, Ihr Herren!“ wandte

sich der Herzog zu seinen Freunden. „Die Ehre des Tages bleibt unser allein."

„Ja, Königliche Hoheit!" entgegnete Sir Edmund Banks, „wir haben eine solche Gelegenheit verdient und wollen sie uns zu Nutze machen. So lange die Flagge Englands von dem Rumpf eines Schiffes weht, ist ihr nicht ein solcher Schimpf widerfahren, als vor Rochester, und bei dem heiligen Dunstan! wir wollen unsere Genugthuung."

„Sie soll uns werden, Sir Edmund, im vollsten Maaße," antwortete der Herzog. „Nur einen Tag noch mäßigt Euern Eifer und dann will ich Euch nicht länger zurückhalten. Ich hoffe, alle Vorkehrungen sind genau so ausgeführt, wie ich sie angeordnet habe. Eure Fregatten sind schlagfertig, und Eure Brander können jeden Augenblick zünden?"

„Keine Minute Zögerung von meiner Seite," entgegnete der Lord.

„Und Ihr, General Wylde?" fuhr der Herzog fort. „Wird die Ausschiffung der Truppen auf kein Hinderniß stoßen?"

„Alles ist auf das Sorglichste vorbereitet," entgegnete der General. „Laßt den Anker fallen und ich stelle zwei Stunden später drei tausend Mann zu Eurer Verfügung am Strande auf."

„Nun dann, Ihr Herren! Was braucht es mehr? Dort liegt die Küste von Holland vor uns. Wir ankern zu guter Zeit, und ehe die Sonne untergeht hat Wylde seine Truppen gelandet. Ueber Nacht sollen die Freudenfeuer, die wir auf ihren Werften anzünden, weit hinausleuchten in die See und die Mynheers zu Amsterdam unter Fluchen und Beten aus ihren Betten jagen!"

Der Herzog begab sich in seine Kajüte und die Offiziere theilten bereits die Kränze für den nahen Sieg unter sich aus. Ihre ganze Thätigkeit war darauf gerichtet, die Segellast ihrer Schiffe zu vergrößern und ihren Lauf zu beschleunigen, aber Keiner achtete darauf, daß ein leichtes Galiot in ihrem Lee hinstrich und ohne Flagge oder sonstiges Abzeichen mit scharf angezogenen Segeln gegen die rollende See aufkreuzte. An seinem Bord befand sich ein einfacher holländischer Schiffer mit seinen beiden Maaten; ein Patriot, dessen Namen die Geschichte nicht kennt; der Einzige von allen holländischen Strandbewohnern, der Verstand genug hatte, das Unheil zu erkennen, das seinem Vaterlande drohte, und hinreichenden Muth besaß, um unter gewisser Todesgefahr auf die hohe See hinaus zu laviren und die Flotte des Landes herbei zu rufen.

Kaum hatte sich die englische Flotte bis auf eine gewisse Strecke dem Lande genähert, als alle Segel back gebraßt wurden, und man auf ein Zeichen harrte, das die vorausgesandten Freunde zu geben versprochen hatten. Es ließ nicht lange auf sich warten. Eine Smack trieb mit vollen Segeln heran, die auf ihrem Hauptmast eine rothe und darunter eine weiße Flagge aufgezogen hatte. Am Bord derselben befanden sich sechs Niederländer, die, von dem Glanze des Goldes geblendet, es über sich genommen hatten, die feindliche Flotte sicher einzulootsen und an dem geeigneten Orte vor Anker zu bringen.

Am Strande zu Terel, an den Ufern des Zuyderzee's, bis hinauf zu dem Y, wo das stolze Amsterdam auf Pfählen ruht, herrschte eine unruhige, ängstliche Bewegung. Kein Ort war frei von fremden Gästen. Dort hausten Engländer, die sich unter den verschiedensten Masken eingefunden hatten, oder Holländer, die aus entfernten Provinzen hierher gelangten, mit Geld vollauf versehen wurden und sich den Ausländern eng anschlossen. Sie trieben's so eifrig und geheimnißvoll, daß den Ufer-Bewohnern ängstlich

zu Muthe ward, und sie ein Kreuz schlugen, wenn sich eine jener Galgen-Physiognomieen auch nur von weitem sehen ließ. Mancher ehrliche Patriot sah schärfer, als seine Genossen, und es ward ihm klar, daß Verrätherei im Werke sei; er schloß sich, die innere Abneigung unterdrückend, den geheimnißvollen Fremden an, und wenn diese trunken vom feurigen Genever waren, plauderten sie ihre Geheimnisse aus. Angst und Entsetzen verbreitete sich, als die Kunde offenbar ward. Hier war nirgends Hülfe. Alle Truppen waren im Felde, alle dienstfähigen Männer, im Namen des Landes, zur Flotte, oder zum Soldaten gepreßt; nur Weiber, Greise und Kinder befanden sich daheim.

Da wurde das Signal gegeben, daß die Flotte der Engländer nahe. An ihrem Bord befanden sich geübte Lootsen, die das Fahrwasser genau kannten, und sich verbindlich gemacht hatten, die ihnen übergebenen Schiffe im Y vor Anker zu bringen. Die Transportschiffe, an deren Bord die Truppen sich befanden, waren sorgsam in eine Linie gebracht, und alle Vorkehrungen so getroffen, daß die Landung durch nichts gestört werden konnte. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich den Unglücklichen, die ein Opfer dieses feindlichen Ueberfalles zu werden fürch-

teten; sie beluden sich mit ihrer besten Habe und flüchteten den Orten zu, die von Andern bereits als eine Stätte des Jammers verlassen waren. Es gab keinen Ort in Holland zu der Zeit, wo das Unglück ein schützendes Asyl gefunden hätte.

Die Flotte lag jetzt auf demjenigen Punkt, wo einige Sandbänke zu übersegeln waren, welche sie von den Landungsplätzen trennten. Es war das letzte schirmende Bollwerk; wurde es erobert, war Holland verloren. Mit halber Fluth wollte man sie doubliren, und dann mit völligem Hochwasser stromaufwärts gehen, während die Verbündeten am Lande ein Freudenfeuer nach dem andern anzünden, und sämmtliche Werften, Küstenfahrzeuge, Magazine und alles Andere vernichten sollten, was zum Heil der Schifffahrt seit einem Jahrhundert dort angelegt ward. Auf den englischen Schiffen war Alles vorbereitet, die Unternehmungen am Lande durch ihre Kanonen wirksam zu unterstützen, und auf den Verdecken der Transportschiffe standen die Soldaten mit ihrem Gepäck auf dem Rücken, jeden Augenblick des Befehls zum Landen gewärtig.

Nun war der letzte Moment der Ebbe verlaufen; langsam und träge, nur dem sorgfältig forschenden Auge bemerkbar, trieb der weiße Schaum an den

Seitenborden der englischen Schiffe hin; ein Stück Holz, von dem Galion des Admiralschiffes über Bord geworfen, brauchte fünf Minuten, um zu dem Spiegel zu gelangen und stand dann ganz still.

„Die See ist stall!" bemerkte der Lootse zu einem der wachthabenden Offiziere. „Gebt nun Befehl, daß die Anker auf und nieder gewunden werden, damit wir mit der ersten Vorfluth lichten und Segel machen können."

Die Anordnung des Lootsen wurde befolgt und alles überflüssige Tau eingewunden, so daß man mit einem Ruck die Anker lichten konnte. Sorgsam spähte man indessen rückwärts, um die Fluth erscheinen, und die am meisten nach außen liegenden Schiffe vor derselben schwajen zu sehen.

Aber es geschah nicht. Regungslos lag das Meer da. Es war, als ob die Hand des Herrn sich dagegen erhoben, und sein allmächtiger Wille gesprochen hätte: „Bis hierher und nicht weiter!" Vergebens harrten die Engländer auf das Einsetzen der Fluth; sie blieb aus. Welche Unordnung in jenen verhängnißvollen Augenblicken an dem Firmamente in dem Stand der Gestirne herrschte, welche Revolution sich in der Tiefe des Meeres vorbereitete, — Niemand weiß es; aber zum ersten Male, seit ein

Kiel an Hollands Küste gelandet, blieb die Fluth aus, und als die Zeit der neuen Ebbe kam, floß das Wasser von Neuem ab, so rasch, daß gegen das Ende derselben die Sandbänke drohend aus dem Wasser sich emporstreckten.

Am Bord der Flotte herrschte die größte Verwirrung; man lief durcheinander und begehrte Rath von denen, die keinen zu geben wußten. Die Lootsen zitterten, die Offiziere sahen verschlossen vor sich hin, die Matrosen und Soldaten äußerten laut ihre Furcht.

Da war die zweite Ebbezeit vorüber, und der Wachtmann, der von hundert Augen unterstützt wurde, rief: „Die See ist stall!" Aber auch jetzt wollten die am fernsten liegenden Schiffe nicht vor der neuen Fluth schwajen, sie blieb abermals aus, und regungslos, ohnmächtig lag die Flotte, wie in einem stehenden Pfuhl.

Endlich, tief in der Nacht, als schon im fernen Osten ein einzelner Lichtstreif den kommenden Tag verkündete, erwachte die See aus ihrem Todesschlaf. Die lautplätschernde Welle schlug gegen die Dünen, die Fluth trieb sie vor sich her, weiter und immer weiter; die Oberfläche tanzte und brandete, zischte und schäumte, sie zog heran, begrüßt vom tausendstimmigen Hurrah! Am Bord der Schiffe, die bis-

her wie eine Reihe von stillen Grabeshügeln anzuschauen gewesen waren, wurde es lebendig, und Alles tanzte zu Deck und Mast. Die Ankerwinden rollten und klapperten, die Taue aus der See aufpalmend, die Segel fielen von den Raaen, sie stiegen an den Stengen empor und legten sich back, bis der Augenblick der Einfahrt gekommen sein mochte.

Am Bord des Admiralschiffes fiel ein Schuß, das betreffende Signal folgte ihm nach. Die Schiffe sollten, nach Anweisung ihrer Lootsen, sich langsam treiben lassen; man würde dann bis zum Anbruch des Tages über alle Untiefen hinweg gekommen sein, und dem glorreichen Zuge der Flotte stehe nicht das geringste Hinderniß im Wege. Am Bord der Schiffe waren Alle voll Erwartung, die Stunden schlichen ihrer Ungeduld im unerträglichen Schneckengange vorüber und unablässig spähte jedes Auge nach Osten, ob nicht endlich der langersehnte erste Morgenschimmer sich zeigen wollte.

Aber noch ehe er kam, brauete im Norden, Westen und Süden ein furchtbares Unwetter zusammen, die Wolkenmassen stiegen mit Flügelschnelle aus der Tiefe und wuchsen zur Riesenhöhe empor; sie thürmten sich unheilvoll übereinander, und bevor der erste trübe Schein der Morgendämmerung über den Wasserspie-

gel hinglitt, warf sich der pfeifende Sturm auf die mit Segeln überladenen Schiffe. Er überraschte die Achtlosen und richtete in dem oberen Takel- und Spiehrenwerk eine so furchtbare Verwüstung an, daß Segel und Raaen zu Deck kamen, und mancher Klüverbaum unter dem Bugspriet auf- und niedertanzte. Jetzt war an ein Auffegeln nach Amsterdam nicht zu denken, man mußte suchen, bei dem mit jeder Sekunde wachsenden Sturm von diesen Untiefen hinwegzukommen und ein freieres Fahrwasser zu gewinnen. Ein neues Signal ward gegeben, und dieselbe Flotte, die vor einer Stunde in gerader Richtung nach dem Zuyderse abgehalten, kreuzte jetzt vor dichtgereften Sturmsegeln im Angesicht des Terels, im Kampf mit den plötzlich entfesselten Elementen nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht.

Die Verschwornen harrten unterdessen auf ihren verschiedenen Stationen zu Lande, des ersten Schiffes, das ihnen das Signal geben würde: „Es ist Zeit!" Aber dieses Schiff kam nicht, und die Verlegenheit stieg mit jeder Minute. Einige wollten auf ihre eigne Hand die Zerstörung beginnen, Andere hielten sie davon zurück. Master Glad, der einen besonders bezeichneten Platz inne hatte, und mit Frerk Pieter fraternisirte, ward von dem Strandläufer und dem

Steuermann Jakob Quick angegangen, sie nicht länger von dem glorreichen Werke zurückzuhalten. Beharrlich widersetzte sich der Engländer diesem Ansinnen, er dürfe das nahe liegende Dorf nicht eher anzünden, bis der erste englische Wimpel in dem Bereiche seines Gesichtskreises sei, weil sonst die Uebrigen seinem Beispiele folgen würden und der Lärm viel zu früh nach Amsterdam käme.

Der Wortwechsel artete aus; die Beutegierigen ließen sich nicht länger zurückhalten, und als man sie mit Gewalt zum Bleiben zwingen wollte, warfen sie sich auf Master Glad und Frerk Pieter, die ein Opfer ihres Ingrimms wurden. Aber auch der Strandläufer und der Gestempelte entkamen dem Verhängniß nicht. Als sie von der Plünderung der nahen Dorfkirche zurückkamen und die erbeuteten kostbaren Gefäße nicht mit ihren Genossen theilen wollten, wurden sie von diesen ihnen abgenommen, und zum Dorfe hinaus geprügelt.

Dies war die einzige Gewaltthat, die sich längs dem ganzen Ufer vom Terel bis zum Y. ereignete. Die Fluth schäumte und brausete unterdessen ohne Unterlaß, sie wuchs einige Fuß über das gewöhnliche Maaß, trat über die Vorsetzen und Bollwerke hinaus und dauerte zwei Stunden über die Zeit.

Drei Tage währte dieser furchtbare Sturm; schon am ersten waren die Schiffe der Flotte immer weiter von einander getrennt, am zweiten befanden sie sich in den verschiedensten Richtungen segelnd, jedes sich selbst überlassen, und am dritten Tage trieben die meisten der englischen Küste zu, um in einem befreundeten Hafen Schutz vor dem noch immer steigenden Unwetter und Muße zur Ausbesserung ihrer Havarieen zu gewinnen, während die holländische Flotte wohlbehalten in den Wielingen kreuzte.

---

7. Grafenhaag.

Die Nachricht, daß die General-Staaten dem Prinzen von Oranien die Würde eines Erb-Statthalters übertragen, daß dieser sie angenommen und die Huldigung empfangen habe, verbreitete sich von dem Grafenhaag aus durch ganz Niederland, und ward überall mit Jubel aufgenommen. Die Städte sandten ihre Deputationen, die Armee und die Flotte huldigten dem Gebieter, und schwuren ihm unbedingten Gehorsam. Ein neuer Geist beseelte das Heer,

neues Vertrauen keimte in den Herzen der Niederländer auf und als die ersten entscheidenden Schritte des Regenten von einem glücklichen Erfolge begleitet waren, kannte der Jubel keine Gränzen. Der ganze Haß des Volkes fiel auf die Männer, welche durch ihre Beharrlichkeit den glücklichen Wechsel der Dinge so lange aufgehalten hatten. Vergessen waren die Treue und Hingebung, womit die edelsten Tribunen der Niederlande sich nur den Interessen des Volkes gewidmet hatten, vergessen die Schlachten, die sie geschlagen, die Siege, die sie erkämpft, und der mit ihrem Blut errungene Lorbeer, den sie auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatten. Man drehte und deutelte ihr Benehmen, wußte überall etwas zu entdecken, das einen Schatten auf ihr Thun werfen konnte, und redete endlich sich und Andern ein, daß Alles, was jene Männer gethan, nur geschehen sei, um ihren eigenen Vortheil zu fördern, und die Provinzen den Engländern und den Franzosen in die Hände zu spielen. Immer offener sprach der Widerwillen der Menge sich aus, und laut verlangte sie, daß das Blut der Verräther zur Sühne des beleidigten Volkes auf dem Schaffote vergossen werden solle.

Die Gefangenen, welche man von Dortrecht, unter militairischer Bedeckung nach dem Haag gebracht,

verweilten dort in stiller Haft. Man hatte sie in das große Staatsgefängniß geführt, das den Namen „Voorpoort van de Haave“ führte, und hier lebten die Brüder de Witt in stiller Einsamkeit bei einander. Zwischen ihnen stand Gertrud, wie ein friedlicher Engel, unablässig sorgend und tröstend.

Die Anklage Ariano's war angenommen worden, und der Prozeß wurde beharrlich fortgeführt. Mehrere Male war der Kanzler selbst in dem Gefängniß erschienen und hatte den auf's Neue erkrankten Cornelius mit aller Strenge verhört. Mit edler Entrüstung wies dieser jede Anklage zurück, und betheuerte seine Unschuld, während der Wundarzt vor Gericht mit der eigensinnigsten Ausdauer bei seiner ersten Aussage blieb, und den Verlauf der Angelegenheit mehrere Male mit der größten Genauigkeit und ohne Veränderung erzählte. Einer der Richter, der Doktor Erasmus Schleiden, klugen Sinnes dem Drange der Verhältnisse sich fügend, im Herzen den Muth der Gebrüder de Witt achtend, und fest entschlossen, den Ruwart von einer Anklage zu befreien, die er für falsch hielt, ließ den Wundarzt bei einbrechender Nacht zu sich rufen, und verlangte von ihm noch einmal eine klare Darlegung des ganzen Thatbe-

standes. Ariano gab sie, gleichlautend mit seinen frühern Aussagen.

„Ich muß Euch nur sagen," entgegnete der Richter, „daß der Angeklagte, des Leugnens müde, sich schuldig bekannt, und den Verlauf der Sache ganz so erzählt hat, wie Ihr."

Meister Ariano hielt den festen Blick des Richters aus. Was auch in seinem Innern vorgehen mochte, sein Aeußeres blieb unverändert und er entgegnete nach einer Pause: „Ich wußte es wohl, daß seine Gewissensangst endlich mächtiger sein würde, als seine Halsstarrigkeit."

„Holland ist Euch vielen Dank schuldig, Meister; Ihr habt es von einer großen Gefahr befreit. Euer Lohn kann nicht geringe sein."

Der Wundarzt verneigte sich lächelnd.

„Es ist uns Alles daran gelegen, diesen Prozeß bald beendet zu sehen. Ihr begreift das, und werdet dazu die Hand bieten. Unterdessen kann man Euch vielleicht wieder einen Dienst leisten."

„Befehlt über mich, edler Herr!" sprach rasch Ariano.

„Es ist verfügt, die Jungfrau de Witt von ihrem Vater und Oheim zu entfernen; ihre stete Gegenwart an dem Orte, wo die Verhöre gehalten

werden, ist nicht länger rathsam. Man wird sie bei einer achtbaren Familie unterbringen, und da ich weiß, daß Ihr Euch einst für das Schicksal dieser Dame interessirtet, so könnte ich, wenn ich Eurer Ergebenheit erst ganz versichert bin, es ohne Zweifel durch meinen Einfluß dahin bringen, daß Ihr zum Vormunde Gertrudens ernannt würdet."

Bei diesem Erbieten, das mit großer Zutraulichkeit gemacht wurde, verließ den Italiäner die angekünstelte Ruhe. Die Aussicht, jenes Mädchen, das er mit der glühendsten Sinnlichkeit liebte, seinen Händen überliefert zu sehen, raubte ihm jede Besonnenheit. Mit eilenden Worten sprach er seinen Dank für diese Gunst aus, er strömte von Betheurungen über und erbot sich zum blinden Werkzeug seines gnädigsten Gönners.

„Nur ein Umstand ist noch aus dem Wege zu räumen," begann der Richter auf's Neue. „So genau auch die Aussagen des Cornelius mit den Eurigen übereinstimmen, waltet doch eine Differenz ob. Das Gift, welches Ihr von ihm empfingt, war ein blutrother Saft in einem goldenen Fläschchen, das er.... wie war es doch..?"

Ariano fiel rasch ein: „Das er bereits vor siebzehn Jahren, er sagte nicht zu welchem Zwecke, von ei-

nem herumziehenden Armenier an der Amsterdamer Börse gekauft habe."

„Ganz recht. So habt Ihr es zu verschiedenen Malen zu Protocoll gegeben. Nun behauptet aber de Witt, daß er dies Fläschchen erst vor fünf Jahren bei seiner Anwesenheit in England von einem Eurer Landsleute gekauft habe. Diese Abweichung ist dem Gerichte besonders deshalb unangenehm, weil er eine neue Verzögerung des Urtheilsspruches veranlaßt, und da man diese Angelegenheit beendet zu sehen wünscht..."

„Befehlt doch nur, edler Herr!"

„Cornelius schwört, seine Aussage nicht ändern zu wollen; er behauptet fest...."

„Erlaubt, edler Herr!" fiel Ariano rasch ein. „Er mag Recht haben. In der That erinnere ich mich ..... es ist am Ende eine unwesentliche Abweichung. Leicht möglich, daß ich mich irre, und wenn ich nach genauerer Ueberlegung....."

„Schon gut, lieber Meister. Wir verstehen uns. Der Angeklagte sagt ferner aus, daß, als Ihr jenes Fläschchen zuerst bei ihm gesehen, er Euch mitgetheilt hätte, es enthalte einen kräftigen Wunderbalsam, der von heiligen Männern in einem Kloster angefertigt sei."

„Das ist wahr! Das ist wahr!“ entgegnete Ariano unwillkührlich, da sich dieser Umstand genau so verhielt.

„Und es ist ferner wahr,“ fuhr der Richter fort, „daß er Euch mit dem Fläschchen ein Geschenk machte, Ihr es aber am andern Morgen lächelnd mit den Worten zurückgabt, Ihr hättet den Wundertrank untersucht, und hieltet es gegen Euer Gewissen, ihm ein so köstliches Arcanum zu rauben.“

Ariano verneigte sich, als der Richter plötzlich mit hohem Ernste sagte: „Und es ist ferner wahr, daß sich das Fläschchen bei Cornelius de Witt gefunden, und daß es statt der rothen eine weiße Flüssigkeit enthielt, von der ein Tropfen tödtliche Wirkung hervorzubringen im Stande ist, wie Ihr selbst vielfach erfahren.“

Die letzten Worte waren mit erhobener Stimme gesprochen; der Wundarzt bebte unwillkührlich zurück: „Was sagt Ihr, edler Herr? Dies seltsame Benehmen....“

„Elender Betrüger!“

„Wie? Ihr wagt es?“

„Ich wage es in dem guten Glauben an die Stimme in meinem Innern, und auf den Grund der widersprechenden Aussagen Deines feigen Gehülfen...“

Er zog die Klingel. Zwei Bewaffnete traten ein: „Bemächtigt Euch dieses Mannes und führt ihn in einen sichern Kerker."

Ariano, der mit schlotternden Knieen, keines Wortes mächtig, dastand, sah die Bewaffneten sich nähern. Plötzlich raffte er sich zusammen, die Todesangst gab ihm doppelte Stärke, er warf den Nächststehenden zur Seite und entfloh aus der Thür. Man setzte ihm nach, und Ariano, in dem Hause unbekannt, konnte den Ausgang nicht finden. Er gerieth in einen langen Gang, der zum Hinterhause führte. Seine Verfolger waren ihm auf der Ferse und befanden sich in der Mitte des Ganges, als er, das Ende desselben erreichend, gegen eine Thür stieß, die mit eisernen Riegeln wohl versehen war. Mit der letzten Anstrengung verzweifelnder Todesangst riß er diese zurück, die Thür sprang auf, und die kühle Nachtluft drang ihm erquickend entgegen. Mit einem teuflischen Lachen seiner Verfolger spottend, sprang er über die hohe Schwelle und stürzte kopfüber in den tiefen Kanal, der unmittelbar hinter dem Hause fortströmte. Weit abwärts fand man am nächsten Morgen seine Leiche, gegen ein hervorspringendes Pfahlwerk geschleudert.

Die Gebrüder de Witt befanden sich in dem gemeinschaftlichen Wohngemach, welches sie in der Voorpoort zum Grafenhaag inne hatten. Sie hatten ein Schachbrett zwischen sich, aber ihre Gedanken waren anderswo und die Figuren blieben unberührt.

Gertrud saß unfern von ihnen. Gram und Kummer hatten die Farbe von ihren Wangen gescheucht, und tiefe Furchen in ihre Stirn gegraben. Sie hatte lebhaft den Wunsch ausgesprochen, nach Köln zu einer Tante reisen zu dürfen, welche Vorsteherin eines adligen Fräuleinstiftes war, um dort eine Freistatt zu finden. Der Vater hatte seine Einwilligung ertheilt, und man harrte der Erlaubniß des Prinzen.

Da rasselten Schlösser und Riegel zu einer sonst ungewöhnlichen Stunde; ein Diener erschien mit brennenden Kerzen und meldete einen Abgeordneten des hohen Gerichtshofes.

Doktor Erasmus Schleiden trat ein: „Herr Cornelius de Witt, ich habe Euch eine frohe Botschaft zu bringen. Die Anklage, welche man gegen Euch erhoben, besteht nicht mehr; Seine Hoheit, der Erb-Statthalter hat befohlen, sie fallen zu lassen. Euer Prozeß wird nicht weiter fortgeführt."

„Niedergeschlagen, sagt Ihr?" entgegnete Cornelius. „Aus gnädiger Gesinnung fallen lassen, nicht

feierlich cassirt, weil meine Unschuld anerkannt ist, und ich vor dem Volke gerechtfertigt dastehe? Das nehme ich nicht an."

„Mein edler Herr," sprach der Doktor. „Begnügt Euch mit dem, was Euch zu Theil geworden, wenn Ihr dem Rath eines Eurer Verehrer Gehör geben wollt, und nehmt noch die Versicherung hin, daß der ganze Gerichtshof fest von Eurer Unschuld überzeugt ist. Vielleicht wäre es möglich gewesen, diese vor aller Welt aufzuklären, wenn nicht Euer Ankläger, nachdem man ihn entlarvt zu haben glaubte, durch einen unglücklichen Zufall zu Tode kam."

„Ariano todt!" Gertrud schauerte zusammen.

„Er ist gestorben," sagte Erasmus Schleiden. „So laßt denn auch jenen unseligen Prozeß vergessen sein."

„Wir de Witt's haben in Holland nichts mehr zu verlangen," sagte der Rath-Pensionar mit Bitterkeit. „Wir lassen geschehen, was wir nicht ändern können."

„Euch, Myjufvrouw," wandte sich der Doktor an Gertrud, „habe ich ebenfalls eine Botschaft zu überbringen. Ihr batet um die Erlaubniß zu einer Reise nach Köln; dieser steht nichts im Wege. Ihr dürft bestimmen, wann Ihr sie antreten wollt; ich habe den Befehl, Euch zu geleiten."

Gertrud warf sich in die Arme ihres Vaters: „Du wirst es bestimmen, wann ich Dich verlassen soll."

Reise gleich, mein Kind!" antwortete Cornelius. „Schon lange bist Du auf diese Stunde vorbereitet und wir entgehen den Qualen eines langen Abschiedes. Ziehe hin, Gertrud. Der Herr sei mit Dir, und gieße den Balsam des Friedens in Dein wundes Herz."

Vater und Tochter hielten sich lange fest umschlossen, endlich drängte Cornelius sie von sich: „Zum letzten Male denn, leb wohl. Euch, Herr Doktor, übergebe ich vertrauensvoll mein Kind."

Erasmus Schleiden legte die Hand auf das Herz: „Ich schwöre Euch, die Jungfrau zu treuen Händen zu überliefern."

Der Rathpensionar unterstützte seine wankende Nichte; er drückte einen Abschiedskuß auf ihre Stirn und übergab sie dem Doktor, ihm leise andeutend, sich zu entfernen. Gehorsam ließ Gertrud sich aus dem Zimmer führen, und der Rathpensionar trat theilnehmend zu dem Vater, der mit überströmenden Augen in seinen Sessel zurückgesunken war.

Große Haufen von Volk hatten sich vor Tagesanbruch auf den Straßen des Grafenhaag zusammengerottet. Der Prinz von Oranien war plötzlich in der Nacht abgereist und Niemand wußte, wohin er sich gewendet.

„Warum ist er fortgeritten?" rief ein Mißvergnügter, „jetzt, wo wir seine Hülfe nothwendig brauchen."

„Ja! Warum ist er fortgeritten?" schrie ein Anderer. „Erst Statthalter werden und dann fortreiten! Das können wir auch!"

„Und wohin ist er geritten, Leute?" fragte ein Dritter. „Wohin? Wohin?"

„Ja, wohin! Das wollen wir wissen! Wer kann's sagen, wohin der Prinz geritten ist?"

„Wer's sagen kann? Nun, die General-Staaten! Die stecken ja ihre Nase in Alles, also können sie mit uns darüber sprechen!"

„Das sollen sie! Laßt uns gleich hin!"

„Wartet noch! Da kommt ein stattlicher Rittersmann her; so viel ich bei der schwachen Dämmerung sehen kann, trägt er die Orange-Binde! Der wird es wissen."

„Fragt ihn! Fragt ihn!"

„Edler Ritter! He! Edler Ritter! Der gnädigste

Herr Prinz ist fort! Könnt Ihr uns nicht sagen, wohin er ist?"

„Ihr wißt's nicht?" entgegnete der Ritter. „Zu Eurem Schutz ist er hinausgezogen, um den Haag und seine treuen Einwohner vor Ueberfall zu schützen."

„Das ist brav! Das ist brav! Hurrah der gnädigste Herr Prinz!"

„Ich folge ihm mit diesen Leuten zu seinem Beistande nach," fuhr der Ritter fort. „Haltet nur treu zu dem Prinzen, damit es ihm gelingt, den Feind zu vertreiben, den diese verrätherischen de Witt's herbeigerufen haben."

„Der Ritter hat recht!" schrie der Pöbel. „Lauft ihm nach, und sagt's ihm, daß er recht hat!"

„Also die de Witt's haben doch das Land verrathen!" sprach bedächtig ein Schuhflicker. „Curios! Ich habe immer geglaubt, sie meinten's gut mit uns, und vertheidigten unsere Rechte."

„Das hast Du geglaubt? Was bist Du für ein Dummkopf, daß Du das geglaubt hast? Dafür sollst Du gezwickt werden!"

„Au weh! Prügelt mich doch nicht so für meinen guten Glauben! — Hülfe! Hülfe!"

„Was giebt's da?" fragte Einer, der aus der

nächsten Straße herbeieilte. „Warum schlagt Ihr den armen Kerl todt?"

„Weil er dumm genug gewesen ist, es zu glauben!" war die Antwort.

„Was hat er denn geglaubt?"

„Daß zwei Mal zwei vier sind!" flüsterte ihm sein Nachbar zu, der längst einen Zahn auf ihn hatte.

„Bist Du verrückt? Darum einen Menschen todt zu schlagen! Das glaube ich ja auch!"

„So! Das glaubst Du auch? Leute, hier ist Einer, der glaubt es auch! Sollen wir ihm das hingehen lassen?"

„Schlagt ihm den Schädel ein! Da, Du de Witteschер Hund! Du sollst das Maul nicht wieder aufreißen zum Lästern." Und mit Wuth warfen sie sich über das neue Opfer ihres fanatischen Zornes her, das unter ihren Händen röchelnd seinen Geist aufgab.

Immer drohender wuchsen die Haufen an; die Mörder, welche ihre Hände bereits in Blut getaucht hatten, stellten sich an die Spitze, und weiter ging es von Verbrechen zu Verbrechen. Man zertrümmerte die Häuser friedlicher Bürger, und wer nur irgend dem Volke verdächtig ward, als sei er nicht gut oranisch, oder habe dem Lande irgend einen

Nachtheil zugefügt, fiel diesem umbarmherzigsten aller Richter in die Hände, und ward ohne Urtheilsspruch gerichtet.

Die Kunde von dem entsetzlichen Aufruhr war zu den Gebrüdern de Witt in die Einsamkeit des Gefängnisses gedrungen; einer ihrer erschrockenen Wächter hatte ihnen erzählt, daß der Pöbel sie selbst aus dem Gefängniße zerren, und dem zögernden Gericht zuvorkommen wolle.

„Wohlan denn," sprach der Aeltere, zu seinem Bruder gewendet, „so wollen wir diesen Hunden zeigen, daß wir gewohnt sind, dem Tode muthig in die Augen zu sehen. Gieb mir die Hand, Bruder Cornelius, es gilt den Abschied für's Leben."

Leb wohl, Bruder Jan! — Es ist ein bitterer Kelch, den wir trinken müssen. Unser Leben war nur ihrem Glücke geweiht, unsere Anstrengung nur ein Kampf um ihre Freiheit. Und sie...."

„Willst Du mir in diesem ernsten Augenblick ein Lächeln entreißen?" sagte der Rathpensionar. „Dank hast Du gehofft? Hast ihn gewollt? Armer, kurzsichtiger Bruder! Wenn nicht eine edlere Idee mich beseelt, ein höherer Glaube mich begeistert hätte, meine Hand wäre schon das erste Mal am Griffe des Schwertes erlahmt."

Hörst Du's? „fuhr Cornelius auf. „Sie sprengen das äußerste Thor; mit wüstem Geschrei stürmen sie in den Hof!"

„Unser Tag ist gekommen!" rief Johann begeistert. Siehst Du dort das Morgenroth durch das Fenster leuchten? Wie flüssiges Gold legt es sich um die eisernen Gitterstangen! Das ist die Sonne Oraniens."

„Sie leuchtet unserer Leichenfeier! Lebe wohl, Bruder Jan! Wir waren redliche Streiter vor dem Herrn, die das Recht nicht beugen ließen von irdischer Gewalt. Jetzt beugen wir uns der höhern."

„Und sie wird uns einen Rächer erwecken. Wir sind allein, und können Niemandem unsere Gesinnungen als ein Vermächtniß hinterlassen. Aber aus unserm Blute wird die üppig wuchernde Saat aufkeimen, die des Unheils so viel über dies verderbte Land ausstreut. Horch! Sie stürmen näher, sie sind schon auf dem Gange."

„Berathe Dich mit Gott, Cornelius, und vergieb Deinen Feinden! Bist Du mit Ihm versöhnt?"

„Ich bin's! Glaube nicht, daß ich zittere; es ist das Fieber, das mich noch immer nicht verlassen hat. Der Druck meiner Hand ist fest. Diese Bestien sollen mich nicht beben sehen."

„Da kracht die Thür! Lebe wohl, Bruder, lebe wohl!"

Drei Schläge wurden mit Aexten und eisenbeschlagenen Kolben gegen die Thür des Gefängnisses gethan. Sie brach krachend zusammen. Ein Haufen von Blut und Trunkenheit erhitzter Kerle stürzte lautschreiend ein, und warf sich auf die Brüder, die, noch einen schnellen Blick wechselnd, keinen Laut mehr von sich gaben.

Der Hof des Gefängnisses war mit Menschen dicht angefüllt. Mit rohem Gelächter sahen sie die Scheiben, den Rahmen und das Gitterwerk des großen, mittleren Bogenfensters herabstürzen, und gewahrten Mehrere ihrer Genossen, die den halb erwürgten Cornelius de Witt auf den Schultern wiegten, während sie den Rathpensionar bei den Beinen nachschleiften.

„Da habt ihr den Ersten!" rief es von oben herab, und tausendstimmiger Jubel verschlang diese Worte.

Ein undurchdringlicher Schleier verhülle mitleidsvoll dieses grauenvolle Schauspiel.

8. Amsterdam.

Anna von Geldern saß in dem Hinterstübchen ihres Hauses mit einer Handarbeit eifrig beschäftigt, sehnsüchtig des Gatten gedenkend. Die Kunde von den Schrecknissen, welche Holland zu vernichten drohten, war auch in ihre Einsamkeit gedrungen, und die Volksaufläufe zu Dortrecht, Grafenhaag, Middelburg, Rotterdam und vielen andern Städten, von denen man ihr erzählt, hatten sie mit Schrecken erfüllt. Seit der alte Hausdiener Adam Geert ihr die Nachricht von dem schmählichen Ende der Gebrüder de Witt hinterbrachte, hatte sich eine trübe Ahnung ihres heitern Geistes bemächtigt, und sie schrack bei dem geringsten Lärmen zusammen, der von der Straße zu ihr heraufschallte.

Leise öffnete Adam Geert die Thür und steckte den Kopf herein: „Verzeiht, ehrsame Frau, wenn ich Euch störe, aber ich darf Euch nicht verschweigen, was ich weiß. Es laufen absonderliche Gerüchte in der Stadt um; mein alter Gevatter, der Weinschenk drüben, hat hergeschickt, wir sollten auf unserer Huth sein. Von allen Orten her sind Mißvergnügte in Amsterdam eingetroffen, und haben auch das hiesige Volk aufgereizt; es kann jeden Augenblick losgehen."

„Was sagst Du, Adam Geert?“ fragte Frau Anna aufspringend. „Sende schnell zu meinem Schwiegersohn...“

„Bin in meiner Herzensangst schon da gewesen; aber der Herr Diakonus ist nicht, wie er es gewollt, gestern Abend aus dem Haag zurückgekehrt, und Eure Frau Tochter getraut sich nicht, mit den Kindern allein hierher zu gehen, denn Ihr müßt wissen, daß schon allerlei verdächtiges Gesindel durch die Straßen schleicht....“

In diesem Augenblicke geschah ein lauter Schlag gegen die Hausthür; der alte Diener sank beinahe in die Kniee und rief: „Da haben wir's! Da ist der Pöbel schon! Was haben wir armen, unschuldigen Menschen gethan? Aber dies Volk verschont nicht das Kind im Mutterleibe.“

Das ungestüme Klopfen wiederholte sich. Frau Anna befahl dem Diener, sofort nachzusehen, wer draußen sei. Er ging mit großer Verzagtheit, und bald darauf trat der ehrbare Kaufmann und Fähnrich in der Bürger-Miliz, Mynheer Wessel Smidt, ein kurzes behäbiges Männchen, mit fröhlichem Kopfnicken in die Stube.

„Nichts für ungut, Frau Base, daß ich etwas ungestüm Einlaß in Euer Haus begehrte,“ begann Wes-

sel Smidt, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, „aber die Zeit ist auch ungestüm, und es wird jetzt nirgends in der Welt viel gefragt, sondern Alles stürmt ungemeldet in die Häuser und in die Länder. Nun geht denn auch zu Amsterdam der Teufel los."

„Ich hoffe, der Aufruhr wird hier keine Nahrung finden."

„Nahrung? O, er kann sich hier dick und fett nudeln!" lachte Wessel Smidt. „Er wird ein baumstarker Kerl, sage ich Euch, denn es giebt hier ganze Spelunken voll Gesindel, die Alle auf eine günstige Gelegenheit harren. Darum habe ich auch Euer Haus in einen Defensions-Zustand versetzt."

„Was meint Ihr damit, Herr Vetter?"

„Was ich meine? Seht doch die weiße Kokarde an meinem Hut, die weiße Schärpe um den Leib und den Degen hier an der Seite! Was? Bin ich nicht wohlbestallter Fähnrich der Bürger-Miliz von Amsterdam? Liegt es mir als solchem nicht ob, die Ruhe und Ordnung der Stadt bewahren zu helfen, und allen Bedrängten darin nach Kräften beizustehen?"

„Das ist sehr brav, sehr edel von Euch gedacht!"

„Nichts brav, nichts edel, sondern nur meine verfluchte Schuldigkeit!" entgegnete rasch der Milizen-Fähnrich. „Habe ich nicht als Mensch und Bürger

die Pflicht, Alles zu beschützen, was mir lieb und werth ist, und was wäre mir, außer Weib und Kind, noch lieber als meine vielgeschätzte Frau Base, sintemal sie allein und schutzlos in ihrer Behausung ist, während ihr Eheherr sich draußen auf hoher See für Land und Leute preisgeben muß? Da ist es doch wohl Schuldigkeit, daß wir, soviel an uns ist, Gleiches mit Gleichem vergelten. Habe deshalb auch ein Dutzend meiner Leute, alle ehrsame Männer und Familienhäupter, mit tüchtigen Lanzen bewaffnet, vor dem Hause aufgestellt, und ihnen befohlen, nach Kräften Recht und Ordnung zu handhaben. Darum könnt Ihr auch ganz ruhig sein... He, alter Adam, was giebt es?"

Der alte Diener kam näher und sagte kleinlaut: „Eure Lanzenmänner werden uns nicht viel helfen, ehrsamer Herr. Habe eben gehört, wie sie die Köpfe zusammensteckten und sagten, es wäre Mittag vorbei, und die Ablösung sei noch nicht da, ob ihnen gleich der Magen so windschief hinge, als möglich. Wenn man als Kriegsmann seine Schuldigkeit thun solle, müsse man auch seine Ordnung haben. Da dachte ich denn...."

„Geschwind," unterbrach Frau Anna den Diener.

„Bringe den Männern, was das Haus vermag an Speisen und Wein! Schnell!"

Mynheer Wessel Smidt war durch diesen Beweis einer geringen Mannszucht nicht wenig bestürzt, und entschuldigte sich sehr wortreich gegen seine vielgeschätzte Frau Base, ohne indeß seine Verlegenheit sonderlich bemeistern zu können, dann aber begab er sich hinunter zu seiner kriegerischen Schaar, um ihr derbe den Tert zu lesen. Diese aber hörte nicht sonderlich darauf, sondern ließ sich die aufgetischten kalten Speisen wohlgefallen, und hatte eine besondere Fertigkeit darin, mit jedem Zuge bis auf den Grund des Bechers zu kommen. Er ging brummend und scheltend fort, dem Gefreiten schließlich die strengste Wachsamkeit empfehlend, und die übrigen Pikets zu mustern, die seinem Befehl übergeben waren.

Die Untergebenen des Mynheer Wessel Smidt hatten unterdessen den ihnen gereichten Gottesgaben alle mögliche Ehre erwiesen, und standen mit freudeglänzenden Gesichtern zu beiden Seiten der Hausthür, die Lanzen kerzengerade vor sich aufgepflanzt, so daß Niemand hinein oder hinaus konnte. Die Kinder aus der Nachbarschaft gafften sie neugierig an, und manches Mädchengesicht nickte ihnen aus den gegenüberliegenden Häusern schelmisch zu, sonst aber küm-

merte sich kein Mensch um sie, und dieser ruhige Zustand wirkte so unwiderstehlich auf sie, daß sie ihre Augen zu Boden senkten, und sich der innerlichsten Beschaulichkeit hingaben.

Nach einer Stunde trat Adam Geert zur Thür hinaus, und erschrak nicht wenig über den Anblick, der sich ihm darbot. In der That hatten die ehrenwerthen Milizen den Bechern des Admirals etwas zu viel Ehre angethan, sie schliefen sorglos und ruhig, während die Straße sich immer mehr mit Menschen füllte, unter denen sich mancher verdächtige Kerl befand, der nicht mit den besten Absichten hierher gekommen schien. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Alten, die Schläfer zu ermuntern und unter die Waffen zu bringen; aber sehr fraglich ist es, ob es ihnen gelungen sein würde, den Excessen zu begegnen, wozu der Pöbel, der seit einiger Zeit zusammenlief, nicht wenig Lust bezeigte, wenn nicht in dem Augenblick, als er schon mit Schimpfworten auf die bewaffneten Bürger eindrang, eine berittene Schaar herangesprengt wäre und die Unruhestifter mit flachen Säbelhieben nach allen Richtungen hin zerstreut hätte. Kaum war der letzte fort, als die Milizen sich mit großer Geistesgegenwart wieder bei ihren Waffen ein-

fanden, und der Tag ihnen unter harmlosen Gesprächen, still und geräuschlos vorüberging.

Am Abend wurde es in den Straßen der Stadt wieder bedenklicher. In den verschiedenen Theilen bildeten sich einzelne Haufen und liefen mit wüstem Geschrei durch die Gassen. In den Branntweinschenken, die von Gästen vollgepfropft waren, erschallten aufrührerische Lieder und derbe Gassenhauer, oder die Menge hörte auf einen ihrer Genossen, der sich des Wortes bemächtigt hatte, und die Gemüther durch Reden erhitzte, die er aus sich schöpfte, oder die ihm von Andern zugeflüstert wurden.

Im Erdgeschoß der Herrenschenke zum „Wapen van Leuwaarden," das einen goldenen Greifen im grünen Felde darstellt, saßen einige Männer um den Tisch versammelt und vertrieben sich die Zeit mit Gesprächen, Genever und Wein.

„Und was soll's mit Euch werden, Hauptmann?" fragte Einer. „Wollt Ihr, da Euer Arm gesund ist, wieder zur Armee zurückkehren?"

„Den Teufel will ich thun," antwortete dieser barsch. „Was kümmern mich diese Holländer? Ein

Mal habe ich mir für ein Lumpengeld meine Glieder zerhacken lassen; jetzt wo sie nothdürftig wieder halten, sollen sie mich hier füttern, und ich will meines Lebens froh werden. Eingeschenkt, Ihr Herren! Wenn Ihr so eifrig für den Dienst des Landes besorgt seid, warum geht Ihr denn nicht an Bord Eures Schiffes zurück, da Ihr doch längst kein anderes Fieber mehr habt, als das Flaschenfieber?"

Alle lachten, und der bezeichnete Seemann, ein untersetzter Schottländer, sagte schmunzelnd: „Mein Hintermann ist in meine Stelle gerückt, während ich krank war. Käme ich nun an Bord zurück, müßte er mir weichen; sein Avancement ginge zurück, und er würde gewissermaßen degradirt. Das aber würde mein Gewissen zu sehr beschweren."

Sein Landsmann, der Hauptmann mit den zerhackten Gliedern, stieß mit ihm an, und fragte nach dem entgegengesetzten Ende des Tisches hinüber: „Was giebt's da, Ihr Herren?"

Der Wirth erzählte, daß er einen absonderlichen Gast bekommen habe: „Ihr erinnert Euch wohl des Schiffs-Capitains Johannes van Brakel, der bei Rochester die Ketten der Themse sprengte, und durch seinen Muth ganz allein die Schlacht in der Soulsbay gewonnen hat, und darauf von de Ruiter, der wegen

dieses Sieges eifersüchtig ward, der Insubordination angeklagt und von dem Kriegsgericht verurtheilt wurde?"

„Das ist uns Alles wohl bekannt!" entgegnete der Hauptmann. „Was ist mit dem Capitain? Muß ein toller Kerl sein, und möchte ihn wohl einmal kennen lernen."

„Dazu kann Rath werden," fuhr der Wirth fort. „Der Capitain hat seine Strafzeit abgesessen, und ist spornstreichs nach Amsterdam gekommen. Seit zwei Stunden ruht er in meiner besten Stube aus, und als er hörte, daß hier eine ehrenwerthe lustige Gesellschaft versammelt ist, hat er sagen lassen, er würde gleich herunter kommen."

„Hurrah! Hurrah!" schrie der Seemann mit dem Flaschenfieber. „Hierher, Du Hund von einem Wirth! Wasche mir den Schlund mit einem neuen Quartierchen rein, damit ich dem willkommenen Gast desto lustiger entgegen jubeln kann!"

„Hollah, Ihr Herren!" rief der Hauptmann. „Laßt uns auf einen höflichen Empfang denken! Das ist ein Mann, der von sich hat reden machen, und der ein guter Zuwachs für unsere Tafelrunde sein wird. Wir müssen ihm mit einem fröhlichen Willkommen entgegen gehen."

„Da ist der Herr Capitain schon!“ rief der Wirth und Alle sprangen auf, die Becher zusammenstoßend und jubelnd.

„Dank Euch, Ihr Herren, Dank Euch für den fröhlichen Empfang!“ rief Brakel an den Tisch tretend. „Hier ist ein guter Hafen und ich will mich sogleich zu Anker bringen. Erlaubt mir auch, daß ich das Tonnen- und Bakengeld voraus bezahle, wie sich's geziemt. Heda, Du Schuft von einem Wirth, vier und zwanzig Kannen von Deinem besten Wein hierher!“ Laßt mich zurücken.

Der Wein ward gebracht, es wurde fröhlich getrunken, gescherzt und gejubelt. Brakel ward von Allen besonders geehrt und beglückwünscht, daß er dem Gefängnisse glücklich entronnen sei.

„Dank, Ihr Herren!“ entgegnete der Capitain. „Das ist vorbei und meine ganze Beschäftigung soll jetzt darin bestehen, es Denen heimzugeben, die mir die Schmach angethan haben.“

„Wenn Ihr dazu eines helfenden Armes benöthigt seid,“ sprach der wortführende Hauptmann, „so befehlt über mich. Eingeschenkt! Es lebe der Sieger von Soulsbay!“

„Dem Sieger von Soulsbay! Hoch!“ riefen Alle

Capitain Brakel warf den steinernen Krug, den er

so eben ergriffen hatte, mit solcher Gewalt zu Boden, daß die Scherben weit umher flogen: „Verdammt die Soulsbay! Ich bekomme das Fieber, wenn ich daran denke! — Sie ist das Grab meiner Fröhlichkeit, und ich bin nicht eher wieder zufrieden, bis ich Rache genommen habe! Volle, blutige Rache!"

In diesem Augenblick trat ein Matrose in den Saal. Ohne sich sonderlich viel um die übrige Gesellschaft zu bekümmern, ging er gerade auf den Capitain zu und sagte: Der Pieter ist wieder da."

„Der Pieter? Her mit ihm! Gleich!"

„Er kann nicht, Capitain; antwortete der Matrose. „Der Kerl hinkt so gottserbärmlich, daß ich ihm den Gang hierher abgenommen habe. Es sei Alles gut gegangen, läßt er Euch sagen, er habe den de Ruiter mit eigenen Augen gesehen."

„Hat er? Das ist eine gute Botschaft! Da Kerl, hast Du zehn Gulden! Wo ist dies Wunderthier von Admiral?"

„Wenn er nicht schon jetzt in Amsterdam in seiner Behausung steckt, sagt Pieter, so werdet Ihr ihm unfehlbar begegnen, wenn Ihr ungesäumt die Straße nach dem Haag einschlagt. Teufel einmal, Capitain, Ihr habt viel Glück."

„Was heißt das, Grützkopf?"

„Das heißt, in dem Augenblicke, wo Ihr es mit dem de Ruiter ausmachen wollt, fallen Euch die Helfer so zahlreich zu, wie Fliegen auf einen Honigfladen. Ihr dürft nur winken....“

Der Matrose brachte seine Rede nicht zu Ende, denn der Capitain schlug ihn mit seiner Eisenfaust so stark gegen den Kopf, daß er bewußtlos der Thür zutaumelte: „Packe Dich zu Deinem Straßengesindel! Meine Sache will ich allein ausfechten, und der Teufel soll Dem das Licht halten, der mir zu einem solchen Gange seine Kameradschaft anbieten will!“

„Das ist ein resoluter Kerl!“ flüsterte der Hauptmann seinem Nachbar zu.

„Sie nennen ihn in der ganzen Flotte des Teufels Milchbruder,“ entgegnete dieser. „Die alte Schlange, ihre beiderseitige Amme, hat sie vortrefflich gesäugt.“

„Noch einmal, Ihr Herren, auf fröhlichen Willkommen, und dann an mein Geschäft!“ rief Brakel, seine Kanne schwingend. „Ist es glücklich vollbracht, kehre ich wieder, und wir wollen unser Gelage wieder von vorne anfangen.“

Er eilte hinaus auf die Straße. Hier war es bereits lebendig geworden. Große Haufen von Gesindel drängten sich aneinander vorüber und eilten dem Stadttheile zu, wo die Wohnung de Ruiter's

lag. Die Aufrührer allein füllten die Straßen, und herrschten dort, ungestört und unbelästigt von den Stadt-Milizen; kein unbescholtener Mann ließ sich blicken, und alle Läden, alle Fenster und Thüren waren dicht verschlossen.

Ein schäbiger Kerl mit einer Binde über das linke Auge hing sich an den Arm eines unbeholfenen Schiffers, der nicht rasch genug im Gedränge fortkonnte: „Spute Dich, Frerk Pieter, spute Dich! Ich komme sonst zu spät, und habe doch einen absonderlichen Zahn auf diesen Hund von einem Admiral. Diesmal kannst Du das Plündern ganz allein besorgen, ich bin zufrieden, wenn ich den rothen Hahn auf sein Dach setze."

„Nimmst ja das Maul verdammt voll, Jakob Quick," entgegnete Jener. „Ist auch sonst Deine Art vor einem Sack voll Gulden wegzulaufen!"

„Hast meinen Rücken gesehen?" sagte Jakob Quick. „Sie haben einen Stempel hineingebrannt. Und er ist mit Schuld daran, er vor allen Andern. Das will ich bezahlt haben. Feuer um Feuer!"

Eine trunkene Schaar zog laut singend vorüber.

Der Compas ist entzwei!
Mit den Admiralen ist's vorbei!
Tromp braßet an den Wind gar scharf,

Und nach ihm folgt der Stellingwarf,
De Vrieß iſt überlei,
Kommt ſchlagt die Kerls zu Brei!"

„Da ſingen ſie ſchon wieder eines von den Liedern von Anno 65. Wo man die hört, giebt's immer blutige Köpfe. Friſch, Leute, ſingt Alle mit."

Und im verſtärkten Chor zog die Maſſe weiter:

Die Admirale ſind Pack,
Sie machen nur dummen Schnack!
Allein der Schande Kranz und Kron,
De Ruiter ſind's und Evertſon!

„Zu meiner Zeit lautete das Liedel anders," brummte Frerk Peiter. Sie haben's geändert. Die Leute ſchicken ſich in die Umſtände. Wir wollen mitſingen."

Allein der Schande Spott und Kron,
De Ruiter ſinds und Evertſon;
Die Kerls ſind überlei,
Die ſchlag'n wir auch zu Brei.

„Das iſt gut, Leute! Thut, wie Ihr ſagt! Da liegt ja ſchon das verdammte Haus! Steine her!"

„Steine her! Steine her!" rief der Pöbel und begann in größter Eile das Straßenpflaſter aufzureißen.

In dem Hauſe Michael de Ruiter's, wo Anna van Geldern mit ihrem alten Diener und einer Magd

einsam hauſete, herrſchte große Furcht. Die Milizen, welche der wohlbeſtallte Stadtfähnrich, Mynheer Weſſel Smidt, ſeiner Baſe zur Verfügung ſtellte, zogen ſich vor der Uebermacht in guter Ordnung zurück, der Führer dieſer Schaar begab ſich in das Innere des Hauſes, deſſen Thür er mit Adam Geert's Hülfe kunſtreich verrammelte, und nun war die Wohnung des Mannes, den ganz Niederland den Retter des Vaterlandes nannte, dem Angriff eines rohen Pöbels preisgegeben, ſein Weib ſchwebte in Todesgefahr.

„Gott fügt es!“ ſprach Frau Anna mit feſter Stimme. „Ich ſterbe Ihm! Möge nur meinem Herrn mein troſtloſes Ende verſchwiegen bleiben. Das iſt Eure Sorge, Vetter; Gott wird Euch die Lüge nicht anrechnen.“

„Das ſei ferne,“ entgegnete Weſſel Smidt. „Meint Ihr denn, ich überlebte den Tag? Drei Mal habe ich, mit Lebensgefahr, mich zu dieſen Aufrührern hinabbegeben und mit ihnen unterhandelt, aber ohne Erfolg. Jetzt verlaſſe ich das Haus nicht wieder, aber zu Eurem Schutze ſtehe ich auf der Schwelle dieſes Gemachs und falle ich, ſo decke ich Euch mit der Fahne der Stadt.“

Adam Geert, der unterdeſſen auf den Knieen ge-

legen, und in der Stille gebetet hatte, sprang plötzlich auf und rief erregt: „Ehrsame Frau! habt Ihr es gehört?"

„Was denn, Adam Geert?"

„Das Glöcklein an der Hinterpforte des Gartens. Ich hab's deutlich vernommen. Der Klingelzug ist im Täfelwerk der Pforte verborgen, und nur von Dem aufzufinden, der ihn genau kennt. Ach Gott, das ist mir in die Beine gefahren! Wenn ich doch nur hinaus könnte."

„Du irrst Dich, Adam Geert! Wer sollte jetzt... Du irrst Dich ganz gewiß."

„Nein! Es war das Glöcklein! Vielleicht Eure Frau Tochter, oder der Herr Diakonus, oder gar Junker Engel! — Aber ein Helfer ist's! — Ich ermanne mich ja schon! — Herr Stadtfähnrich, beschützt Ihr unsere Frau mit allen Euren Waffen, und bedeckt sie mit der Fahne! Hört Ihr! — Ach Gott! Da klingelt's wieder! Hell und deutlich. Nun muß ich hinunter!"

Adam Geert eilte, so rasch er konnte, die Stiege hinab. Als er bei der Pforte ankam, und in die Hände klatschte, vernahm er einen leisen, ihm wohlbekannten Pfiff. In der Freude seines Herzens schrie er laut auf, er riß mit zitternder Hand den Riegel

den Riegel zurück, und Michael de Ruiter flog herein. Den Mantel und die Kappe, worin er sich verborgen hatte, beiseite werfend, den Diener flüchtig begrüßend, eilte er dem Hause zu.

„Das habe ich wohl gedacht," sprach Adam Geert, vor Freude weinend, „ich wollte es nur nicht sagen, aber ich hörte ja die Glocke; so klingelt Niemand als Er! Und wie rüstig er noch war! Oho! Ihr pöbelhaftes Bettelpack! Jetzt kommt nur! Er will's Euch schon weisen! Will Er!" Und mit einer drohenden Gebehrde nach der Straßenseite hin, folgte er seinem Herrn in's Haus.

Anna von Geldern lag weinend an der Brust des vielgeliebten Mannes, und wollte ihn bereden, mitsammen auf dem Wege, den er gekommen, zu entweichen; Wessel Smidt hatte neuen Muth geschöpft und wollte die Unterhandlungen abermals beginnen, Adam Geert aber schleppte für den Admiral ein großes Schlachtschwert herbei, um seinen geliebten Herrn zu waffnen.

„Das ist nichts, meine Freunde!" sprach de Ruiter. „Kein rechtlicher Seemann verläßt sein Schiff zur Zeit der Noth und giebt es den Wellen preis. Wenig hülfe mir's, Anna, Dir zu befehlen, mit des Vetters und Adam Geert's Hülfe zu flüchten, da es

noch Zeit ist, Du würdest mir doch nicht gehorchen, und so muß es denn nun schon bleiben, wie es ist. Horch, wie dieser Pöbel schreit und brüllt! Es ist derselbe Pöbel, der singend vor mir hersprang, wenn ich nach einem Siege landete. Guter Gott! Alle diese Flüche, alle diese Verwünschungen treffen mich unverdient, und doch verursacht mir dieses Wuthgeschrei ein unendliches Weh."

Und als hätte der wildtobende Haufe diesen Klagelaut seines Helden vernommen, und wollte ihm Hohn sprechen, erhob sich ein dreifach stärkeres Geschrei; unter schallendem Hohngelächter flog eine Ladung von Steinen gegen das Haus und zertrümmerte die Fenster.

Adam Geert, der in seiner Angst im Hause hin- und hergelaufen war, flog mit blutendem Kopfe in die Stube: „Ach, meine theure Herrschaft! — Eilt! Flieht doch nur! — So ist's mir gegangen! Auf dem Vorplatz flog ein Stein durch das Fenster und mir gerade vor den Kopf! — Ach Gott, ach Gott! Das ist mein Letztes!"

„Nun keinen Augenblick länger gesäumt!" rief der Admiral entschlossen. „Laß mich los, Anna! Haltet sie zurück, Wessel Smidt, und sorgt für den alten Mann. Ich will ein Wort mit diesen Aufrührern

reden." Und flüchtigen Schrittes eilte er nach dem Vorderhause, wo ein neuer Hagel von Steinen durch die bereits zertrümmerten Fenster flog.

Mitten unter den Haufen, die das Haus des Admirals umlagert hielten, befanden sich Jakob Quick und Pieter Frerk mit brennenden Pechfackeln in den Händen. Sie schrieen und tobten, und machten ihren Genossen begreiflich, daß es nichts nütze, dergleichen blutsaugerischem Volke, das sich von ihrer Armuth ernähre, blos einen Schrecken einzujagen; man müsse sie empfindlicher züchtigen, und darum sei nichts besser, als ihnen das Haus über dem Kopf anzuzünden, und sie sammt und sonders zu verbrennen.

Da erschien Michael de Ruiter am Fenster. Waffenlos, entblößten Hauptes, die Stirn von Silberlocken umwallt. Aber aus seinem Auge blitzte ein hoher Muth, und als er den Arm ausstreckte, um anzudeuten, daß er reden wolle, erschien er nicht als ein Bittender, sondern als der gebietende Admiral, der am Bord seines Dreideckers der willig harrenden Mannschaft seine Befehle ertheilt.

Bei dem Anblick des Helden wich die Menge

unwillkührlich zurück; die Waffen senkten sich, das laute Geschrei ging in ein unverständliches Gemurmel über.

„Da ist er selbst!“ sprach Einer. „Wie er aussieht!“

„Wie sein Auge blitzt, man sollte meinen, es ginge Einem an's Leben!“

„Er winkt schon wieder! Still da, laßt den Admiral sprechen; wer weiß, was er zu sagen hat.“

„Im Grunde genommen ist's ein braver Herr, und nun ich ihn so vor mir sehe, thut es mir ordentlich leid ....“

„Was thut Dir leid, Hund von einem Schneider? Verdammter Ziegenbock! Meckerst Du noch ein Mal, schlage ich Dir einen Blaffernagel durch die Zunge!“

„Laßt uns doch den Menschenschinder vom Fenster wegjagen, Leute! Ein Paar Steine nach seinem Kopf.“

„Daß Du Dich nicht mausig machst!“ rief sein Nachbar, ihm in den Arm fallend. „Es soll ihm Keiner was thun, ehe er geredet hat. Er winkt mit der Hand! Redet, de Ruiter!“

„Ja, redet! redet!“

„Wenn wir ihn reden lassen,“ flüsterte Pieter

Frerk, „sind wir um die Beute. Er darf nicht zu Worte kommen!“

„Nein, gewiß nicht!“ entgegnete Jakob Quick, seine Pechfackel schwingend. „He! Zurück da! Kerl, ich male Dir mit diesem brennenden Pinsel ein Heiligenbild auf Deine Visage, daß Du aussiehst wie eine bekleisterte Altarwand! Weg da! Feuer!“

„Feuer! Feuer!“ wiederholten die Parteigänger der beiden Mordbrenner, und drangen gegen das Haus vor, während sich auf ein gegebenes Zeichen Fackel an Fackel entzündete, und der Lärmen sich von Neuem erhob.

Johannes van Brakel hatte die Spur de Ruiter's aufgefunden; je näher er dem Hause desselben kam, je mehr schwoll der Menschenstrom an. Er sprang fluchend von einer Seite zur andern, und drängte sich überall durch, wo eine Lücke bemerklich wurde. Als aber die Menge sich immer mehr verdichtete, und ihm den Durchgang versperren zu wollen schien, riß der letzte mürbe Faden seiner Geduld; er griff mit seinen beiden eiserner Fäusten in das Gedränge, warf die Kerle, die er gerade packte, rechts und links zur Seite, und indem er drei Schritte weiter vordrang, wiederholte er denselben Wurf, bis er sich einen Gang durch das Volk gebahnt hatte und dicht

unter dem Fenster stand, von welchem herab de Ruiter noch immer vergebens zu sprechen versuchte.

„Was will das Gesindel hier!“ rief der Capitain im Weiterschreiten. „Hängt Euch nicht an mich, Kerle! Dorthin mit Dir Schlingel, und verdrehe die Augen nicht so! — Pah! Deine Kehle ist auch kein Krater, obgleich Du genug flüssig Feuer hineingegossen hast! — Wollt Ihr brabantische Kopfnüsse? Ich bringe sie wohlfeil zu Markte! — Hollah, de Ruiter! Höre mich!“

Mit der Stimme, die so oft den Sturm übertönte, und mit den Kanonen um die Wette donnerte, schrie er die letzten Worte hinauf, und es entstand eine augenblickliche Ruhe.

„Da bin ich, de Ruiter! Ich, Johannes van Brakel! Das Gefängniß habe ich hinter mir und mein Patent zerrissen. Hier stehe ich Dir als Mann gegenüber, und fordere Dich zum ehrlichen Zweikampf! ....“

Der Pöbel gewann wieder die Oberhand. Das Gesindel schämte sich, daß es sich von einem einzigen Manne hatte einschüchtern lassen, und fuhr auf: „Zweikampf! Pah! Nichts da! Er gehört uns Allen und soll von unsern Händen zerrissen werden.“

„Steigt in's Fenster, Leute, und werft ihn uns zu."

„So, Du Lump?" rief van Brakel mit der Hand ausholend. „Da liegen Deine Zähne, sammle sie wieder auf! Achtung, de Ruiter! Ich will Genugthuung von Dir für den Schimpf, den Du mir zugefügt! Da Du aber jetzt von lauter Gesindel umringt bist, so will ich Dir erst helfen aufräumen und Dir Luft schaffen!" Und wie ein Blitz hatte er sein Schwert aus der Scheide, und mähte sich in den Haufen hinein; die Zunächststehenden stürzten mit blutigen Köpfen nieder, und eine große Anzahl feiger Bursche ergriff das Hasenpanier.

Jakob Quick und Pieter Frerk warfen sich dem Capitain mit ihren Fackeln entgegen, und stießen heftige Drohworte aus, wenn er noch einen Schlag thue, aber in demselben Augenblick saß auch schon das Schwert van Brakel's vier Zoll tief in dem Schädel des einen Mordbrenners und fuhr gleich darauf seinem Genossen in die Kehle.

„Nun brennt an, Ihr Schelme! Die Pest über Euch, daß Ihr den Arm erhebt gegen einen Mann, der Euch Alle über Wasser gehalten hat!"

Er schwang sich auf die Schwelle des Hauses: „Du hast einen Mann vor Deiner Thür stehen, de

Ruiter, der keinen von diesen Lumpen zu Dir hereinläßt, so lange noch eine Sehne seines Armes hält! Wir machen's nachher wett! Nun kommt heran!"

Mit unerschrockener Kaltblütigkeit vertheidigte er sich gegen die heranstürmende Menge, aber endlich würde er der Uebermacht erlegen sein, wenn nicht Entsatz gekommen wäre. Eine starke Schaar von Milizen, theils zu Fuß, theils zu Pferde, drang in die Straße ein und trieb den Pöbel vor sich her, der mit Geschrei und wüstem Gesang den Schauplatz räumte.

Der Admiral war längst herabgekommen und hatte sich zu dem Capitain gesellt; auch der Fähnrich Wessel Smidt schloß sich ihnen an.

„Da Du Hund, das ist dafür!" rief van Brakel und schlug einen Kerl nieder, der mit einer Lanze nach ihm gestoßen hatte, die in der Seite des Capitains sitzen blieb. Dieser schwankte und ließ das Schwert sinken: „He! Hollah! Was ist das? — Reißt mir das Spiehrenwerk aus dem Leibe! — Ho! Wie das schwankt! Bin ich besoffen, oder auf hoher See? Ich glaube, de Ruiter, das ist mein Letztes."

Man trug den Capitain in's Haus und widmete

ihm jegliche Sorgfalt, aber umsonst; seine Stunde hatte geschlagen.

„Laßt's gut sein, Michael de Ruiter! Mit der Genugthuung ist es nichts. Hier ist's zu spät, und drüben werden wir uns schwerlich zu sehen bekommen, denn ihr fahrt schnurstracks in den Himmel und ich werde wohl Quartier bei meinem ältesten Herrn Bruder finden." Er erhob sich von seinem Lager und sah den Admiral fest an: „Ich hätte mir nichts daraus gemacht, Euch im ehrlichen Zweikampf den Degen durch den Leib zu jagen, aber, Gottes Donner! Das Gesindel da ... Nun gebt mir die Hand!"

Es waren seine letzten Worte. Der heldenmüthige Kämpfer vor Rochester und in der Soulsbay sank zurück und sein tieferschütterter Admiral drückte ihm die Augen zu.

Das war die letzte Scene des Trauerspiels von 1672.

XLIII.

Letzter Abschied.

(Juni 1675.)

Dem Felde des Krieges, gedüngt mit dem Blute der edlen Brüder de Witt, entkeimte eine furchtbare Saat; von jenem unglückseligen Tage an wuchs das Unheil mächtig empor, und schlug über die Provinzen brausend zusammen.

Die Muse der Geschichte hat mit ernstem Griffel die Ereignisse jener Tage auf ihren Tafeln verzeichnet. Spaniens Beistand hatte die Niederlande gerettet, aber dafür diese Monarchie in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Das Letztere wollte die Herrschaft Spaniens in Italien untergraben, und bot zur Erreichung dieses Zweckes jedes mögliche Mittel auf. Die Stadt Messina war der Hauptsitz der französischen Intrigue. Spanien erlitt mehrere Niederlagen, und als es nicht länger im Stande war, der Ueber-

macht der Franzosen zu widerstehen, wandte es sich an Holland, um den Beistand desselben für sich in Anspruch zu nehmen. Es verlangte eine hinreichend starke Flotte im Mittelmeer, und vor allen Dingen, daß diese von Michael de Ruiter befehligt werde. Diese letztere Bedingung war so dringend hervorgehoben, als ob ohne dieselbe die Hülfe Hollands kaum in Anschlag zu bringen sei.

Michael de Ruiter, der von dem Erbstatthalter nach seinen letzten glorreichen Zügen, die in der Geschichte von Hollands Marine ewig leuchten werden, zum Lieutenant-Admiral-General von Holland und Westfriesland ernannt worden war, lebte während dieser Vorgänge in der strengen Abgeschiedenheit seines Hauses. Die Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergezogen; das Alter machte seine Rechte geltend. Seit jenem verhängnißvollen Augusttage, als sein Freund, der Rathpensionar, und dessen edler Bruder ein Opfer der Volkswuth wurden, nagte ein geheimer Kummer an seinem Herzen, und das Lächeln war aus seinem Antlitz verschwunden.

Es war spät Abends. Die Fenster-Vorhänge waren dicht zugezogen, und die hinter einen Schirm gestellte Lampe verbreitete einen trüben Schein. Der Admiral lag schlummernd auf seinem Ruhebette aus-

gestreckt. Neben ihm saß Anna von Geldern, und schaute ihn mit liebender Besorgniß an.

Dieser schlug die Augen auf: „Du bist's, Anna? Was machst Du noch hier? Habe ich Dir nicht geheißen, zu Bette zu gehen? Ich bedarf Deiner nicht."

„Schilt nicht, de Ruiter! Dein Schlaf war so unruhig. Ich fürchtete mich, Dich allein zu lassen."

„Erst gestern hast Du bis nach Mitternacht hier gesessen. Du sollst Dich nicht so preisgeben. Ueberdies fehlt mir nichts, und wenn zum Ueberfluß Adam Geert oder ein Anderer da ist, so ist das genug."

„Adam Geert schläft jetzt und wird mich nachher ablösen, lieber Freund."

„Ihr sollt mich nicht mehr als einen Kranken behandeln," sprach de Ruiter. „Ich bin vollkommen genesen, und nur noch matt, sehr matt. Auch das wird sich ändern, wenn ich erst wieder hinaus darf in den Garten, oder gar...." Sein Auge begegnete dem traurigen Blicke seines Weibes, er brach ab und fragte: „Wer war denn heute zu verschiedenen Zeiten hier? Immer war es derselbe, und immer ward er abgewiesen. Höre, Anna, ich hoffe, Du handelst nicht eigenmächtig hinter meinem Rücken. Es ist wieder etwas im Werke, das Vaterland braucht seine Männer...."

Anna unterbrach ihn: „Ich folge dem Gebot des Arztes und thue nichts, als was ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Nun aber kommt Adam Geert, und ich will Dir nicht länger ungehorsam sein. Gute Nacht, lieber Mann."

Der Admiral folgte seiner Frau mit einem Blicke der Liebe: „Das ist recht, Adam Geert, daß Du sie ablöseſt! Im Grunde brauche ich Euch Alle nicht, aber Ihr wollt's ja nicht anders."

„Es wollen so Viele Euch dienen," sagte Adam Geert, „so sehr Viele; aber es geht doch nicht."

„Was heißt das?"

„Da waren heute Eure zwölf Bootsgasten wieder; sie kommen alle Tage. Und noch viele Andere, die mit Euch gefahren sind lange Zeit hindurch. Sie bitten um Gotteswillen, wir sollen sie doch nur Einen um den Andern bei Euch wachen lassen; sie wollen Alles thun, was in Menschenkräften steht. Nun, wir Hausleute geben's nicht zu, aber es ist doch schön."

„Höre Alter, das ist nicht recht, daß Ihr die Leute so vornehm abspeist. Ihre Hülfe brauche ich, Gott sei Dank, nicht, aber ich will sie sehen und ihnen für ihre Liebe danken. Wenn sie nach Eurem sauertöpfischen Benehmen noch Lust haben, morgen wiederzukommen, so bringst Du sie hier herauf, hörst Du? —

Alle! — Widersprich mir nicht, Alter, und setze Dich dort in meiner Frauen großen Stuhl. Wir wollen Beide schlafen. Gute Nacht."

Am andern Morgen erhob sich de Ruiter leicht und frei. Er ließ sich von Adam Geert ankleiden und ging in das Gastzimmer, wo eine große Anzahl von Matrosen sich eingefunden hatte, die den Helden, der sie so oft zum Siege geführt, mit Jubel begrüßte.

„Dank, Kinder, Dank! Ihr seht, ich bin schon wieder auf den Beinen, und kann bald bei Euch an Bord kommen."

„Das ist schön, Herr Admiral," entgegnete ein Schaluppenmeister, „und wenn es nun wieder losgeht, wie es doch überall verlautet...."

„Verlautet schon desgleichen?" fragte de Ruiter.

„Wir sollen die Spanier herausreißen, die um unsertwillen in die Patsche gerathen sind, denke ich; und die wollen absolut, daß Ihr mit dabei sein sollt, Herr Admiral. Aber es hat's Euch Niemand sagen wollen, weil Ihr krank seid. Nun, dachte ich, wie ich ihn kenne, nimmt er's übel, wenn er es nachher erfährt, und da will ich's wohl anbringen, wenn sich

eine Gelegenheit findet, er hat ja dann doch das Thun und Lassen. Nichts für ungut, Herr Admiral."

Adam Geert schlug die Augen nieder und war auf einen Zornes-Ausbruch gefaßt, denn er wußte wohl, daß Frau Anna beharrlich jeden Besuch zurückgewiesen, und er hatte treulich dazu geholfen. Aber der Sturm zog vorüber, de Ruiter gab dem Schaluppenmeister die Hand, sagte Allen Lebewohl, bat sie, ihre Kameraden zu grüßen und versprach, sie mit Nächstem auf der Flotte zu besuchen.

Als Adam Geert die Leute wieder hinausführte und Frau Anna eintrat, erhob de Ruiter die Hand und sagte: „Ei, ei! Ich erfahre da schöne Dinge! — Anna, Du bist ein gutes, herziges Weib, aber Du mußt mir nicht solchen Kummer machen! Ich gehöre nur mir und den Meinigen, wenn das Vaterland mich nicht braucht."

Anna von Geldern wollte sich verantworten, als Adam Geert zurückkehrte und den Herrn Präsidenten der General-Staaten meldete, der so eben in's Haus getreten sei. Der Admiral kam seiner Frau zuvor und befahl, den hohen Gast sogleich zu ihm zu führen.

Der Präsident, Willem von Nassau, Herr von Ortdyk, trat ein, und gleich darauf waren beide Männer in ein ernstes Gespräch vertieft.

„Ich dachte mir einen solchen Ausgang," sagte der Admiral gegen den Schluß, und bin herzlich froh, daß Ihre Edelmögenden unsern Bundesgenossen den begehrten Beistand nicht versagen wollen."

„Möchten wir nur jedem Verlangen entsprechen können," antwortete der Präsident. „Ich habe Euch nichts von dem verhehlt, was Spanien verlangt."

„Und ich weiß sehr wohl, daß Ihr zu mir gekommen seid, um meine Einwilligung zu erhalten. Was wollt Ihr mit mir, Ihr Herren? Die frühern Zeiten sind hin. Ich bin ein unbrauchbares Wrack, das keinen Steuercours mehr hält, und mit einem bloßen Namen gewinnt man keine Schlachten."

„Nur zu Euch hat Spanien unbedingtes Vertrauen, nur zu Euch blickt der geringste Seemann so gut als der Halbdecks-Offizier mit dem Muthe des Siegers auf. Alle Herzen sind für Euch.... Michael de Ruiter, Ihr werdet Euer Vaterland nicht vergebens bitten lassen, wenn es Euch auffordert, in seinem Namen eine heilige Ehrenschuld zu bezahlen."

„Nein gewiß und wahrhaftig nicht!" rief der Admiral lebhaft. „Wenn das Vaterland meiner wirklich bedarf, so rufe es mich, und mein letzter Athemzug ist sein."

„Das wußte ich!" entgegnete der Präsident. „Nehmt

einstweilen meinen Dank, und erlaubt mir, Euch in die Versammlung zu geleiten...."

„Nein, nicht jetzt! Jetzt nicht," sprach schnell de Ruiter. „So geschwind kann ich mein Wort nicht geben; erst muß ich noch Alles sorgsam erwägen. Das verspreche ich Euch, es soll Niemand auf meinen Entschluß einigen Einfluß ausüben, Niemand, wer es auch immer sei. Aber mit mir selbst muß ich erst zu Rathe gehen, ehe ich einen entscheidenden Schritt thue! Dann bin ich Euer mit Leib und Leben! Morgen, Herr Präsident, Morgen werde ich in Eurer Versammlung erscheinen und Euch meine Herzensmeinung sagen."

Er beurlaubte sich und kehrte in sein einsames Zimmer zurück. Den ganzen Tag über war er ernst und verschlossen. Mit Bestürzung hatte Frau Anna den Antrag des Präsidenten der General-Staaten vernommen, aber weder ihr, noch den zahlreichen Freunden, die im Laufe des Tages sich einfanden, war es vergönnt, mit ihm hierüber zu reden, und als der Abend hereindunkelte, entfernte er Alle, um in der Stille der Nacht sich mit sich selbst zu berathen, was er zu thun habe.

Erst gegen Morgen schlummerte er ein; er war völlig einig mit sich und keine Aenderung seines Ent-

schlusses mehr denkbar. Als einige Stunden später Frau Anna leise in das Gemach trat, bot der Admiral ihr einen frohen Tag und befahl dem Diener, der sich schlaftrunken aus dem Sessel erhob, ihm seine Uniform anzulegen.

Um die Mittagsstunde begab sich de Ruiter, in Begleitung einiger ihm treu ergebenen Deputirten, in die Versammlung der General-Staaten. Bei seinem Eintritt erhoben sich die Anwesenden insgesammt, den Helden mit lautem Zuruf begrüßend. Als dieser seinen Platz eingenommen hatte, sagte der Präsident: „Mit doppelter Freude begrüße ich Euch heute in dieser Versammlung, mein tapfrer Admiral, denn es ist mir ein Beweis, daß Ihr dem allgemeinen Wunsche nachgebt und Euch an die Spitze der Flotte stellen wollt, um unsere Flagge neuen Siegen entgegenzuführen."

„Herr Präsident, und Ihr werthe Herren Alle!" entgegnete de Ruiter. „Ich habe Euren Ruf vernommen und bin ihm gefolgt. Habt Ihr auch wohlbedacht, was Ihr verlangt? Ich bin ein matter, kraftloser Greis, der an der Schwelle des Lebens steht;

meine Tage sind gezählt und meine Stärke ist hingeschwunden. Nur in meiner Liebe zum Vaterlande stehe ich auch dem Muthigsten und dem Edelsten nicht nach, und kraft dieser Liebe nehme ich, weil Ihr es so fordert, die Last auf meine Schultern, die Ihr mir zuwälzt. Wolle Gott, daß sie mir nicht zu schwer werde."

„Ihr sollt hinreichende Kräfte finden zu Eurer Unterstützung, edler Herr," sprach Willem von Nassau. „Die tapfersten Offiziere werden sich zu diesem Seezuge drängen, um noch einmal die Ehre zu haben, unter Eurem Commando zu dienen."

„Noch ein Mal?" antwortete de Ruiter mit einem trüben Lächeln. „Noch ein Mal und dann nicht wieder. Leicht möglich, daß es so kommt. Bisher hat die Hand des Herrn mich wunderbar beschirmt. Ist jetzt meine Stunde gekommen, soll sie mich vorbereitet finden. Es ist beschlossen, werthe Herren, ich führe Eure Flagge nach dem mittelländischen Meere. Und nun zum Geschäft: Welche Kräfte stellt Ihr zu meiner Verfügung?"

„Es ist beschlossen worden," nahm einer der Deputirten von Amsterdam das Wort, „eine Flotte von achtzehn Schiffen ersten und zweiten Ranges den Spaniern zur Hülfe zu senden."

„Ihr Herren, das ist nichts!“ sprach der Admiral.

„Wie? Nichts? Die Schiffe, welche man zu diesem Zuge bestimmt, führen über 800 Kanonen; außerdem giebt man Euch die nöthigen Transportschiffe und Brander.“

„Ihr Herren, noch ein Mal, das ist nichts. Mit einer so geringen Streitmacht kann Holland den Seezug nach Sicilien nicht unternehmen.“

„Das klingt seltsam,“ fuhr der amsterdamer Deputirte fort, „und ich bin in Verlegenheit, wie ich diese Worte des tapfern Admirals deuten soll. Wenn unsere Hülfsflotte sich mit den spanischen Schiffen vereinigt, stellt sich eine Seemacht heraus, die der französischen an Zahl überlegen ist, und die obenein den Vortheil hat, daß sie von einem de Ruiter befehligt wird. Welches Bedenken kann hier noch vorwalten?“

Diese Bemerkung des Deputirten von Amsterdam brachte einige Aufregung in der Versammlung hervor. Eine große Anzahl fiel ihm bei, und meinte, eine gleiche Macht von beiden Seiten sei Alles, was Spanien billiger Weise verlangen könne.

„Ihr Herren, ich sage es Euch zum letzten Male, dies Exempel ist falsch!“ rief de Ruiter, sich von seinem Sitz erhebend. „Die Franzosen haben eine starke

Flotte, wohl ausgerüstet und wohl bemannt. Auf diese Spanier aber ist kein Verlaß. Wir können nur sicher auf uns selbst rechnen, und deshalb ist eine Zahl von fünf und zwanzig Schiffen das wenigste, was mir zugeordnet werden muß. Damit aber hoffe ich, unter Gottes Beistand, meine Pflicht erfüllen zu können. Das ist mein letztes Wort."

Er setzte sich wieder und achtete wenig auf die Reden und Gegenreden, welche von den Sitzen der Deputirten aus mit großer Aufregung geführt wurden. Da vernahm man plötzlich mitten in dem Gewirr eine laute Stimme von den hintersten Bänken, die voll Uebermuth rief: „Was hindert den Admiral, mit den achtzehn Schiffen, die ihm zugewiesen sind, in See zu gehen? Ich hoffe nicht, daß wir auf den Gedanken kommen sollen, der alte Herr fange auf seine alten Tage an, sich zu fürchten."

Diese Worte waren allgemein vernehmbar gewesen; nach ihnen trat eine Todtenstille ein. Michael de Ruiter zuckte zusammen und fuhr mit der Hand nach dem Herzen; sein Angesicht erbleichte, Thränen traten ihm in die Augen; er versuchte sich aufzurichten, aber seine Beine zitterten so heftig, daß sie ihm den Dienst versagten.

„Daß die Zunge verdorre, die eine solche Lästerung aussprach!“ rief leidenschaftlich ein Deputirter.

„Wir kennen Euch, Herr,“ rief ein Anderer, „und Ihr sollt uns für diese Schmach Genugthuung geben.“

„Ich habe mich noch nie einer solchen Aufforderung entzogen!“ antwortete Jener rasch.

„Wir auch nicht!“ fielen Andere ein.“ Wir können zu gleicher Zeit abrechnen. Hole der Teufel die spanische Allianz und alle Anhänger dieser Zwiebelfresser dazu!“

„Zur Ordnung! Zur Ordnung!“

„Recht! Ruft nur: Zur Ordnung, wenn Ihr Euch festgefahren. Es ist das eine bequeme Weise, auf fremde Kosten sich aus der Verlegenheit zu ziehen.“

„Zur Ordnung! — Herr Präsident! Ruft den Uebermüthigen zur Ordnung!“

Willem von Nassau griff nach der vor ihm stehenden Glocke; sie erklang hell und laut, aber ihr Ruf ward nicht vernommen.

Der Admiral hatte sich indessen längst wieder gefaßt und eine ernste Ruhe war auf sein Angesicht zurückgekehrt. Er erhob die Hand, zum Zeichen, daß er sprechen wollte, aber er vermochte nicht, sich in diesem allgemeinen Gewirr das Wort zu verschaffen.

„Still da! Stille! — De Ruiter hat sich erho-

ben! De Ruiter will reden! Seht auf ihn und schweigt! — Der Herr Admiral hat das Wort! — Redet! Redet!"

Der Präsident bewegte zum zweiten Male die Glocke, dann erhob er sich und bedeckte das Haupt. Die Deputirten verstummten.

Der Admiral hatte sich auf die Schulter eines seiner Freunde gestützt und sprach mit hohem Ernste: „Ich habe ein schwer verletzendes Wort gehört; ich will es nicht bekämpfen, noch mich dagegen vertheidigen; ich fühle es, daß ich Beides nicht bedarf. Ich fürchte mich nicht! Bringt mich an Bord eines lecken Schiffes und befehlt mir in See zu gehen, ich ziehe meine Flagge auf und steuere, unter Gottes Geleit, wohin Ihr wollt. Statt der achtzehn Schiffe mögt Ihr jetzt acht oder fünf oder noch weniger zu meinem Dienst bereitstellen, ich segle damit nach der mittelländischen See. Ich habe keine Furcht, außer vor Gott, aber ich beklage es von Grund meines Herzens, daß in dieser Versammlung Männer sind, die so wenig Vaterlandsliebe besitzen, daß sie ihre Flagge so leicht preisgeben. Wenn es Euch gleich ist, ob sie einen neuen Schimpf erfährt, indem Ihr sie so nachlässig beschützt in den Kampf sendet, so wird sie doch ausreichen, meinen Leib zu decken. Ich

gehe sofort nach dem Texel ab, und erwarte die Bestimmung des Segeltages. Weiter habe ich hier nichts zu sagen."

Mit diesen Worten verließ de Ruiter die Versammlung der Deputirten, die in großer Aufregung zurückblieb.

Anna van Geldern hatte mit stiller Bangigkeit die Rückkehr des Gatten erwartet. Das Gerücht von seinem Entschluß war ihm schon vorangeeilt: „Also ist es doch wahr?" rief sie aus, ihn in die Arme schließend.

„Ja, mein liebes Weib, es ist gewiß wahr, und nichts mehr daran zu ändern!" sprach der Admiral. „Du mußt es nun schon verzeihen, daß ich Dir ungehorsam gewesen bin, es ging nicht anders, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber Das verspreche ich Dir, Anna, es soll ganz gewiß das letzte Mal sein. In Zukunft gehorche ich Dir allein! Aber was ist denn das für ein Lärmen in der Stube? Gewiß hast Du Gäste, und es ist nicht fein, daß Du sie so allein schalten läßt. Komm, Hausmütterchen, komm."

Mit thränenschweren Augen führte Anna van Geldern den Gatten in die Stube, wo Kinder und Enkel versammelt waren. Die Erstern traten in stiller Betrübniß dem Vater entgegen, und umarmten ihn schluchzend, die Enkel aber umschlangen jubelnd seine Kniee und der Aelteste rief laut: „Großvater! Nimm mich mit! Großvater, laß mich mitfahren!"

„Nun! Das ist ein Empfang!" rief de Ruiter aufathmend," zugleich ein Willkommen und ein Abschied, wie er das Herz erfreut. Aber schämt Euch, Ihr Großen, daß Ihr mit gefurchten Gesichtern und bethränten Augen vor dem Vater erscheint. Da seht die Kinder an, die tanzen und springen und machen mir das Herz nicht schwer. Kommt her, Jungens, daß ich Euch küsse. Ihr wollt mich also fortschicken?"

„Ja, Großvater!" rief der Aelteste. „Mutter sagt, Du gehst dahin, wo die Apfelsinen wachsen. Bringe mir recht viele mit, Großvater!"

Die Mutter zog den Knaben an sich: „Du mußt den Großvater nicht so an den Arm zerren, Myndert; Du thust ihm weh. Bitte ihn lieber, daß er hierbleibt, und nicht wieder von uns geht."

Und auf's Neue drangen Weib und Kinder auf

den Greis ein, der sich gesetzt hatte, daß er sie nicht verlassen, sondern das Commando ablehnen möchte.

„Ihr drängt mich, Kinder! Ihr quält mich mehr, als Ihr wißt! Dünkt es Euch kein Frevel, einen Mann von seiner Pflicht abwendig zu machen? Laßt ab, sage ich. Komm her, Myndert!"

Der Knabe sprang zum Großvater; dieser legte die Hand auf dessen goldgelocktes Haupt: „Was hast Du da in der Hand, Junge?"

„Meinen Kreisel!"

„Und hast Du ihn recht lieb?"

„Das will ich meinen! Sind so blanke Nägel oben und unten; grüne und rothe Blumen sind darauf gemalt und er springt so hoch und so lange."

„Und wenn nun Jemand käme, der Dir den Kreisel wegnähme. Was würdest Du thun?"

„Ich würde ihn recht schön bitten, daß er ihn mir wiedergebe."

„Aber wenn er es doch nicht thäte?"

„Dann würde ich ihn schlagen und stoßen, so lange bis er ihn fallen ließe."

„Nun, Knabe, Dein Vaterland .... Du kennst doch Dein Vaterland?"

„Ja, Großvater; das ist Holland, und wir sind Alle Niederländer! Alle zusammen."

„So denke einmal, diese Holländer hätten zusammen irgend ein Ding, das ihnen so lieb wäre, als Dir Dein Spielzeug. Es käme aber Jemand und nähme es ihnen weg."

„Dann würden die Leute sehr traurig sein!" antwortete der Knabe.

„Gewiß. Und diese traurigen Leute kämen nun zu mir und sagten: Die Feinde haben uns Alles genommen, was wir auf Erden lieb hatten. Du allein bist stark genug, um sie zu zwingen, daß sie es wieder herausgeben. Wir haben Alle zu Dir das Vertrauen, daß Du den Dieben ihren Raub abjagen kannst. So gehe denn hin, Michael de Ruiter, und hole uns zurück, was wir verloren, damit wir wieder lustig werden. Myndert, mein Junge, wenn die Leute so zu mir sprechen, was muß ich dann thun?"

„Ei, Großvater, da mußt Du hingehen und den Leuten das Spielzeug schnell wiederholen."

„Der Junge beschämt Euch Alle miteinander," sagte de Ruiter mit hohem Ernst. „Ich halte mein gegebenes Wort, ich ziehe den Spaniern zu Hülfe. Und damit ich Eurer Klagen und Thränen ein für alle Mal enthoben bin, so sage ich Euch in dieser Stunde Lebewohl! Laßt es rasch geschieden sein. Hier, Weiber, noch einen Kuß; ihr Männer, noch

diesen Händedruck! Kommt her, ihr Kleinen, mein Segen ruhe auf Eurem Haupte! Geht jetzt, geht Alle! Es muß geschieden sein! Gott will es!"

Frau Anna warf sich lautschluchzend in des Gatten Arme: „Erbarme Dich Deines Weibes, Michael! Mir sagt's eine innere Stimme: Wir sehen uns nicht wieder."

„Anna! Was sind das für Träume? Bist Du eine Christin und überläßt Dich solchem finstern Aberglauben? Du bleibst in der Obhut Deiner Söhne und Töchter daheim, die für Dich schaffen und sorgen; ich ziehe dahin in dem Geleite Gottes, ohne dessen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt, und der mich mit seiner allwaltenden Vaterhand beschirmt hat, seit jener Wanderung auf dem Marienthurm zu Vlissingen bis zu dieser Stunde. Ich vertraue ihm ferner, er wird es wohl machen."

Eine Stunde nach diesem ergreifenden Abschied war Michael de Ruiter schon unterweges. Am Bord der Schiffe angelangt, die er nach dem Mittelmeer führen sollte, wurde er von den Offizieren und Matrosen mit lautem Jubel empfangen. Die Ordre zum Segeln ward gegeben und fröhlich befahl er, die Anker zu lichten. Ein sonniger, wolkenfreier Morgen lächelte auf die dunkelgrüne See herab, die Segel

stiegen an den Stengen empor, ein günstiger Wind blähte sie auf, und immer weiter entfernten sich die Schiffe von dem befreundeten Ufer, wo die Menge ihnen das letzte Lebewohl zurief.

Michael de Ruiter stand auf dem Dach der Hütte des Admiralschiffes und blickte sinnend auf das fern am Horizont verschwimmende Land: „Lebe wohl!“ rief er mit unterdrückter Wehmuth, „lebe wohl, Du tausendmal geliebte Heimath! Nun fühle auch ich es in meinem Innern: Ich sehe Dich niemals wieder!“

XLIV.

Heldentod.

(April 1676.)

Angestrahlt vom jugendlich-frischen Morgen wogte das mittelländische Meer um das blühende Gestade Sicilien's. Die Luft war von Balsamdüften durchhaucht, und der Delphin glitt leise durch die tiefblauen Wellen.

„Es war der 25. April. Auf der Höhe von Catanea, im Angesicht des rauchenden Aetna, schwamm die französische Flotte, die den Hafen von Syrakus verlassen hatte, um dem holländischen Admiral, der auf dieser Höhe kreuzte, abermals die Schlacht zu bieten.

Auf dem voransegelnden Schiffe „Le Saint Esprit," einem Dreidecker von neunzig Kanonen, befand sich der Admiral Duquesne, dem der Ober-Befehl dieser Station anvertraut war. Ihm folgte zunächst „Le Saint Michael" unter dem Kommando des Marquis

de Preuilly d'Humiéres und der Capitain Beaulieu mit dem Neunzig-Kanonenschiff „Le Conquérant." Zwanzig andere Schiffe folgten in majestätischer Haltung und die beiden Brandschiffe „Notre-Dame de Lumière" und „Notre-Dame de Chapelet" machten den Beschluß.

Dieser wohlgeordneten Streitmacht entgegen segelte de Ruiter mit seinen achtzehn Schiffen. Ihm zunächst hielten der Vice-Admiral de Haan und die Capitaine Graf Stierum und Meegang. Die Brise war nur mäßig, und die Segel hielten sich kaum gefüllt; obgleich beide Flotten einander entgegen segelten, kamen sie sich doch nur langsam näher. Die Spanier hielten sich mit ihren Fahrzeugen bedeutend im Luf.

Nachmittags um 4 Uhr befand sich de Ruiter dem französischen Admiralschiffe gegenüber. Die beiden Befehlshaber erwiesen sich den üblichen Ehrengruß und sogleich begann der Kampf mit eiserner Hartnäckigkeit. De Ruiter stand hoch aufrecht inmitten des furchtbaren Kugelregens, eben so Duquesne; sie wichen nicht von dem Ehrenplatze und leiteten die Schlacht mit ihren Blicken.

Der Capitain des holländischen Admiralschiffes, Gerhard Kallenburg, trat zu dem Admiral: „Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen, edler Herr,

so verlaßt diese Stelle; Ihr setzt Euch allzusehr aus und wie ich behaupten mag, ohne Noth. Der Kampf ist durchaus regelmäßig, und unsere Schiffe sind durch nichts bedroht. Laßt mich einen Augenblick Eure Stelle einnehmen."

„Mit nichten, Capitain!" antwortete de Ruiter schnell. „Laßt mich auf meinem Platz. „Hurrah, meine Jungen; Ihr schlagt Euch tapfer für des Landes Ehre! Bald werden wir entern können. Wer kommt da?"

„Das ist die Fregatte des Ritter Tourville, Herr Admiral! Es ist einer der tapfersten Offiziere Frankreichs. Capitain de Wildt bietet ihm die Spitze."

„Mein wackrer de Wildt wird schon fertig mit ihm," entgegnete de Ruiter lächelnd. „Was ist die Glocke, Capitain Kallenburg?"

„Gerade fünf Uhr, Herr de Ruiter, der Mann am Steuer wendet das Glas."

„So schlagen wir eine Stunde! Wenn abermals eine Stunde vorüber sein wird...."

Der Admiral unterbrach sich; eine Kugel war über das Deck geflogen und schlug an: Weh! Was ist das!"

„Um Gottes willen, Herr de Ruiter!" rief der Capitain erbleichend. „Ihr seid...."

„Bleibt still!“ befahl de Ruiter leise. „Kommt näher, damit ich mich auf Euch stütze, ehe Jemand etwas merkt. — Feuer! Hurrah!“

Der Capitain war seinem Führer ganz nahe getreten und stützte ihn, soviel er es vermochte. „Wie fühlt Ihr Euch, edler Herr!“ —

„Gut! — Recht gut, mein Junge! — Aber... Was ist das? Mir dunkelt's vor den Augen! Helft!“ Und mit diesen Worten sank er ohnmächtig zusammen.

„Der Admiral ist verwundet! Der Admiral ist verwundet!“ ertönte es gleich darauf vom Halbdeck bis zur Schanze. Vom ersten Offizier an bis zum letzten Deckläufer traf diese Nachricht wie ein Todespfeil in jedes Herz; aber außer sich über ein solches Leid, verdoppelte Jedermann seine Anstrengungen, und die Franzosen wurden mit zweifacher Wuth angegriffen.

Michael de Ruiter ward in seine Kajüte hinabgetragen, die Aerzte eilten zu seiner Hülfe herbei. Sein linker Fuß war zerschmettert und im Niederstürzen hatte er sich am Kopf bedeutend verwundet. Er litt die heftigsten Schmerzen, als man ihm den Verband anlegte, aber er verzog keine Miene, und bat die Umstehenden freundlich, sie möchten sich doch nur seinetwegen nicht ängstigen.

Auf allen holländischen Schiffen war nach und nach die Trauerkunde angelangt, und mit der heftigsten Erbitterung warfen sich Soldaten und Matrosen dem Feinde entgegen; die französische Linie ward zum Weichen gebracht, und als die Schlacht vier volle Stunden gedauert hatte, mußte der stolze Duquesne es über sich gewinnen, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen. Die Franzosen machten Segel und trieben mit dem Winde ab, nicht ohne von den Holländern lebhaft verfolgt und angegriffen zu werden.

Unterdessen war das holländische Admiralschiff nach dem Hafen von Syrakus abgegangen und legte hier vor Anker, indem man jedes mögliche Mittel aufbot, um die Schmerzen des geliebten Verwundeten zu lindern, und jede Gefahr, die ihn etwa bedrohen könnte, abzuwenden. Drei Tage gingen unter Angst und Schrecken, unter Hoffen und Erwarten vorüber.

Mit Rührung sah de Ruiter die Bemühungen seiner edlen Freunde, die sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn beschäftigen; sein Blick ruhte auf ihren verstörten Gesichtern und er konnte der Thränen nicht wehren.

„Ich danke Euch, Kinder," sprach er matt. „Ihr sollt Euch nicht über die Gebühr um mich bemühen.

Geht und ruht aus von Eurem schweren Tagewerk. Gerhard Kallenburg, bleibt Ihr bei mir."

Die Uebrigen entfernten sich und der Capitain ließ sich am Bette des Admirals nieder: „Ich habe sie fortgeschickt, Gerhard, um mit Euch allein zu sein. Es ist ja doch Alles unnütz."

„Das wolle Gott nicht, daß Ihr so trüben Gedanken Raum gebt!" sprach erschrocken der Capitain.

„Es ist aber so. Jetzt erfüllt sich die dunkle Ahnung, die in mir aufstieg, als ich die holländische Küste vor meinen Blicken entschwinden sah; ich wußte wohl, daß ich sie nicht wiedersehen würde."

„Laßt Euch nicht von einer so finsteren Ahnung beherrschen."

„Finster? Es wird vielmehr Tag! Bisher lag es wie Blei auf meiner Brust. Ich konnte die Last nicht loswerden, die mich niederbeugte; jetzt ist sie abgewälzt. Ich weiß, daß ich hier sterben werde. Laßt mir den Westhovius rufen."

Der Capitain that, wie ihm geheißen wurde, dann kehrte er zu dem Krankenbette zurück.

„Ihr sollt nun auch gehen mein Freund," sagte de Ruiter, „denn zu dem, was ich Gott in meiner Todesstunde vertrauen will, brauche ich keinen weltlichen Zeugen. Haltet Euch aber mit den Uebrigen

in der Nähe auf, damit ich Euch noch einmal sehe, bevor ich scheide."

Kallenburg that, wie ihm geheißen wurde, und machte Raum für den Prediger Westhovius, der so eben in die Kajüte trat.

„Kommt näher, ehrwürdiger Herr!" sprach de Ruiter langsam, „ich will in Eurer Gegenwart mich zum Tode bereiten. Ihr glaubt doch an meinen Tod?"

„Ja!" sprach mit tiefer Rührung der Geistliche. „Ich glaube daran! Der Herr, der über Leben und Tod gebietet, setzt Eurem Laufe das Ziel; hier ist das Ende Eurer irdischen Laufbahn!"

„Ich wußte es wohl."

„Selig sind die in dem Herrn sterben," sprach Westhovius, „und das thust Du, edler Held, denn Du hast dem Herrn gelebt. Ueber ein Kleines wirst Du Seine Stimme vernehmen, und Er wird zu Dir sagen: Wahrlich, ich sage Dir, noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein."

„Das ist mein Trost und meine Zuversicht! Ich bin mir bewußt, daß ich mich nie meines Glücks überhoben habe und ich sage zu Gott: „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthigt hast, daß ich Deine Rechte lerne."

„Hast Du keine Sehnsucht nach den Deinen!"

fragte Westhovius. „Willst Du nicht von ihnen reden, und ihnen durch mich Deine letzten Wünsche kund thun?"

„Ich denke ihrer in jeder Minute, ich spreche es nur nicht aus," entgegnete de Ruiter. „Als ich von Amsterdam schied, habe ich herzlichen Abschied von ihnen genommen, für ihr irdisches Wohl ist gesorgt. Mein reichster Segen ruht auf ihnen und wenn Du zu ihnen kommst, Westhovius, breite Du, statt meiner, die Hände segnend über sie aus."

„Ich will es redlich erfüllen."

„Es ist vorüber! Glaubst Du, Diener des Herrn, daß Gott mir gnädig sein und mir meine Sünden vergeben werde?"

„Du bist redlich und fromm gewesen, Dein Lebelang! Geh mit Gottes Kraft Deiner wahren Heimath entgegen; Du stehst entsündigt vor ihm!"

„So reiche mir die letzte Labung; den letzten Tropfen aus dem reichen Quell des ewigen Erbarmens."

Der Prediger ordnete mit Würde die heiligen Gefäße und reichte dem Sterbenden das Blut und den Leib des Herrn. Dann aber erhob er die Hände und sprach: „Der Herr segne Dich und behüte Dich! Er erhebe sein Angesicht auf Dich und sei Dir gnädig.

Er erhebe sein Angesicht über Dir und gebe Dir Seinen Frieden!"

De Ruiter betete: „Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; all Deine Wasserwogen und Wellen 'gehen über mich. Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort." Er lag still und ruhig da; in diesem Augenblicke fühlte er sich schmerzlos. Er wandte das Angesicht zu dem Geistlichen: „Jetzt zu den letzten irdischen Geschäften; seid so gut und ruft mir die Freunde."

Der Vice-Admiral de Haan und die übrigen Capitaine traten ein. Michael de Ruiter lächelte ihnen zu: „Nun, meine Freunde, es gilt den ewigen Abschied! Hört meine letzten Anordnungen. Ihr, de Haan, übernehmt nach mir das Commando, Graf van Swieten rückt in Eure Stelle ein, und mein guter Kallenburg wird Schout by Nacht. Meldet dem Prinzen von Oranien und den General-Staaten meinen Tod. Allen Offizieren der Flotte, die ich jetzt nicht um mich versammeln kann, bringt meinen herzlichen Dank für ihre Ergebenheit und Treue! Aller Seeleute, die je mit mir an Bord eines Schiffes gelebt, gedenke ich in Liebe, und wünsche ihnen

Frieden und Freude. Ich habe nie einen Feind gekannt und mit der Welt in stetem Frieden gelebt, wäre aber Jemand, den ich wissentlich gekränkt hätte, so bitte ich es ihm reumüthig ab.

„Schont Euch, de Ruiter! Schont uns!" bat Gerhard Kallenburg.

„Admiral de Haan!" fuhr de Ruiter nach einer Pause fort. „Ihr seid mein Nachfolger im Amte; führt es mit Kraft. Mein Secretair wird Euch die geheimen Instruktionen übergeben, richtet Euch streng darnach. Vor Allem aber, Ihr Herren, vor Allem, wahrt die Ehre unserer Flagge; sie sei Euch heilig! Schwört mir, daß Ihr sie mit Eurem Leben beschützen wollt!"

„Wir schwören!" entgegneten die Offiziere mit gewaltsam unterdrückter Rührung.

„Ich danke Euch! — Nun bin ich bereit! Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Willem de Haan, Ihr sollt mir die Augen zudrücken."

Willem de Haan trat zu dem Ruhebette des Sterbenden, und beugte sich voll Rührung über ihn.

„O Tag des Schreckens!" sprach Kallenburg vor sich hin.

„Er stirbt!" schrie nach einer Pause Willem de Haan.

„Es ist vollbracht!" sagte Westhovius. „Herr, nimm seinen Geist auf."

Das Schiff hatte mit dem Winde vor seinem Anker gewendet und lag mit dem Spiegel nach Westen. Durch die Fenster fiel ein Strahl der sinkenden Sonne und umleuchtete das Antlitz des Helden, auf welchem ein Lächeln der Verklärung schwebte.

„Gerhard Kallenburg ging hinaus, um voll tiefer Rührung die Flotte von dem Geschehenen durch einen Tagesbefehl in Kenntniß zu setzen. Der Secretair des Admiral-Schiffes aber schrieb in das Loggbuch:

„Bai von Syracus. Michael Adrianson de „Ruiter, Lieutenant-Admiral-General von Holland „und Westfriesland, Ritter des goldenen Vließes „und des St. Michaels-Ordens, starb heute am „29. April, Abends um 7½ Uhr, in Folge der vor „Catanea empfangenen Wunde."

Am Ufer war zu derselben Stunde eine laute Bewegung. Das Volk jauchzte dem Unter-Könige von Sicilien, Marquis von Villafranca entgegen, der eine geschmückte Staatsbarke bestieg, und begleitet von einem glänzenden Gefolge, sich nach dem holländischen Admiral-Schiffe begab.

Die Offiziere empfingen den hohen Gast mit Ehrerbietung, und verkündeten ihm, was geschehen.

„Das wolle Gott nicht! rief der Vice-König erschrocken. „Ich komme im Namen Seiner Allerka-

tholischen Majestät, um ihn mit hohen Ehren und Würden zu schmücken...."

„Ihr kommt zu spät!" unterbrach ihn Gerhard Kallenburg mit tiefer Rührung.

Man begab sich in die Kajüte. Gedankenvoll stand der Marquis von Villafranca vor dem Todten. „Spaniens erhabener König hat den Heldengeist erkannt, der in ihm wohnte, und wußte ihn zu würdigen," sprach er zu den Umstehenden. „Wir wollten ihn mit äußeren Ehren schmücken, aber er bedarf ihrer nicht mehr. So möge denn, was ihn vor Tausenden erheben sollte, seinen Sargdeckel zieren."

Er winkte. Zwei Pagen des Vice-Königs stellten ein Tabouret zu Häupten des Lagers und legten den Herzogshut darauf, zwei Andere breiteten den Herzogsmantel über den Todten aus. Tiefe Stille herrschte während dieser Ceremonie.

Da fiel der erste Trauerschuß am Bord des Admiral-Schiffes; nach einer Minute folgte der zweite, und die übrigen in gleichen Pausen. Der dumpfe Schall der Geschütze fand sein Echo in den fernsten Meeren, die je von einem niederländischen Kiel durchfurchet sind.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld, in Berlin.